



*Braunschweiger volkskunde*

Richard Andrée

901 7476.96



Harvard College Library

FROM THE

SUBSCRIPTION FUND

BEGUN IN 1858

21 Feb. 1900.



# Braunschweiger Volkskunde.





Gafel I.



Bortfelder Bauer.

(Joh. Heint. Fischbieter, geb. 1822, aufgenommen 1894.)

6

**Braunschweiger**

**Volkskunde**

von

**Richard Andree.**



Mit 6 Tafeln und 80 Abbildungen, Plänen und Karten.

— — — — —  
A<sup>2</sup>

**Braunschweig,**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1896.

Ger. 7498.96

~~13554.16.5~~



Subscription fund

---

Alle Rechte vorbehalten.

---

34

## Vorwort.

Wie in den meisten deutschen Landschaften, hat auch im Braunschweigischen die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts auf fast allen Gebieten, nicht zum wenigsten aber auf jenem der Sitten und Volksüberlieferungen, tief greifende Ummwälzungen hervorgebracht, von denen die ländliche Bevölkerung kaum minder stark als die städtische betroffen worden ist. Dieser Vorgang ist aber ein so natürlicher, daß wir ihn nicht beklagen dürfen, mag auch unser Gemüt, das der Väter Art und Weise hochschätzt, davon nicht immer zustimmend berührt werden.

In einer minschenlewedäge hat sik dat alles eännert, hörte ich einen Alten sagen, der kopfschüttelnd mancher Neuerung gegenüber stand. Und in der That, wer sich erinnert, wie es noch vor vierzig Jahren auf dem Lande ausfah und zuging und dagegen das heutige Dorf, den heutigen Bauer betrachtet, der muß über Änderungen und Fortschritte, die Platz gegriffen haben, staunen. Aus einem großen Teile unserer Landleute hat sich eine Bevölkerung entwickelt, die nach Anschauung und Lebensart, nach Bildung und Auftreten dem Städter gleicht und nun den Stand der Ökonomen und kleinen Gutsbesitzer bildet, während der Bauer nach altem Schlage eine immer seltenere Erscheinung wird.

Es liegt auf der Hand, daß unter solchen Umständen mehr und mehr schwinden muß, was von alten Sitten, Bräuchen, Einrichtungen, Überlieferungen noch vorhanden ist, somit die Ansbeute für den Sammler auf dem Gebiete der Volkskunde täglich geringer wird, zumal bald der Mund des letzten verstummt sein wird, welcher über die alte Zeit Auskunft zu geben vermag; die alte Zeit, unter der wir schon im allgemeinen die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts verstehen.

Während nun in anderen deutschen Gauen eine rege Thätigkeit auf dem Gebiete der Volkskunde sich entwickelte, haben wir Braunschweiger, wenige

tüchtige Einzelarbeiten ausgenommen, in dieser Beziehung nicht viel geleistet. Und doch ist es die höchste Zeit, noch zu retten und das Gesammelte zu buchen, ehe es zu spät! Neben der Liebe zur Heimat ist dieses der Grund gewesen, daß ich mich der Aufgabe unterzogen habe, die vorliegende Volkskunde niederzuschreiben, zu der ich den bei weitem größten Teil des Stoffes im regen Verkehr mit dem Volke selbst sammelte.

Dabei war eine geographisch-räumliche Beschränkung geboten. Hätte ich das ganze, in Stücke und Stückerl zerrißene Herzogtum innerhalb seiner politischen Grenzen vom Südfuße des Harzes bis zur unteren Weser und von Westfalen bis in die Altmark mir als Rahmen erkoren, so hätte eine niedersächsische Volkskunde entstehen müssen, die zu schaffen nicht in meiner Absicht lag und zu der meine Kräfte nicht ausgereicht haben würden. Ich beschränkte mich daher auf das Hauptstück Braunschweig, die Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt, unter Ausschluß der vielfach anderen vollstündlichen und natürlichen Verhältnissen unterliegenden, zu diesen Kreisen gehörigen Exclaven Thedinghausen, Harzburg und Calvörde, während ich andererseits wieder genötigt war, die tief in unser Land einschneidenden Teile des hannoverschen Kreises Gifhorn zu berücksichtigen, wo die ländliche Bevölkerung vielfach noch ursprünglicher geblieben ist, als in unserem Lande und wo noch manche Lichtstrahlen auf Verhältnisse fallen, die innerhalb der braunschweigischen Grenze schon verblasen.

Daß außer dem Sammeln unter dem Volke selbst auch die gedruckten Quellen und zahlreiche zerstreute Nachrichten herangezogen wurden, bedarf keiner besonderen Ausführung. Aber auch dieses würde nicht zur Schaffung der vorliegenden Arbeit genügt haben, hätte ich nicht Helfer gefunden, die, von der Wichtigkeit des Rettungswerkes überzeugt, mir beigesprungen wären, und ihnen bringe ich hier den gebührenden Dank für uneigennützigte Hülfe dar. Es sind dieses die Herren A. Basel in Beierstedt, Pastor Schattenberg in Eißum, Dr. Gerhard in Wolfenbüttel, Karl Rhamm in Braunschweig, Archivar Zimmermann in Wolfenbüttel, Prof. Hänjelmann in Braunschweig, Museumsassistent F. Grabowsky in Braunschweig (der auf manchen Fahrten mich begleitete und dem ich viele photographische Aufnahmen danke), Dr. C. Waltherr in Hamburg, Dr. G. Kossinna in Berlin und mein Schwiegersohn Finanzrat Dr. Zimmermann in Braunschweig, der als Vorstand des Statistischen Bureaus besonders dazu berufen war, den Abschnitt über die Siedelungskunde auf meinen Wunsch auszuarbeiten. Daß ich auch aus den tiefsten Volksschichten schöpfen konnte, verdanke ich einem intelligenten Arbeiter, H. Achilles auf dem Reitling, der mit großem Verständnis auf meine Fragestellungen einzugehen mußte.

Die Abbildungen, mit geringen Ausnahmen bisher unveröffentlicht, wurden nach meinen Skizzen, nach Originalphotographien und Stücken im Städtischen Museum angefertigt. Die Hausaufnahmen S. 116, 118 und 119 verdanke ich Herrn Architekt Möhrenschlager.

Alles, was in der vorliegenden Schrift in niederdeutscher Sprache gegeben wurde, habe ich durch Antiquadruk ausgezeichnet. Dabei war ich bestrebt, nach Möglichkeit rein phonetisch zu schreiben unter Anschluß an die von Schambach für unsere Nachbarmundart befolgte Schreibweise. Im allgemeinen kommt jene mir geläufige Mundart dabei zur Geltung, wie sie in den Dörfern östlich und nordöstlich von der Hauptstadt gesprochen wird.

Ich übergebe meinen Landsleuten diese Arbeit mit dem Wunsche, daß sie recht viele Ergänzungen erfahren und Berufene sich veranlaßt fühlen mögen, weiter zu arbeiten auf dem Gebiete unserer Volkskunde.

Braunschweig, Sommer 1896.

Dr. Richard Andree.



# Inhaltsverzeichnis.

	Seite
<u>Einleitung</u> . . . . .	1
<u>Topographische Skizze des Gebietes 1. Vorgeschiedliches 3. Uherufer 4. Langobarden 4. Sachsen 5. Abteilungen der Sachsen 6. Einwirkungen der Thüringer und Franken 7. Anthropologisches 7. Farbe der Haare, Haut und Augen 8. Sprachliches 9. Die Oler als Dialektgrenze 10. Einwirkung der Reformation auf die niederdeutsche Sprache 12. Eindringen hochdeutscher Kanzlei- und Rechtsprache 13. Verfall der niederdeutschen Sprache 15.</u>	
<u>Die Ortsnamen</u> . . . . .	18
<u>Alter unserer Ortsnamen 18. Ortsnamen auf —heim 20. Auf —stedt 24. Auf —dorf 25. Auf —ingen 27. Auf —rode 28. Auf —ithi (—te, —de) 29. Auf —leben 30. Auf —beck 32. Auf —la und —berg 33. Auf —burg und —hausen 34. Auf —büttel 35. Auf —lot, —feld und —mar 36. Auf —horst, —brück, —hagen, —au, —thal und —wic 37. Auf —lamp, —wieche, —zelle, —heide, —johle, —frug und —furt 38. Auf —hof und —mühle 39. Einfache Stämme 39. Innerhärtle Ortsnamen 40.</u>	
<u>Die Flurnamen und Forstorte</u> . . . . .	41
<u>Die Landesvermessung unter Herzog Karl I. 41. Alphabetische Aufzählung der Flurnamen 43 ff.</u>	
<u>Siedelungen und Bevölkerungsdichtigkeit von Dr. F. W. K. Zimmermann.</u>	86
<u>Allgemeine Bevölkerungsverhältnisse 86. Bevölkerungszunahme seit 1790 87. Einfluß der Städte auf die Bevölkerungszunahme 87. Die Landgemeinden nach der Einwohnerzahl 98. Verteilung der Ortschaften 90. Bevölkerungsdichtigkeit 91. Ursachen der verschiedenen Bevölkerungsentwicklung 93. Einfluß der Bodengüte 93, des Zuckerrübenbaues 94, des Waldes 95, der Wasserzüge 97, der Landstraßen 98, der Eisenbahnen 99, der Industrie 101.</u>	
<u>Die Dörfer und die Häuser</u> . . . . .	104
<u>Deutsche Dorfanlagen und deren Entstehung 104. Unregelmäßige Hausendörfer 104. Regelmäßig gebaute Dörfer 105. Das sächsische Haus 109. Älteste Formen desselben 110. Anbild des sächsischen Hauses 111. Bauerngärten 111. Grundriß des sächsischen Hauses 112. Das große Thor 113. Die Däle 114. Die Ställe 114. Das Fachwerk 116. Das Dach 117. Schornstein und Herd 118. Reifelhaken 120. Abweichende Typen des Sachsenhauses 122. Größe desselben 123. Barmsteinverzierungen 124. Donnerbefen 125. Die Pferdeföpfe am Giebel 125. Deutung derselben 126. Das Ulenloek 129. Untergang des sächsischen Hauses 130. Südgrenze des sächsischen Hauses 134. Thüringische Häuser und Höhe 142. Hausprache 147.</u>	



	Seite
<b>Der Bauer, die Hirten und das Gesinde . . . . .</b>	<b>151</b>
Hörigkeit der Bauern 151. Anfänge der Befreiung 152. Abgaben und Dienstleistungen 152. Hühnergeld und Rauchhühner 153. Lieferung der Sperlingslöpfe 153. Der Zehnten 153. Die Zehntmalter 154. Die Separation und deren Folgen 155. Kennzeichnung des Bauern 156. Rangstufen der Bauern 158. Hofnamen 158. Die Hirten 159. Chehirten 159. Der Schäfer 160. Ausrüstung der Schäfer 161. Das Ohrmalen der Schafe 162. Das Gesinde 162. Lohn desselben 163. Einteilung des Gesindes 163. Die Kost auf dem Lande 164.	
<b>Die Spinnstube . . . . .</b>	<b>165</b>
Alte Spinnwirtel 165. Spinnen mit der Spindel 165. Erfindung des Spinnrades 166. Der alte Flachsbau 166. Die Leineweber 167. Flachsbergglauben 167. Kästel vom Spinnen 168. Verbot der Spinnstuben 168. Spinnstubenregeln und Gebräuche 169. Lieder und Erzählungen 170. Ruchhuhn, Schimmelreiter und Erbganter 171. Spinnstubenspiele 171. Wodenblattinschriften 172. Wodenpflöde 173. Die Flachsbereitung und ihre Ausdrücke 173. Die Teile des Spinnrades 174. Der Hapfel 175.	
<b>Gerät in Hof und Haus . . . . .</b>	<b>176</b>
Der Pflug 176. Teile des alten Holzpfluges 177. Die Holzjegge 178. Der Ackerwagen 178. Pferdegeschirr 179. Die Senje 179. Die Kniejenje 180. Der Dreischlegel 180. Das Butterfaß 180. Aberglauben beim Buttern 182. Die Kerbhölzer 183. Signalgeräte 184. Der Knüppel 184. Die Klapper 185. Der Krüsel 185. Die Hillebille 185. Krüselketten 186. Die Elle 186. Ouedelsteine 187. Steinerne Handmühlen 188. Der Schüsselkranz 189. Feuerzeuge 189. Die Windmühlen 190.	
<b>Bauernkleidung und Schmud . . . . .</b>	<b>191</b>
Alter und Feststellung der Bauerntracht 191. Kostspieligkeit derselben 192. Unterschiede nach der Gegend 193. Stoffe 193. Kleiderordnungen 193. Eingehen der Tracht 193. Die Vortfelder 194. Vitteratur 194. Schilderung der Frauentracht in Groß-Deufte 195. Die Bandmüge 197. Alte Hauben 198. Das Nieder 198. Das Umfchlagetuch 199. Die Halskraufe 200. Der Weiberrod, die Schürze und die Strümpfe 200. Männertracht 201. Das Brusttuch 202. Schmud 203.	
<b>Geburt, Hochzeit und Tod . . . . .</b>	<b>207</b>
Schwangerschaft 207. Hebaume und Geburt 208. Gebärtuhl 208. Die Wöchnerin 209. Gevattern 210. Taufe 211. Säugen und Entwöhnen 212. Die Kinder und ihre Erziehung 213. Heirat und Hochzeit 214. Wahl der Braut 214. Liebe und Liebesoratel 214. Verlobung und Ehekontrakt 215. Bedemund 216. Hochzeitsbitter 217. Der Kästewagen 218. Das Brautheijchen 219. Polterabend 220. Brautkrone 221. Trauung 222. Hochzeitsmahl 222. Zahlung des Geijtliden 223. Brauttafelgelder 223. Tänze 223. Todesvorzeichen 224. Die Totenwäscherin 225. Der Sarg 225. Trauer 225. Das Grab 226. Leichenschmaus 227. Das Fell verkaufen 227. Umgehen der Toten 228. Sampireismus 228. Zehrpennig der Toten 228.	
<b>Das Jahr und die Feste . . . . .</b>	<b>230</b>
St. Nikolaus 230. Weihnachtsjungen 231. Weihnachtsbaum 231. Die Zwölften 232. Die Hallsche 232. Sylvester 233. Bleigießen 233. Neujahrsjungen 234. Heilige drei Könige 234. Lichtmeß 235. Fastnacht 235. Fastnachtsbräuche der Knechte 236. Spignamen 237. Fußwäschchen 238. Matthias 239. Oftern 240. Ofterfeuer 241. Ofterwasser 242. Verschiedene Ofterfitten 243. Oftereier 243. Regenskräfte 244. Der erste April 246. Der erste Mai 246. Pfingsten 247. Maibaum 247. Maibraut 248. Das Fahnenjagen 252. Das Hammelaffen 255.	

	Seite
Das Bullenstoßen 256. Der Pfingstochse 257. Medardus 258. Flurumgänge 258. Hagelfeier 259. Erntebrauche 260. Martini 261. Schweineflachten 263. Martinsgans 264.	
<b>Geisterwelt und mythische Erscheinungen . . . . .</b>	<b>265</b>
Animismus 265. Entflichen der Seele 266. Das Vorlat 266. Widenthies 267. Prophezeiungen 268. Geisterput 270. Gespenster 271. Kopflose Geister 271. Erbkönig 272. Spukende Tiere 272. Tüdeboten 272. Das Klageweib 273. Die Marle 273. Völkhan 273. Der Wermolf 273. Die Hegen 274. Der Bloksberg 274. Hegenfahrten 275. Das Einpföden 278. Böser Blick 279. Pannen 280. Der Hakenmann 281. Das Kornweib 281. Der Drafe 281. Die Zwerge 281. Altrauen 283. Der wilde Jäger 283. Die Kiesen 283. Der Teufel 284. Die Freimaurer 286.	
<b>Aberglauben, Wetterregeln und Volksmedizin . . . . .</b>	<b>288</b>
Erlaß gegen den Aberglauben 288. Tagewählerei 289. Glück und Unglück 290. Schutzbriefe 292. Rückwärts läuten 293. Wünschelrute 294. Wetterregeln 296. Landwirtschaftsregeln 299. Volksmedizin 300. Wunderdoktoren 301. Massage 301. Aderlassen 302. Segen- und Zauberprüche 303. Besprechen 304. Volksmittel 305. Sympathetische Heilmittel 306. Warzen 306. Volkstümliche Bezeichnungen der Arzneien 309. Behandlung der Viehkrankheiten 310. Das Rotfeuer 312.	
<b>Die Volksdichtung . . . . .</b>	<b>317</b>
Das Kinderlied 317. Spiele 321. Abzählreime 321. Ringeltanz 322. Plumpefad 323. Wandertaler 323. Blindekuh 323. Pfänderpiel 324. Postlagen 325. Pilefenpiel 325. Hegenpiel 325. Kinderspiellieder 327. Bastlöfereime 330. Spott- und Neckreime 332. Dorfneckereien 334. Die Tiere 335. Ruckud 335. Schwalbe 336. Storch 338. Käfer und Schnecken 339. Tierstimmen 340. Loctrufe 341. Volksreime 341. Militärsignal 344. Grußformeln 344. Sprechübungen 344. Wortverschung 344. Kartenspiel 345. Alliterationen und Ansonnanzen 345. Volkslieder 345. Pasquille 353. Rätsel 354. Sprichwörter und Redensarten 359.	
<b>Die Spuren der Wenden . . . . .</b>	<b>361</b>
Geschichtliches 361. Wendendörfer im Werder 361. Familiennamen im Werder 362. Germanisierung 362. Wendische Wörter im Niederdeutschen 363. Wendische Ortsnamen 363. Slavische Dorfanlage 363. Grenze der Rundlingsbauten 363. Braunschweigische Dörfer mit Rundlingsanlage 366. Wendische Flurnamen 368. Zehntfreiheit der wendischen Dörfer 372. Äußerste Ausdehnung der Wenden 374. Betrachtete Stellung der Wenden 374. Fälschlich als „wendische“ bezeichnete Dörfer 375.	



## Verzeichniß der Abbildungen.

✓ Tafel	I. Vortfelder Bauer . . . . .	Titelbild
✓ „	II. Sächsisches Haus aus Wenig . . . . .	zu S. 111
✓ „	III. Sächsisches Haus aus Ausbüttel . . . . .	zu S. 122
✓ „	IV. Haus in Olentorf . . . . .	zu S. 122
✓ „	V. Vortfelder Bauer . . . . .	zu S. 151
✓ „	VI. Mädchen aus Waggum . . . . .	zu S. 191

		Seite
Fig.	1. Karte der Verteilung der Orte auf —leben und —büttel . . . . .	31
„	2. Plan von Meerdorf 1770 . . . . .	106
„	3. Plan von Weserlingen 1754 . . . . .	107
„	4. Plan von Weddel 1759 . . . . .	108
„	5. Schematischer Plan der Dörfer bei Zerzheim . . . . .	109
„	6. Schematischer Plan eines sächsischen Bauernhauses . . . . .	112
„	7. Die lange Dör . . . . .	113
„	8. Einchnitt in der Züll für den Döffel . . . . .	114
„	9. Däle in Velpke . . . . .	115
„	10. Längsschnitt eines Hauses in Velpke . . . . .	116
„	11. Haus in Wendeburg von 1707 . . . . .	117
„	12—16. Haus in Neubrück von 1660 . . . . .	118—119
„	17. Kesselhaken . . . . .	120
„	18. Haus in Lehre von 1664 . . . . .	121
„	19. Haus in Lehre. Grundriß . . . . .	122
„	20. Haus in Olentorf. Grundriß . . . . .	123
„	21—23. Barmsteinschnitten mit Figuren . . . . .	124
„	24—28. Verschiedene Arten der Siebelzier . . . . .	126
„	29. Umgebautes sächsisches Haus in Vortfeld . . . . .	133
„	30. Südgrenze des sächsischen Hauses im Braunschweigischen . . . . .	136
„	31. Haus nach thüringer Art in Klein-Schöppenstedt . . . . .	143
„	32. Grundriß eines Hauses in Klein-Schöppenstedt von 1727 . . . . .	144
„	33. Grundriß eines Hauses in Schulentrode von 1769 . . . . .	144
„	34. Einblick in einen Hof in Kneitlingen . . . . .	146
„	35. Grundriß eines Hofes in Kneitlingen . . . . .	145
„	36. Schöpfelle der Schäfer . . . . .	161
„	37. Schäfertrinkhorn . . . . .	161
„	38. Schäferhaken . . . . .	161
„	39. Hölzerner Wockenpfod . . . . .	173
„	40, 41. Hölzerner Pfing älterer Art . . . . .	177, 178

	Seite
Fig. 42. Die Senfe . . . . .	179
„ 43. Die Knieense . . . . .	180
„ 44. Der Dreischlegel . . . . .	181
„ 45. Das Butterfaß . . . . .	182
„ 46. Kerbholz von 1613 . . . . .	183
„ 47. Die Klapper . . . . .	185
„ 48. Teil einer hölzernen Krüsellette . . . . .	186
„ 49. Steinerne Handmühle . . . . .	188
„ 50. Schüsselkranz . . . . .	189
„ 51. Formen der Wandnütze . . . . .	197
„ 52. Bauernmädchen aus Waggum . . . . .	198
„ 53. Alte Goldbrokathaube . . . . .	199
„ 54. Trauertuch . . . . .	199
„ 55. Die Fraiße . . . . .	200
„ 56. Zwiefelstrumpf . . . . .	201
„ 57. Gestrickter Handschuh . . . . .	201
„ 58. Dips oder Pedel . . . . .	202
„ 59. Postkaut aus Vortfeld . . . . .	202
„ 60. Knabenwams . . . . .	202
„ 61. Bauernburche . . . . .	203
„ 62—70. Schmuckstücken . . . . .	204, 205
„ 71. Silberner Ehring . . . . .	206
„ 72. Brautkrone . . . . .	221
„ 73. Fahne vom Fahnenjagen . . . . .	254
„ 74. Der Tumulus mit der benagelten Linde in Evesjen . . . . .	285
„ 75. Aderläßmännchen . . . . .	302
„ 76. Rundlingsbau (Dorfstraße in Parsau) . . . . .	365
„ 77. Plan von Wendshott 1759 (Rundling) . . . . .	367
„ 78. Plan von Bredhtorf 1759 (Rundling) . . . . .	368
„ 79. Plan von Reisingen (Rundling) . . . . .	369

## Einleitung.

---

**Topographische Skizze des Gebietes.** Das Gebiet, mit dem wir uns in den nachfolgenden Blättern beschäftigen, umfaßt einen Teil des Hügellandes, welches sich nördlich vom Harze bis zur norddeutschen Tiefebene ausdehnt, so wie ein Stück dieser letzteren selbst. Hydrographisch gehört es vollständig zum Gebiete der Aller und somit zum System der Weser. Von der Aller, die es in einem Bogen umfließt, wird es im Osten und Norden begrenzt, ihr strömen in süd-nördlicher Richtung auch die trägen Flüsse unseres Gebietes: die Oker, Aue-Grze und Fuze zu; namentlich ist die Oker, an welcher die Hauptstädte Wolfenbüttel und Braunschweig liegen, für uns hier der wichtigste Fluß; sie kommt in ihrem mittleren und unteren Laufe in Betracht und nimmt die Schunter mit der Wabe und die Altenau auf. Fast alle diese vielfach gekrümmten Gewässer ziehen langsam mit geringem Gefälle dahin und überschwemmen bei hohem Wasserstande das beiderseitige, wiesenbewachsene Gelände, dabei Sümpfe und Brüche bildend, die unter dem Einflusse der Kultur und Entwässerung allerdings stark eingeschränkt sind, aber früher weite Strecken des Landes bedeckten. Morastige Beschaffenheit gilt besonders auch von dem nordöstlichsten Gipfel unseres Gebietes, von der seit 1776 entwässerten Sumpfniederung des Drömling, welcher sein Wasser zwischen Oker und Aller teilt und mit seinem westlichen Drittel in das braunschweigische Amt Borsfelde hineinragt. Entwässert ist auch der große Wipperteich in demselben Amte.

Das Stück Niedersachsen, mit dem wir es zu thun haben, gehört politisch genommen vorwiegend zum Herzogtum Braunschweig, dessen am meisten zusammenhängendes Hauptstück es bildet. Es sind die Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt, abgesehen von den drei zu ihnen gehörigen, aber weit abgelegenen und andern natürlichen Bedingungen unterliegenden Enclaven Ithedinghausen an der unteren Weser, Calvörde in der Altmark und Harzburg am Harze. Andererseits aber greift von Norden her die Provinz Hannover namentlich mit dem zum Kreise Gifhorn gehörigen Gebiete von Fallersleben und dem Hasenwinkel tief in unser Land ein, auch liegen einige altmärkische Enclaven (Wolfsburg und Hehlingen) in demselben. So abgerundet hat das Landstück,

dessen Volkskunde wir zu schildern unternehmen, eine Ausdehnung von ungefähr 50 km in süd-nördlicher und 60 km ostwestlicher Richtung.

Im Südwesten unseres Gebietes reichen, noch einen Teil des ostfälischen Berglandes bildend, die Lichtenberge in das Braunschweigische herein (Möllerhorst 260 m). Sie führten und führen noch jetzt im Volksmunde die Bezeichnung „Harve“, abgeleitet aus „Hardeveg“. Mit ihrem dichten, bis auf unsere Tage erhaltenen Buchen- und Eichenbestande haben sie wohl immer eine Grenze gebildet, denn südlich von ihnen breiteten sich Ambergau und Saltgau, an der Nordseite der Ostfalengau aus.

Ohne Zusammenhang mit den Lichtenbergen, aber wie diese im Westen der Oker gelegen und ihr parallel laufend, zieht sich von Süd nach Nord der Oder hin, ein buchenbestandener, welliger Höhenzug, welcher im Hangerberge bis 170 m ansteigt.

Der südliche und östliche Teil des Gebietes wird durch die letzten Ausläufer des Hügellandes im Norden des Harzes gekennzeichnet; es sind diese vereinzelt Hügellisten, die durch breite Täler von einander getrennt und, ihres Zusammenhanges beraubt, nur noch in Resten erhalten sind. Sie erscheinen dem fast überall leicht welligen, durchschnittlich 100 m über der Nordsee liegenden Lande aufgesetzt.

Die südlichste dieser Erhebungen, zugleich die Südgrenze unseres Gebietes, bildet der Fallstein (260 m), ihm folgt nördlich, getrennt durch die große, 3 km breite, seit dem 16. Jahrhundert entwässerte Mulde des Bruchgrabens, der Hees (150 m) im Westen von Zerzheim und dann die buchenbestandene, aus zwei Parallelzügen bestehende Affe (220 m). Nach einer breiten und tiefen, von der Altenau, einem rechten Okerzuflusse, durchströmten Einsenkung folgt weiter nördlich der bedeutendste Bergzug unseres Landes, der 22 km lange und bis 7 km breite, wasserarme, einformige, aber mit schönen Buchen bestandene Elm, welcher eine mittlere Höhe von 250 m erreicht, im Herzberg und Rußberg aber bis gegen 300 m ansteigt. Wieder weiter nach Norden hin, einen Vorposten gegen die Liefebene bildend, erhebt sich bei Königslutter der Dorm (190 m), und östlich von ihm steigen die verschiedenen Höhenzüge bei Helmstedt auf: der dem Elm vorgelagerte Elz (200 m) und der Lappwald (200 m), endlich die nach dem Allerbogen hin sich erstreckenden Höhen, welche im Müversberge (130 m) östlich von Fallersleben abschließen.

Die ältesten Bildungen des Hügellandes gehören der Triasperiode an. Affe und Elm, Dorm, der Rußberg bei Braunschweig (100 m) und der Lindenberg (108 m) bei Wolfenbüttel bestehen aus den dieser Periode zugehörigen Gesteinsbildungen. Die bedeutendsten Höhen nimmt der Muschelkalk ein, so im Elm und an der Affe. Im Inneren der Höhenzüge und auf geringeren Anhöhen (Rußberg, Lindenberg) finden wir Glieder der Buntjandsteinformation entwickelt. Der Lappwald dagegen besteht vorwiegend aus Keuperjandstein und unterem Lias. Jura- und Kreideformation sind namentlich im westlichen Teile des Gebietes entwickelt, sie bilden nur niedrige Höhenzüge. In der langgestreckten Ein-

setzung zwischen Lappwald und Elm ist die Braunkohlenformation weit verbreitet, aber vielfach vom Diluvium verdeckt und nur in unbedeutenden Erhebungen zu Tage tretend.

Mit dem Hügellande, wie es hier skizziert ist, fällt der fruchtbarste Boden des Herzogtums zusammen, und hier hat sich die Landwirtschaft am besten und tiefsten entwickelt, hier wohnt der wohlhabendere und fortgeschrittenere Teil der Bevölkerung. Es ist dieses eine Beobachtung, die schon im 18. Jahrhundert gemacht wurde; man stellte diesen Boden als „Kleiboden“ dem der Tiefebene, dem „Sandboden“, gegenüber.

Die Tiefebene ragt von Norden her mit einer durchschnittlichen Erhebung von 60 bis 70 m in unser Gebiet herein. Sie ist ein Teil, eine vorgeschobene Bucht, der großen europäischen Tiefebene, speziell der Heide, in ihren landschaftlichen Zügen und ihrer geognostischen Beschaffenheit sich dieser eng anschließend. Es sind die Ablagerungen des Diluviums, der Eiszeit, mit denen wir es hier zu thun haben, die in Gestalt von Blocklehm oder Geschiebemergel, von Kiesen (Grant) und geschiebeführenden Sanden hier auftreten. Die jungdiluvialen Thalsande (Heidesande), welche durch ihre weite Verbreitung der Gegend nördlich von der Stadt Braunschweig ein kennzeichnendes Gepräge verleihen, ruhen mit einer Mächtigkeit von 15 bis 20 m auf den älteren diluvialen Bildungen (Kloos). Sie unterliegen noch jetzt vielfach einem Windtransport, und im Norden der Stadt Braunschweig wandert man durch eine Dünenregion wie am Meeresstrande. Im allgemeinen jedoch breitet sich das vom Thalsande gebildete Tiefland eben und einförmig aus, während die Oberfläche der Geschiebesande wellenförmig gestaltet ist und durch die mehrfachen Anhäufungen nordischer Blöcke der Landschaft größere Abwechslung verleiht. Zwischen den einzelnen Bodenwellen trifft man öfter Bruch und Sumpf.

**Vorgeschichtliches und Frühgeschichtliches.** Wenn wir auf einer Karte unseres Gebietes alle die vorgeschichtlichen Funde eintragen, die hier gemacht wurden, so erscheint dasselbe mit Fundstätten dicht überzogen: Stein-, Bronze- und ältere Eisenzeit sind reichlich vertreten, fast gleichmäßig über das Land verbreitet als ein Zeugnis dafür, daß auch in vorgeschichtlicher Zeit dieses Land nicht spärlich besiedelt war. Eine zusammenfassende Arbeit über Braunschweigs Vorgeschichte steht aber noch aus, soviel Einzelbeschreibungen auch schon vorhanden sind und so reichlichen Stoff für eine Gesamtdarstellung auch unsere Museen bieten.

Die ältere Steinzeit ist wenigstens durch einige Funde vertreten, die in den lösartigen Ablagerungen der Quaternärzeit zu Thiede entdeckt wurden, wo Feuersteinschaber und geschlagene Feuersteine neben den Resten des Renntiers, Lemmings, Schneehuhns und anderer diluvialer Tierknochen sich fanden. Überreich ist die jüngere Steinzeit mit schönen Fundstücken vertreten, darunter Jadeitbeile (u. a. das größte bisher bekannte) und die massenhaften Geräte der diluvialen Thalsande mit den kleinsten bisher bekannten Feuersteinpfeilspitzen. Der jüngeren Steinzeit gehören auch die Lübbensteine bei Helmstedt an, das südlichste der be-



kannten Steinkammergräber; imponierend und verhältnismäßig gut erhalten, stellen sie das älteste, wenn auch rohe Bauwerk unseres Landes dar.

Spuren der Kupferzeit, wenn man eine solche gelten lassen will, sind vorhanden und schöne Funde von verschiedenen Örtlichkeiten stellen das Vorhandensein der Bronzezeit in unserm Lande fest. Reiche Ausbeute liefern bis zum heutigen Tage die zahlreichen Urnenfriedhöfe, von denen einzelne noch der Bronzezeit zuzuweisen sind, während die meisten in die frühe Eisenzeit (la Tène-Periode) fallen, wie die Fibeln von Lauingen und Helmstedt beweisen. Handelsbeziehungen haben wahrscheinlich das fremde Metall in unser Land gebracht — an die Einwanderung eines fremden Volkes braucht darum nicht gedacht zu werden; gegen solche Annahme spricht, daß zur Eisenzeit bei uns die Begräbnisweise dieselbe, wie früher in der Bronzezeit blieb. Der Zeitraum, in welchem bei uns das Eisen allmählich zur Herrschaft gelangte, wird in das erste Jahrhundert vor Christus versetzt. Um die Zeit von Christi Geburt faßten die Römer festen Fuß am Rhein und im Norden der Alpen, römische Erzeugnisse ergossen sich über das Land und mit der neu andbrechenden Kulturperiode fällt auch das erste geschichtliche Licht auf unsere Gegend. Die schönen Ringwälle des Landes mögen teilweise noch in die vorgeschichtliche Zeit zurückgreifen, nach Analogie der übrigen Erd- und Steinwälle verwandter Art in Norddeutschland dürfen wir sie jedoch meist in die frühgeschichtliche Periode versetzen.

Wir haben keine Ursache, anzunehmen, daß die frühesten Bewohner, von denen uns die Geschichte in unserm Lande meldet, nicht die Nachkommen jener Menschen gewesen seien, deren Dasein uns durch die vorgeschichtlichen Funde der Stein-, Bronze- und Eisenzeit nachgewiesen ist.

Dasjenige Volk, von dem wir als Bewohner unseres Landes die erste sichere Kunde durch Römer und Griechen haben, waren die Cherusker. Schon bei Cäsar steht ihr Name neben den germanischen Völkern, den Sweden und Sugambem. Von der Weser im Westen, um den Harz, bis fast zur Elbe reichten ihre Sitze, so daß das heutige Braunschweig zu ihren Kernländern gehörte. Daß die Cherusker, ein Volk, an das sich große geschichtliche Erinnerungen knüpfen, aus ihren Stammsitzen je ausgewandert wären, davon finden wir in der Geschichte keine Spur, vielmehr ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sie in dem großen Volke der Sachsen aufgingen, das später in ihren Sitzen auftritt. Neben ihnen werden in unserer Gegend als Nachbarn die Fosen genannt (Tac. Germ. 36), von denen wir aber weiter nichts hören.

Für die nördlichen Striche unseres Gebietes hat ein zu hohem Ansehen gelangtes Volk Bedeutung: von der unteren Aller, quer durch die Heide bis zur unteren Elbe reichten die Langobarden, Westgermanen swebischen Stammes. Etwa im vierten Jahrhundert sind sie aus ihren norddeutschen Sitzen ausgewandert und in weiten Zügen im sechsten Jahrhundert nach Italien gelangt, wo in der Lombardei ihr Name noch haftet. Aber auch im alten Stammlande blieb derselbe erhalten: Vardi heißen sie mit abgekürztem Namen bei Helmold, wohl einem Braunschweiger, der in unserer Stadt gebildet war und in der Zeit

Heinrichs des Löwen schrieb; der Langobarden alte Landschaft heißt Vardengowe im Mittelalter, ihre Stadt Vardonwic, das heutige Bardewiek.

Die Namen der hier genannten Stämme verschwinden und an ihre Stelle tritt vom zweiten Jahrhundert an, allmählich von Norden nach Süden sich ausbreitend und Nordwestdeutschland umfassend, der Stamm der Sachsen. Er kommt zuerst beim Ptolemäus vor, nach dem sie auf der kimbrischen Halbinsel, die bei den Alten schon von der Wesermündung an beginnt, wohnten <sup>1)</sup>. Auch nach dem Geographen von Ravenna (Cosmogr. IV, 17) waren sie den Dänen benachbart. Von diesem ihrem nordelbischen Stammsitze, wo jedenfalls ein Teil zurückblieb, der die Grundlage der später genannten Nordalbingier bildete, haben sie sich im dritten und vierten Jahrhundert nach Süden verbreitet und dabei die ihnen stammverwandten Völker an der Weser und bis zum Harze unterworfen und in sich aufgenommen, die so zu dem großen, mächtigen und kriegerischen Volke der Sachsen zusammenwuchsen; Saxones, Messerträger, nannten sie sich nach ihrer Nationalwaffe, dem sahs, sax <sup>2)</sup>.

Was die zuerst im alten Nordwestdeutschland genannten Völker betrifft, die Cherusker mit den Fosen, die Angrivarier, Chaulen, Chamaven und Langobarden, so ist der größte Teil in seiner Heimat verblieben und bildete den Kern des Sachsenbundes; nur von zweien berichtet die Geschichte, daß sie ausgewandert seien: die Langobarden sind nach Süden gezogen, die Chamaven nach Westen, wo sie am Rhein sich den Franken angeschlossen; die andern aber vereinigten sich mit den von der kimbrischen Halbinsel herabgekommenen Sachsen zu dem großen Sachsenbunde, der nun ebenfalls neben den andern deutschen Hauptstämmen, den Franken, Schwaben und Bayern, in der Geschichte auftritt. Wahrscheinlich machten die in ihren alten Sitzen heimisch gebliebenen Cherusker einen Hauptteil der sächsischen Volksvereinigung aus <sup>3)</sup>. Seit die Sachsen in Niederdeutschland erstanden waren, erschien ihr Name dem benachbarten Römerlande furchtbar. Zu Wasser und zu Lande fielen sie, vorzüglich seit der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, über das fremde Gebiet her, den Bewohnern desselben ein Schrecken wegen ihrer Beweglichkeit und Schnelligkeit. Bewundernswert ist die Ausdehnungsfähigkeit des sächsischen Stammes gewesen und hierin kommt keiner der andern deutschen Stämme ihm gleich; er hat es verstanden, stets das Flachland einhaltend und an die Meeresküsten sich lehrend, seine Sprache und Volks-

<sup>1)</sup> Geogr. II, 11. Die Stelle, in welcher unser Volk zuerst genannt wird, lautet: *ἐν τῶν ἀρχαῖα τῆς Κιμβρικῆς χερσονήσου Σάξονες.*

<sup>2)</sup> Witech. Corb. erläutert: erat autem illis diebus Saxonibus magnorum cultellorum usus, quibus usque hodie Angli (i. e. Anglo-Saxones) utuntur morem gentis antiquae sectantes . . . cultelli nostra lingua sahs dicuntur. Hengist spricht zu seinen Sachsen (bei Nennius c. 46): Nimes eure saxes. (Nach Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme, S. 150.)

<sup>3)</sup> Der Rhetor Claudian erwähnt den Namen der Cherusker noch zu Anfang des vierten Jahrhunderts unter den deutschen Stämmen, die sich gegen den Kaiser Konstantin empörten. Es ist aber möglich, daß er den seit Jahrhunderten verschollenen Namen aus seiner gelehrten Schublade hervorgeholt hat aus Lobhudelei gegen den Kaiser.

art vom Armelkanal bis nach den baltischen Provinzen auszubreiten, den weiten Nordosten Deutschlands zu germanisieren und, über die Nordsee ausgreifend, in den Engländern eine Weltnation zu schaffen.

Gleich den übrigen deutschen Stämmen sind aber auch die Sachsen in die Abhängigkeit des mächtigen Stammes der Franken geraten, wiewohl gerade sie am längsten und heftigsten um ihre Selbständigkeit kämpften. Fast durch drei Jahrhunderte hatten die Sachsen ihre Einbrüche ins fränkische Gebiet wiederholt, die Franken anderseits ihre Angriffe erneuert und die von den Sachsen verweigerten Abgaben erzwungen, als Karl der Große dem langwierigen Kampfe ein Ziel setzte und das freihetliebende Volk seinem großen Reiche einverleibte. Bis zu dieser Zeit ist von Unterabteilungen der Sachsen keine Rede, sie heißen Saxones oder antiqui Saxones, Altsachsen, im Gegensatz zu den nach Britannien ausgewanderten Angelsachsen. Nun aber, um die Wende des achten und neunten Jahrhunderts (zuerst im Capitulare Karls des Großen von 797, dann in einem Mandate desselben von 802 über die von den Sachsen zu stellenden Geiseln, endlich in der lex Saxonum aus derselben Zeit), hören wir von Unterabteilungen der Sachsen:

1. Westfalahi, Westfalai, Westfali, die westlichen Sachsen, deren Name bis auf unsere Tage (im Lande Westfalen) gekommen ist.

2. Angrarii, Angarii, Engern, die mittleren Sachsen, deren Name auf die früher an der unteren Weser genannten, in den Sachsen aufgegangenen Angrivarii hinweist.

3. Ostfalahi, Ostfalai, Ostfali, auch Osterliudi, Austreleudi, Austrasii, die bis zur Elbe wohnenden Ostsachsen.

4. Nordalbingi, Nordliudi, Saxones transalbiani, die jenseits der Elbe, im heutigen Holstein ansässigen Sachsen, die seit den Zügen Karls des Großen bekannt wurden.

Mit dem dritten dieser sächsischen Stämme, den Ostfalen, haben wir uns weiter zu beschäftigen, denn unser Gebiet und Volk fällt ganz in seine Grenzen. Was den Namen falah, fale angeht, so bezeichnet er wohl den Bewohner des Flachlandes<sup>1)</sup>. Die Vorfahren des braunschweigischen Volkes sind also Bewohner des damals östlichsten deutschen Flachlandes, eine Unterabteilung der Sachsen und in letzter Linie Nachkommen der in diesen aufgegangenen Cheruskler. So weit, also bis auf 2000 Jahre zurück, lassen sich die Wurzeln unseres Volkes

<sup>1)</sup> Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme, S. 390. Die älteste Nennung des Namens der (West-)falen hat G. Kossinna für das vierte Jahrhundert schon nachgewiesen in der Notitia dignitatum, wo unter den in Deutschland angeworbenen Stämmen Falcho-varii genannt werden (Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache, Bb. 20, 1895). Grimm (Gesch. 630) ist abweichend der Ansicht, daß Falen, wie so viele Volksnamen, die Geschaffenen, Ansässigen bedeutet. „Dies Falah, Falh scheint zunächst aus altf. selhan, got. silhan, ahd. felahan = condere, tegere entsprungen, mithin ganz den Sinn des lateinischen conditus, d. i. constitutus, institutus darzubieten; falah wäre ein Geschaffener, Ansässiger.“

verfolgen. In seinen alten Sitten ist es seit Anbeginn der deutschen Geschichte festhaft geblieben, in dem gleichen Lebensraume zwischen Harz und Aller hat es sich weiter entwickelt, aber auch viel noch von der alten Eigenart bewahrt und fortvererbt, dabei im Blute sich reiner erhaltend, als die meisten übrigen deutschen Stämme, die keltische, römische, slawische Beimischung erfuhren.

Selbstverständlich ist diese Unvermischtheit nur eine verhältnismäßige, denn die Berührung der Sachsen mit ihren deutschen Nachbarn war oft eine so innige, ihre Ausdehnung über andere Gebiete oft eine so ausgedehnte, daß ein Zusammenfließen des sächsischen mit anderm Blute stattfinden mußte. Von der Oker an bis zur Elbe, Saale und Unstrut vordringend, haben die Sachsen sich mit dem unterworfenen mitteldeutschen Stamme der Thüringer vermischt. Nach dem Untergange des thüringischen Reiches 531 durch Sachsen und Franken erhielten die Sachsen den nördlichen Teil desselben, den Nordthüringau, welcher zu Ostfalen kam, und obwohl über diesen die Sachsen sich ergossen und bis zur unteren Saale hin die sächsische Sprache die herrschende wurde, läßt sich doch in diesem angegliederten Teile thüringische Art noch heute vielfach erkennen, sei es in thüringischen Ortsnamen, sei es in der Bauart der Häuser.

Von Belang sind ferner die fränkischen Einwirkungen auf die Sachsen gewesen, als sie durch Karl d. Gr. in einer Reihe blutiger Kriege (772 bis 804) dauernd unterworfen wurden. Im Jahre 780 stand der Frankenfürst bei Ohrum an der Oker und kaufte die Bewohner unseres Landes. Behielten auch die Sachsen ihr altes Recht und ihre persönliche Freiheit, so wurden doch Verwaltung und Gerichtswesen nach fränkischer Art eingerichtet; hauptsächlich aber war es das von den Franken, durch fränkische Glaubensboten geförderte Christentum, welches ändernd auf den heidnischen Stamm wirkte. Unsere Gegend wurde den beiden Bistümern Halberstadt für den Osten und Hildesheim für den Westen zugeteilt, zwischen denen die Oker die Grenze bildete.

Endlich fand auch Berührung der Ostfalen mit einem fremden Volke statt, mit den seit dem fünften Jahrhundert bis zu unserer Ostgrenze vorgedrungenen Wenden, welche den äußersten Nordostzipfel des heutigen Braunschweig erreichten und von deren Spuren in einem besondern Abschnitte die Rede sein soll.

**Anthropologisches.** In einer Volkstunde dürften eingehend anthropologische Mitteilungen über unsere Bevölkerung nicht fehlen, wie solche für andere Länder vorliegen. Leider ist es nicht möglich, eine Darstellung der Körperbeschaffenheit unseres Volkes zu geben, die sich überall auf sichere Messungen und Zahlen gründet. Es fehlt durchaus an Einzeluntersuchungen, die uns gestatten würden, auf die Anthropologie der Braunschweiger einzugehen: keine Körper- und Schädelmessungen, keine Arbeit über das Wachstum der Kinder u. liegt vor, und doch wäre dieses eine sehr dankbare Aufgabe für einen Mediziner. Wenn von den körperlichen Verhältnissen der Braunschweiger in älteren Schriften die Rede ist, so begnügt man sich damit, auf ihre rein germanische Erscheinung hinzuweisen, und daß der niederländische Typus (der auch noch nicht genügend

herausgehält ist) vorherrschte u. s. w. In einem älteren Werke<sup>1)</sup> heißt es richtig: „Gebrungene kräftige Glieder, blaue, nicht selten trotzige Augen, goldgelbes Haar und treuherzige Geberden findet man unter dem braunschweigischen Landvolke häufiger als schwächliche Körper, dunkle Augen und schwarzes Haar.“ Damit begnügte man sich; doch bei dem heutigen Stande der anthropologischen Wissenschaft sind solche allgemeine Angaben nicht mehr am Platze.

Zum Glück ist wenigstens in einer Beziehung durch die großartige statistische Untersuchung über die Farbe der Haut, der Haare und der Augen der deutschen Schulkinder<sup>2)</sup>, welche wir Virchow's Anregung verdanken, Abhilfe geschaffen worden. Unter 6758827 deutschen Schulkindern, welche untersucht wurden, befanden sich auch 55043 aus dem Herzogtum Braunschweig. Bei dieser Untersuchung kam es darauf an, den blonden, also germanischen Typus von dem bräunlichen, fremden zu trennen. Als blonder Typus wurden die Kinder mit blondem Haar, blauen Augen und weißer Haut angesehen, als brauner jene mit schwarzen oder braunen Haaren, braunen Augen und brauner oder weißer Hautfarbe. Zwischen beiden, in anthropologischer Beziehung uns zunächst interessierenden Haupttypen finden sich aber Mischtypen in verschiedenen Kombinationen, die sich namentlich durch graue Augen auszeichnen. Für das ganze Deutsche Reich wurden folgende Prozentsätze erhalten:

Blonde . . . . .	31,80 Proz.
Braune . . . . .	14,05 „
Mischtypen . . . . .	54,15 „

Da von den Mischtypen sich der größere Teil den Blondem nähert so ergab sich, daß immer noch im allgemeinen bei den Deutschen der blonde Typus der herrschende ist, aber keineswegs in gleichmäßiger geographischer Verbreitung. Es zeigt sich nämlich mit großer Sicherheit das Vorwiegen desselben im Norden mit allmählicher Abnahme nach Süden und nach den Grenzen zu, während umgekehrt im Süden die Braunen am stärksten verbreitet sind und nach Norden hin abnehmen. Läßt man die Mischtypen, welche die gute Hälfte des deutschen Volkes bilden, außer Betracht, so ergeben sich für die beiden Haupttypen für Deutschland folgende Prozentverhältnisse:

	Blonde	Braune
Norddeutschland . . . . .	45,2 bis 33,6	6,9 bis 11,2
Mitteldeutschland . . . . .	32,5 „ 25,3	12,0 „ 14,7
Süddeutschland . . . . .	24,5 „ 16,4	15,4 „ 25,2

Betrachtet man nun eine Karte, auf welcher die Sprachgrenze zwischen Nieder- und Mitteldeutsch eingetragen ist, so wird man gewahr, daß die Zone der typisch Blondem mit der niederdeutschen Sprachgrenze nach Süden zu abschließt und daß beim niederdeutschen Volksstamme der alte germanische Typus, wie Griechen und Römer ihn schildern, am reinsten vertreten ist. Norddeutschland ist das Land der Blondem und die Reihenfolge der einzelnen Staaten

<sup>1)</sup> Venturini, Das Herzogtum Braunschweig, Helmstedt 1847, S. 68.

<sup>2)</sup> Archiv für Anthropologie XVI, S. 275 ff. (1886).

ist hier folgende: Schleswig-Holstein (43 Proz.), Oldenburg (43), Pommern (42), Mecklenburg (42), Braunschweig (41), Hannover (41), Prov. Preußen (40), Bremen (39), Westfalen (38), Lübeck (38), Waldeck (37), Prov. Sachsen (36), Posen (36), Brandenburg (36), Lippe-Deimold (34).

Unter den 16 Gruppen, welche das Reich der Blondenen in Deutschland ausmachen, steht also Braunschweig an sechster Stelle, ein Zeugnis dafür, daß germanische Art sich in unserm Lande mit am reinsten erhalten hat, was durch die Ergebnisse der Geschichtsforschung, wie sie oben dargestellt sind, vollauf bestätigt wird. Macht man darauf die Probe, indem man den Anteil der Braunen, also der in die Germanen eingedrungenen fremden Bevölkerung, betrachtet, so bestätigt auch diese das Ergebnis. Der fremde braune Typus in Deutschland schwankt in den 34 Gruppen, in welche das Reich zu diesem Zwecke zerlegt ist, zwischen 7 Proz. (Schleswig-Holstein) und 25 Proz. (Elsaß-Lothringen). In dieser Reihe steht Braunschweig an der viertniedrigsten Stelle mit 7,7 Proz. Braunen, nur übertroffen von Schleswig-Holstein, Oldenburg und Bremen.

Es gehört somit Braunschweig zu denjenigen deutschen Ländern, wo der germanische Stamm sich mit am reinsten in seiner Körperbeschaffenheit erhalten hat.

Aber selbst innerhalb eines so kleinen Landes, wie Braunschweig, hat die anthropologische Aufnahme noch Unterschiede ergeben, welche aus der Tabelle (S. 10) hervorgehen, die allerdings gegenüber den Unterschieden, welche in ganz Deutschland vorkommen, nicht groß zu nennen sind. Der blonde Typus wird in der Tabelle durch Kategorie 1 dargestellt; der braune ist durch die Kategorien 9, 10 und 11 zusammengesetzt. Es ergibt sich daraus für das gesamte Herzogtum, daß der blonde Typus 41,01, der braune 7,77 Proz. der untersuchten Schuljugend umfaßt, während auf die Mischformen (unter denen der blonde Element bei weitem überwiegt) 51,22 Proz., also wenig über die Hälfte, entfallen. Der Kreis Holzminden hat den geringsten Prozentsatz an reinen Blondenen (37,27 Proz.), der Kreis Blankenburg den höchsten (46,56 Proz.). Auch der Kreis Gandersheim nähert sich dem benachbarten Holzminden mit nur 39,9 Proz. Blondenen. Die drei bei einander liegenden Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel, Helmstedt zeigen aber mit bezw. 41,45, 41,79 und 42,69 Proz. Blondenen eine große Übereinstimmung, welche andererseits durch die große Übereinstimmung des Prozentsatzes der Braunen, mit rund durchschnittlich 8 Proz., kontrolliert wird.

Bei Gandersheim und Holzminden, welche deutlich einen geringeren Prozentsatz von Blondenen als die übrigen Kreise zeigen, von denen sie auch geographisch getrennt sind, mag dieser Unterschied durch stärkeres Eindringen fremder Elemente in den niederländischen Stamm gefördert sein; die übrigen Unterschiede aber sind im Herzogtum so gering, daß sie nur Zufälligkeiten zugeschrieben werden können.

**Sprachliches.** Es kann nicht die Aufgabe einer Volkskunde sein, erschöpfend auf die Mundart einzugehen. Zu berücksichtigen ist dieselbe jedoch; da aber, von wenigen Einzelschriften abgesehen, nichts Zusammenfassendes vorliegt, kann ich nur Andeutungen bringen, so gut oder schlecht, wie sie einem, der nicht

## Herzogtum

Kreis	Blaue Augen, blonde Haare, weiße Haut		Blaue Augen, braune Haare, weiße Haut		Blaue Augen, braune Haare, braune Haut		Graue Augen, blonde Haare, weiße Haut		Graue Augen, braune Haare, weiße Haut		Graue Augen, braune Haare, braune Haut		Graue Augen, schwarze Haare, braune Haut	
	abj.	Proz.	abj.	Proz.	abj.	Proz.	abj.	Proz.	abj.	Proz.	abj.	Proz.	abj.	Proz.
	1		2		3		4		5		6		7	
Braunschweig . .	5213	41,45	453	3,60	56	0,45	3529	28,06	629	5,00	81	0,64	6	0,05
Wolfenbüttel . .	4187	41,79	470	4,68	49	0,49	2637	26,32	502	5,01	83	0,83	8	0,08
Helmstedt . . .	4385	42,69	475	4,62	40	0,39	2780	27,06	498	4,85	70	0,68	72	0,70
Gandersheim . .	3942	39,90	464	4,69	34	0,34	2674	27,06	472	4,78	49	0,50	2	0,02
Holzminde . . .	2946	37,27	357	4,50	14	0,18	2468	31,22	350	4,43	34	0,43	8	0,10
Blankenburg . .	1911	43,56	191	4,35	25	0,57	1107	25,23	200	4,56	32	0,72	2	0,05
Sa.	22584	41,01	2410	4,38	218	0,40	15195	27,61	2651	4,82	349	0,65	98	0,18
	blonder Typus													

germanische Sprachen studiert hat, möglich sind. Wir vermiffen selbst noch ein Idiotikon der braunschweigischen Mundart, wie es für die Nachbarländer längst vorhanden ist<sup>1)</sup>.

Die niederdeutsche Mundart, welche noch jetzt von dem Landvolke im Haupttheile des Herzogtums allgemein gesprochen wird, bezeichnet man als ostfälische; sie wird wiederum durch die Oer in zwei Untermundarten, den ost-ostfälischen und den west-ostfälischen, geschieden (Otto Bremer, Karte der deutschen Mundarten). Ganz gehört dieses Land dem Gebiete des mik und dik (mek und dek) an, wie diese Pronominalformen bei uns ausgesprochen werden, im Gegensatz zu dem weiter nördlich gelegenen Gebiete des mi und di, welches schon am Zusammenflusse der Leine und Aller und bei Ilzen sich ausdehnt<sup>2)</sup>. Was die scharfe Trennung unserer Mundart in eine östliche und eine westliche betrifft, so hat Eduard Dammöhrer nachgewiesen, daß von Harzburg ab nach Norden zu eine Dialektgrenze zwischen einem östlichen monophthongischen und einem westlichen diphthongischen Sprachgebiete verläuft. Im Osten spricht man hüs,

<sup>1)</sup> Erfreulicherweise steht ein solches von Th. Reiche in Aussicht. Für Göttingen, Grubenhagen, wo eine nahe verwandte Mundart herrscht, gab 1858 Schambach sein vortreffliches Wörterbuch heraus. Das Wörterbuch der altmärkischen Mundart von Danneil erschien 1859.

<sup>2)</sup> Vergl. Babucke im Jahrb. f. niederb. Sprachforschung 1881, S. 71.

## Braunschweig.

Braune Augen, blonde Haare, weiße Haut		Braune Augen, braune Haare, weiße Haut.		Braune Augen, braune Haare, braune Haut		Braune Augen, schwarze Haare, braune Haut		Blaue Augen, rote Haare, weiße Haut		Graue Augen, rote Haare, weiße Haut		Braune Augen, rote Haare, weiße Haut		Andere Kombinationen		Zusgesamt
abf.	Proj.	abf.	Proj.	abf.	Proj.	abf.	Proj.	abf.	Proj.	abf.	Proj.	abf.	Proj.	abf.	Proj.	
8		9		10		11		12		13		14		15		
1620	12,88	732	5,82	165	1,31	24	0,19	19	0,15	22	0,17	7	0,06	21	0,17	12577
1165	11,62	684	6,83	121	1,21	25	0,25	31	0,31	11	0,11	7	0,07	40	0,40	10020
1114	10,85	576	5,61	165	1,61	33	0,32	25	0,24	23	0,22	6	0,06	10	0,10	10272
1408	14,25	686	6,94	97	0,98	13	0,13	19	0,19	11	0,11	3	0,03	8	0,08	9882
1039	13,15	548	6,94	87	1,10	22	0,28	19	0,24	4	0,05	1	0,01	8	0,10	7905
569	12,97	247	5,63	53	1,21	6	0,14	10	0,23	4	0,09	10	0,23	20	0,46	4387
6915	12,56	3473	6,31	688	1,25	123	0,22	123	0,22	75	0,14	34	0,06	107	0,19	55043
		brauner Typus														
		Zusammen 4284 = 7,78 Proj.														

häuser, min, im Westen dagegen hius, huiser, me'n (meu'n, mu'n). Die sprachlichen Verschiedenheiten dieser Gebiete sind so bedeutend, daß Damköhler an eine ethnographische Verschiedenheit derselben glaubt. „Man wird nicht irren“, sagt er, „wenn man annimmt, daß die Westfalen, Engern und Ostfalen auch dialektisch verschieden waren, wie ja in der That das Westfälische vom Engrischen sich heute unterscheidet. Nun giebt es aber zwischen Engern und Ostfalen keine andere durchgreifende Sprachgrenze, als die eben genannte an der Oker. Denn wenn auch das westliche diphthongische Gebiet noch manche Verschiedenheiten zeigt, so scheinen diese doch untergeordneter Natur zu sein und berechtigten nicht zur Annahme ethnographischer Verschiedenheit. Ich vermute daher, daß jene Sprachgrenze zugleich Stammesgrenze der Engern und Ostfalen ist. Diese Vermutung widerspricht freilich der gewöhnlichen Annahme, daß Ostfalen sich bis an und über die Leine erstreckte (Spruner-Mente, Histor. Handatlas, Nr. 33). Dagegen giebt Pieper, Die Verbreitung der deutschen Dialekte bis um das Jahr 1300, das engrische Gebiet übereinstimmend mit der heutigen Sprachgrenze an“<sup>1)</sup>. Unterstützend für Damköhlers Ansicht, daß die engrisch-ostfälische Grenze der Oker entlang lief, kann noch angeführt werden, daß die Oker ebendam die Halber-

<sup>1)</sup> Archiv für Landes- und Volkskunde der Provinz Sachsen IV, 36, Halle 1894.



städter (östlich) und Hildesheimer (westlich) Diözese schied, die sich den Stammesgrenzen anbequem haben werden.

Ungebrochen, in vollster Geltung, in Rede und Schrift, am Hofe und in der Stadt, in allen amtlichen Kundgebungen, auf der Kanzel und in der Schule hat bis zum Ausgange des 15. Jahrhunderts die alte Sprache der Väter in unserm Lande geherrscht, bis sie der großen deutschen Einheitsprache allmählich zum Opfer fiel und bei uns zum Aschenbrödel wurde. Freilich lebt sie noch, wenn auch immer mehr an Kraft und Ursprünglichkeit einbüßend, auf dem Lande, aber irgend welche Geltung in Amt und Schrift, in Kirche und Schule hat sie nicht mehr und wird sie auch nie wieder erringen. Wie dieses Zusammenschrumpfen in der Zeit vor sich gegangen, darüber habe ich die folgenden Data gesammelt.

Das Auftreten Luthers und die Ausbreitung der Reformation gaben den nachhaltigen Anstoß zur Verdrängung des Niederdeutschen. Damit wurde für ganz Deutschland die große Gefahr beseitigt, daß unser Vaterland dauernd sprachlich in zwei Hälften zerfallen wäre. Die Kosten des Prozesses trug die niederdeutsche Sprache, welche den Norden ausschließlich beherrschte. Zwar ist in der Stadt Braunschweig die Reformation durch einen Niederdeutschen, den Pommern Johannes Bugenhagen, in niederdeutscher Sprache in die Wege geleitet worden, allein bald wandelte sie hochdeutsche Bahnen. Die Kirchenordnung, die jener hervorragende Reformator 1528 für Braunschweig niederdeutsch verfaßte<sup>1)</sup>, wurde schon nach drei Jahren, 1531, durch eine zu Nürnberg gedruckte hochdeutsche Bearbeitung ersetzt, welcher dann 1563 von Ratswegen abermals eine Redaction in der siegreichen Sprache folgte. Von Wittenberg aus strömte hochdeutscher Reformationsgeist über die niederdeutschen Städte, hochdeutsche, von dort kommende Prediger redeten in der fremden Sprache zum Volke und predigten gegen die aus der katholischen Zeit stammenden niederdeutschen Schriften. Die in Niedersachsen geborenen evangelischen Prediger aber, die der Reformation sich angeschlossen hatten, standen durchaus unter dem Einflusse ihrer oberdeutschen Vorbilder, zumal Luthers, dem sie nacheiferten und zu dessen Sprache auf der Kanzel überzugehen, ihnen nahe lag. Schon 1574 empfahl der Magdeburger Prediger Georg Torquatus seinen Amtsbrüdern die meißnische Sprache auf das wärmste. Um 1600 herum wurde ziemlich allgemein im mittleren und südlichen Niedersachsen das Hochdeutsche Sprache der Kanzel, und nur einzelne Prediger, wie der berühmte Jacob Sackmann († 1718 zu Limmer bei Hannover), behielten die alte Landessprache bei.

Gleichzeitig aber mit dem Eindringen des Hochdeutschen in das niederdeutsche Sprachgebiet durch die Reformation erwuchs diesem ein nicht minder

<sup>1)</sup> Der Erbarh Stat Brunswyfl christlike ordeninge, to Denste dem hilgen ewangelio, christliker lere, tucht, freude, unde annicheit. Of darunter vele christlike lere vor de borgere. Dorch Joannem Bugenhagen Pomeru bescreven 1528. Die Ordnung ist gedruckt bei Joseph Kluck in Wittenberg. Eine Neuauflage mit Einleitung und Glossar gab Ludwig Hänfelmann heraus (Wolfenbüttel 1885).

kräftiger und seinen Bestand schädigender Gegner durch die hochdeutsche Rechts- und Kanzleisprache, die bereits im 15. Jahrhundert vereinzelt in die fürstlichen Kanzleien durch Schreiber aus dem Süden eingeführt war. Diese oberdeutschen Leute fanden hier um so mehr Boden, als schon in früher Zeit hochdeutsche Sprache in Hof- und Adelskreisen Wurzel zu schlagen begann, hochdeutsche Dichter und Sänger nach Norden gewandert waren, und niederdeutsche Adlige (Eilhard v. Oberg, Albrecht v. Halberstadt, um nur solche aus unserer Gegend zu nennen) hochdeutsch schrieben. Vom Jahre 1500 an tritt die hochdeutsche Sprache anfangs vereinzelt noch neben der niederdeutschen auf, allmählich überholt sie dieselbe, und im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts verschwindet in unserm Lande das Niederdeutsche ganz aus den fürstlichen Kanzleien, und die hochdeutsche Sprache gelangt auch hier zum Siege. So gewaltig räumt sie auf, daß selbst der Name der Stadt, nach der das ganze Land benannt ist, ihr zum Opfer fällt und aus dem ehrwürdigen Brunzwick in zahlreichen Übergängen ein „Braunschweig“ entsteht. Die nachstehende Auswahl von Urkunden und Erlässen der Landesfürsten zeigt in chronologischer Anordnung deutlich den Heruntergang der niederdeutschen Sprache in Braunschweig während des 16. Jahrhunderts.

1495. Erbteilungsbrief des Herzogs Wilhelm des Jüngeren. Niederdeutsch.
1498. Landesordnung Herzog Heinrichs des Älteren. Niederdeutsch.
1503. Beurkundung der Huldigung der Stadt Braunschweig. Niederdeutsch.
1509. Verschreibung Herzog Heinrichs des Älteren an Herzog Magnus zu Sachsen. Niederdeutsch.
1510. Schlichtung eines Streites zwischen dem Räte zu Braunschweig und dem Abte von St. Agidien daselbst durch Herzog Heinrich den Älteren. Hochdeutsch.
1512. Herzog Heinrich zu Lüneburg überweist das Land Göttingen seinem Vetter Herzog Erich von Braunschweig. Niederdeutsch.
1512. Die Brüder Herzog Heinrich der Ältere und Herzog Erich überweisen die Stadt Lüneburg, die Gerichte Meinersen und Gampe dem Herzog Heinrich zu Lüneburg. Hochdeutsch.
1519. Schuldverschreibung Herzog Heinrichs des Jüngeren an die Stadt Braunschweig. Niederdeutsch.
1523. Vertrag der Herzöge Erich und Heinrich des Jüngeren mit der Stadt Braunschweig. Niederdeutsch.
1524. Ausschreiben des Herzogs Heinrich des Jüngeren über die Gefangennahme seines Bruders Wilhelm. Hochdeutsch.
1535. Vertrag zwischen diesen beiden Brüdern wegen der Regierung und Erbfolge. Hochdeutsch.
1553. Vertrag zwischen Herzog Heinrich dem Jüngeren und der Stadt Braunschweig. Hochdeutsch.

1568. Der Rat der Stadt Braunschweig drückt dem Herzog Julius sein Beileid wegen Ableben seines Vaters aus und wünscht Glück zum Regierungsantritt. Hochdeutsch.
1569. Der Rat der Stadt Braunschweig huldigt dem Herzog Julius auf dem Altstadtrathause in hochdeutscher Sprache; der auf dem Altstadtmarte stehenden Volksmenge, welche auch schwören mußte, wurde die Huldigungsformel hochdeutsch von den Lauben des Rathhauses herab verlesen<sup>1)</sup>.

Wie die hochdeutsche Sprache am Ausgange des 16. Jahrhunderts die Hofkreise erobert hatte, läßt sich an dem Beispiel des Herzogs Heinrich Julius (1564 bis 1613) nachweisen, welcher seine profaischen Dramen in hochdeutscher Sprache schrieb. Um die niedrige Stellung der eigentlichen Landessprache zu kennzeichnen, läßt er Bauern, Gerichtsdiener u. dergl. Leute in der Mundart reden. So spricht z. B. in der Komödie „Von einem Wirth“ (Wolfenbüttel 1593) der Bauer Hans braunschweiger Plattdeutsch, und in den vom Herzoge herausgegebenen „Braunschweigischen Händeln“ (drei Bände, 1607 bis 1608) spricht der Wolfenbüttler Hinrich, welcher den Residenzstädtler darstellt, hochdeutsch, der Braunschweiger Bürger Autor aber noch niederdeutsch (Teil III, S. 1268 bis 1282).

In den herzoglichen Kanzleien und bei Hofe sehen wir so im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts die hochdeutsche Sprache zum völligen Siege gelangen. Erlasse und Urkunden auf dieser Seite kommen in niederdeutscher Sprache nicht mehr vor. Etwas länger hielt sich das Niederdeutsche in den Ratsstuben der Städte, wo auch die mündlichen Verhandlungen noch einige Zeit in niederdeutscher Sprache geführt wurden, während alle öffentlichen Kundgebungen schon in hochdeutscher Sprache erfolgten. Aber bald dringt auch hier im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts das Hochdeutsche gleichfalls durch, wie aus der folgenden chronologischen Übersicht von Ratsverordnungen u. s. w. zu ersehen<sup>2)</sup>.

1532. Stadtrecht. Niederdeutsch.
1544. Brauerordnung. Niederdeutsch.
1549. Marktmeisterordnung. Niederdeutsch.
1550. Feuerordnung. Niederdeutsch.
1553. Erste hochdeutsche Ordnung: Einfeltige und Kurze ordnunge des processus so im obergerichte dieser stadt Braunschweig mehrtheils im gebrauch gewesen.
1553. Zweite Redaction des Untergerichtsprocesses von 1532. Niederdeutsch.
1557. Hochdeutsches Privilegium des Herzogs Franz Otto, eine wörtliche Übersetzung des niederdeutschen Privilegiums der Herzöge Otto und Ernst von Lüneburg aus dem Jahre 1525 — die dazwischen

<sup>1)</sup> Die betreffenden hier angeführten Urkunden und Erlasse stehen bei Rehtmeyer, Braunschw. Lüneb. Chronica, Bb. II, 1722.

<sup>2)</sup> Vergl. Hänfelmann, Urkundenbuch der Stadt Braunschweig, Bb. I (1873).

liegenden 32 Jahre hatten den Übergang aus der einen in die andere Sprache bewirkt.

- 1563. Wächterordnung. Niederdeutsch.
- 1530 bis 1570. Eidesformeln der verschiedenen Gewerbe u. s. w. niederdeutsch, mit Ausnahme derjenigen der Untergerichtsprokuratoren, welche hochdeutsch ist.
- 1571. Ordnung der Prädikantenwahl. Hochdeutsch.
- 1573. Ordnung der Stadt Braunschweig (gedruckt zu Magdeburg). Hochdeutsch.
- 1573. Kleider- und Hochzeitsordnung. Hochdeutsch.
- 1586. Feuerordnung (gedruckt zu Magdeburg). Hochdeutsch. Zene von 1550 war noch niederdeutsch, so daß auch auf diesem Gebiete in 36 Jahren der Sprachwechsel erfolgte.

Im Stadtarchiv zu Braunschweig befindet sich ein Liber Memorandum ab anno 1527 usque 1566 mit Eintragungen der verschiedensten Art, die in chronikalischer Form von Ratswegen gemacht wurden und uns Einblicke in das innere Treiben der städtischen Verwaltung gestatten. Auch Erlasse u. dergl. sind daselbst verzeichnet. Bis zum Jahre 1545 sind dieselben nur niederdeutsch und erst am Freitag nach Oculi 1545 steht ein hochdeutscher Erlaß eingetragen, beginnend: Wir Bürgermeister vnd Rathman der Stadt Braunschweig thun kundt vnd wissen — —, doch noch an demselben Tage ergeht ein niederdeutscher Ratslerlaß: Nadem sick vele drogerige dusser tidt begeuen — — — woraus die eingerissene Doppelsprachigkeit der Mitte des 16. Jahrhunderts erhellt. Es folgen im Gedebuche nun wieder niederdeutsche Eintragungen, am 21. März 1556 ein hochdeutscher Erlaß des Rats wegen Abschaffung des Haujerhandels, dann hoch- und niederdeutsche Eintragungen abwechselnd, endlich am Sonnabend nach Palmarum 1562 die letzte niederdeutsche.

Läßt sich so der Niedergang der heimischen Sprache an der Hand der amtlichen Kundgebungen der Landes- und Stadtbehörden chronologisch verfolgen, so sehen wir gleichzeitig einen raschen Verfall der niederdeutschen Litteratur. Die Werke in niederdeutscher Sprache werden seltener, beschränken sich zumeist auf Theologie und steigen dann so herab, daß sie im 18. Jahrhundert auf Gelegenheitsgedichte u. dergl. beschränkt sind. Noch 1590 wurde in Wolfenbüttel bei Konrad Horn ein plattdeutscher Jesus Sirach gedruckt. War eine gute niederdeutsche Schrift vorhanden, so wurde sie, selbst in unserm Lande, schon ins Hochdeutsche übersezt, wie z. B. der Witwen Trost von Prätorius, 1606 in Wolfenbüttel bei Joh. Stangen Witwe, und zwar „auff etlicher fürnemer Personen Begeren“, woraus hervorgeht, daß damals unter den Vornehmen zu Wolfenbüttel des Niederdeutschen Unkundige sich befanden. In diese Zeit fällt auch der Druck der letzten niederdeutschen Bibel, 1622 durch Johann Vogt zu Goslar (Biblia, Dat ys: de gantze hillige Schrift Sassisch). Nun hört, Kleinigkeiten ausgenommen, in unserm Lande der Gebrauch der niederdeutschen Sprache in theologischen

Schriften auf. Der dreißigjährige Krieg mit seinen Wirren that das übrige, um sie aus der Litteratur zu verdrängen und auf die niederen Stände zu beschränken.

Selbstverständlich verfiel die niederdeutsche Sprache dabei immer mehr durch Eindringen des Hochdeutschen<sup>1)</sup>. Wo man sie im trauten Kreise der Familie zu Gelegenheitsdrucken bis ins 18. und selbst den Beginn des 19. Jahrhunderts hinein noch gebrauchte, nimmt sie immer unreinere Formen an. Zur Kennzeichnung dieser Druce möge einiges angeführt werden, was den Verfall darthut<sup>2)</sup>.

Im Jahre 1654 wurden zu Helmstedt „Niederfächsishe Einfälle von frühzeitigen Frehern“ gedruckt, ein Gelegenheitsgedicht in steifen Alexandrinern zur Hochzeit des dortigen Stadtmedicus Bosse, niederdeutsch, nur der Titel hochdeutsch. 1708 druckt in derselben Universitätsstadt Salomon Schnorr Ein glaut un funkel niet Schnack den Hans Keilkemaus un Kaurt Schmerup unner sek schnackten u. s. w. Als 1715 der Konrektor des Martinigymnasiums zu Braunschweig, Pohlmann, sich vermählte, verehrte ihm sein Kollege Botemeyer ein Gedicht de Platt-dütsche Sprake well sik nich affstötten laten (gedruckt in Weichmanns Poesie der Niederfachsen, Hamburg 1725, I, S. 149) und 1726 wünscht die Gemeinde Sophienthal dem bei ihr einkehrenden Herzoge in einer gedruckten Ansprache Glüd zu seinem Namenstage. Hertzog August Wilhelm usen leiven Lannes Vaer, asse hei an Sienen Nahmens Dage in Sophien-Dahl ansprok.

Aus dem Jahre 1743 liegt ein bei Drimborn in Helmstedt gedrucktes Hochheitsgedicht vor; mit einer Probe aus demselben wollen wir die Kennzeichnung des Verfalles unserer Sprache beschließen:

Als mien leiwe Brauer Schröder  
Antog siene Bröd'gams Kleder,  
Un na siener Bossen-Brut  
Reise weg von Scheinig uht  
Hen na Veltheim up dei Parre,  
Wo hei siene Püppke harre,  
Un sien Hochtiets-Festgen heilt  
Word öhm hier düt middedeilt. u. s. w.

In den Städten hat der eigentliche Bürgerstand, Handwerker u. s. w., bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts im häuslichen Verkehre die niederdeutsche Sprache beibehalten; der Uebergang zum Hochdeutschen hat in diesen Kreisen sich denn, auch die Hauptstadt Braunschweig nicht ausgenommen, allmählich bis

<sup>1)</sup> „Alles, was noch frei vom Einflusse der reformatorischen Schriften, deren hochdeutscher Teil von jungen Leuten mechanisch und schlecht übersezt war, geschrieben wurde, ist verhältnismäßig frisch, frei und lebendig. Von da ab wird die Mischsprache platter und stumpfer, die Darstellung affektierter, die syntaktischen Fügungen, früher gefällig und durchsichtig, werden schwerfälliger. Es ist von nun an die eine Tendenz vorherrschend, gerade das Eigentümliche, Ursprüngliche abzustrufen.“ (Zellinghaus.)

<sup>2)</sup> Vergl. dazu Scheller, Bücherkunde der fassisch-niederdeutschen Sprache. Braunschweig 1826.

zur Mitte des Jahrhunderts vollzogen. Von da ab hört man in den Städten niederdeutsch nur in der niedrigen Bevölkerung in einem häßlichen Mischdialekte.

Anders auch im Lande. Ist hier auch in der Kirche und der Schule das Hochdeutsche seit langem zur Herrschaft gelangt, so ist auf dem Lande doch das Niederdeutsche Haus- und Umgangssprache geblieben, und je ferner von den Städten, desto reiner und besser. In dieser schönen, kräftigen Sprache singt die Mutter dem Kinde das Wiegenlied, verkehren die Liebenden untereinander, erfolgt der Gedankenaustausch der Familienmitglieder und Freunde, wird alles bezeichnet, was sich auf die Arbeit in Haus, Stall und Feld bezieht. Abgesehen von Schule und Kirche ist nur noch der Verkehr mit den Behörden und den Städten hochdeutsch; ferner neuerdings mit dem erweiterten Eindringen der Zeitungen, den politischen Wahlen alles, was sich auf Politik bezieht. Es tritt hier ein neues zersetzendes Element dem Niederdeutschen entgegen, dessen Wirkungen erst später sich überschauen lassen werden. Auch im Verkehr mit den Städtern bedient sich der Landmann gerne der hochdeutschen Sprache, sei es auch nur, um zu zeigen, daß er sie beherrscht; oft auch schämt er sich seiner Muttersprache, die in die unteren Kreise hinabgedrängt ist, und glaubt, die „hohe“ Sprache sei besser als die „platte“, worunter er die „niedere“ versteht. Je nach seiner Erziehung und Bildung beherrscht der Landmann das Hochdeutsche im verschiedenen Grade. Es wechselt bei ihm von völliger Reinheit bis zum schauderhaften „missingisch“, dem häßlichen Gemisch von Hoch- und Niederdeutsch. Dieser auch in den von der ärmsten Bevölkerung der Stadt Braunschweig bewohnten Straßen geredete Dialekt geht in seiner Bezeichnung wohl weniger auf das gemischte Metall „Messing“ zurück, als auf meißnisch, niederdeutsch missnisch, wie die eindringende Sprache Luthers zunächst bezeichnet wurde. In diesem Jargon — das Fremdwort möge dafür am Platze sein — liegt die tiefste Stufe des Herabkommens unserer niederdeutschen Muttersprache, und je eher auch dieser verschwindet, desto besser <sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Die Mißverständnisse, welche entstehen, wenn ein Bauer des Hochdeutschen nicht ordentlich mächtig ist und sich doch in dieser Sprache ausdrücken will, geißelt ein dänekes, das in der Zeitschrift *Muddersprake* I, 88 (1888) mitgeteilt ist. Zwei Bauern wollen mit dem Inspektor und Hauslehrer auf dem Gute Skat spielen. Unterwegs sagt der eine: „Heinrich, morgen mußt de mich mal einen Wagen lehnen, bei meinen is eine Afse gebrochen“, worauf ihn der andere belehrt: „Es heißt nicht lehnen, sondern borgen, und nicht Afse, sondern Achse.“ Weiterhin auf dem Wege bemerkt der erste: „Ich glaube, es giebt Regen, der Heben sieht so duster aus“, worauf der zweite abermals verbessert: „Nicht Heben, sondern Himmel.“ Jener merkt sich das und als er beim Skatspiel nun vier Däuser (Afse) bekommt, da flüstert er seinem Nachbar zu: „Donnerwetter, ich verstehe aber das Abhimmeln famos! Borgen Se sich man blos mal rüber: ich habe sahrhaftig alle veir Achsen in der Hand.“

## Die Ortsnamen.

Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel, Helmstedt, abgesehen von den Exclaven  
Thebinghausen, Harzburg und Calvörde.

Noch immer spukt in einzelnen Schriften, welche die Ortsnamen des Herzogtums erwähnen, die Keltomanie, und nach abgethanen Vorbildern werden unsere Ortsnamen zum Teil mit Hilfe der neuen keltischen Sprachen erklärt. Mögen auch vor den Germanen in unserm Lande Kelten gewohnt haben, so sind doch Ortsnamen von ihnen nicht überkommen, wie das vereinzelt schon in Thüringen, reichlicher erst in Süd- und Westdeutschland, sowie in Oesterreich der Fall ist. Wir besitzen aus dem Braunschweigischen nicht einmal altgermanische Ortsnamen, was sich dadurch erklärt, daß die Römer uns nicht nahe genug gekommen sind, um Orte aus dem heutigen Braunschweig aufzuzeichnen, vorausgesetzt, daß unsere Vorfahren überhaupt damals schon in geschlossenen Ortschaften lebten. Wie sollten da nun gar vorgermanische, keltische Ortsnamen zu finden sein?

Wie groß das absolute Alter der heute bestehenden Ortschaften ist, läßt sich nicht angeben, höchstens über die relativen Altersverhältnisse können wir Mutmaßungen anstellen. Die meisten gehen wohl auf die Zeit zurück, als die Sachsen sich zu einem Bunde zusammenschlossen. Mit urkundlichen Benennungen treten unsere Orte verhältnismäßig spät auf, wenn sie natürlich auch schon lange bestanden haben müssen, bevor ihr Name zuerst in einer erhaltenen Urkunde auftaucht. Von rund 270, die ich hier einer Betrachtung unterziehe, reichen nur verhältnismäßig wenige in das achte, neunte oder zehnte Jahrhundert zurück. Bei weitem die Mehrzahl erscheint erst nach dem Jahre 1000.

Läßt sich also ein absolutes Alter für unsere Ortschaften nicht nachweisen, so darf man über das relative doch einige Mutmaßungen anstellen. Die älteren Siedelungen müssen naturgemäß da entstanden sein, wo der Grund und Boden sich bequem zum Anbau eignete, wo futtermreiche, waldfreie Stellen sich ausdehnten, das Feld sich leicht bestellen ließ, wo Flußläufe den Verkehr erleichterten, was sich selbst in einem so wenig verschieden gestalteten Lande, wie dem unsrigen, erkennen läßt. Ortsnamen, die eine Rodung andeuten, gehören daher zu den jüngeren; erst wenn der frei liegende Boden besiedelt war, schritt man zu Neuanlagen im gelichteten Walde. Von Wichtigkeit sind unsere Ortsnamen für die Geschichte der deutschen Stämme; ihre Betrachtung

ergiebt, daß wir uns in einem Grenzgebiete befinden, in welchem der sächsische und thüringische Stamm zusammenschließen; nach der Ausdehnung der einzelnen Gruppen von Ortsnamen, die für den einen oder andern Stamm bezeichnend sind, läßt dessen ehemaliger Gebietsumfang sich erkennen.

Die Anordnung der Ortsnamen ist, abgesehen von den einfachen, selbständigen Bezeichnungen, nach den Endungen erfolgt. Die am häufigsten über Deutschland verbreiteten Endungen, wie —heim, —ingen, —dorf, —stedt, sind auch bei uns am stärksten vertreten; als Grundwörter, die bei allen deutschen Stämmen verbreitet sind, lassen sie sich kaum zur Bestimmung der Sitze eines einzelnen Stammes verwerten; andere dagegen erscheinen wohl geeignet zur ethnographischen Aussonderung, wie z. B. längst die Bedeutung der Endung —leben für die Thüringer erkannt ist, dagegen die —büttel, —ithi, —wedel, —ber u. a. für die Sachsen als kennzeichnend in Anspruch genommen werden müssen. Was sich in dieser Beziehung mit Sicherheit sagen ließ, ist bei den einzelnen Gruppen bemerkt. Von den 270 hier aufgeführten Ortsnamen entfallen nach den Endungen auf

—heim	53	=	19	Prozent
—stedt	31	=	12	"
—dorf	29	=	11	"
—ingen	22	=	8	"
—rode	16	=	6	"
—ithi(de)	14	=	5	"
—leben	11	=	4	"
—bed	10	=	4	"

Auf diese acht Endungen kommen allein 69 Prozent der Gesamtsumme, so daß auf die übrigen (—lage, —berg, —burg, —hausen, —ber, —feld, —kot, —büttel, —au, —thal, —hagen, —horst, —brück, —mar etc.) und die einzelstehenden Stämme zusammen nur 31 Prozent entfallen. Eine Hinzufügung der Wüstungen würde innerhalb der heutigen politischen Grenzen der Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt das Gesamtbild kaum ändern; wohl aber würde sich daselbe sofort verschieben, wenn man unser Gebiet, dessen nördliche Vorsprünge ergänzend, bis zur Aller ausdehnte, wo die reiche Zahl der Büttel eine Änderung herbeiführen würde.

Die natürliche Beschaffenheit unseres vorwiegend flachen Landes und die Besiedelung desselben durch nur zwei deutsche Stämme (abgesehen von dem kleinen wendischen Streifen im Nordosten) bringen es mit sich, daß eine ganze Anzahl Ortsnamen bildender Grundwörter, die im übrigen Deutschland häufig vorkommen, bei uns fehlen. Dahin gehören solche auf —hügel, —kuppe, —fels, —eck, —brühl und selbstverständlich die eigentlich süddeutschen, schwäbisch-bayerischen.

Vorangestellt habe ich die heute amtlich gültige Form nach dem vom herzoglichen statistischen Bureau herausgegebenen Verzeichnis. Diese Formen stehen auch erst seit dem 19. Jahrhundert fest, und noch das 18. Jahrhundert zeigte in der Schreibung der Dorfnamen starke Abweichungen, die meist der im



Völkermunde üblichen Aussprache sich angeschlossen. Wo letztere stark abweicht oder mir von Bedeutung schien, habe ich sie beigelegt. Es folgen dann die urkundlichen Bezeichnungen, die auf das sicherste Material zurückgehen, nämlich auf die von meinem 1893 verstorbenen Lehrer H. Dürre angelegten, jetzt im Staatsarchiv zu Wolfenbüttel befindlichen Repertorien. Ich habe in seinem letzten Lebensjahre mit dem vortrefflichen, überaus fleißigen Gelehrten noch viel über unsere heimischen Ortsnamen sprechen können; ohne seine Vorarbeiten wäre das hier Gebotene nicht möglich gewesen. Dann ist weiter benutzt das historisch-geographische Wörterbuch von Hermann Osterley (Gotha 1883), welcher vielfach anderweitigen Stoff als Dürre heranzieht, sowie noch verschiedene Urkundenbücher. Selbstverständlich ist von einem Abschluß schon deshalb hier nicht die Rede, weil ich nicht Germanist bin. Möge ein Berufener die Arbeit nochmals in die Hand nehmen. Daß nur eine geschichtlich sprachliche Untersuchung der Ortsnamen unter steter Berücksichtigung der natürlichen Umgebung des Ortes zu sicheren Aufschlüssen führen kann, ist jetzt allgemein anerkannt. Für Braunschweig steht eine solche noch aus; denn die einzige Arbeit, die wir besitzen und auf die heute noch zurückgegriffen wird, ist vor gleich hundert Jahren erschienen und fast durchweg veraltet<sup>1)</sup>. Bis eine gründliche Durcharbeitung erfolgt, möge das Nachstehende als zeitweiliger Ersatz nachsichtig aufgenommen werden.

Benutzt ist, namentlich für die zur Deutung herangezogenen urkundlichen Personennamen, das altdeutsche Namenbuch von E. Förstemann (I. Personennamen 1856. II. Ortsnamen, zweite Auflage 1872, abgekürzt Förstem. Pn. und Dn.), sowie desselben Verfassers zusammenfassendes kleineres Werk, Die deutschen Ortsnamen 1863.

Abkürzungen: agf. = angelsächsisch. ahd. = althochdeutsch. altf. = altsächsisch. got. = gotisch. mh. = mittelhochdeutsch. nbd. = niederdeutsch.

—heim.

„Das got. haims, ahd. heim bedeutet Haus, Wohnung, Wohnsitz, Dorf. Es ist dieses Wort in vieler Hinsicht das wichtigste Element der deutschen Ortsnamen; an Altertum wird es von keinem in den Ortsnamen gebrauchten Stamme übertroffen.“ Es ist nicht nur bei uns, sondern in ganz Deutschland die häufigste aller Ortsnamenbildungen, die sich bei allen Stämmen findet, wenn auch nicht gleichmäßig. Es kommt neben der vollen Form —heim bei uns heute in den verschiedensten Abschleifungen vor: —hem, —em, —en, —um, —im, —m u. s. w.

**Achim.** — Achem 983, 1022, 1176. — Achheim 1135, 1249. — Osterachem 1271, so genannt zum Unterschiede von Tempelachem 1484. — Osterachim 1344. — Major Achim 1311.

<sup>1)</sup> J. H. Refs., Über Benennung und Ursprung aller Örter des Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel. Wolfenbüttel 1806, wo heruskische, fisische, sächsische, langobardische, keltische u. s. w. Ortsnamen unterschieden werden!

Zu dem ahd. aha, Wasser. Förstem. Dn. S. 27. Noch in der Dorfbeschreibung von 1765 Aheim, im Volksmunde Achen.

**Abersheim.** — Abersheim 1160, 1182. — Abershem 1160. — Abersheim 1191, 1220. — Abershem später immer.

Im Volksmunde Abersen, Arsen. Zu Pn. Ath-heri, Adheri.

**Ahlum.** — Odenhem 888. — Ahenheim 1178. — Ahenem. — Obelem 1474. — Odenum.

Im Volksmunde Ahlen. Zu Pn. Abo.

**Alvesse.** — Alvotesheim 1161. — Alvetthesheim 1191. — Alvedissem c. 1226. — Alvedessem 1279, 1302. — Alvedessen 1250. — Alvedesse 1335. — Alvesse später.

Zu Pn. vom Stamme Alb, specieller Albod.

**Ahum.** — Etlovesheim 1051. — Atlevesheim c. 1200, 1146. — Atlevessem 1244. — Atlevesen 1274 und öfter. — Atlevesse 1381.

Zu Pn. vom Stamme Ath wie Atlef. Im Volksmunde Ahen.

**Bahrum.** — Barem 1147, 1233. — Baren 1233. — Barum 1470.

Im Volksmunde Bahren.

**Bornum** (bei Königslutter). — Bornem apud Luttere 1274, 1297, 1336. — Bornem prope Elmonem 1359. — Bornem vor dem Elm 1462. — Bornem im richte to Lutter 1484, 1533.

Zu Brunnen, ahd. born. Im Volksmunde Borne.

**Bornum** (Amt Wolfenbüttel). — Bornem 1166. — Burnem 1189. — Bornem 1233. — Bornum bi Kissenbrügge 1227, 1282, 1344, 1440. — Bornem apud Ovacram 1358.

Gleich dem vorigen.

**Börsem.** — Boräne 1213. — Borsem 1338. — Borsem 1425. — Borßen 1300. — Gr.-Borsem 1422. — Rf.-Borsem 1484, 1569.

Nach Förstem. Dn. S. 372 zu der Sumpfpflanze *Ledum palustre*, Borst, ahd. borse, was doch recht fraglich. Im Volksmunde Börßen.

**Broisem.** — Broisem 1178. — Brotheseim 1187. — Brothsem 1234. — Broisem 1291. — Brosem 1291. — Broyssem 1339.

Hier kann ein noch nicht nachgewiesener Personenname Broth, Brot vorausgesetzt werden.

**Dahlum** (Groß- oder Voigts-). — Major Dalem 1324, 1317. — Vogedesdalem 1320, 1388, 1399. — Dalem advocati 1315.

**Dahlum** (Klein-). — Parvum Dalem 1278, 1308. — Minor villa Dalem 1344, 1263. — Subdalem c. 1200. — Niederdahlem 1321. — Lutten Dalum 1318.

**Dahlum** (Salz-). — Dahlem 888. — Dahlheim 1093. — Dalehem 1190, 1107. — Dalem 1237. — Soltdahem. — Soltdalem. — Saltdalem.

Wie die vielen Thalheim zu ahd. tal, Thal, nhd. thal. Im Volksmunde Dalen.

**Detlum.** — Thitene 1226. — Dhittene 1226. — Dettene 1280.

Zu got. thiuda, Volk, und den dazu gehörigen Pn. Tito, Detto. Im Volksmunde Detten.

**Dobben.** — Debbenheim 1137. — Debbenehem 1179. — Debbenem 1280. — Dobbenem 1253. — Debbenum 1387.

Zu Pn. Debbo, Kosenname von Detbold oder Detbod.

**Eilum.** — Odonhem 888. — Dubenheim 1141. — Ubenhem 1137. — Uodenheim 1121. — Udenem 1182. — Odenem 1242. — Odenum 1341. — Obelem 1484.

Zu Pn. vom Stamme Aud, wie Audo, Oudo, Odo und Udo, deren Trennung kaum möglich. Förstem. Pn. S. 161 u. 207. Im Volksmunde Eilen.

**Eisum.** — Ehem 1290, 1315. — Eyssem 1302. — Eisum 1336.

Ehem wohl entstanden aus Eddeshem, also dem folgenden Namen gleich.

**Effeſhof.** — Edeſſeim villa 1178. — Edeſſen 1294. — Edeſſem 1326. — Edeſſe 1311.

Zu Pn. vom Stamme Ed, wie Eddo.

**Eveſſen.** — Hebeſheim 952, 965. — Eveſſem 1344. — Eveſſen 1361.

Zu Pn. Ebo.

**Gerdeſſen.** — Gerdeſſem 1226, 1344, 1311. — Gerdeſſen 1315.

Zu Pn. vom Stamme Ger, wie Gerhard. Im Volksmunde Garſen.

**Gilzum.** — Gilleſſem 1152. — Gelleſſem 1240. — Gelleſheim 1195. — Gilſſem 1344.

Zu Pn. Gillo (aus Gildo). Vergl. Gilzem im Kreiſe Witburg, daſ 1299 Gildſhem heißt. Im Volksmunde Gilzen.

**Hachum.** — Haghem c. 1170. — Hachem 1195. — Hachum 1315.

Zu Pn. Hago. Im Volksmunde Hachen.

**Harveſſe.** — Herwardiſſem 1232. — Herwardeſſin 1160.

Zu Pn. Hariward, Herward.

**Heſſen.** — Heſſenheim 966. — Heſſenem 1190. — Heſſen c. 1270. — Heſſum 1289. — Heſſenum 1384.

Zu Pn. Heſſo.

**Höyem.** — Hoylem 1251. — Hoylem 1340. — Höylem 1344.

Zu Pn. vom Stamme Hod, wie Hodo, Hoto. Im Volksmunde Högen.

**Jerzheim.** — Jerkeſheim 1203. — Jerkeſheim 1195. — Gerkeſheim 1195. — Gerkeſem 1195. — Gerkeſem 1313. — Jerkeſem 1315. — Jerkeſem 1315. — Jerkem 1354.

Zu Pn. Geriko. Im Volksmunde Jerzen.

**Kalme.** — Kallenheim 1300. — Kalnem 1249. — Kallenem 1184. — Kalnem 1322. — Kallen 1353.

**Kellm.** — Kellenem 1178. — Kellenheim c. 1200. — Kellum 1315. — Kellm 1344.

Zu Pn. Kello.

**Linden.** — Lindum 1007. — Lindum 1118. — Lindem.

**Ludlum.** — Lucgenheim 1051. — Luffenem 1214. — Ludenem 1148.

Zu Pn. Ludo aus Ludger. Im Volksmunde Ludeln.

**Machterſen (Bruch-).** — Machterſem prope Lichtenberge in Gericht to Lechtenberge 1465.

Zu Pn. vom Stamme Maht (= Macht). Vergl. Machterſted, Machtelfing, Machtelshauſen.

**Machterſen (Lob-).** — Locmachterſem 1305, 16, 34. — Machterſem prope Baren 1353. — Locmachterſem 1338.

**Nortenhof.** — Northem 1007. — Northem 1187. — Norten 1480.

**Quernum.** — Quernum 1148. — Quernum 1248. — Quernum 1161. — Quernem 1248. — Münke-Quernem 1307. — Dorp-Quernem 1323.

Zu got. quairnu, ahd. quirn, Mühle. Vergl. Kirnach, Quarnebeck, Quersfurt, Quirneheim bei Worms. Im Volksmunde Queren.

**Rauthem.** — Ruotum 1031. — Rothna 1178. — Rothne 1196. — Rothem 1160, 1383. — Rothem 1388. — Routhen c. 1470.

Zu nhd. rōd, rot, Rodung. (Dürre, Zſchft. d. hiſtor. Vereins für Niederſachen 1869, S. 74.) Im Volksmunde Ranten.

**Rühme.** — Riudum 1007. — Riudum 1031. — Rudem 1361, 1400. — Ruden 1440.

Zu ahd. hrīod, Ried, Reit, daher Riedheim, waſ zu dem an der ſumpfigen Schunter gelegenen Orte paſt. (Dürre, Zſchft. d. hiſtor. Vereins für Niederſachen 1869, S. 74.)

**Schickelsheim.** — Seezelesheim 1160. — Scheklesheim 1160. — Schickelsum 1347. — Schickelsem 1314.

Zu Pn. Scagilo. Im Volksmunde Schickelse. Seelmann (Zur Gesch. der deutschen Volksstämme, Norden 1887, S. 70) hat für 1160 die Form Seezelesheim und nimmt hier Betacismus an.

**Sierße.** — Sigerbesen 1182. — Sigerbissen c. 1470. — Sigerbiffem 1226. — Sierdeshusen c. 1274. — Sirdeshusen c. 1274. — Sierdesen 1335. — Sierbesse 1318. — Sierdiffe c. 1357.

Zu Pn. vom Stamme Sig, abd. *sigu* = Sieg. Specieller zu Sighard.

**Sottmar.** — Sutherheim 1146. — Sutherem 1178. — Suthrem 1178. — Sutherem 1275, 1206. — Sotherum 1317. — Sottherum 1318. — Sotmerc 1417.

**Steinum (Groß-).** — Stenem 1226. — Stenum 1297. — Steinem 1311. — Steynum.

Nach der steinigen Beschaffenheit der Umgebung, die namentlich nach dem Dorfe zu große Steinblöcke zeigt, welche, der Sage nach, Riesen aus ihren Schuhen geschüttelt haben sollen. Im Volksmunde Steinen.

**Stiddien.** — Stidegem 1172. — Stidiem 1153. — Stedium. — Stidium 1187. Stidingen.

**Stöckheim (Groß-).** — Stochheim 1054. — Stöckem 1273. — Stöcken 1377. — Stodem 1166. — Stokkem 1232, 1299, 1192 = Waldheim.

Zu abd. *stoch* (*truncus*, Baumstamm), wobei an die stehen gebliebenen Wurzelstöcke gefällter Bäume zu denken ist. Ein durch Deutschland häufiger Ortsname. Im Volksmunde Stöcken (vergl. Stöcken an der Leinemiündung, Stodum bei Münster i. W., Stochheim bei Koburg u. a.).

**Stöckheim (Klein-).** — Stochheim 1244. — Stöckem 1178. — Kapelstöckem 1253.

**Tiddische.** — 1237 Tidgegesem (Mfseburger Urkundenbuch I, S. 141). — Tudeche.

Zu Pn. vom Stamme *thiuda* (Volk). Im Volksmunde Tidsche.

**Veltenhof.** — Velctunnum 1007. — Velctunnum 1031. — Velcten 1300. — Velthem juxta Honrode 1336. — Velthem juxta Brunsvic 1311.

Zu Feld.

**Veltheim a. Ohe und Klein-Veltheim.** — Velthem 896. — Veltheim 1308. — Veltem, Velum ap. Ludenem 1275. — Veltummesvord 1304. — Velum by der D. 1358. — Velum vor der D. 1477. — Nortveltem 1311.

Zu Feld. Im Volksmunde Velten.

**Volzum.** — Volkessem 1153. — Volsem 1226. — Volchem 1192. — Volzum 1345. — Volsum 1376. — Volsum 1344. — Volsem 1378.

Zu abd. *folc*, Volk, durch Vermittelung eines Personennamens wie Folco. Im Volksmunde Volzen.

**Waggum.** — Wagken 1007. — Wagghen 1318. — Waggen c. 1195. — Waggen 1384.

Zu Pn. Waco, Wago, Waggio. Im Volksmunde Waggen.

**Wagum.** — Wattedesheim c. 1195. — Wattedesheim. — Wattedessem 1344. — Wattedesem 1344. — Wattergen 1322.

Zu Pn. Watiko. Im Volksmunde Wagen.

**Wenden.** — Gwinuthun 1031. — Wenethen 1251. — Wenden 1305.

Zu Pn. vom Stamme Wand. Förstem. Du. S. 1617 stellt Wenden fälschlich zu dem Volke der Wenden.

**Wendessen.** — Wenethesheim c. 1200. — Winethissem c. 1170. — Wenethessen 1292. — Wenedessen 1213. — Wendessen 1433.

Zu Pn. Wenitho. Im Volksmunde Wenzen, wie daß ganz außerhalb des Bezirkes slavischer Verbreitung im Ante Greene gelegene Wenzen.

—stedt.

Ahd. stat, der Ort, die Stätte, Ortschaft. In den verschiedenen Formen —stadt, —statt, —stetten, —stedt, nhd. stidde, durch ganz Deutschland verbreitet. Arnold (Studien zur deutschen Kulturgeschichte, S. 47) vermutet, daß die von Thüringen bis Schleswig sehr häufigen Ortsnamen auf —stedt erst durch die von Norden her eingewanderten Angeln und Warnen häufig geworden seien, was auf sich beruhen mag. v. Hammerstein = Loxten (Bardengau, S. 543) schreibt sie den Sachsen zu. Bei ihrer allgemeinen deutschen Verbreitung läßt sich aber darüber durchaus nichts Sicheres sagen. Bei uns sind diese Ortsnamen sehr stark, mit etwa 30, vertreten.

**Apelstedt.** — Abolderstede 1042. — Apelberstide c. 1200. — Apelberstede 1230 und öfter. — Apelerstide 1301. — Appellerstede 1424.

Zu ahd. apholtra, Apfelbaum, der in sehr vielen deutschen Ortsnamen, seine alte Kultur andeutend, vorkommt.

**Beierstedt.** — Begerstede 1146. — Beyerstede 1285. — Beierstide 1379. — Beyerstide 1387.

Zu Bn. vom Stamme Big, specieller Begeri?

**Bleckenstedt.** — Bleckenstede 1235.

Zu ahd. bleih, bleich, wie Blekingia, jetzt Blecke an der Niederelbe. Förstem. Dn. S. 279.

**Bodenstedt.** — Bonstod 1151. — Bodenstede 1209. — Bonstide 1367. — Bonenstide 1344. — Bonstede 1315 und öfter.

Vergl. Bوندorf, Förstem. Dn. 306.

**Brackstedt.** — Brackstede 1536.

Zu ahd. bracha, das Aufbrechen eines zum Anbau bestimmten Landstückes, nhd. bräken, brechen.

**Broistedt.** — Brostetha 1151. — Brothstetha c. 1200. — Bruzede 1318. — Brozede c. 1200, 1328. — Brostede 1301. — Brostide 1282.

Vergl. oben Broikem. Wohl aus Brothstett.

**Büdenstedt.** — Budenstede 1121. — Budenstide 1178, 1200. — Bodenstede 1253. — Bodenstide 1275. — Bodenstide 1344. — Boddenstede c. 1480.

Zu Bn. vom Stamme Bud, wie Bodo.

**Bungenstedter Turm,** der letzte Rest des 1345 noch vorhandenen Dorfes Bungenstedt. — Buggenstide 1142, 1157. — Buggenstede 1178. — Bungenstide 1131, c. 1200. — Bungenstide 1172, 1219. — Bungenstede 1317. — Bungenstide 1357.

**Büstedt.** — Bistebi 1084.

**Destedt.** — Destede 1318. — Destide 1380.

**Duttenstedt.** — Dottenstede 1279. — Duttenstede 1329. — Duttensstide 1384.

Zu Bn. mit dem Stamme Dob, wie Dobo, Dobbo.

**Emmerstedt.** — Emmerstide 1224. — Emerstede 1232. — Emmerstede 1224.

Zu Bn. vom Stamme Im, dessen Etymologie räthselhaft. Specieller zu Emher.

**Engelstedt.** — Ingelmeftide 1151. — Engelemestede 1312. — Engelmestede 1344. — Englemstide 1381. — Engelmestede 1391. — Engelmestide 1396.

Zu Bn. vom Stamme Angil, specieller Angilo, Engilo. Förstem. Bn. S. 89 u. 783.

**Brelstedt.** — Brelstide 1312. — Brelstede 1507. — Brelstede 1285/99. — Major Brelst. 1321. — Lutken Brelst. 1353.

**Helmsstedt.** — Helmonstede 952. — Helmonstod 1159. — Helmsstod 1160. — Helmsstide 1176.

Zu **Hn.** vom Stamme **Helm**, die seit dem 6. Jahrh. nachweisbar sind und in der Bedeutung zu **Helm** (*galea*) gehören. Specieller zu **Helim**. Volksetymologie: Der Hund des Gründers (St. Ludgerus) hieß **Helim**; an der Stätte, wo er sich niederließ, wurde die Stadt erbaut.

**Lebenstedt.** — **Livenstide** 1129. — **Levenstede** 1151.

Zu **Liv**, **Lewon** wie in **Leonhart**, **Linhard**.

**Kunststedt.** — **Kuonstedi** 1160. — **Konstede** 1354. — **Kunstede** 1314.

**Seinstedt.** — **Senstede** 1266, 1267. — **Seinstide** 1359. — **Senstide** 1175. — **Seenstide** 1379.

Zu **Hn.** mit dem Stamme **Sin** (= *robur, vis*). Förstem. **Hn.** S. 1102 und **Dn.** S. 1339.

**Semmenstedt.** — **Scemmenstede** 1049. — **Tzemminstede.** — **Zemminstede** 1022. — **Simmenstede** 1335. — **Symmenstide** 1379.

**Schliestedt.** — **Slizstede** mit **Slifstedeberch**.

Im Volksmunde **Slifstide**, Vergl. **Slies-dorf**, **Sliaßwig** (Schleswig), **Slivesheim** (Schleisheim). Förstem. **Dn.** 1348, 1349.

**Schöppenstedt.** — **Sciphinstede** 1051. — **Schuppenstide** 1086. — **Schipenstede** 1136. — **Schepenstede** 1195/97. — **Sceppenstede** 1291.

Zu **Hn.** **Scippo**, **Scepo**, **Sceppo**?

**Schöppenstedt (Klein-).** — **Parvum Schepenstede** 1226. — **Moneke Schepenstede** 1383.

**Sunstedt.** — **Suntstede** (Trad. *Corb.*), **Sunstide**, **Sunstide**, **Sunstede**.

Nach **A. v. Wersebe**, **Gaue** zwischen **Elbe** u. **s. w.** **Hannover** 1829, S. 131. Daß alte **Selzstide** (1022). Wohl richtiger zu **ahd. sund**, **altf. suth**, **Süden**. Förstem. **Dn.** S. 1404.

**Twilpstedt (Groß- und Klein-).** — **Twilpstidi** 1145. — **Twilpstide.** — **Twilpstede** 1209. — **Al. Tw.** 1536.

**Vallstedt.** — **Velzstide.** — **Velesstide.** — **Velstide.** — **Velstide** 1378. — **Lutken Velstide** 1507. — **Grotten Velstide** 1462.

Volksetymologie: Zwei Männer berieten darüber, wie der neu gegründete Ort zu benennen sei? Da stolperte der eine und der andere fragte ihn: **fallst do**? Seitdem heißt der Ort **Vallste**, wie er dort ausgesprochen wird.

**Wahrstedt.** — **Wastede** 1444. — **Wasstide** 1477.

**Watenstedt** bei **Schöppenstedt.** — **Wethnenstede** 1051. — **Watenstide** 1138. — **Watenstede** 1135.

**Watenstedt** (Amt **Salber**). — **Watenstide** c. 1195. — **Watenstede** apud **Barem** 1275 im **Gericht** to **Lechtenberge** 1480.

Beide zu **Hn.** **Wato**.

**Wettklenstedt.** — **Wethelenstide** 1105. — **Witlinstede** 1224. — **Wetelemstede** 1270.

**Winnigstedt (Groß- und Klein-).** — **Magna W.** und **Parva W.** — **Winnigstide.** — **Winnigstide** 1379. — **Osternwinnigstide** 1484. — **Lutken W.** 1654.

Zu **Hn.** vom Stamme **Win** (= *amicus, sodalis*), wie **Winibing**. Förstem. **Hn.** S. 1315.

#### —dorf.

**Ahd.** **dorf**, **altf. thorp**, **nhd. dorp** mit der gleichen Bedeutung wie im **Neuhochdeutschen**, eine bei uns sehr häufige (29) Ortsnamenbezeichnung, aus der man, bei ihrer großen und fast gleichmäßigen Verbreitung durch das deutsche Land, kaum Schlüsse auf besondere Stammeszugehörigkeit ziehen kann. **Dorf** bezeichnet stets eine größere Niederlassung, einen Sammelpunkt des religiösen oder politischen Verkehrs.

**Alversdorf.** — Adalgerasthorpa 983. — Alvatasthorpa c. 1000. — Atelegerestorp 1022. — Edelgerestorp 1022. — Algedesthorpe 1160. — Algotesthorpe 1160, 1195, 1199. — Algothistorp 1190, 1201, 1231. — Algorestorp 1178. — Algerestorpe 1313, 1383. — Algestorpe c. 1220, 1297, 1324, 1310. — Alverstorp 1486, 1541.

Zu Pn. mit dem Stamme Athal, der bei allen deutschen Stämmen häufig vorkommt in der Bedeutung Adel. Specieller zu Adalger gehörig.

**Bahrdorf.** — Barthorpa c. 1100. — Bardorpe 1344. — Bardorp 1145.

Vergl. Förstem. Pn. S. 206, der hier an den Stamm Bar denkt, für den er ein fließendes Gewässer annimmt, das bei Bahrdorf aber kaum von Entscheidung sein kann, da es nur an einem unscheinbaren Bache fließt.

**Barnstorf.** — Bernhardestorpe 966. — Bernestorpe 1226. — Bernestorp 1264, 1236. — Bernstörpe 1320. — Bernstorp 1135.

Zu Pn. Bernhard.

**Boimsdorf.** — Boimestorp 1327. — Boymestorpe c. 1360, 1324. — Bomestörpe 1344.

**Brechtorf.** — Bracthorpe 1160. — Bractorp 1252 und öfter.

Zu nhd. bräke, vergl. Brakstedt.

**Burgdorf.** — Borchdorpe ante Lichtenberge.

**Danndorf.** — Danthorpe 1160. — Dandorp 1444.

Zu Pn. vom Stamme Dan, wie Dano.

**Denstorf.** — Tenesdorp 1051. — Dinesdorp 1235. — Dennesdorp 1192. — Dennesstorp 1251. — Denstörpe oft.

Wie das vorige zum Pn. Dano, Tenno. Förstem. Dn. S. 450.

**Dibbesdorf.** — Thitbectestorp c. 1226. — Dibbekenstorp 1264. — Dibbekenstorp 1302. — Dybbekestörpe 1377.

Zu Pn. vom Stamme ahd. thiuda (= Volk), specieller zum Pn. Thiatbert, Thietpreht. Also zusammengehörig mit Dettum und Tibbische!

**Flechtorf.** — Flethorp 1022. — Flechthorpe c. 1100. — Flechtorpe 1318.

Zu ahd. flehtan, flechten, wahrscheinlich in Bezug auf geflochtene Zäune. Vergl. Flechtorf in Waldeck.

**Glentorf.** — Glintdorp 1221/27. — Glintorp 1322. — Glentorpe 1374.

Zu nhd. glint, klint, auf die hohe Lage an der Schulter deutend.

**Hallendorf.** — Hetilendorf. — Hatdelendorf 1380. — Hedelentorp 1441.

Zu Pn. mit dem Stamme Hath, speciell Hetilo. Förstem. Pn. S. 642 und Dn. S. 767.

**Hordorf.** — Hordorpe 1299.

Zu ahd. horo, Sumpf. Vergl. Hordorf im Kreise Nidersachsen, das 995 Horthorpe heißt.

**Hoyersdorf.** — Hoyerstorp 1344. — Hoyerödorp 1399. — Hoyerödorp 1372, 1542.

Zu Pn. vom Stamme Hug, welche zu ahd. hugu (Geist) gehören. Specieller zu Hngo, Hogo, Huger, Hoyer.

**Zimmendorf.** — Zimmendorpe 1265. — Zimmendorpe 1240. — Zimmendorf 1270.

Zu Pn. vom Stamme Zm, speciell Zmmo.

**Kästorf.** — Kästorp 1175. — Kettesdorp 1264. — Käestorf 1536.

Ein Kästorf bei Bishorn.

**Lehdorf.** — Leuthorp 1060. — Lendorpe 1240.

**Mackendorf.** — Mackenthorpe 1160. — Mackendorpe 1240. — Mackendorf 1481.

Zu Pn. mit dem Stamme Mag, wie die vielen Meckenheim, Mackensen, Madenrod u. s. w. Speciell zu Mago, Macco. Förstem. Pn. S. 884 und S. 1034.

**Meerdorf.** — Merthorpe c. 1280. — Merdorpe.

Nach dem hier befindlichen und noch heute mer genannten Teiche. *Altfl. meri, agf. mere, Sumpf. Sec.* Noch häufig in Flurnamen.

**Reindorf.** — Rienthorpe. — Rienthorp. — Renborpe under b. Desele 1422, 1410, 1415. — Neyndorpe juxta Bivende.

Zu *nhd. ni, neu.*

**Papstorf.** — Papestörpe.

Zu *nhd. päpe, Pfaffe?*

**Reinsdorf.** — Reinsdestörpe c. 1160, 1311, 1215 im Gericht zu Scheninge. — Reinstörpe 1317.

Zu *Fn.* vom Stamme Ragan, specieller Ragnald, Reinold.

**Rickensdorf.** — Ricmanestörpe 1225. — Ricmerestörpe 1359. — Ricmestörpe 1360.

Zu *Fn.* mit dem Stamme Ric (zu *ahd. richi. reich*), specieller zu Ricman und Ricmar.

**Rottorf.** — Rottorpe.

Zu „*roden*“ oder „*rot*“. Bei Österley S. 582 wird Rumeringtorpe (Trad. Corb.) hierhergestellt?

**Saalsdorf.** — Selestörp 1178. — Salestörp c. 1226. — Salsdorpe 1368.

Zu *ahd. sal, altfl. seli, Haus.*

**Volkmarisdorf.** — Volkmerstörp 1024. — Volkmarstörpe 1164. — Volkmeestörpe 1395.

Zu *Fn.* Volcmer.

**Wolfsdorf.** — Waldbiërdorp 1182. — Waldestörp 1160. — Woldestörpe 1264, 1197, 1294. — Wolstörpe 1356, 1247.

Zu *ahd. wald, nhd. wöld.*

**Woltorf.** — Walthorpe c. 1170. — Waltorp c. 1226. — Wolthorpe c. 1226. — Woltorp c. 1195.

Gleich dem vorigen.

**Zweidorf.** — Tvidorp 1132. — Tweborpe. — Tweborp 1382.

Besteht aus zwei, durch eine sechs Minuten lange Entfernung getrennten Theilen, von denen der an Wendeburg anstoßende jüngere Teil Rodesamp heißt. Nach der Volksdeutung das zweite bei der Wendeburg erbaute Dorf, während das benachbarte Wendezelle das erste gewesen sein soll.

### —iugen.

Die auch bei uns häufige (22) Endung —ing ist in ihrer Bedeutung wesentlich eine besitzanzeigende, die sich zu einer patronymischen specialisierte. Sie ist über ganz Deutschland, England und Scandinavien, namentlich bei Bayern (—ing) und Alemannen (—ingen), verbreitet und tritt in der Form —ungen bei Hessen und Thüringern auf. Die Orte auf —ingen deuten daher der Mehrheit nach auf den Gründer und dessen Nachkommen, wobei nicht bloß an edle Geschlechter gedacht zu werden braucht (Agilolfingen, Merowingen), sondern auch an freie Bauern, die an einem bestimmten Orte (Wald, Burg, Feld) eine Siedelung gründeten, welche dann von den Nachbarn nach dem Gründer benannt wurde.

**Beddingen.** — Bettingen, Beddinge 1038.

Zu *Fn.* vom Stamme Bad. Specieller Beddo. Im Volksmunde Beddig.

**Berklingen.** — Berklingi c. 1000. — Berclinge 1178.

**Cremlingen.** — Crenlinge 1302. — Crenmeling 1344.

**Gleidingen (Groß-).** — Gledinge c. 1195. — Enitgleidinge 1260.

**Gleidingen (Klein-).** — Gledinge apud Denstörpe 1296, 1326. — Ostgleidinge 1334. — Nortglebinge 1560.

Im Volksmunde Gleic.



**Hoitlingen.** — Hetlingen 1536.

**Kneitlingen.** — Klettinge 1147. — Klettinge 1387. — Knetlinge c. 1400.

**Köchingen.** — Choginge. — Cogginge. — Cochinge. — Parvum Cochinge 1307.  
Im Volksmunde Köchich.

**Küblingen.** — Kubelinge 966. — Kublinge 1170. — Kübbelinge 1334. — Cubbeling 1291.

**Lauingen.** — Lauingi 888. — Lauingi in pago Derlingo. — Lowinghe c. 1274.

**Liedingen.** — Lidingi (Trad. Corb.). — Lidinge. — Lidinge. — Lydingi 1378.

**Remlingen.** — Remninge 1240 und öfter. — Remmelinge 1378.

Zu Pn. Graban. Förstem. Dn. S. 832.

**Reislingen.** villa major Reislinge 1239. — Reislinge 1333. — Reislinge 1491.

**Rühen.** — Ruinge 1536.

**Rünningen.** — Runinge. — Runighe 1380.

Gesprochen Rünig.

**Sauingen.** — Sawingon. — Szowinghe. — Sawinge 1038.

Gesprochen Sauig.

**Schöningen.** — Scabaniigi, Scanigge 747. — Sceningi c. 983. — Sceningiu 1051.

— Sceninge in pago Dernigon 1022. — villa Scheninge 1120.

Gesprochen Scheinig.

**Söllingen.** — Sulinge 1137. — Sulingi 1227. — Sulinge 1182. — Solinge 1199.

Der Sage nach soll der Name von einem Salzwerke, welches hier lag, gekommen sein. Gesprochen Söllig. Zu udb. sol, sumpfiger Boden?

**Süpplingen.** — Suppelinge 1150. — Supplingen 1226. — Zeuppelingen 1229. —

Suppling 1267. — Sopling 1182. — Suplinge 1253. — Sorgen Suplinge 1368, 1432. — Dreck Süpplingen 1614.

Zu Volksmunde Züppling.

**Twiefingen.** — Twifinga (Trad. Fuld.). — Twiflinge 994. — Twiflinge 1160. —

Zwiflinge 1270. — Al-Twiflinge 1492.

**Ufingen.** — Uvingon 1022. — Uvinghe, Uvinge.

Zu Pn. vom Stamme Uf, wie die verschiedenen Uffing, Uffingen, Uffleben.

Specieller zu Uffo. Förstem. Pn. 1209 und Dn. 1500. Im Volksmunde Uwig.

**Weserlingen.** — Weverlingi 965. — castrum Weserlinge 1300. — Wevelinghe 1338.

#### — rode.

Zum Zeitwort roden, altf. riutjan, oberdeutsch reuten, den Wald urbar machen. Die Ortsnamen auf —rode, die in der Schweiz —rütti, in Franken —reut, in Thüringen —roda lauten, gehören zu den jüngsten. Erst nachdem der leichter zu bestellende Boden in der Ebene und im Freien benutzt und neuer Platz für die wachsende Bevölkerung von nöten, begann man mit dem Ausroden der Wälder und gründete neue Dörfer an den bloßgelegten Stellen, die gewöhnlich den Namen desjenigen tragen, der die Rodung unternahm. Daß die Namen auf —ingerode im Harz erst dem 10. Jahrhundert angehören, hat Jacobs (Zeitschrift des Harzvereins XXVI, 418 ff.) gezeigt. Auch kommt einfaches Rode vor (Forsthaus bei Samleben im Elme). Unsere braunschweigischen —rode (im ganzen 16) liegen mit geringen Ausnahmen fast alle im Amtsgericht Hiddagshausen nahe bei einander, auf die einstige Ausdehnung eines großen Waldes deutend, der sich zwischen der jetzigen Hauptstadt, der Schunter und dem Elme erstreckte.

**Abbenrode.** — Aberode 1270. — Abbenrode prope Elmonem 1353. — Abbenrode bei Vestfide 1436.

Wie viele andere gleiche oder ähnliche Ortsnamen zu Pn. vom Stamme Ab, die wahrscheinlich zu got. aba, Mann, gehören, wie Abbo.

**Beienrode.** — Bodonrod (Trad. Corb.). — Bodenrode 980, 1303, 1226. — Bodenrothe c. 1200. — Boddenrode c. 1480. — Boggenrode 1482. — Beyenrode 1439, 1178.

Zu Pn. Bobo.

**Bevenrode.** — Bevenrodhe 1231. — Bevenrode fast immer.

Zu Pn. mit dem Stamme Bib, wie Bevo.

**Bienrode.** — Bbauroth 1031, 1060. — Ibenroth 1211. — Bigenrode 1222, 1367. — Bienroth 1248.

Zu Pn. mit dem Stamme Ib, wie Ibba, Ivo. Förstem. Dn. 893. (Nach Dürre, Ztschr. d. histor. Ver. f. Niederf. 1869, S. 73 zu altf. iba, Eibe, also Eibenrodung, was aber weniger einleuchtet.)

**Brunrode (Groß- und Klein-).** — Brunestrothe 1160, 1200. — Brunestrode. — Brunrode Major. — in Minori Brunestrode 1318.

Zu Pn. mit dem Stamme Bruu, Bruuo.

**Dankwarderode,** der Name der Burg in Braunschweig. — Thonquarderoth 11. Jahrhundert. — Dankwerberode. — Thauquarberode. — Dankquarberode.

Zu Pn. mit dem Stamme Thanc, welcher zu „denken“ gehört, specieller zu Tankward, Dankward.

**Engerode.** — Ebingerode 1386. — Eddingerode 1302. — Ebingerode im Gericht Colbigen 1546.

Zu Pn. mit dem Stamme Eb, Ebo, Ebing.

**Erkerode.** — Erkeroth 1175. — Erkerode 1267. — Erkerode 1178.

Zu Pn. Erich.

**Glicsmarode.** — Glicsmoderoth 1031. — Glicsmederoth 1226. — Lismoderoth 1161.

Zu Pn. mit dem Stamme Glic (gleichen), speziell zu Glicmot. Förstem. Pn. S. 527. Im Volksmunde Glicseurde.

**Heukenrode.** — Heukenrode 1329. — to dem Hemmekenrod 1466.

Zu Pn. mit dem Stamme Ham, Hamulo, Hemic.

**Marscherode.** — Marscheroth 1192. — Marsceroth 1219. — Marschenrode 1315. — Marschenrode 1251.

**Melverode.** — Meinolvingerod 1244. — Meinolvestroth 1244. — Menolveroth. — Meinelveroth. — Melverod.

Zu Pn. mit dem Stamme Magan (der Große, Starke), specieller zu Maginulf, Meinolf.

**Papenrode.** — Papenrothe c. 1160. — Papenrode seit 1224.

Robung des Babo, Pappo, oder eine Robung der Pfaffen.

**Schuleroode.** — Sculenrothe 1265. — Sculenrode 1318. — to dem Schulerode 1477.

**Völkeroode.** — Volkolberode 1321. — Volklingerode 1344. — Volklingerode 1414.

Zu abh. Stamme folk, Volk, der zur Bildung von Personennamen dient wie Volkold.

**Völkmarode.** — Volcnerode 1251. — Volcmarode 1302. — Volcmerode 1327.

Zu demselben Stamme wie das vorige, specieller zu Pn. Volcmar.

— ithi (—te, —de).

Die Endung —ithi, welche sehr häufig in sächsischen Ortsnamen vorkommt, erscheint hochdeutsch in der Form —idi, sowie in vielfachen Abstufungen und

Entstellungen. Sie gehört zu den ältesten, die wir kennen, und kommt vielleicht schon in ptolemäischen Ortsbezeichnungen vor. Diese Wortbildung ist wesentlich über die friesisch-sächsisch-thüringischen Gegenden verbreitet, auch bei uns verhältnismäßig stark vertreten (vierzehnmal) und meistens zu —te, —de umgestaltet. „Über die Funktion dieses Suffixes dürfen wir uns nicht eher eine feste Ansicht erlauben, als bis die Stammwörter dieser Namen in größerer Klarheit ermittelt sind.“ (Förstem., Die deutschen Ortsnamen 1863, S. 228.)

**Denkte (Groß-).** — Dengbi 965. — Dencte 1318. — Major Denchte 1344.

**Denkte (Klein-).** — Minor Dencke oder Parvum Dencke 1344. — Lutken Denche 1419.

**Dritte.** — Thritide 1022. — Thretede 1160. — Druttethe 1178. — Druttede 1284. — Drutte 1380.

**Geitelde.** — Gekithi 1060. — Getlede 1196. — Ghetelde 1304. — Gidtolde.   
Gesprochen Geidel.

**Herete.** — Herete 1223. — Herte c. 1100. — Northere 1315. — Ostherete 1315. — Northere 1323. — Drecherete 1386. — Klein-H. 1412. — Groß-H. 1412. — Kerk-H. 1238.

**Leinde.** — Lenethe 1178. — Linethe 1191. — Leneche 1242. — Leneche 1308. — Leude 1378.

Im Volksmunde Leine.

**Linde (Oster-).** — Lindethe, Linde. — Major Lindethe. — Linnithe, Osterlinde 1480. — Linde, Kerflinde 1479, 1492.

Im Volksmunde Linne.

**Linde (Wester-).** — Linde 1272. — Parvum Linde 1275. — Linde vor der langen Brücke 1487. — Lutteken Linde. — Westerland.

**Sichte.** — Kithi 888. — Kithi 1060. — Sicubi 1024. — Fichte c. 1160. — Tzichte 1318. — Tzithe c. 1200. — Zidebe 1264. — Major Sichte 1308. — Unter- und Ober-Tzichte c. 1315. — Ober- und Nieder-Tzichte 1323.

Förstem. Dn. S. 1329 nahm Zugehörigkeit zu ahd. sik, See, Sumpf an, das heutige udd. sik. Es liegt aber Fetacismus vor. Vergl. Seelmann, Zur Geschichte der deutschen Volksstämme, Norden 1887, S. 70.

**Thiede.** — Thidhi 1007. — Thide 1166 und öfter. — Thidhe 1191.

Im Volksmunde Thie.

**Uhrde.** — Urebe 888. — Urithi 983. — Urethe 1160. — Urebe 1291. — Urde 1380.

Im Volksmunde Uhr.

**Bechelde.** — Bechtelde 1378. — Bechla 1145.

Im Volksmunde Bechel.

**Walde.** — Walebe 1141. — Walbe 1313. — Walth 1351. — Walbe, Welbe 1381.

**Wierthe.** — Wyrte, Wierthe 1381.

#### —leben.

Die Ortsnamen auf —leben haben zwei große, räumlich voneinander getrennte Gebiete, das eine im alten Thüringerlande, das andere in Jütland, auf den dänischen Inseln und in Schonen. Die älteren Formen lauten —leiba, leva, leve, seit etwa 1100 tritt die Form —leben auf. Diese Endung bezeichnet die Hinterlassenschaft, das Erbe an Grund und Boden und bezeugt, daß die Ansiedler in diesen Dörfern das Recht des Sondereigentums an Grund und Boden kannten. Harz, Oker und Ise (ein rechter Nebenfluß der Aller), die alte

Scheide zwischen Sachsen und Thüringern, sind zugleich die Grenze des Gebietes, bis zu welchem sich die Ortsnamen auf —leben nach Nordwesten erstrecken. Für das hohe Alter dieser Orte spricht, daß dieselben, Gebirge und Sümpfe meidend, an den für den Ackerbau am besten gelegenen Stellen haften. Im alten Ostfalen



Fig. 1. Die Verteilung der Orte auf —leben und —büttel.

samt dem Bardenlande, in Engern, Westfalen und den Niederlanden kommt nicht ein einziger Ortsname mit der Endung —leben vor, erst von der Oker nach Osten hin finden wir sie und so ist unser Land (mit 11 —leben) genau auf der Grenze gelegen, welche die Thüringer nach Westen zu erreichen; sie machten Halt an der alten Grenze der Varden und Sachsen. Seelmann will die Ortsnamen auf —leben dem Volke der Warnen zuschreiben, das, von Norden kommend, im zweiten Jahrhundert in das Gebiet zwischen Elbe, Harz und Thüringerwald eingewandert sein soll. (Zur Gesch. d. deutschen Volksstämme Norddeutschlands und Dänemarks im Altertum und Mittelalter. Norden 1887. S. 7.) Alle unsere Ortschaften auf —leben liegen im Osten des Landes, wie die Karte ausweist; das benachbarte Fallerleben bildet den nordwestlichsten Ausläufer dieser thüringischen Siedelungen, deren geographische Gesamtausdehnung bei Seelmann angegeben ist.

Während die Endung —leben also Nachlaß, Erbgut bedeutet, ist das hinzutretende Bestimmungswort meist ein Personennamen. Innerhalb der politischen Grenzen Braunschweigs kommen folgende elf Ortsnamen in Betracht:

**Ampeleben.** — Ampeleve 1199, 1315, 1342. — Ampeve 1315, 1307.

Nach Förstem. Dn. S. 72, zu ahd. *ambaht*, *ministerium*.

**Bansleben.** — Banisleve 1121. — Banesleve 1137, 1185. — Bantsleve 1382. — Bansleve 1286.

Zu Pn. *Bano*.

**Brunslieberfelde,** Forsthaus bei Rábke, benannt nach dem wüsten Dorfe Brunslieben.

Zu Pn. *Brun*, *Bruno*. 1440 Weide für dem Brunslieber Felde.

**Gevensleben.** — Ghevensleve 1018. — Geuensleno. — Ghevensleve 1387. — Gevensleben im Gericht Zerem 1445.

Zu Pn. mit dem Stamme gab (= geben). Förstem. Dn. 602.

**Grasleben.** — Graselove 1160. — Grasleve 1191.

Zu Pn. *Grá-olf* abgekürzt *Grá(o)*.

**Hohnsleben.** — Hofn]astlofa 983. — Honensleve 1190. — Honeslove 1160. — Honsleve 1292, 1311.

Zum Pn. *Hou*.

**Jungeleben.** — Jungenlove 1195. — Jungeleve 1086.

Zum Pn. *Jugo*.

**Langeleben.** — Langelana (Trad. Fuld.) — Langelage 1160. — Langeleghe. 1318. — Langelobe 1381. — Langele. — Es ist hier nicht leicht zu entscheiden, ob der Ortsname vielleicht zu *lä*, *läge* zu stellen ist. *L* liegt mitten im Einwalde.

**Offeleben.** — Uffinleve 1190. — Uffenleba im 10. Jahrh.? — Offenleve 1180, 1191. — Offenleve 1222. — Offeleve 1246.

Zum Pn. *Uffo*.

**Sambleben.** — Campenleve 1201. — Zampelve, Tsampelve, Tsampelve, Sampelve. Campenleve scheint die Grundform zu sein. Aus *c* = *t* wurde durch *Zetacismus* *h*.

**Wesleben.** — Wydisleve (Trad. Corb.) — Wideslove 1141. — Witeslove 1172. — Witesleve 1105. — Wedesleve 1249. — Wettesleve 1310. — 1503 *W*. im Gericht *tor Affeborch*.

Zu Pn. *Wib*, *Wido*, *Wito*, *Guibo*.

—bed.

*Beck*, *bék*, *béke*, die niederdeutschen Formen für *Bach*, im Volksmunde zu *—pte*, *—bte*, *—te* abgeschliffen, kleines, fließendes Wässerchen, häufig ohne besondern Namen, einfach *de bek*. Bei Ortsnamen ist hier auf die vielfach veränderte physikalische Beschaffenheit des Bodens Rücksicht zu nehmen, da mit der Austrocknung der Sümpfe und mit der Rodung der Wälder viele Bäche aus dem Lande verschwanden, die noch den ersten Ansiedlern Grund zur Benennung geben konnten. Daher Orte auf *—bed*, bei denen heute die Bäche auf ein Geringes zusammengeschrumpft oder auch ganz verschwunden sind.

**Ahnebed.** — Anebete.

**Barbecke.** — Beribete 1176. — Bergbete 1178. — Berbete 1300 und öfter. — Verebete 1448.

Ob zu dem von Förstem. Dn. S. 206 für Flußnamen angenommenen Stamme *Bar*? Die *Barbeck* fließt in Holstein.

**Barneke.** — Bardebike 1158. — Bardebike 1160.

Zu *Bn.* vom Stamme *Barb*, wie *Barbo*.

**Esbeck.** — *Äsbike* 1137. — *Äsbike* 1179. — *Esbike* 1182. — *Esbefe* 1263 und *Äfter*.

**Nordsteimke.** — *Steimbefe juxta Voräfelde* 1238. — *Stenbefe* 1332. — *Stembefe* 1341.

Zu *ahd. stain*, *Stein*, wie die vielen *Steinach* und *Steinbach*, *Steenbecke* in den Niederlanden, *Steimke* bei Bremen. *Nordsteimke* wohl im Gegensatz zu dem südlich davon im *Hafenwinkel* gelegenen *Klein-Steimke*.

**Räbke.** — *Rebepe* 1225. — *Ribepe* 1205. — *Ribdepe* 1333. — *Rebepfe* 1399.

**Sisbeck (Groß- und Klein-).** — *Sesbeki* c. 1100. — *Sesbefe* c. 1160. — *Sasbefe* 1203. — *Sisbefe* 1224. — *S. orientalis et occidentalis* c. 1160. — *S. major* (= *orient.*) et *minor* (= *occid.*) 1318.

*Fürstem. Dn. S.* 1326 stellt den Namen mit einem wohl berechtigten Fragezeichen zu *See*, *ahd. seo*. Im *Volksmunde* *Sisfefe*.

**Welpke.** — *Wifebefe* 1160. — *Wefebefe* 1146. — *Wefefe* 1224.

*Stein-Welpke* genannt im Gegensatz zu *Wölpe*, *Kreis Neuhaßensleben*.

**Wobek.** — *Wobefe* 1160.

Im *Volksmunde* *Wobke*.

—lä, —läge.

Das bis zur Gegenwart gebräuchliche *ndd. lä*, *ahd. löh*; *mß. löh*, *loch*, abgeschliffen in *leg*, *le*, *el* bedeutet *Gehölz*, *kleiner Wald*, besonders im offenen Felde.

**Verel.** — *Verille* c. 1200. — *Verlan* 1022. — *Verle* 1215. — *Verla*. — *Gr. Verel* 1836. — *Lütten-Verel* 1594.

**Sondelage.** — *Sonlage* 1178. — *Sonlege* 1322.

Im *Volksmunde* *Sondeln*.

**Schanlesch.** — *Schanleghe* 1200. — *villa Scanleghe* 1344. — *Parvum Scanleghe* 1307. — *Schanleghe* 1359. — *in Magno Scanlege* 1375. — *Schanleghe* 1311. — *Schanlege* 1432.

**Timmerlesch.** — *Dinbarlesch*. — *Tymberla* 1187. — *Tymberla*. — *Tymmerla*.

Zu *ahd. timbar*, *mhd. timber*, *dunkel*, *schattig*.

**Weschelade**, eine neue Tochtergründung von *Weschelde*, nach dem Walde zu gelegen. In der Dorfbeschreibung von 1755 „Das neue Dorf *Weschelage*“. Es wurde erst 1723 auf Veranlassung der Herzogin *Elisabeth Sophie Marie* erbaut.

**Warle.** — *Werle*. — *Warle* 1508.

Ob hierher? Im *Volksmunde* *Warl*.

—berg.

**Lichtenberg.** — *Lechtenberg* 1156. — *Lichtenberg* 1180, 1282. — *Lechtenberge* 1297.

— *Lichtenberge* 1300. — *Lichtenberg* 1306 und *Äfter*.

*Lichtenberg* hieß die *Burg*; der Name wurde später auf die beiden am Fuße derselben gelegenen Dörfer *Ober-* und *Nieder-Freden* ausgedehnt, die seit dem Beginne des 13. Jahrhunderts als *Breden*, *Freden* erscheinen und wohl zu den *Dn.* auf —heim gehören.

**Rieseberg.** — *Riesberghe* 1344. — *Ryseberge* 1353.

**Sonnenberg.** — Siehe unter —burg.

**Wahlberg**, drei Ortschaften dieses Namens an der *Ässe* gelegen, zu *fäl*, *falß*, *erdfarben*.

**Wahlberg (Groß-).** — *Waleberge*. — *Mediem Waleberghe*. — *Widdelen Waleberg*. — *Grotten Waleberg*.

**Wahlberg (Klein-).** — Ofteren-Valeberg 1344, 1297. — Parva Valeberge 1362. — Lüttgen-Valberg 1367.

**Wahlberg (Münche-).** — Valberge. — Wefter-Valeberge. — Monken-Valeberge.

**Warberg.** — Warpergin 1112. — Werberge 1192. — Werberge 1382.

—burg.

Burg, nhd. borg, das Schloß, die Burg. Die Orte mit dieser Bezeichnung gehören zu den jüngeren, welche um eine bereits bestehende Burg und in deren Schutze entstanden.

**Hedwigsburg,** früher Stedlenburg, 1196 Stedelenborch, erhielt erst 1578 den jetzigen Namen durch Herzog Julius, der hier für seine Gemahlin Hedwig einen Landsitz erbaute.

**Mückenburg,** einzelnes Haus bei Ribdagshausen.

**Olsburg.** — Olsburch 10. Jahrhundert. — Olesburch.

**Sonnenberg.** — Sunnenborc, Sunnenberc c. 1200. — Sonnenberge 1237.

Liegt ganz in der Ebene. „—berg und —burg wechseln oft in denselben Namen, wie sie auch etymologisch zusammengehören.“ Zu Pn. vom Stamme Sunn, wie Sunno.

**Steterburg.** — Stedeburc 1118. — Stiderborch 1191. — Stederburg 1194. — Stederburc 1196.

**Süplingenburg.** — Suplingeburc 1125. — Suplingeborc 1303. — Sublingborc 1382.

Vergl. Süplingen.

**Wendeburg.** — Winetheborc c. 1170. — Wineburg c. 1195. — Weneburg c. 1195. — Wenetheborc 1226. — Wendeborc 1318.

Nicht zum Volksstamme der Wenden, sondern zu Pn. vom Stamme Wand, Wend, wie Wendo.

—haus, —hausen.

Der Wohnsitz eines Freien hieß von alters her hūs, womit stimmt, daß viele der ältesten Rittersitze auf —hūsen endigen. W. Arnold (Studien zur deutschen Kulturgeschichte, Stuttgart 1892, S. 32) nimmt an, daß die auf —hausen im niedersächsischen Gebiete ausgehenden Orte von fränkischen Geschlechtern begründet wurden; er sieht sie für fränkische Kolonien an, die angelegt wurden, um das durch Karl d. Gr. eroberte Land dauernd an die fränkische Herrschaft zu fesseln. Von diesen On. sind die einfach auf —haus endigenden zu trennen, die nur auf ein einzeln stehendes befestigtes Haus deuten.

**Gfinghausen.** — Gfeshusen 1311. — Gfeshusen 1458.

Zu Pn. mit dem Stamme Ans, wie Afic, Afico, Gfisco.

**Bümmelse.** — Bimmelhusen 1258. — Bymmhelsen. — Bymmhensen. — Bymmhelse 1380.

**Neuhäus.** — Neuhäus 1423. — Nigenhūs 1490.

**Riddagshausen.** — Riddageshusen 1146, 1148, 1198. — Redageshusen 1196. — Riddagshusen 1201, 1250.

Zu Pn. Riddag, aus Ricdag.

**Wendhausen.** — Wenthusen 1311, 1348, 1350. — Wenethusen 1183.

Nicht zum Volksstamme der Wenden, sondern zu Pn. vom Stamme Wand, Wend, wie Wando, Wento.

—bere, —ber, —per.

Die Namen auf —bere, —ber sind in Nordwestdeutschland nicht selten, einige scheinen später zu —berge geworden zu sein. Eine Etymologie ist sehr schwierig wegen der wechselnden Form der Endung in älterer Zeit: —beri, —buro, —bore, —buron. Agf. bearo, bearu, msc. heißt Wald, wahrscheinlich von heran, tragen, Früchte geben. (Jacob Grimm, Kl. Schriften IV. 410. Leo, Rectitudines, S. 88.) In agf. On. als —baro, —bearo, —bera.

**Hedeber.** — Hathebere 1221. — Hetherebere c. 1230. — Hadebere 1188. — Hedeberere 1334.

Zu vergleichen Heber bei Soltan, früher Hedebere und Heudeber bei Wernigerode. Im Volksmunde Häper.

**Ölper,** Elbere (an der Oker) 1241. — Ölber 1418.

**Ölber** (am weißen Wege). — Ölberere.

**Rümmere.** — Rymbere 1309. — Rummer 1536.

**Timmere.** — Timbron c. 983. — Thimbere 1190. — Timbere 1238. — Timmere 1131. — Tymberen 1344.

—büttel.

Das zu ahd. būan, bauen, gehörige altf. bodl bedeutet Haus, Hof und hat sich als Ortsbezeichnung in der Endung —büttel erhalten. Es ist eine durchaus auf altfächische Gründungen hinweisende Bezeichnung, die in zwei voneinander getrennten und scharf begrenzten Gebieten vorkommt. Einmal in Holstein und Schleswig, wo —büttel in —büll übergeht, den Landen Hadeln und Wursten und vereinzelt im Bremischen, wo der nördliche Bezirk dieser Ortsnamen liegt; dann zweitens südlich davon im Winkel, wo Aller und Oker zusammenfließen, im hannoverschen Kreise Gifhorn, dessen südlicher Teil geradezu „die Büttels“ genannt wird, so daß man dort die Redensart „Büttelin gän“ hat, wenn man in die Dörfer auf —büttel sich begiebt <sup>1)</sup>. Dicht umsäumen die nördliche Grenze des heutigen Braunschweig diese alten Sachsengründungen und sie reichen noch mit einigen derselben hinein. (v. Hammerstein-Loxten, Bardengau, S. 546. Arnold, Studien zur deutschen Kulturgeschichte, S. 47.) Sie sind bei uns noch durch einige Wüstungen vertreten: Thuringesbutli und Everiksbutli, die im Norden der Stadt Braunschweig lagen und unter den 18 Dörfern genannt werden, die 1031 zur Magnikirche eingepfarrt waren (Dürre, Ztschr. d. histor. Ver. für Niedersachsen 1869, S. 70), ersteres auf einen Thüring deutend, der nach sächsischer Art siedelte. Heute liegen nur noch drei Orte auf —büttel innerhalb der politischen Grenzen des Herzogtums, zugleich die südlichsten der ganzen Gruppe. Vergl. die Karte S. 31.

<sup>1)</sup> Es sind dieses folgende 21: Abbesbüttel, Adenb., Allenb., Allerb., Ansb., Bechtsb., Brunsb., Dannenb., Ebesb., Ettenb., Gerstenb., Harzb., Ifenb., Lagesb., Martinsb., Ribbesb., Rolsb., Röttgesb., Volls., Warzb. und Wedesbüttel. Dazu die vereinzelt nördlich davon im Amte Ifenhagen gelegenen Wunderbüttel und Hankensbüttel und die drei im Braunschweigischen, so daß (ohne Wüstungen) diese Gruppe aus 26 Ortschaften besteht.



**Eisenbüttel**, Mühle bei Braunschweig. — Eisenbutle c. 1180. — Eisenbutle c. 1200.

Zu Fn. vom Stamme Is, Isan, wie Iso.

**Watenbüttel**. — Watenebutle 1170. — Watenbutle 1318. — Watenbutle 1377.

Zu Fn. mit dem Stamme Wad, der auf ahd. watan, gehen, schreiten, zurückführt, wie Wado, Wato.

**Wolfsenbüttel**. — Weferesbutle 1118. — Wulferesbuthele 1130. — Wulferisbuthele 1142. — Wolferbutle 1164. — Wulferbutle.

Zu Fn. Wulf, Wolf.

#### —kot.

Das nhd. kot, kote bedeutet Hütte, angl. cot, woraus das engl. cottage. Das deutsche Wort drang in die slavischen Sprachen ein, wo es die Bedeutung der niedrigsten Art von Behausung, bis zu den Hühnerställen herab, annahm. Da die braunschweigischen Orte mit der Endung —kot alle im ehemals wendischen Gebiete liegen, und zwei davon wendisch gebaute Rundlinge sind, so ist slavische Abkunft nicht ganz von der Hand zu weisen. (Über Kote als Lehnwort aus dem Finnischen handelt Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde II, 352 f.)  
**Eiskott**. — Eiscot 1324. — Eiskothe 1536.

Wendischer Rundling.

**Badekoth**, Badekot, Wüstung zwischen Warmenau und Brackstedt, im ehemals wendischen Gebiete. (Zeitschr. d. histor. Vereins für Niedersachsen 1864, S. 1.)

**Meinkoth**. — Meinkothe 1352. — Meinkot 1444. — Meincoten 1145. — Meinkot 1209. Mein, Men = Fn. aus Magin?

**Wendkott**. — Wenskoth 1536.

Zu vergleichen Wendekoten östlich von Lüneburg im hannoverschen Wendlande.

#### —feld.

Feld bedeutet die natürliche Ebene und wird erst später für Ackerland gebraucht. Es ist in Ortsnamen sehr alt und sehr häufig, bei uns aber selten.

**Bortfeld**. — Bortwelve 1187 und so ferner.

**Bergfeld**. — Bergfelde 1135, — Bargfelde 1536.

**Borsfelde**. — Borswelve 1218, 1309. — Borsfelde 1340, 1344. — Baresfelt 1145. — Borsfelde 1321.

#### —mar.

In unseren Dorfnamen wird die Endung —mar nie voll gesprochen, sondern stets —mer, wie sie auch in den urkundlichen Formen steht. Die spätere Kanzleischreibung ist wohl mit Anlehnung an Namen wie Weimar, Geismar u. a. entstanden, bei denen jedoch die Bedeutung des —mar dieselbe ist. Es geht zurück auf ahd. mari, sumpfige Gegend, Teich, kleiner See, wie in Meerdorf und den zahlreichen Flurnamen mer. Sottmar gehört nur scheinbar hierher, da die urkundlichen Formen Sutherheim, Sutherem, Sotherrum u. s. w. sind.

**Bettmar**. Bethmere 1238, 1239. — Bethmer 1344.

Im Volksmunde Bettmer, mit dem Zunamen an der langen wiesche, zur Unterscheidung von Bettmar bei Hildesheim.

**Wittmar**. Witmari 965. — Witmere 1331, 1332. — Witmer 1445.

Zu nhd. wit, weiß? Vergl. Wüstung Wittmar bei Warberg in Westfalen, Wüste Witmari bei Wolfshagen (Hessen-Rassau). Förstem. Dn. S. 1587.

## —horst.

Horst, ahd. hurst, bedeutet ein Dickicht, einen abgeschlossenen Wald.

**Graschorst**, ebenso in den Urkunden, ist, da es bei dem eingegangenen wendischen Dorfe Grabow liegt, von dem noch der Grabower Teich den Namen führt, möglicherweise aus Grabower Horst entstanden. Grabow ist slavisch, hrab, grab: die Weißbuche.

**Querenhorst**. So 1225, 1284. — Querenhorst 1203, 1304.

Zu got. quairnu, ahd. quirn, die Mühle; dies die ältere deutsche Bezeichnung, die durch das aus dem Lateinischen stammende „Mühle“ verdrängt wurde; namentlich die alte, aus zwei Steinen bestehende Handmühle.

## —brück.

**Neubrück**. — Castrum Brugghe 1321. — Das Haus to der Brugghe 1340. — Die Zehnten vor der Neuenbrügge 1444.

**Rissenbrück**. — Chirsenbrugge in p. Derlingo. — Rissanbruggi 1027. — Rissebrude 1060. — Rissenbrugge.

An der in die Oker mündenden Risse. Förstem. Dn. S. 941. Volksetymologisch als „Christenbrück“ gedeutet, weil Karl der Große hier in der Oker die Sachsen getauft haben soll.

## —hagen.

Hagen ist eine Einfriedigung, ein Gehäge, wohl ursprünglich der mit Hecken umfriedigte Hof eines Einzelnen, aus dem ein Dorf erwuchs. Im nhd. oft abgekürzt zu hân. In unserem Gebiet nur ein Ort.

**Gebhardshagen**. — Indago 1235. — Geverdesghagen 1318. — Gheverdesghagen 1383.

Zu Fn. mit dem Stamme Gab (geben), wohin auch Geverd und Gebhard gehören.

**Altenhagen**, Vorwerk bei Lichtenberg.

## —au.

Ahd. ouwe, Wasser, Wasserland, wasserreiches Wiesenland, Aue; kleine Flüßchen heißen bei uns noch Aue.

**Fürstenu**, ehemals Haslerhof, erhielt 1716 seinen jetzigen Namen, als es von der Herzogin Elisabeth Sophie Marie angekauft wurde. (Hassel und Wege I, 480.)

**Parfau**, so stets. Einmal Parfow. Wendischer Name (siehe unten), welcher nur den Schein des deutschen Wortes angenommen hat.

**Scheppan**. — Schepowe 1360. — Scheppanwe 1490.

**Warmenu**. — Warmenaw 1536.

## —thal.

Die Namensgebung der beiden hierher gehörigen Orte geht nicht auf die natürliche Beschaffenheit des Landes zurück, da sie in der Ebene liegen, sondern erfolgte nach Vorbildern.

**Marienthal**. — Vallis St. Mariae 1147.

**Sophienthal**. — Neu-Gründung.

## —wit.

Abgesehen von der Alten Wiek, einem Stadtteil Braunschweigs, ist es nur der Name der Hauptstadt, welcher hier in Betracht kommt. Got. veihis, altf

38 Ortsnamen auf —kamp, —wiesche, —thurn, —zelle, —heide, —sohle u. s. w.

wik, Stadt, Ort, Burg ist eine oft für sich allein oder als Endung stehende Bezeichnung, die nicht nur in sächsischen, sondern auch in friesischen und angelsächsischen Landen vorkommt.

**Braunschweig.** — Brunesguil 1031. — Die älteste, den Namen erklärende Nachricht über die Erbauung hat das im Anfange des 13. Jahrh. geschriebene Chronicon Halberstadense, wo berichtet wird, daß der Gründer Bruno die Stadt Brunonis vicus nannte. (Dürre, Gesch. d. Stadt Braunschweig, S. 27.) Die gewöhnlichen mittelalterlichen Formen (gesammelt bei Österley, Histor.-geogr. Wörterbuch, S. 86) sind Brunszwik, Bruniszwik, Brunszwik zc. Schon im 13. Jahrh. kommt Brunschwigk vor; 1263 Braunschwigk; 1335 Braunschweigk in oberdeutschen Urkunden.

—kamp.

Der Kamp, das eingefriedigte, abgegrenzte Feldstück. Ob zurückgehend auf das lat. campus?

**Rothenkamp.** — Rodencampe c. 1360.

Der ausgerodete Kamp.

**Campen,** Domäne bei Flechtorf.

—wiesche.

Der nbd. Ausdruck für Wiese, nur in einem Ort:

**Woltwiesche.** — Wohlwiesche 1337. — Woltwiesche, d. i. „Waldwiese“.

Im Volksmunde Wohlische.

—thurn.

**Raßthurn.** — Allodium Raß 1228. — Raß 1269. Vergl. den Flurnamen Raß.

—zelle.

**Wendezelle.** So 1454. Das aus dem lat. cella hervorgegangene Zelle ist eine erst mit der Verbreitung des Christentums aufgekommene Ortsbezeichnung. Bei unserem Orte läßt sich eine cella nicht nachweisen. Refs (S. 145) denkt daher an ein Wendesäß, an ein in der sumpfigen Gegend an der Aue bei der Wendeburg errichtetes und diesem zugeordnetes Dorf. Oder sollte an altf. seli, Gebäude, zu denken sein, so daß wir ein Haus des Wendo hätten?

—heide.

**Meisenheide,** Forsthaus bei Helmstedt; mäseke, Meise.

—sohle.

**Brunsohle,** einzelnes Haus bei Gummerstedt. Zu Brun. Bruno oder brün, braun, und sol, sumpfige Gegend. Vergl. Flurnamen unter sol.

—krug.

**Grenzkrug** bei Tshendorf, **Sandkrug** bei Neuhäus. Zu Krug, Wirtshaus, nicht zu „Krug“ (urceus), welcher nbd. krüke heißt.

—furt.

Ndd. förd, die Furt (hier an der Ufer).

**Leiferde.** — Lefworde 1176. — Lessorde 1191. — Lenforde 1195. — Lessorde prope Runinge 1306, 1475.

Zu vergleichen Lafferde an der Weser. Im Volksmunde Leifer.

## —hof.

Ursprünglich der eingezäunte Raum, dann die ihm zugehörigen Wirtschaftsgebäude. Bei uns sind die wenigen Ortsnamen mit —hof alle sehr spät aus ursprünglich auf —heim lautenden entstanden, so Eissehof aus Eddesseim, Nortenhof aus Northem und Veltenhof aus Beletunnum. Nur der Steinhof, Domäne bei Watenbüttel, trägt seinen Namen so fort.

## —mühle.

Für das echtgermanische quirn, quern, das zunächst die steinerne Handmühle bezeichnete, drang schon früh das lateinische mola in der spätromänischen Form molina bei uns ein. Die zahlreichen, an Fluß- und Bachläufen liegenden Mühlen unserer Gegend führen meistens leichtverständliche Namen (Grasmühle bei Schöningen, rote Mühle bei Fressstedt, Waldmühle bei Rickensdorf, Steinhmühle bei Luckum, Teichmühle bei Fimmelse, Fährmühle bei Kissenbrück, Alte Mühle bei Koppner u. s. w.). Einer Erklärung bedürfen nur folgende:

**Fleitsmühle** bei Bahrdorf und bei Hoiersdorf. Zu ndd. fleiten, fließen.

**Lagmühle** bei Wolsdorf. Zu ndd. lā, lāg, Wald.

**Purismühle** bei Rieseberg. Ein slavisches Wort; po = an und rēka, Fluß, Bach.

Häufig in slavischen Ortsnamen wie Puris, Poris u. s. w.

**Wippermühle** bei Brechtorf. Sie führt ihren Namen von dem großen entwässerten Wipperteiche. Wipper bedeutet schlechtweg „Fluß“, ob aber deutsch? Vergl. die gleichnamigen Nebenflüsse der Saale, der Unstrut, den pommerschen Küstenfluß u. a.

## Einfache Stämme.

**Biewende.** — Groß- oder Westerbiewende, Wester-Biwende, Major-Biwende. — Klein- oder Osterbiewende, Oster-Biwende, Orientalis-Biwende. Ein schwieriger Dn., dessen Deutung „Privatgrundstück“. Zur Erklärung ist nachzusehen unter den Flurnamen bei „Bäume“. S. 46.

**Craume.** — So stets seit 1187.

**Lehre.** — Leri 888. — Lere apud Schuntram 1311. Arnob (Stud. zur deutsch. Kulturgeschichte, S. 68) stellt das Wort zu einer längst verschwundenen altdeutschen Bezeichnung für Aufenthaltort, Wohnstätte und bringt es nicht nur mit Zusammensetzungen wie Goslar, Weslar in Verbindung, sondern auch mit dem alleinstehenden Lahr in Baden, Leer in Ostfriesland, Lehrte in Hannover. Förstemann dagegen (Die deutschen Ortsnamen, S. 70) zu ahd. und altf. lāri, leer, auf eine unbebaute, öde Gegend deutend, in welcher der Ort entstand.

**Lesse.** — Lesse 1128.

**Lutter,** nach dem vorbeifließenden Bache Lutter, dem reinen, lauterem. Zwei in unmittelbarem Zusammenhange liegende Orte:

**Königsutter.** — castrum Luttere 1344. — in Luttere 1318. — curtis Luttere 1192. — Konigesluttere 1252. — oppidum Regalis Luttere 1437.

**Oberlutter.** — villa superior Luttere 1318, 1323. — Obere Dorf 1475, 1420. — Oberlutter 1359.

**Thune.** — Tun 1381. — Haus Thune. — Schloß Thune 1477, Nach der Umzäunung, dem Zaun, ndd. tūn, engl. town.

**Weddel.** — c. 1226 Wedele, 1322 ebenso. Gesprochen Wā'le. Die Verdoppelung des d ist spätere Zuthat. Wedel, das sehr häufig in Zusammensetzungen wie Salzwedel, Wiswedel u. a. vorkommt, hat die Bedeutung eines Passes oder Durchganges

zwischen zwei Sümpfen und des Wohnorts an einer solchen Stelle. (Luther im Niederb. Jahrbuch XVI, S. 155.) Noch heute liegen Bruch und Teich südlich dicht am Dorfe.

## Unerklärte Ortsnamen.

**Affel.** Zwei Ortschaften dieses Namens im Amte Salber:

**Hohenaffel.** — Aße. — Aßebarch 1236. — Vorchasse 1236. — Hogenaffel 1492.

**Nordaffel.** — Affel 1210. — Aßeburg 1236. — Nortaße 1316, 1338. — Nordaffel 1382, 1485.

**Galbecht.** — Galfbechte 1258. — Galbicht 1350. — Galbechte 1148 und gewöhnlich.

**Galchter.** — Galctre 1148. — Galechtere c. 1200. — Galchtere später. — Das Grundwort ist wohl Baum, Holz, tere, agf. treo.

**Lamme.** — Laminari Feld in pago Liergewi. — Lamme.

Heber —ari vergl. Förstemann, Deutsche Ortsnamen 1863, S. 200.

**Reppner.** — Repenarbe 1202. — Repenerbe. — Repenere 1382.

**Salber.** — Salbere. — Salbern 1182.

**Schayen.** — Scepen 1231. — in Scepen 1265. Vergl. Schöppenstedt.

**Velstove.** — Velstoin 1536. Möglicherweise slavisch; liegt im wendischen Gebiete, ist Rundlingsbau und hat slavische Flurnamen.

## Die Flurnamen und Forstorte.

---

Die erste Landesvermessung Braunschweigs ist unter Herzog Julius im Jahre 1585 angeordnet worden; wie weit dieselbe ausgeführt wurde, ist nicht nachzuweisen, da die kriegerischen Unruhen jener Zeit ihr wohl ein Ziel gesetzt haben werden. Die unter Herzog Karl I. im Jahre 1755 dann unternommene allgemeine Landesvermessung hatte zunächst den Zweck, die zerstreuten Äcker der Unterthanen zusammenzulegen. Desgleichen wurde beschlosssen, teils zu fiskalischen Zwecken, teils um eine Hebung der Landwirtschaft und der Viehzucht anzubahnen, genaue Dorf-, Feld- und Wiesenbeschreibungen der einzelnen Ortschaften des Herzogtums anfertigen zu lassen. Eine große Anzahl von „Subdelegierten“, „Kommissaren“ und Feldmessern wurde ausgesendet, welche, einzelne Distrikte ausgenommen, das große Werk auch nach einem gleichmäßigen Plane durchführten. Beschreibungen, Karten und Dorfpläne werden in der herzoglichen Plantammer zu Braunschweig aufbewahrt. In den Beschreibungen ist die Zahl der Höfe im Dorfe genau angegeben; die Kirche, deren Gerechtfame und Einkünfte, der Pfarrer, die Pfarrwitwe und deren Erhaltung, die Schule und der Opfermann, die Mühlen und deren Betrieb, die Hirtenhäuser, die Kruggerechtigkeit, der zu entrichtende Korn- und Fleischzehnt, die Schäferei, der Feldhüter (Pannemann) und Nachtwächter, die vorhandene Holzung, die Jagdgerechtfame, die Fischerei, die Schmiede, das Badhaus und die Feuerinstrumente (Föschgeräte) des Dorfes werden aufgeführt und teilweise ausführlich beschrieben. Es folgt dann eine Schilderung des Wiesenwuchses, der Koppel- und Privatweide, der Viehzucht, des Ackerbaues nach Einsaat und Ertrag; etwa vorhandene Mineralien, Quellen u. dergl. werden als „Merkwürdigkeiten“ vermerkt, Häuslinge, Handwerker und Altväter verzeichnet. Nachdem dann die „Tabelle der herrschaftlichen Gefälle“ gegeben ist, folgt die Beschreibung der Unterthanen, deren jeder nach Namen und bürgerlicher Stellung aufgeführt wird. Hier finden sich Angaben über den Besitz eines jeden Hofes, Aufführung der Ländereien, der Wiesen, des Viehes und der Gebäude und der Abgaben und Zehnten, die ein jeder zu leisten hatte. Daran schließt sich die Aufführung der Felder eines jeden unter namentlicher Angabe der einzelnen Bannen und Wiesen. Gelegentlich fließen auch geschichtliche und kulturgeschichtliche belangreiche Bemerkungen ein.

Dadurch, daß die Beschreibungen die vom Grund und Boden stammenden Beziehungen der Untertanen zu ihrer Herrschaft ausführlich darlegen, daß deren Rechte und Pflichten, Gebäude, Grundstücke und Abgaben genau verzeichnet sind, werden sie zu wichtigen Quellen für die Rechtszustände unserer bäuerlichen Bevölkerung im 18. Jahrhundert, nicht minder aber Quellen für die Topographie, Statistik, Bodenwirtschaft, Personen- und Flurnamen jener Zeit.

Die namentliche Aufführung der einzelnen Flurstücke liegt nun dem nachfolgenden Verzeichnis der Flurnamen zu Grunde. Etwa 250 Dörfer der Kreise Braunschweig, Helmstedt und Wolfenbüttel (mit Ausschluß der Ämter Thedinghausen, Calvörde und Harzburg) wurden dabei berücksichtigt<sup>1)</sup>. In nicht kleiner Arbeit wurden etwa 500 handschriftliche Foliobände von mir ausgezogen, die ungefähr 6000 Flurnamen lieferten, von denen ein großer Teil sich wiederholte. Dabei waren von vornherein selbstverständliche und belanglose Bezeichnungen, wie: hinter dem Dorfe, an der Trift, am Beeke, am Windmühlenberge, vor dem Holze, an der Landstraße u. dergl., die sehr häufig vorkommen, weggelassen. Die Auswahl der sprachlich, kulturgeschichtlich und naturwissenschaftlich wichtigen Flurnamen ist in folgendem gegeben.

Ich verhehle mir durchaus nicht, daß der Auszug der Flurnamen, der hier geordnet und mit Erklärungen versehen ist, an einer Fehlerquelle leidet. Den Feldmessern, welche die Flurnamen zu erfragen hatten, war deren Bedeutung gleichgültig; eine philologische Schulung konnte man von ihnen nicht verlangen, und sie schrieben nieder, wie sie hörten; aber dieses nicht allein, sondern sie übersetzten oft die niederdeutschen Flurnamen ins Hochdeutsche, ganz oder halb, je nach Willkür und Laune, wobei, wie sich in einzelnen Fällen zeigt, Fehler mit untergelaufen sind. Auch ist keineswegs das Geschlecht immer sicher und was der eine Beamte als Neutrum verzeichnete, erscheint bei dem anderen als Masculinum.

Ein Einzelner ist jedoch nicht im Stande, alle die Tausende von Flurnamen nachzuprüfen, abgesehen davon, daß seit der Separation im 19. Jahrhundert viele von denselben verschwunden sind. Wo sich mir Gelegenheit bot, habe ich nachgeprüft und verbessert. Aber auch trotz dieser Fehlerquelle ist die vorliegende Sammlung von Flurnamen eine wertvolle. Die slavischen Flurnamen des Amtes Vorsfelde sind im nachstehenden Verzeichnis unberücksichtigt geblieben, weil sie im letzten Abschnitte behandelt werden.

Mit besonderem Danke will ich hier erwähnen, daß auf meine Bitte Herr Dr. G. H. F. Walther in Hamburg die Güte gehabt hat, meine Arbeit über die Flurnamen durchzusehen. Ihm verdanke ich zu diesen erläuternde Zusätze, die mit seiner Bewilligung meiner Arbeit hier hinzugefügt sind. Was von Herrn Dr. Walther herrührt, ist in [ ] eingefügt und mit einem W bezeichnet worden.

<sup>1)</sup> Nicht zugänglich waren mir die Dorf- und Feldbeschreibungen von Papsdorf, Belthelm an der Ohe und Watenstedt (Amt Schöningen). Einzelne Feldbeschreibungen enthielten die Flurnamen offenbar nur unvollständig.

In das Verzeichniß sind ferner aufgenommen die Forstorte der Forstmeisterbezirke Braunschweig und Helmstedt, welche (abgesehen von Calbdörbe) mit den von mir gesteckten Grenzen zusammenfallen. Zu Grunde liegt ein Verzeichniß der herzoglichen Cammer.

Die Forstortsnamen sind mit F. D. in den betreffenden Revieren bezeichnet. Die Abkürzungen bedeuten hier Wolf. = Wolfenbüttel, Vich. = Vichtenberg, Soph. = Sophienthal, Wend. = Wendhausen, Bey. = Beyenrode, Kön. = Königslutter, Ev. = Evessen, Schö. = Schöningen, Helm. = Helmstedt, Mar. = Marienthal, Vors. = Vorsfelde.

## A.

**Aaskuhle.** Wobek. Bergl. Füllkuhle.

**Abbemwiese.** Lehre.

**Ablasswiese.** Dobbeln.

**Achmer,** m. Barnsdorf.

**Asterwellen,** pl. Berflingen. — Zu achter, echter, hinter und welle, Quelle.

**Agnesenkamp, Sanct.** Westove.

**Ahlerstrauch,** —kamp, —wiese, —holz, Lehre, Rottorf, Grafhorst, Wahrstedt, Burgdorf, Gramme, Osterlinde. — äler, die Eller, Erle.

**Ahlfeld.** Söllingen.

**Ahlfenweg.** Berel. Alekenta, Walsung bei Runstedt. (Dürre, Gesch. d. Stadt Braunschweig, 511.) äleke, die Dohle, kleine Krähe.

**Ähne,** m. Semmenstedt.

**Ahnewende,** f. Volkmarisdorf. — Vergl. Förbet, was dasselbe ist.

**Altarberg,** —bleek, —wiese. Berflingen, Halchter, Heber. — „Eine Wiese, welche die Kirchenväter ernteten.“ — Altaristenwiese. Gr. Biemende. Altaristen hießen die Kirchenväter.

**Alberstorfer Holz.** Barmke. Wüstung Alvestorp. (Endendorf, Urkundenbuch II, 143.)

**Alpersdamm,** —berg. Eierße, Flechtorf.

**Altona,** f. Gr. Denkte. — Nach dem Flüsschen Altenau, wohl verschrieben, da der Flurname „Altona“ bei Gr. Denkte nicht bekannt ist.

**Ammerbeck.** Nemlingen.

**Ampferlingen,** pl. Hözum.

**Amrendal.** Dffleben.

**Apothekerbalken.** Gr. Twülpstedt.

**Appelkamp.** Rechelde.

**Appenrode** f. Westerlinde.

**Arge,** f. F. D. Kön.

**Arkeroderfeld** bei der Stadt Braunschweig, nach der Wüstung Markeroke. (Dürre, Gesch. d. Stadt Braunschweig, S. 48.)

**Aschenkamp.** Bettmar.

**Asperfeld.** Bahrdorf, Gr. Twülpstedt.

**Äffel,** m. Gr. Dahlum.

**Äßeburg,** f. Watenbüttel.

**Aue,** f. Al. Twülpstedt, Rümmer, Güzum. — Wasserreiches Wiesenland; Aue gilt auch bei uns für kleine Flußläufe. Zu got. ahwa, ahd. aha, fließendes Wasser.

**Augang.** Dper.

**Autorswelle,** f. Bornum. — Quelle des heiligen Autor.



## B.

**Baarshof**, m. Wendeburg.

**Baßberg**, Zerzheim.

**Bachstwießen**. Bradstedt. — Nach der Wüstung Badeloten. (Ztschr. d. histor. Ver. Niedersachsen 1864, S. 1.)

**Badtweise**, Lichtenberg.

**Baffen**, pl., häufig, namentlich in Zusammensetzungen, Bezeichnung für langgestreckte Flurstücke oder zwischen den Äckern liegende lange Heidestücke.

**Ballwallwiese**, Gletorf. — Nach einer alten Befestigung „Wentwall“ so benannt.

**Bamer**, f. Wiese bei Woltwiesche.

**Barberg**, Al.-Twülpstedt.

**Barenberg**. Döfleben. Bärenwinkel. *FD.* Helm. Zu bär, Bär. In unserem Flachlande ist der Bär längst ausgestorben und nur wenige Ortsnamen deuten auf ihn; im Harze hat er sich länger gehalten. 1614 fraßen Bären Kinder, die zur Iffenburger Heerde gehörten; 1656 sind Bären am Brocken bezeugt (Zeitschrift des Harzvereins III, S. 65); 1637 erlegte Herzog Georg von Lüneburg drei Stück bei Lutter am Barenberge; noch 1705 wurde einer am Brocken geschossen.

**Bärenkamp**, —morgen, —winkel, —busch. Erkerode, Flechtorf, Wendhausen, Woltorf, Runstedt. Zu bère, Birne.

**Bäsekenwiese**. Bieurode. — bāseke, beseke, kleine Beere, oder zu dem häufigen Familiennamen Bāseke.

**Basta**, f. Bastau, Basteberg, Bastfeld, Bastie, f. Schandelah, Schulenrode, Abbenrode, Hallendorf, Bieurode. Bastholz. *FD.* Wend. u. Soph. — Vergl. die Baste, westlich von der Rabauquelle im Brockengebiet. Auf einer alten Harzarte aus dem 16. Jahrhundert Bastaw. (Zeitschr. d. Harzvereins III, S. 89.) [Bast ist der frühere Name der zur Eider fließenden Gaaler-Aue, an der Mündung Bastenberg. Bast, Basten, Baß und in Zusammensetzungen (Basthorst, Bastremen) mehrfach in Holstein und sonst in Norddeutschland. Basthorst in Lauenburg heißt so schon im 14. Jahrh. Ob Bastischälholzungen Bast genannt wurden? W.]

**Bastiausbreite**. Twiefelingen.

**Baube**, f. Dibbesdorf.

**Beddesbühe**, f., Rünigen. — büre, Überzug oder Ziehe über ein Kissen, also hier Bettüberzug. Die eigentümliche Bedeutung als Flurstücknamen wird bestätigt dadurch, daß bei Vellstove eine Flur Bührenstreu und bei Sunstedt eine solche mit dem Namen Küsselbühe, also Kissenüberzug, vorkommt.

**Beendorfer Diding**, *FD.* Helm. Wüstung Bemesdorf.

**Behrböme**, pl. Rottorf, vergl. Birnbaum.

**Behre**, f. Gilzum, vergl. Birnbaum.

**Behrendorfer Feld**, Dandorf. Behrendorferholz *FD.* Bors. Nach der Wüstung Bernsdorf. (Zeitschr. histor. Ver. Niedersachsen 1864, S. 4.)

**Bent**, n. Webdel; Bentwiese, Bormum. — bent, Binsf.

**Bergstrand**, Völkeroode.

**Berthahn**, m. Wendeburg, vergl. Birken.

**Betschenberg**, *FD.* Helm.

**Bettelwiese**. Fämmelse.

**Beul**, m. Dettum. — Beilwaune. Cilum.

**Beutmerberg**. Apelnstedt.

**Birken**, pl. Saalsdorf, Volkmarisdorf, Vellstove, Hoitlingen, Eißhott. Birkenei, f. Nüßen. Berthahn (Birkenhagen). Wendeburg.

**Birnbaum**, Goeßen; am hohlen B., Reislungen; drei B., Gr.-Twülpstedt; Behre f., Gilzum; Behrböme, pl., Rottorf. — Vergl. Bäre, Behre.

- Bischofsbreite.** Räfte. — wiese, Stadt Braunschweig.
- Bisterbeck.** Barnsdorf. — Zu bister, dunkel, trübe?
- Blauenthal.** Kl.-Gleibingen. — Zu blank, hübsch, glänzend.
- Blasbalg.** Büddenstedt.
- Bleek,** einer der häufigsten Flurnamen, meistens in Zusammensetzungen. blék, abgegrenztes Landstück, Fläche.
- Bleiern,** m. Gr.-Denke.
- Bleichenberg.** Evessen.
- Blöke,** pl. Rottorf.
- Blögen,** pl. Watenstedt (Amt Salder).
- Blumen,** pl. Ludlum.
- Blumenhagen,** — kamp, Weddel, Volkmarisdorf. — wiese, Kl.-Trülpstedt.
- Bockeln,** pl. Bornum, Fimmelse. Bökelse-Neer, Woltofs. Böcker, m. Salzdaßlum, Westerlinde, Gr.-Stöckheim.
- Bockelsberg.** Ihune. Bockenbergl. Höhum.
- Bockshorn.** Groß-Wahlberg, Calbecht. Bockshornberg. Groß-Brunsrode, Sichte, Birsfun, Gr.-Dahlum. F. D. Kön. — Dieser Flurname ist häufig, zumal in den Harzgegenden, verbreitet und wird mit den Osterfeuern in Zusammenhang gebracht, so daß Bockshorn brennen geradezu soviel wie Osterfeuer ist. So eine Notiz aus der Gegend von Gandersheim aus dem 16. Jahrhundert: „Osterfeuer gehalten, welches die Alten Bockshorn geheissen“, eine andere aus Hasselfelde von 1559: „das Osterfeuer, oder wie man es des Orts nennet, den Bockshorn“. Weil dabei viel Üppigkeit und Laster vorgekommen, treten seit dem 17. Jahrhundert Verbote auf (Zeitschrift d. Harzvereins III, 855 ff.). Es mag sich daher bei unseren Flurnamen Bockshorn auch um alte Osterfeuerstätten handeln, womit aber der Name noch nicht erklärt ist. Ein Ort Bockshorn liegt bei Barel im Oldenburgischen. Die Nebenart „jemanden ins Bockshorn jagen“, ängstlich machen, findet hier ihre Erklärung. Früher wurden Burtschen und Mädchen durch das Osterfeuer hindurchgejagt. — Vergl. Osterberg.
- Bockslager.** Kneitlingen.
- Bögwanne.** Ahlum. — weg, Lesse. — Von böge, Biegung?
- Bohlacker.** Woltofs. Bohland. Wendhausen. Bohlwiese. Wendeburg. Bohlderwiese. Lesse. Bohlkamp. Danndorf. — hol, m., flachgerundeter Hügel.
- Bohnenkley.** Rothenkamp. — stücke. Kidenisdorf. — bleek. Stadt Braunschweig.
- Bohrkamp.** Volkmarisdorf.
- Boischgras.** Gramme.
- Bolkampsberg,** F. D. Vorsf.
- Boltenberg.** Rantheim.
- Bömkenfeld.** Liebingen. — bömken, Bäumchen.
- Bomstädterberg,** F. D. Mar.
- Borfenaeker.** Dettum.
- Born,** **Bornke,** häufig, auch in Zusammensetzungen. born, auch borm, Brunnen. Liesekenborn, Schidelsheim.
- Borte,** f. Dettum. Bortfeld. Ülber. — Zu altsj. bord, Rand.
- Borweg.** Evessen.
- Bosselbahn,** — berg, — hei, — wanne, — kamp. Beienrode, G.-Brunsrode, Ülper, Gevensleben, Kl.-Biewende, Samleben. Bosselhai, F. D. Ev. — bosseln, eine Art Kegelspiel, das im Mittelalter und später oft im Braunschweigischen erwähnt wird. In Schleswig-Holstein ist es noch unter diesem Namen bekannt (Handelmann, Volks- und Kinderspiele aus Schleswig-Holstein, Kiel 1864, S. 14. Treue in der Zeitschrift „Am Urquell“ III, S. 102, 1892).

**Botenriefern**, pl. Kl.:Sisbeck.

**Butterberg**, siehe Butterberg.

**Bögel**, m. Barme. — Vergl. Böggel.

**Braaken**, pl. Mühl- und Tweerbraaken, FD. Wend. — Zu bräken, Stangenholz, gebräuchlich in der Redensart busch un bräken, Wald und Busch.

**Bräffcken**, pl. Kl.:Bahlberg.

**Bratenfuhle**. Knechtlingen.

**Bräuel**, m. Abbenrode, Brühl. Wenden. — Bräuel wohl aus Broiel, bezw. Brogil hervorgegangen; mlat. brogilus, ital. broglio, nach Diez, Etymol. Wörterbuch der Rom. Sprachen soviel wie umzäuntes Gebüsch. Nach Grimm, DWB. II, eine Niederung, bewaldete Au.

**Brauk, Bruch**, häufig, auch in Zusammensetzungen. Sumpfland.

**Braufekamp**. Cremlingen.

**Brautwinkel**. Schandelah. Brautloch. Hessen.

**Breite**, f. Häufig, meist in Zusammensetzungen; ein Ackerstück, bei welchem die Breite gegenüber der Länge vorherrscht.

**Bremsheide**. Gr.:Brunrode.

**Brink**, m. Sehr häufig, auch in Zusammensetzungen wie Brinkmorgen. — Zu brink, Rand.

**Brinkenburg**. Wendhausen.

**Britschenweg**. Reinsdorf.

**Bröhnsdorf**, FD. Mar.

**Broißen**, m. Bornum. — Vergl. den Dorfnamen Broißem S. 21.

**Brommerdahl**. Achim. Brömmertal. Seinstedt.

**Brömsenberg**. Remlingen. Brömsenbach. Tobben. Brömsen, pl. Twieflingen. — Von dem Insekt Bremse, Brömse?

**Brüggebergfeld**. Wobek.

**Brümseke**, f. Schidelsheim.

**Brünie**, f. Schapen.

**Brunslieberhagen**, FD. Ev. — Nach der Wüstung Brunslieben (S. 32) benannt.

**Büchen-** (Bauken-) kamp, —lah, —berg, busch. Häufiger Flurnamen. Breite Buche, Geessen.

**Buchhorst**, FD. Wendh.

**Büh**, m. Gramme.

**Bullenwiese**, sehr oft. Gewöhnlich die Wiese, deren Nutzung jenem Bauern zu gute kam, bei welchem der Zuchstier der Gemeinde verpflegt wurde. Bullenbentel, Wiese bei Zerzheim.

**Bülten**, m. Anhäufung von höheren festeren Landstücken auf niedriger und meist sumpfiger Grundlage. Sehr oft, namentlich in Zusammensetzungen. Heute noch im vollen Sprachgebrauche. Häufiger Flurnamen.

**Büngenstedter Feld**. Falchter. Wüstung. Dürre, Stadt Braunschweig im Mittelalter 594. Vergl. S. 24.

**Bünne**, f., —selb. Saalsdorf, Bornum, Bahrdorf, Papenrode, Belpke. Wulfs-  
Bünne. Nidensdorf. Bühne, f. Rähle, Süpplingen, Schlieftedt. FD. Mar. Hochdeutsch Bünde f., althochdeutsch biunda, Privatgrundstück, im Gegensatz zum Gemeinbesitz. Grimm, D. B. I, 1742. [Bünne möchte aus bünde und dieses aus biunda, biwenda geworden sein. Das volle Wort lebt außer im braunschweigischen Dorfnamen noch in Flurnamen bei Northeim (Krause, histor. Ztschr. für Niedersachs. 1863, S. 395 und Abb. Z.-B. II, 40) und verhochdeutsch in Weiwinde (N. eines Kottens) bei Belete in Westfalen. Zu verweisen ist auf Wilmar, Zbitikon von Kurhessen, S. 37. In Holstein ist Büinge daraus geworden. W.] Westfälisch bünne.

**Burgberg.** Gr.-Dahlum. — legden. Abersheim. — kamp. Gramme. — breite. Berel. — stelle. Bülkenrode, Barmke, Weserlingen. — thal. Schlieftedt. — wanne. Semmenstedt. — wiese. Kottorf. — Ost auf eine wirkliche Burg deutend, zuweilen auch auf vorgeschichtliche Ringwälle (so in Weserlingen).

**Büchhorn,** n. Salzdaßlum.

**Butterberg,** — busch, — feld, — kamp. Beienrode, Erkerode, Garbesen, Kl.-Stückheim, Majcherode, Rühme, Lelm, Scheppau, Ridenßdorf, Westove, Reinsdorf, Steterburg, Silum, Weserlingen. — Diese häufige Flurnennung führt zurück auf die Nahrung der Bienen, die honigbotter. Möglich, daß sie im Zusammenhange mit dem bottervogel, dem Schmetterling, steht, wie alle Tagsschmetterlinge im Gegenjate zu den ülen, den Abend- und Nachtschmetterlingen, heißen, auch jene gehen dem Honig nach. Denn die Zurückführung von bottervogel auf die Hexen, welche in Schmetterlingsgestalt Milch (molkenlöwersche) und Butter verzehren, ist gesucht und unnatürlich. In der Altmark heißt nach Danneil der Kohlweißling allerdings botterhex.

**Butterhäue,** f. Fünmmesse.

## C.

**Cassevincu-** oder Munkebartzwanne. Rieseberg.

**Catharinewiese.** Wahrstedt.

**Cosmunsbeck.** Ingeleben.

**Cuze,** m. Anger bei Ampleben. — Vergl. Kuzberg im nahen Elme.

## D.

**Dahl,** n. Sehr häufig, namentlich in Zusammensetzungen. Abb. däl, Thal.

**Daliackern,** pl. Barbecke.

**Dammfeld.** Lelm.

**Dammröderhorst.** J. D. Mar.

**Dannenbreite.** Esbeck. Tannenriede. J. D. Wend. Dannhof. Abersheim. Dannhorn. Bährdorf. — Die einzigen auf das Vorkommen von Nadelholz deutenden Flurnamen.

**Dassau,** f. Gliesmarode.

**Dassel,** m. Eischott.

**Deckeln,** pl. Bornum. — Auch Dückeln.

**Dehne,** f. Lichtenberg. — Vertiefung des Bodens, kleines Thal, agl. denu = vallis. Vergl. Schambach unter dène.

**Dehnenfeld.** Barum.

**Deitweg, Deidweg, Deidtrift, Deiweg, Deyweg, Deuweg.** Sierße, Runstedt, Gr.-Biewende, Barnsdorf, Berlingen, Gr.-Bahlberg, Heßen, Kl.-Bahlberg, Kneitlingen, Schlieftedt, Ubrde, Waßum. — Deitweg, die Heerstraße, von dēt, deit, diet, das Volk, die Leute (got. thiuda, ahd. diot). In einer Urkunde des Rheinpfalzgrafen Heinrich aus Braunschweig vom 17. Mai 1197, Kloster Marienthal und den Lappwald betreffend, wo von den Dörfern Runstedt, Ofleben und Biddenstedt die Rede ist, kommt wiederholt die strata publica que dicitur Diehtweg vel Stenwech vor. (Zeitschr. d. Harzvereins XI, S. 93.)

**Delgen,** pl. Rühme. — In delg, dicht, fest von Teig und Boden.

**Dellberg.** Esbeck.

**Desewiese.** Duttonstedt.

**Detmersberg.** Wendhausen.

**Diebesstieg,** sehr häufig.

**Diestelbreite,** — kamp. Kottorf, Bährdorf.

- Dickenweg.** Hallendorf.  
**Dillbeck.** Hoiersdorf. Dillenspaul. Büddenstedt.  
**Dittmerode,** f. Rähle. — Wüstung. Wege, Geschichte einiger der berühmtesten Burgen, S. 173.  
**Dobbelkamp.** Velpse.  
**Dohren,** das Dorngesträuch, sehr häufig, meist in Zusammenetzungen: Dornstrauch, —morgen, —kamp, —berg, —feld, Dornesenberg u. a.  
**Donnerberg.** Hedever, Sottmar, Wegleben. Donnerbleck. Volkmarode. Donnerkamp. Hessen. Donnersche. Sunstedt. — Wenn es Freude macht, kann dabei an Thonar und allerlei mythologische Beziehungen denken.  
**Dötel,** m. Wiese bei Gr.-Sisbeck.  
**Dowe-See.** Rühne. Dowe Hufe. Rünigen. — Zu döv, tanb; ein überwachsener, grasbedeckter, somit „tauber“ See.  
**Dräf,** f. D. Vors.  
**Dralle,** f. Wiese bei Gr.-Stöckheim. — dralle, eine Furt (hier durch die Dfer). Vergl. Schambach s. v.  
**Dreck,** Dreckmorgen, —legden, —berg. Hedever, Denstorf, Kneitlingen, Lichtenberg. — Land, das nicht viel wert ist.  
**Dreier, Dreyer,** m. Cremlingen, Rottorf, Sunstedt.  
**Drenkenberg.** Madendorf.  
**Drensäcker.** Vortfeld.  
**Drettmar,** f. Bettmar.  
**Drehtriebe,** Wiese bei Wendezell.  
**Drift,** die Drift, sehr häufig, namentlich in Zusammenetzungen.  
**Drohnen,** pl. Barbede, Barum, Lesse, Salber, Woltwische, Wahle, Esbeck, Akum, Dettum, Zümmelse. — drön(e), Endstück, häufig auch als Flurname im Oldenburgischen. (Schiller-Lübken, Wörterbuch I, 582.) Nach Grimm (W.-B. I, 1427): „Im Hannoverschen ein Raum von  $\frac{3}{4}$  Morgen Landes.“  
**Drom,** —kamp, —morgen, —feld. Sichte, Sonnenberg, Wehelse, Apelnstedt, Bleckenstedt, Gramme, Hohenassel (der Drohm). — Zu drom, m., Trumm, Endstück, Saum.  
**Drömling,** m. Glentorf. — Liegt von dem eigentlichen Drömling zu weit ab, um mit diesem in Verbindung zu stehen, wenn auch beide dieselbe Etymologie haben mögen.  
**Dumbruch.** Droifstedt, Engelnstedt. Dumwelle. Hedever. Dumsbusch. Saurigen.  
**Dummerberg.** Grasleben.  
**Dümpel,** m. Seinfstedt.  
**Düpe,** f. Reisingen. Düppe, f. Kl.-Brunskrode. Dhrt-Duppe. Seinfstedt. — Ein Sumpfloch im Lande, im Sommer gewöhnlich austrocknend. Schambach unter düpije, düpe. Vergl. Taufe.  
**Düsterwiese.** Grasshof.  
**Düttner,** m. Hökm. — „Ist sumpfig“, sagt die Feldbeschreibung.  
**Duven (Tauben-) wiese,** —kamp. Burgdorf, Kl.-Brunskrode, Querenhorst, Semmenstedt, Wazum.

## G.

- Ebense,** f. Rothenkamp.  
**Eberlah,** n. Nordassel. — Im zweiten Teile lä, Wald.  
**Echternhei.** Weddel. Echtergraben. Hachma. — echter, hinter.  
**Eckernkamp.** Schudelah, Bornum. — Zu eckere, Eichel.  
**Eggenwiese.** Thiede. — In egge, Raub, Leiste, namentlich vom Tuch gebraucht.  
**Ehlern,** pl. Ehlerberg, —wiese. Cremlingen, Dfer, Emmerstedt, Süpplingen,

- Börsum, Eikum.** Ellerholz. Lesse. Öllern, pl. Borum. — Zu eller, Erle, vergl. Ahler.
- Eichberg,** —drift, —rähmen, —kamp, —horst, —baum. Eilenrode, Eichlach, Eichlage, Gardeffen, Heutenrode, Timmerlach, Mackendorf, Borum, Glentorf, Großsisbeck, Reisligen, Kl.-Zwölfpstedt, Welpke, Wahrstedt, Engelnstedt, Wankleben, Salzbadlum.
- Eiche,** de hille. Sichte.
- Eichthal** oder **Heidebahl.** Ölper. — Vergl. Hidethal, eine schmale, tiefliegende Gasse hinter der Domschenke in Hildesheim; Heikenthal am Hux bei Halberstadt. Im 18. Jahrh. hatte man noch die Redensart „auf das Heikenthal kommen“, wenn eine Sache verschwunden war, wohl wegen des Hochgerichts, das dem Eichthal gegenüberlag. (Gelehrte Beiträge zu den Braunschw. Anzeigen 1765, Nr. 17.)
- Eidner,** n. Mönche-Wahlberg.
- Eierkamp.** Gardeffen, Waggum, Salzbadlum. — So nach den früher häufigen Riebigkeiern.
- Eile,** f. Wiese bei Lesse. — Vergl. die Eilenriede bei Hannover.
- Einsiedler.** F.D. Lich. Einsiedelei. F.D. Vors.
- Eisenberg.** Gr.-Wahlberg. Eiserner Kuhle. Barmke.
- Elend,** das große und kleine, vor dem Petrihof Braunschweig am Kreuzkloster, deutet auf die Verpflegung fremder elender Wanderer, die im ehemaligen Thomaspitale daselbst verpflegt wurden. (Braunschw. Landeszeitung v. 27. April 1884, Beilage.)
- Elm,** pl. Gremlingen.
- Elmsburgerfeld.** Zwieflingen. — Wüste Elmsburg.
- Emmeling,** m. Berkligen.
- Emtlah,** n. Bruchmacherfen. — Im Grundwort lä, Wald; im ersten Teile zu emet(e), emt(e), Ameise.
- Entenwiese,** —pflu. Häufig.
- Erbrode.** Barmke. Erbbrink. Seinstedt.
- Erdfall.** Borum, Süpplingen. — Der Erdfall von Borum soll unergründlich sein und man kann seine Tiefe nicht ausmessen. Dort ist nachts ein Ackermann aus Rothenkamp, dem die Pferde sehen wurden und durchgingen, mit dem Wagen spurlos verschwunden. Nach Jahr und Tag ist in dem Bache, der mit dem Erdfalle in Verbindung steht, ein Teil von einem Pferdegeschirr zu Tage gekommen, auf dem der Name des Bauern gestanden hat, der im Erdfalle versunken ist.
- Erzberg** (Arzberg). Hözum, Rautheim, Seinstedt, Barmeborf.
- Ersbreite.** Hesse. Eschen, pl. Azum, Schliestedt. Große Wieseche. Hesse. Zu esch, n. Feld, Ackerland. Got. atisks, abd. ezisk, mhd. ezzesch, Saatsfeld.
- Eisler,** m. Wazum. In Zusammensetzungen Steinescher, Hözum, und Sultenescher, Bettmar.
- Esenbusch.** Gr.-Wahlberg.
- Eweling,** m. Eschof. Ewelingkamp. Borum.

## F. und B.

- Wahlthöffe,** pl. Lesse. [Zu valde, m. Falte, eingezäunter Bezirk. Hofplaz. (Schiller-Lübbers III, 83; V, 192.) Vielleicht war dort einst ein stödfald, septum equarum? Afs. falod, fald, ovile, bucetum, stabulum, Hürde, Pferd, engl. fold. W.] Die „Wahlthöffe“ sind nach Verel übergesiebelt, haben aber noch Teil an der Nutzung in der Lessor Mark. (Zeitschr. d. Harzvereins 1881, S. 186.)
- Wahrenberg.** Wähle. Fahrenkamp. F.D. Wend. Fahrenberg. F.D. Vors.
- Walc,** f. Wiese bei Lehre. Walskamp. Lehre. Fahle Morgen. Barmke. Fahles Land. Gilum, Calbecht. — Zu fäl, falb, bleich, verwelt. [Walc heißen auch zwei

Dörfer, 1. bei Ullstar und 2. nördlich von Ijehoe. Bei letzterem ist ein umfangreiches Moor, Waaler Moor, vermutlich einst bloß Valse geheißen. Ob vom as. *salu*, *salb*, *bleich*, *braungelb*? (dazu wohl *Fahlkamp* etc.) oder vom as. starken Verb *felhan*, *condere*, *tegere*? oder von einem nicht belegbaren, aber in regelrechter Lautverschiebung dem slav. *pole*, *Feld*, *Ebene*, *Flachland* entsprechenden altdeutschen *sal-*, von welchem Worte die Germanisten die Namen *West-* und *Ostfale* ableiten? W.]

**Farben**, pl. *Emmerstedt*. — [Farven, Dorf, Kirchspiel Selsingen bei Zeven; Farve, 1480 Barve, Dorf bei Oldenburg in Holstein; Grotfarve, Lüttfarve, Ländereien von Bahrenfeld bei Hamburg. W.]

**Fasslabendswiese**. *Boimsdorf*.

**Faßweg**. *Hedeper*.

**Febdel**, f. *Seinfiedt*, *Über*. *Fiddel*, f. *Kissenbrück*. [Febdel, f. Der Bremer Name lautet nach Buchenan, *Die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet*, S. 131, im Jahre 1327 *Bedelehorne*, welche Form für Ableitung aus *vedele*, f., *Fiedel*, *Geige*, spricht. Die *Febdel* bei Hamburg, im Volksmunde auch *Biddel*, 1473 *insula Beddele* (K. Koppmann, *Kümmerechnungen der Stadt Hamburg III*, 92), möchte ihren Namen von dem geigenförmigen Laufe ihrer Deiche entlehnt haben. W.]

**Fegenwiese**. *Über*.

**Fehrenwiese**. *Wendeburg*. — Zu *ver*, *ferne*.

**Feld**. Diese Bezeichnung wird nur selten auf ein kleines, untergeordnetes Grundstück angewendet; sie umfaßt stets einen ganzen Komplex von Wannen und bezieht sich gewöhnlich auf das Sommer-, Winter- und Brachfeld, ist also den einzelnen Flur- und Wannennamen übergeordnet. So zerfiel früher die ganze Feldmark bei unseren Dörfern, abgesehen von den Weiden, Wiesen und Ängern, in obige drei Teile, von denen das Winterfeld mit Winterforn (Weizen und Roggen), das Sommerfeld mit Sommerforn (Gerste und Hafer) bestellt wurde und das Brachfeld unbestellt blieb. Letzteres wurde nur umgepflügt (gebrosen, nnd. *bråken*, daher *bråk*), damit durch Verwitterung und Zersetzung der organischen Rückstände in der Ackerkrume die durch die Ernte entzogenen Pflanzennährstoffe wieder ersetzt wurden, höchstens durften Flachß, weißer Kohl, Erbsen und Bohnen in mäßigen Umfangen darin gebaut werden, damit es für die Schafweide frei blieb. (Allgemeine Landesordnung, Artikel 58.) Diese alte Dreifelderwirtschaft war schon zur Zeit Karls d. Gr. üblich. Bereits in Urkunden von 779 und 791 erscheinen Sommer- und Winterfelder und gleichzeitig hieß der Juni Brachmonat. Seit der Separation ist das alles anders.

**Benßleber Mark**. *Ingeleben*. — Nach dem wüsten Dorfe *Benßleben*. (*Zeitschrift des histor. Ver. für Niederachsen* 1862, S. 106.)

**Fettlagerkamp**. *Duerum*.

**Fiebern**, pl. *Al-Sißbed*.

**Füllkuhle**, **Filderkuhle**, **Fällekühle**, **Füllerkamp**. *Destedt*, *Saalsdorf*, *Sunstedt*, *Warberg*, *Bahrdorf*, *Dannorf*, *Meinkoth*, *Drütte*, *Hessen*, *Sambleben*, *Osterlinde*. — Zu *füllen*, *schinden*, *abdecken*, das *Fell* *abziehen*. Also *Schinder-* oder *Asgrube*, wo namentlich bei Viehsuchen die Kadaver eingescharrt wurden.

**Filz**, m. *Lauingen*.

**Finkenballen**, —busch, —flucht, —kamp. *Wagum*, *Rümmen*, *Schäpen*, *Rüningen*, *Lehre*, *Al-Brunnsrode*.

**Flachßstücke**. Ost, an den fast verschwundenen Flachßbau erinnernd.

**Fladen**, m. *Watenbüttel*. *Flachtkamp*. *Wanßleben*. *Flathwiese*. *Bornum*. *Engel-fladen*. *Lelm*, *Näbte*. — Zu *fläden*, *breite Fläche*.

**Flage**, f. *Lehndorf*. — Zu *flåge*, *flåke*, *Feldstück*, *Fläche*.

**Fliegenkamp**. *Frellstedt*.

**Flohwinkel.** Volzum.

**Flotanger.** Rümmer. Flotrische. Elper. Flotbe, f. Hohenassel, Lefse. Flotbo, f. Burgdorf. — Nach dem Sumpfbache Flotbe, welcher in die Tufe fällt. Zu Flöt, seicht?

**Föhre,** sehr viel, auch in Zusammensezungen, namentlich als watersföre, Wasserfurche.

Zu före, Furche, englisch furrow.

**Förbet,** f. Thiede. Die faule Förbt. Berel. Stiegforbet. Lamme. Vorwet. Alvesse, Schlieftedt, Timmerlah. Vorwette, Gfinghausen. — Unter förbet, mit dem Tone auf der ersten Silbe, versteht man die Endstücken eines Ackers, wo die Pferde oder Ochsen mit dem Pfluge wenden und die deshalb so lange ungepflügt liegen bleiben, bis das eigentliche Ackerstück fertig gepflügt ist. Dann erst wird die Förbet umgepflügt, und zwar senkrecht zu den Furchen des Hauptackers. Sie ist somit eine Art „Vorbet“ desselben, und da auf ihr, als einem Ruhepunkte beim Pflügen, die Zugtiere gern misten, so gedeiht hier das Korn besonders üppig. Daher das Sprichwort: man sall de früenslüe nich up'n kerkgange beseien, un dat korn nich up'r förbet. Weides ist trügerisch und täusch. Sachlich ist Abnewenne ganz dasselbe wie Förbet, nur ist der Ausdruck in anderen Gegenden zu Hause; desgleichen Wenne und die Zusammensezungen damit. G. Schambach Niederb. Sprichwörter der Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen. Zweite Sammlung, S. 141) berichtet folgendes:



F = Förbet.

wende, vorwenne, vörwete genannt wird. Was den Sinn anlangt, so enthält es die Mahnung, in kleinen Verhältnissen, sofern man darin sein bescheidenes Auskommen hat, zufrieden zu sein und nicht nach größeren zu streben.

**Ford,** n. Broiken. Förth. Abbenrode, Wendhausen. Teich-Fohrte. Lehre. Steinfort. Vortfeld. Zu vord, Durchgang, Paß, Furt.

**Förling, Föhrling, Vorkling,** sehr häufig, auch in Zusammensezungen wie Steinföhrling, Gänseföhrling. Zu vorlink, ein halber Morgen, Furchenlänge. Englisch furlong =  $\frac{1}{8}$  Meile.

**Vormal,** F. D. Mar.

**Vormittagsgrund.** Ingeleben, Ofleben.

**Frehsenfeld.** Bruchmacherfen. [Vielleicht hochdeutsche Schreibung oder dialektische Form für Wrehen-, d. h. Wredenfeld? wröd, gewunden, krumm, schief, fig. böse, schlimm, herbe u. Schambach: brehe und frehe. W.]

**Fuchs** (Fos-, Fos-) —löcher, —berg, —kühle, —kamp, —winkel, —höhlen, —spring, —wanne, —balken, —hellern. Etwa dreißigmal, die Häufigkeit Keinecks anzeigend.

## G.

**Gänsekamp,** —morgen. Sehr häufig.

**Gärtlinge,** pl. Weddel, Glentorf, Kottorf, Rickensdorf, Runtedt. — Gelsprohen Gärtlinge. Zu jart, Ackerstück, altf. gerde, Rute, engl. yard, Ellenmaß. [Zu Holstein und dem Bardengau: jart, jört, gewöhnlich aber jarn, jörn, aus dem Dat. Pl. jarden, jörden. W.]

**Gailbusch.** Meerdorf.

**Galgen, Galgenberg,** —breite, —busch. An die alte Richtstätte erinnern noch Flurnamen bei Destedt, Lucklum, Elper, Wolsdorf, Bahrdorf, Wahrsiedt, Hoiersdorf, Zergheim, Kalne, Keindorf, Timmern, Gr.-Wahlberg, Hesen, Kl.-Wahlberg, Küblingen. — Der Galgenberg am Lechlenholze zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel,



der noch jetzt so benannt wird, war nach der Rehtmeyerschen Chronik so mit Brandpfählen (von verbrannten Verbrechern und Hexen) besetzt, daß er „einem kleinen Walde gleich“.

**Gallenberg.** Süppingen, Kl.-Biewende. — Kamp. Kl.-Schöppenstedt. Galliger Kamp. Ahim. [Zeu Doornfaat Koolman, Dstrief. Wörterbuch: gallen, nasse und quablichte Stellen im Ader, unter denen sich eine Quelle befindet, Ader- und Wassergallen genannt. W.]

**Gaisfen, Geisensfeld.** Berel.

**Gamme,** f. Wiese bei Esbeck. [Vergl. Alten und Neuen Gamme, zwei Deichverbände und Kirchspiele in den Vierlanden bei Hamburg; jenes als Gamma schon im 12. Jahrhundert bezeugt, dieses seit 1212 als nova insula, dann bald eingedeicht als Nige Gamme. Den Fluß, an dem Alten Gamme lag, nennt Arnold von Lübeck Chron. Slav. 6, 12 um 1200 gleichfalls Gamme. De Gamme, ein Holz bei Stötterlingeburg (Sttl. U.-B. 65, 191); s. Krause, Ndb. Z.-B. 5, 126. Die Gamme heißt „die muldenförmige Senkung“ zwischen Brahlstorf und Boizenburg. P. Kühnel, Die slavischen Ortsnamen in Mecklenburg (Jahrbücher des Vereins für meckl. Gesch. u. Altertumskunde, Jahrg. 46, S. 47), will es aus dem Slavischen erklären. Es ist aber sicher deutschen Ursprungs. Da man nicht aus mb entstanden scheint, etwa zu indogerman. ghama, ghaw, Erde, mit modifizierter Bedeutung? W.]

**Ganterhals.** Wiese bei der Stadt Braunschweig.

**Garmerweg.** Gr.-Biewende.

**Garstenkamp.** Boimsdorf. — Das einzige Mal, daß die Gerste in unseren Flurbenennungen vorkommt.

**Gavel,** f. Sidte. — Gabelförmiges Landstück.

**Gebberswinkel.** Hentzenrode.

**Geesche,** f. Heffen. — Die Pflanze Aegopodium podagraria heißt niederdeutsch gésche.

**Geesterbleek.** Ölper.

**Gehren, Gehrenacker,** — Kamp, — morgen, — wanne. Gr.-Brunsdorf, Höhüm, Lehre, Wendezelle, Bornum, Scheppau, Alversdorf, Büddenstedt, Ahlum, Volzum, Wittmar, Gessen, Burgdorf, Heerte, Nordassel. Lindgerven. Lesse. Gehrensches Holz. Wendeburg. — Zu gère, f., keilförmiges Stück Land oder Stoff, zwischen anderen auslaufend.

**Gesundbornswanne.** Velstove.

**Gettelhagen.** F. D. Vors.

**Giebelberg,** F. D. Vors. Wüstung Giebelgaban. (Ztschr. d. histor. Ver. für Niedersachsen 1864, S. 19.)

**Giersberg.** Stadt Braunschweig. — Zu gir, Schmutz, Abfall, Jauche. Der Straßename Geiershagen in Braunschweig führt auf dasselbe Wort und hieß ursprünglich Giershagen. Schiller-Lübken, Mittelniederd. Wörterbuch, unter jerenocht. Giergraben, schmutziger Abzugsgraben bei Stralsund; jiersloot im Dstriefischen der vom Mißhaufen abziehende Jauchegraben.

**Gieseberg.** Hundelage.

**Gitmer,** m. Hebeper, Semmenstedt.

**Glinde, Glindecker, Glindehagen.** Bortfeld, Wedstenstedt, Lamme, Watenbüttel. Wüstung Glinde. (Vergl. Braunsch. Anzeigen 1882, Nr. 217.) [—glinde, n., ist eine Einsriedigung oder Scheidewand von Latten, dann auch von Planen oder Mauerwerk, also eingehogtes Land? S. Mndd. Wb. II, 121. Glinde ist ein ungemein häufiger Flur- und Dorfname im nordwestlichen Deutschland. W.]

**Glinenberg.** Lehre.

**Glockenberg.** Dffleben. — Kamp. Meerdorf. — teich. Sainingen. — Diese Be-

nennungen hängen zusammen mit Sagen von versunkenen, vergrabenen und weg-  
geflohenen Glocken, wie sie bei Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 223 ff., auf-  
gezeichnet sind. In den Glockenteich von Sainingen sind die Kirchenglocken von  
Bebbingen „geflogen“ oder dort im 30 jährigen Kriege versenkt worden.

**Glubeinsweg**, —wiese. Lehre. Glöben, m. Glentorf. — Der Glaube an ein  
spukendes Wesen glüstert ist weit bei uns verbreitet; möglich, daß hier verwandte  
Vorstellungen zu einem glübein geführt haben, denn Flurnennungen nach Spuk-  
erscheinungen kommen vor.

**Gorlingskamp**. Schandelah.

**Gowiese**. Lebenstedt, Watenstedt (Amt Salder). Goenkamp. Kl. Twilpstedt. —  
Die Wiesen und Grundstücke, welche dem gögrefen, dem politischen Beamten als  
Teil seiner Besoldung zugewiesen waren.

**Graad**, m. Fümmele.

**Grabauer Feld**, Graffort. Wüstung Grabow. Zeitschr. d. histor. Ver. für Nieder-  
sachsen 1864, S. 21. Zu slavisch grab, Weißbuche. Vergl. S. 37 Graffort.

**Gräße**, f. Wiese bei Gr. und Mönche-Wahlberg. Gräsigwiese. Dettum. — Zu  
grasinge, gressinge, Grasung.

**Graube**, die Grube. Sehr häufig, besonders in Zusammensetzungen.

**Gräwelen**, **Grefelen**, pl. Garbessen. — Zu graf, Grab, kleine Gräber, wohl auf  
vorgeschichtliche Bestattungen deutend.

**Greewiese**. Ballstedt.

**Grefenbusch**. Volkmarzdorf. Gräfenwinkel. Meerdorf. Grafstücke. Rühren.

**Greiflinge**, pl. Kneitlingen.

**Grenberg**. Süpplingen.

**Grennig**, m. Schulenrode. — Zu groin, grün.

**Grobianswiese**. Stadt Braunschweig.

**Gropenberg**. Sachum. Gropendorf. Thune. — gröpe, Topf. Ob nun hier  
vorgeschichtliche Urnen gefunden wurden oder Töpferlehm gewonnen wurde, der sonst  
mit den Leimkuhlen in Verbindung steht, mag unentschieden sein.

**Güldenkamp**. Gliesmarode.

**Günne**, f. Lehre. — Nach Jellinghaus, Westfäl. Ortsnamen S. 37, „ein am jen-  
seitigen Ufer liegendes Landstück“.

**Güntjenberg**. Bechelbe. — Zu güntje, f., Schnauze, Ausguß.

**Gustwiese**. Döper. — Zu gust, trocken, unfruchtbar.

## H.

**Haarstrang**. Kissenbrück, Semmenstedt, Timmern. [Das Wort kann Haarflechte oder  
ähnliches bedeuten und übertragen peucedanum; f. Müdd. Wb. Der Haarstrang  
in Westfalen wird gemeinlich als „Höhenzug“ gedeutet. Förstemann, Dtsch. N. B.  
Bd. II, unter Har, sagt, haar bezeichne im sächsischen Teile von Oberhassel eine An-  
höhe auf der Heide. Woeste, Westfäl. Wb.: hâr, f., die Haar, nicht mehr appella-  
tivisch, eine häufige Bezeichnung von Anhöhen in Westfalen; hârd, f., die Haard,  
werde dagegen von bedeutenderen Anhöhen gebraucht. Vergl. Jellinghaus, Westfäl.  
Ortsnamen S. 40. W.]

**Haberkamp**. Apelnstedt, Warle. — stücke. Warmenan. — wiese. Belpke. — Zu Haser.

**Hackel**, m. Sehr häufig, auch in Zusammensetzungen wie Hackelberg. — Zu hackel,  
Vorsprung, Landvorsprung. Vergl. hacke, Ferje. Hackelberg kommt schon Ende des  
13. Jahrhunderts als Geschlechtsname im Braunschweigischen vor. (P. Zimmer-  
mann, Zeitschr. d. Harzvereins XII, S. 7.)

**Hagen**, m. Vielsach, aber meist in Zusammensetzungen, auch zusammengezogen zu  
hahn und han. Die einfriedigende Heide.

**Hägersdorferfeld.** Hondelage. — Die Flurbeschreibung von 1755 sagt: Eine halbe Viertelmeile von Hondelage hat das kleine Dorf Hägersdorf gelegen, nicht weit von Grassel, woselbst eine kleine Kapelle gestanden, in der der Prediger von Hondelage den Gottesdienst versorget, welche nebst dem Dorfe 1553 zur Zeit der Sievershausenschen Schlacht zerstört und nachher so viel mehr in Hondelage angebauet haben. Auf dem Hägersdorf sollen noch sechs Morgen länger als 100 Jahre wüßt und nicht beadert mit lauter Dornen bewachsen liegen.

**Hahnenberg.** Gr.: Vahlberg. — bleef. Bruchmacherfen. — fuß. Uhrde, Rinnstedt. — kamp. Leiferde. — winkel. Trellstedt.

**Halle,** f. Achin, Semmenstedt. Hallacker. Leinde. Hallafeld. Beddingen. Hallaweg. Tinneru. Hallberg. Seinfstedt.

**Halsstrang,** m. Volkmarßdorf.

**Hamberg.** Esbed.

**Ham,** m.? Hessen. — ham, m. Ein eingefriedigtes Stück Land. (Schiller-Lübben II, 182.) [Falls nicht durch Kontraktion oder durch neuere Lautgesetze aus einer anderen Wortform entstellte, könnte dieß Wort zu ham, hemm, m., hamme, hemme, f., gehören, welche Wörter als Flur- und sonstige Ortsnamen im norddeutschen Küstenlande so überaus häufig vorkommen. W.]

**Hammelskamp.** Liebdingen. — wiese. Evesfen.

**Hamsterberg.** Abesdorf. — Einziger Fall, daß nach diejem schädlichen Rager bei uns ein Flurstück benannt ist.

**Hangelrode.** Reinfoth.

**Harlingerthal.** Bornum.

**Hartberg.** Dettum. Harzberg. Gr.: Steinum, Jugeleben. [Hartberg. Ob Hirschberg? Harz, Herzberg wohl daselbe, da hert, herte, Hirsch, in nnd. Dn. gerne in der Genitivform hartes-, hertes- gebraucht wird. Ob Haßkamp aus Hartes-kamp zu erklären ist? W.]

**Hartlingsbüsche.** Sunstedt. — hartling, hartelböm = cornus.

**Hafenkamp,** —winkel. Sehr häufig.

**Hafpel,** m. Liebdingen.

**Hassel,** Hasselkamp, —welle. Sehr häufig. — Zu hassel, Hasel. Vergl. Hessel.

**Haßkamp.** Gevensleben, Jümmelse. — Siehe Hartberg.

**Heber,** m. Watenbüttel.

**Hechlage.** Linden. — In der zweiten Hälfte lä, Wald.

**Heckstedt,** f. Gr.: Brunsrode.

**Heerfeld,** Heerwiese. Bevenrode, Semmenstedt. — Zu hère, der Hirt, die dem Hirten zugehörige Wiese.

**Hees, m. Heesefeld, Heesfeld, Heers, Heersberg, Heersanger, Heersfeld, Heersholz,** Veltenhof, Dutenstedt, Beierstedt, Halster, Zerzheim, Thiede, Kemlingen, Jümmelse, Kl.-Denke, Steterburg, Beddingen, Dritte. — Die Schreibart Hees und Heers wechselt in den Dorfbeschreibungen bei derselben Örtlichkeit. [Hees, m. In Ditmarschen bei Windbergen Hp den Hees, eine hohe Heide neben einem Walde, dabei Ländereien Hefekoppeln; bei Lütjen Bornholt, Kirchspiel Hademarschen (Holstein), ein Ackerstück und eine kleine Holzung de Hees; bei Dodenhuden (bei Hamburg) und Teusbüttel (Ditmarschen) Ländereien Heese; hierher wohl auch Heisbrook, Länderei bei Gneversdorf (Travenmünde); Hefedal, Holzang bei Bunsloh (Ditmarschen). Weiter gehören hierher die holsteinischen Flurnamen Hefereimen, Hefelreimen, mehrere Hefel, Bach Hefelbek. In Poppenbüttel an der Aflter berichtete mir ein zuverlässiger Einwohner, daß an der oberen Aflter Hefel die Stücke Waldlandes heißen, welche zu den Bauernstellen gehören. Bredeuhees bei Ulzen. Leo, Rectitudines singularum personarum, Halle 1842, S. 94, hat auf die agf. Ortsnamen an —hese, —haese

—hyse, —hoese aufmerksam gemacht und das Wort als Wald, Busch, Gestrüpp erklärt. K. Müllenhoff hat in den Nordalbingischen Studien, Kiel, Bd. I, 1844, S. 209, das bestätigt und weiter den Heisi- oder Hesiwald nördlich der Ruhr mit dem Dorfe Hésangi und dem Bache Hésapa (Lacomblet, II. des Niederrheins) und die von den Römern (Tacitus, G. c. 5) daselbst genannte Silva Caesia, richtiger Chaesia (cf. Catti f. Chatti) herangezogen. Die betreffenden ags. Orte werden zum Theil als denbero bezeichnet, als Waldthal „vallis nemorosa et glandifera, porcis pascendis idonea“ (Sommer). W.] In den Niederlanden finden sich noch verschiedene Ortsnamen mit Hees (Maashees, Wolfhees), als Waldname ist Hees häufig in der Gegend von Siegen und an der Westseite des Rheins bis Krefeld hinauf. Heesefeld zc. Hier wird, weil das Wort hês erloschen war und herse (Hirse) im Volksmunde heese lautete, Mengung beider Wörter eingetreten sein.

**Hehlenkamp.** Volkmarzdorf.

**Heibekamp.** Neindorf.

**Heierstein.** Reinsdorf.

**Heideberg,** —kamp, —winkel. Häufig, zumal in den nördlicher gelegenen Feldmarken.

**Heidentirchhof.** Räfte, Wetleben. — Vorgehichtliche Urnenfelder anbeutend. Bergl. Gropenberg.

**Heidedahl** siehe Eickthal.

**Heiland,** n. Büddenstedt.

**Heiligerkamp, Hilgekamp, Hillige Wiese, Hillewiese, Heiliges Holz.** Der Hilli (Neindorf). Sehr häufig. — Der Kirche gehöriges Landstück, Wiese, Holz.

**Heilebartsfeld.** Schapen. — Der einzige auf den Storch weisende Flurnamen. Heilebartskehle. *FD.* Vors.

**Heilsberg.** Börsum, Kneitlingen.

**Heimekenberg.** Süpplingen, Hedeper. — heimeken, die Grille, Eikade.

**Heinengras,** —kamp, —wiese. Sehr oft. — Zu heinen, einhügen.

**Heistern, Heistern, Heisterbeck.** Dibbesdorf, Wahle, Bahrdorf, Volkmarzdorf, Gveffen.

**Heistern,** pl. *FD.* Mar. — Das völlig lebende Wort bedeutet junge Baumschößlinge, namentlich von Buchen und Eichen.

**Hellberg,** —morgen, —wiese, —winkel. Rautheim, Thune, Gr. Twilspstedt, Reisklingen, Welpke, Reinsdorf. — Flurnamen Helle und in Zusammensetzungen häufig auch im Hannoverschen und Lüneburgischen. *Zeitschr. f. deutsche Mythologie* II, S. 291. helle, helde, Abschüßigkeit, declivitas. Zu vergleichen Hölle.

**Hellekenberg.** Wolsdorf.

**Hellerwiese.** Büddenstedt.

**Hengstlah.** Watenstedt, Salber. — Wald der Hengste.

**Herfling.** *FD.* Helm.

**Herrenbreite.** Tressstedt.

**Herzberg.** Kalme, Käßlingen. — Vergl. Hartberg.

**Hessel,** m. Bornum, Lantingen. [Hessel; ans heslä, vergl. Hees. Ähnlich Ekel, Eifel, Bofel, Böfel, Rintel (hintlä), Ruttel, Nüttel, Berfel, Bartel, und wahrscheinlich Haffel oft aus hassel-lä. W.]

**Hiersberg.** Volkmarode.

**Himmelreich,** —wiese, —kamp, —acker, —berg. Gr. Brunrode, Höyum, Wahle, Eißum.

**Hirshberg.** Wolstorf.

**Hittel,** m. Weddenstedt. [Hittel wohl aus Hitlä. In der Werdener Heberolle ein Hetilö, in den Traditionen Corbejensens ein Hetlogun; jetzt noch ein Dorf Hittloge bei Hoya. Was aber heißt het—, hit—? W.]

**Hiftthal.** Hebeper.

**Hinzen, Hinzheimersfeld, Henzen.** Hohenassel. Wüstung. — Zeitschrift des Harzvereins 1881, S. 189 und 1882, S. 187. Haffel und Wege (I, 437) geben an, das „Hensenfeld“ habe seinen Namen von Hensen, Landleuten, die aus dem Hildesheimischen dahingezogen und sich angebauet hätten (?).

**Hobergsfeld.** Reinsdorf.

**Höltje,** m. Höltjebaum, —busch, —kost. Cremlingen, Meerdorf, Wendezelle, Hoierdsdorf, Weserlingen. Höltjeberg, F. D. Mar. — höltje, der Holzappelbaum, wilde Apfel, wie er hier und da noch in alten Laubwäldern (namentlich in der Mark bei Brieselang, Jochen, im Lindholz bei Paulinenau) vorkommt, bei uns aber selten ist. Die Frucht ist in den Pfahlbauten noch in Menge vertreten. (Buschan, Vorhistorische Botanik, S. 170.)

**Hoitzstedte, Hätzmorgen, Hoitzfeld, Heitzberg.** Hemkenrode, Lehre, Schulenrode, Hefsen.

**Hölle,** f. Glicsamarode, Bolzum, Remlingen, hier ein tiefer Graben, „in welchem der Teufel einst hauste“. Höllenweg. Wepleben. Höllenberg. Gveffen. Höllische Fohrtswiese. Lehre.

**Höllern,** pl. Gr.-Denkte. (Fuchs-) Hellern. Ampleben, Gveffen.

**Holm,** m. Barnsdorf. Hulm, m. Sunstedt. Holmstein. Rälke. Hollen, pl. Meintoth. [Bei Wedel in Holstein ein Dorf Holm, früher Holne, Hollen. Mndd. Glossare haben: holle, parvus mons, collis, colliculus; vergl. auch Bremer nieder-sächsl. Wb. Hall, Schambach Hulleke. Neocorus, Ditmarsch. Chronik, herausg. von Dahlmann, II, 403, hat einen Flurnamen (oder Appellativ?): dat Schbrof, eine herliche schöne wische, redthollen, Wehebrof (= reetschallen, Brem. Wb. und Reebhövel, früherer Dn. bei Glückstadt; hövel = Hügel). — Hollen mehrfach im Hammoverschen, besonders im Bremisch-Verdischen; ein Holz „im Hollen“ im Stadischen. W.]

**Holstein,** m. Wepleben.

**Holtorfer Feld.** Samleben. Wüstung Holtorf. (Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen 1862, S. 103.)

**Hondel,** f. Lehre.

**Honigberg,** —bleek, —hop. Heerte, Kl.-Stöckheim, Volkmarzdorf, Watenstedt (Aut Salder). — Vergl. Butterberg.

**Hoogsfeld.** Reinsdorf.

**Hop,** m. Der kalte, Schandelah. Der braune, Wendhausen. Hophwiese. Twiefelingen. Hopspläke. Waggum. Wienhop. Flechtorf. Dornhop. Bettmar, Lauringen, Grasshorst. [Hop, m., früher n., ist ein anderes Wort als hóp, m., Hausen. Sicher dasselbe, was agl. hop, n., recessus, Schlupfwinkel; engl. hope (obsolet und dial.), any sloping plain between the ridges of mountains (Johnson). Sievers, Agl. Gramm. § 239, hat den kurzen Vokal des Wortes bewiesen. Vorliegendes Hop ist aus dem Dativ hope; im niddl. Ndd. hätte Hape oder Haap daraus werden sollen, aber das Wort ward nicht mehr verstanden, daher blieb der Vokal o; man deutete es wohl auf hóp, Hause, worauf auch der Wechsel des Genus deutet. W.]

**Hoppen=** (Hoppen-) kamp, —garten, —knid, —höse, —sack, —winkel. Cremlingen, Flechtorf, Hemkenrode, Klein-Stöckheim, Schandelah, Schulenrode, Weddel, Wendhausen, Groß-Gleidingen, Wendezelle, Bornum, Frellstedt, Klein-Sisbed, Esbed, Hflieben, Leiferde, Samleben, Calbedt und Ulber, ehemalige starke Ausbreitung des Hopfenbaues andeutend; zumal in der Umgegend der Stadt Braunshweig, wo 1383 der Rat anordnete, daß kein Bürger mehr als den dritten Teil

seines Landes mit Hopfen bepflanzen dürfte, um der Minderung des Getreidebaues entgegenzutreten.

**Horn**, n., m. Einer der häufigsten Flur-, namentlich Wiesenamen, besonders in Zusammensetzungen, bedeutet ein auslaufendes Stück, z. B. eine Wiese, die spitz in einen Wald einschneidet, ein Horn, eine Ecke; oft großes und kleines Horn nebeneinander; das Hörneken (Weserlingen), Berghorn (Garbesen), Schiffhorn (Kl.-Stöckheim), Bauerhorn (Alvesse), Diebeshorn (Denstorf), Herzhorn (Duttenstedt); Der Horn an der Gräsigwiese und der Ristehorn (beide Dettum).

**Hörnig**, m. Hoiersdorf.

**Horst**, f., ungewein häufig, namentlich in Zusammensetzungen. Ursprünglich inselartig aus sumpfiger Landschaft hervorragende bewaldete Stellen, dann Wald schlechthin. In einem Marienthaler Kopialbuche vom Ende des 15. Jahrh. heißt es vom Lappwalde: dusse wold wert in mannigerhande bleken mannigerhande genommet unde geheten; by Sesbeke unde Papenrode he hed de Quernehorst, anderwegen heth he de Havekhorst, anderwegen de Lyndhorst. (Zeitschr. d. Harzvereins XI, S. 99.)

**Hospital**, n. Wiese bei Kl.-Stöckheim.

**Hoye**, f. Berel. [Hoye, f., mahnt an die schleswigsche Hallig Hooge und an Hoya, to der Hoie, to der Hoyen, im Leben Bernwards Hogen. Ist Haoya in den Trad. Corb. = Hoya, dann vielleicht die hochgelegene Aue (Ager). W.]

**Hühnerkamp**. Häufig.

**Hülthalskopf**, FD. Kön.

**Hülader**. Gr.-Vahlberg.

**Hülfe**, die grane. Lehdorf.

**Hülphenhorst**. Danndorf. Hülßenberg, FD. Kön. — hülsen, die Stechpalme, ilex aquifolium. Ahd. hulis, dorniges Gebüsch.

**Hundemorgen**. Küßlingen. —breite. Twieslingen. —kamp. Gr.-Sisbeck, Papenrode. —wiese. Glentorf. Hunnekloster. Glentorf.

**Hünenberg**, —burg, —graben, —kamp. Garbesen, Schandelah, Watenstedt (Amt Schöningen), Emmerstedt, Süpplingenburg, Danndorf, Volkmarzdorf, Apelnstedt, Salzdhalm, Hessen. Hühnenberg, FD. Vors. — hüne, die niederdeutsche Form des hochdeutschen Henne, Riese, auf uralte Landesbewohner deutend, auch in Verbindung mit vorgeschichtlichen Ringwällen.

**Hungerberg**, —kamp, —morgen. Oft, auf schlechten mageren Boden deutend.

**Hurenkamp** bei Braunschweig und öfter, ein schlecht bewirtschaftetes, heruntergekommenes, „verhurtes“ Landstück.

**Hüttenbleck**. Schandelah. —berg. Sauringen. —kamp. Graunne. —wiese. Klein-Sisbed.

### J. (Vokal und Konsonant.)

**Jhlenpaul**, —stüde, —wiese. Eisehof, Wendhausen, Watenbüttel, Frellstedt, Groß-Steinum, Nübe, Gr.-Twülpstedt, Braunschweig. — Zu ile, Blutegel. Also Egel-pfuhl u. s. w.

**Jmmenberg**, —busch, —garten, —hof. Schickelsheim, Schandelah, Kl.-Stöckheim, Eischott, Vellstove, Wahrstedt, Jümmelse, Leiferde, Schliestedt. Jmmenzäune bei der Stadt Braunschweig vor dem Hoheuthore. — Zu imme, Bieue.

**Jsenbalken**. Wagnum.

**Jackelwanne**. Woltwiesche.

**Jödbusch**. Bruchmachersee.

**Johannisgras**. Hachum.

**Jüddchorst**. Walle.

## K.

**Kabelwiesen.** Brackstedt. — Zu kavel, Loß, Loßantheil. Die Kabelwiesen sind früher Gemeindecigentum gewesen; zu ihrem Genuß gelangten die berechtigten Reihewohner nach gewissen Anteilen entweder up'r rige, in gewisser Reihenfolge, oder nach jährlicher Verlosung, nach Kabelu, wie ursprünglich die geschnittenen und bezeichneten Holzstückchen hießen, mit denen gelost ward. Hier ist die Spur eines der ältesten deutschen Rechtsgebräuche vorhanden, dessen Ausübung schon von Tacitus im zehnten Kapitel seiner Germania beschrieben wird: „Einen von einem Obstbaum abgehauenen Zweig zerschneiden sie in Reiser, unterscheiden sie durch gewisse Merkmale und verstreuen sie über ein weißes Tuch, ohne Absicht, wie es eben kommt“, worauf der Priester die weitere Auslosung und deren Deutung zu abergläubischen Zwecken besorgt. Solche hölzernen mit Marken versehenen Lose oder Kabel waren früher sehr allgemein im Gebrauch, sie haben sich auf der Insel Föhr, auf Rügen (Hiddensöe), Usehom, in Mecklenburg bis in die neueste Zeit erhalten; man benutzte sie zur Auslosung von Wiesen, Ländereien u. s. w. wie bei uns. (G. Homeyer, Über das germanische Losen. Akademiedruckt, Berlin 1854; Lisch, Über die Hausmarken und das Losen in Mecklenburg.) Die Kabel aus Holzstückchen oder Haselzweigen tragen als Zeichen der Losenden eingeschnitten: Beile, Mistgreden, Klauen, Pflugshare, Kesselhaken u. s. w. Das gleiche Losverfahren hatte sich bei uns bei der Teilung des den Gemeinden gehörigen Holzes an die einzelnen berechtigten Höfe bis vor nicht langer Zeit erhalten. Wenn die Teilung der Jahresnutzung des Nordasseler Holzes (Amt Salder) unter die Berechtigten stattfinden sollte, so versammelten sich diese im Dorfkrüge zur Verlosung. Jeder Nutznießer schneidet sich dabei sein „Holzmal“, das durch Figuren ausgezeichnet ist, welche den Werkzeugen des Ackerbaues oder täglichen Lebens entnommen sind. Man hat da die Grepe, die Barte, den Mühl, die Schrape, den Sparren, den Hühnerfuß, die Semmel u. s. w., welche auf die Stücke eines abgebrochenen Zweiges eingeschnitten sind. Die Holzmale werden dann in einen Hut geworfen. Das zuerst aus diesem gezogene Mal bezeichnet dann denjenigen, welcher bei der Abfuhr des vernummertem Holzes mit Nr. 1 beginnt; die übrigen folgen dann nach altbergebrachter Reihenfolge. (Die Marken im Amte Salder von H. Langerfeldt. Zeitschr. d. Harzvereins 1881, S. 187.) Nach den von mir in Nordassell eingezogenen Erkundigungen ist diese Art der Verlosung jetzt nicht mehr gebräuchlich. Die Lose bestehen jetzt aus Pappstückchen, auf welche Nummern geschrieben sind. In Kl.-Schöppenstedt benutzte man früher Holzstückchen als Lose, in welche römische Zahlen eingeschnitten waren.

**Kafelsberg.** Esbeck.

**Kalandswiese.** Schandelah, Wahrstedt. — Kalande, geistliche Bruderschaften, die im 13. Jahrhundert entstanden und sich nach den Kalenden benannten, an denen sie ihre Monatsversammlungen hielten. Es gab deren drei in der Stadt Braunschweig, welche vielfach ländlichen Grundbesitz erwarben. (Dürre, Die Stadt Braunschweig, S. 552.) Hassel und Bege (Beschreib. d. Fürstentümer Wolfenbüttel und Blankenburg 1802, I, 464) berichten, daß in Schandelah noch damals mehrere Höfe den Kalandsbrüderu in Braunschweig von ihren Wiesen Kalandsgeld geben mußten. Die Wahrstedter Kalandswiese war im Besitze der Obisfelder Kalandsbruderschaft.

**Kalstofenbreite.** Eteberg.

**Kämmerke,** f. Gr.-Twülpstedt. H. D. Mar. Kämrichen, pl. Bährdorf.

**Kamernu.** Gremlingen. — Neu entstandener Flurname, früher Moorbusch, wegen der schwarzen Erde.

**Kamp,** m., bestimmt abgegrenztes, nicht immer eingehätes Landstück. Die häufigste aller Flurbeszeichnungen in Zusammenrückungen, selten allein. Ob zum lat. campus

ist fraglich, da es auf niederländisch-friesische Gegenden beschränkt ist. Vergl. Jellinghaus, Westfäl. Ortsnamen S. 83.

**Rappe**, f. Kl.-Dahlum, Warde.

**Karpfenkamp**. Gießmarode.

**Karrenberg**. Hebeper, Kl.-Nienwende, Seinstedt.

**Käsebusch, Käsekamp, Käseforb**. Gr.-Brunnsrode, Kl.-Schöppenstedt, Uremlingen. — Malva sylvestris heißt käsekrüt, nach der Form der Früchte.

**Kattenäcker**, —beck, —busch, —morgen, —winkel. Höhüm, Bortfeld, Nieseberg, Steterburg, Vansleben, Reppner. Katzenstern. Döfleben. Kattenmeer, ehemaliger, längst ausgetrodener Teich bei Leiferde. — Zu katte, Kaze.

**Kaufordsfeld**. Kl.-Schöppenstedt. Knhfort. Hesen.

**Kaulenfeld**. Kl.-Schöppenstedt. — Zu kaula, kule, Loch.

**Kehlenberg**. Jersheim.

**Kehrbleck**. Ouerum. —kamp. Hemkenrode. —wiese. Büddenstedt.

**Kehrwiese**. Twießlingen. — Vielleicht zu kedik = ködik, dänisch kidike, hochd. Kettich, sinapis arvensis.

**Kellerhals**. Hunstedt.

**Kellerwiese**. Madendorf.

**Kettelbrink**, —kamp, —trift, —wiese. Lehre, Lamme, Belpke, Über. — Zu kettel, köttel, Kot der Schafe, Ziegen u. s. w.

**Kiebelbleck**. Rothenkamp. Kiebelwiese. Lehre. — Nach Danneils Wörterbuch in der Altmark kibbelbleek, ein Raum, um den viel Streit geführt wird.

**Kieffeld**. Dibbesdorf. —legden. Destedt. —wiese. Leiferde. —winkel. Warle, Reppner. —holz. Rühren. Kieffai. J.D. Wolf. Kieffhorn. J.D. Kön. Kieffwinkel. J.D. Ev. Kieffort. J.D. Soph. — Bei Wendischott heißt es in der Beschreibung von 1759: „Die Gemeinde hat das Recht, im Kieffholz Buschwerk zu hauen, das liegt zwischen den Grassorffischen, Rühenschen, Hoitlingischen und Brackstedtschen Holzungen“, war somit leicht ein Gegenstand des Kifes oder Zantes zwischen den einzelnen Gemeinden.

**Kiel**, m., —bleck. Kl.-Brunnsrode, Kästorf, Kl.-Twißpstedt, Hebeper, Hohenassel. — Zu kil, Keil.

**Kiefern kämpe**. J.D. Kön. — Der einzige Forstort mit der Benennung nach diesem Nadelholze.

**Kiesbleck**. Wobek. Kiehswanne. Hunstedt.

**Kiewitzberg**, —kamp. Madendorf, Voimstorf.

**Kieselberg**. Hebeper, Wendeburg. Kieselbusch. Garbesen.

**Kinckenmorgens**, pl. Wendessen, Eikum. — Der Name scheint mir mit Zehntverhältnissen zusammenzuhängen, da die Aufstellung sog. „Kinder“, Haufen oder Huden von weniger als zehn Garben, in den Zehntordnungen ausdrücklich verboten war. Vergl. unten Teggedkamp.

**Kirchenberg**, —kamp, —legde, —wanne, —morgen, —feld. Sehr häufig.

**Kipfeberfeld**. Warberg. Kipfeberholz. J.D. Schö. Wüstung Kissenleve. — Bege, Gesch. einiger Burgen 46, 139.

**Klaar**, m. Kemlingen. Klaare, f. Salzdaulum.

**Klammwiese**. Wendezelle. Klammer, f. Wendezelle.

**Klappe**, f. Gr.-Twißpstedt, Reisingen. Klapwanne. Lobmacherfen.

**Klapperfeld**, —berg, —wiese. Lehre, Baggum, Madendorf, Saalsdorf, Belpke. — Zu klapperblöme, Feldmohn? oder zu klaper, einer vom Vieh verschmähten Wiesepflanze. (Alecterolophus. Danneil, Altmark. Wörterbuch.)

**Klei**, sehr häufig, auch in Zusammensetzungen. — klei, Lehmboden. Engl. clay.

**Kleppenberg**. Rothenkamp.



**Klinge**, f. Wiese bei Gr.-Biewende.

**Klingebeutelhorn**. Beierstedt. Klingebeutelwiese. Ingeleben. „Gehört der Kirche.“

**Klinkeberg**. Kottorf, Sunstedt (hier auch Knidelberg und Klidkerberg geschrieben).

**Klint**, m. Garbessen, Hemtenrode, Lamme, Achim, Remlingen, Evesen. Klintwiese. Barum. Klintwelle. Gr.-Denke. Klinßberg. Vestedt, Erkerode. — Zu klint, steiler Abhang, hohes Ufer.

**Kloptaschen**, pl. Denstorf.

**Klosterwiese**. Kissenbrück.

**Klöpe**, pl. Börsum. Kloßberg. Achim, Bornum, Heeper, Eszum.

**Kloßgraben**. Lesse.

**Klumpweide**. Ludlum.

**Kluntstück**. Gr.-Sisbek. — Zu klunten, kluten, klumpen, Erbschollen.

**Klūs**, f. Alveste. Klansanger. Denstorf. Kluskamp. Glentorf, Wahrstedt.

Klūs wiese. Zimmendorf. — klūs, Einödlerwohnung und Engpaß. Im Kaulenfelde bei Kl.-Schöppenstedt ein 1838 abgebrochenes Försterhaus, die Klūs, soll der Sage nach ehemals eine Kapelle gewesen sein.

**Knid**, m. Meist in Zusammensetzungen; lebende, im freien Felde verlaufende Heide. Speuknid. Dibbesdorf. — Zu spoiken, spulen.

**Knipfenberg**. Duerum, Schapen.

**Knorrenberg**. Volkmarßdorf.

**Knüel**, m., Bornum, Alversdorf, Ahlum, Timmern, Engelnstedt, Lesse. — Auch in Zusammensetzungen wie Steintüel.

**Knuttenbuschbreite**. Warberg. — Zu einer Pflanze, Strauch, welche knutten, knopfartige Früchte oder Blüten trägt, z. B. Flachs.

**Kohlbalken**, —garten, —morgen, —städte, —wannen. Ost.

**Kohlhei**, Holz bei Samleben, F. D. Gv. — Holzschlag zum Verkohlen.

**Kohlwolf**. Watenbüttel.

**Kohnsdorf**, F. D. Mar. Wüstung Königsdorf. (Zeitschr. d. histor. Ver. für Niedersachsen 1864, S. 28.)

**Köpweg**. Ballstedt. „Handelsstraße“.

**Kopperwiese**. Burgdorf.

**Kolie**, **Kohlie**, **Kohly**, f., **Kohliekamp**. Hondelage, Mascherode, Völknerode, Graßleben, Mackendorf, Glentorf, Nordsteimke, Volkmarßdorf. F. D. Soph., Helm. und Lich. Eis Kohli. Barmke. — Aus kolinge, Holzjung, die zum Kohlenbrennen dient. (Schiller-Lübken II, 518.)

**Königsbusch**. Hemtenrode.

**Körbe**, f. Heerte. — Zu kerbe, Einschnitt. Arskerbe am Osel bei Meindorf. — Aus der gleichnamigen Straße in Lüneburg ist eine „Harzkehr“ gemacht worden. Der Name kommt auch in Holstein, Bremen, Duedlinburg, Münster vor. (Korrespondenzblatt für niederb. Sprachforschung IV, 55; VIII, 73.)

**Körweken**, n. Flechtorf, Tibbische. — Zu korf, Korb? oder zum vorigen.

**Korinthengehäge**, F. D. Wend.

**Körterkamp** oder —feld, sehr häufig. — Der Kamp der Mark, auf welchem die Körter oder Kotsassen ursprünglich die ihnen zugewiesenen Felder hatten. Die Höfe waren bis in die jüngste Zeit bei uns geschlossen und wurden nicht geteilt; die Ackerleute und Halbspanner bildeten den übrigen Dorfbewohnern gegenüber eine Aristokratie des Besitzes. Keinen Anteil an der Ackerflur hatten ursprünglich die Kotsassen, sie gehörten nicht zu den „reihberechtigten“ Bauern und besaßen nur eine Kote, Hütte, kleines Gehöft (engl. cot) im Gegensatz zu dem „Hause“ des Bauern, dazu das ihnen aus der gemeinsamen Mark überwiesene Feld, den Körterkamp. Ebenso war nach altenglischen Quellen das Verhältnis in England zwischen den cotsetles und

den geneats (ubb. genöten) nach Seebohm, The english village community, London 1883. Erst die großen Rodungen im Mittelalter, zuletzt im 12. und 13. Jahrhundert, die nicht bloß zur Gründung neuer Dörfer führten, sondern auch die Feldmarken der alten erweiterten, sind im besonderen Maße den Kottassen zu gute gekommen und haben viel dazu beigetragen, sie aus Hinterlassen zu wirklichen Bauern zu erheben. (Vergl. K. Rhamm, Dorf und Bauernhof im altdeutschen Lande. Leipzig 1890, S. 13.) Zu der Feldbeschreibung von Glentorf 1763 heißt es: „Außer den gewöhnlichen drei Feldern, worin die Ackerleute und der adlige Hof belegen sind, haben die Kötter noch das vierte, ist aber nach den Beststellungsarten nicht abgeteilt, sondern ein Menge- oder Waudelfeld.“ Es geht daraus deutlich hervor, wie dieses Feld später aus der gemeinsamen Mark der Ackerleute für die Kötter ausgesondert wurde. Die Kötter blieben lange Zeit noch sehr beschränkt und zurückgesetzt. Ein solcher, der unter fünf Morgen oder gar kein Land besaß, durfte kein Pferd halten. (Landesherrliche Verordnung vom 12. September 1688.)

**Krafoelwiese.** Seinftebt.

**Kranichsberg,** F. D. Soph.

**Kranfen,** pl. Reindorf.

**Kranfch,** f. Bahrdorf.

**Kraßberg.** Rühren.

**Kreienberg,** —feld, —kamp. Sehr oft. — Zu kraie, Krähe.

**Kreife,** f., **Kreifenkamp.** Meinkoth, Neubrück. — kreike, eine kleine Pflaumenart (Prunus insititia), abd. kriachboom.

**Kreitel,** m. Zerzheim. Kreitelholz. Dobbeln. Kreitewiese. Nothenkamp. Kreithorn, F. D. Schö. — Zu kreit, krèt, krit, Zanf, Streit, Haber. Kreitel verkürzt aus kreitlä, streitiger Wald.

**Krengel,** f., große und kleine, Wiese bei Leiferde. — krengel, die Brexel, wohl nach der Form.

**Krenz- (Krüz-) feld,** —kamp, Krüzefenstein. — An die alten Steinkreuze in den Feldern erinnernd.

**Kreppackern,** pl. Effeohof, Lehre.

**Krickelberg.** Saalsdorf.

**Kroh,** m. Lichtenberg.

**Krönig,** m. Broiftebt, Ballstebt. Krönigsberg. Gr.-Wahlberg.

**Kröppelkamp.** Broißem.

**Krud,** **Krüde,** f., **Krudstück.** Schulerode, Bettmar, Broißem, Wendezelle, Süpplingenburg, Meinkoth, Welpfe, Büddenstebt, Gebensleben, Zerzheim, Dffleben, Krüßum, Dettum, Gr.-Denke, Immendorf, Rissenbrück, Vansleben, Kneitlingen, Küßlingen, Heerte, Lefse. — Zu krücke, ein gekrümmtes Stück an einem anderen, Stab oder dergleichen.

**Krüß,** f. Immendorf. Krüßgarten. Meinkoth, Twießlingen. Krüßekamp. Lefse. [Krüßgarten kann aus Krüßdegarden, Krüßekamp aus Krudekamp sein, von krüd, Kraut (Gewürz). Aber Krüß, f., ? Krüß auch in Holstein bei Eische (Odesloe), Rathen auf ehemaliger Freiweide. Dat krude, krüde (species, aroma) oder der Plural krüde von krüd? W.]

**Krümme,** f., **Krümmlinge,** **Krümmlack,** **Krumme Morgens,** **Krumme Stücke,** **Krumme Wiese.** Häufig, ein gekrümmtes Landstück bezeichnend.

**Krupbusch,** **Krubbusch,** **Kruplegde.** Abbenode, Bortfeld, Räfte. — Zu krüpen, kriechen.

**Krugberg,** F. D. Lich.

**Kufuf,** **Kufufsborg.** Volkmarode, Westenhof.

**Kükemüksbusch.** Thune.

**Kule, Kaulc,** sehr häufig, namentlich in Zusammensetzungen. Kaulenbusch. Kaulheim. — In küle, Grube, großes Loch.

**Kulk,** sehr häufig, namentlich in Zusammensetzungen. Tiefes Strudel- oder Wasserloch, Kolk.

**Küls- oder Kulkwiese** und —berg. Reppner.

**Kummerwiese.** Wendeburg. — In kummer, Schutt, Abraum.

**Künnekenrode.** Schapen. Wüstung?

**Kunterbreite.** Wendhausen.

**Küßebühre,** f. Sunstedt. — Vergl. Beddesbühre.

**Küsterstieg.** Frellstedt, Bährdorf. — wiese. Uversdorf.

## L.

**La, Lah, Lac, Lahge, Lahholz, Laagbaumholz, Labusch, Lahwiesen, Lahdahl, Lohwiese, Lohberg, Lohbalken.** Abbenrode, Bienrode, Cremlingen, Gliesmarode, Wähle, Mascherode, Wendhausen, Thune, Wenden, Bornum, Lelm, Süpplingen, Wolsdorf, Twicklingen, Bobek, Börsum, Thiede, Wesleben, Gr.-Dahlum, Gr.-Wahlberg, Kl.-Dahlum, Küblingen, Schliestedt, Nordassel, Watenstedt (Amt Salder). Alle zu lä, lö, n. Wald.

**Laddefenbleck.** Hedever. — In laddeken, der Bruststättich, Tussilago farfara.

**Lädtwiese.** Grafleben.

**Lägden, Legden.** Sehr häufig, auch in Zusammensetzungen wie Drecklegden (Desteht). Döhsenlächte, J. D. Mar. — mndd. legede, Niederung.

**Lähn,** f. Zimmendorf.

**Lappenberg.** Wittmar. Lappenwiese. Abbenrode, Söllingen. Lapperey. Broistedt.

**Larmse,** f. Ahum.

**Laubhagen.** Kl.-Brunzrode.

**Laudis,** m. Wiese bei der Stadt Braunschweig an der Schulter, nach dem früheren Besitzer benannt.

**Lansbaumacker.** Veltenhof. Lansbaum ist entweder *Lonicera xylosteum* oder *Rhamnus frangula*.

**Lauseberg.** Eikum. — Der einzige vorkommende Flurname dieser Art im Braunschweigischen, während sonst die Lauseberge am Harz, in Kurhessen, in Westfalen, im Lüneburgischen und Magdeburgischen häufig sind. Bei der niederdeutschen Form Lauseberg denkt das Volk jetzt stets an Läuse, weshalb Göbde die Deutung „gemeiner, schlechter, laufliger Berg“ annimmt, während Sprenger sie zu las, lusch, Schilf stellen will. (Korrespondenzbl. für niederb. Sprachforschung XVI, 88 u. XVII, 38.) Vergl. Luß. Schiller-Lübben (Mittelniederb. Wörterbuch II, 75) hat lusebusch, Stelle, wo viel lus wächst. lus = Schilf, Segge, Binse, carectum. Neben luseberg kommen häufig lusepöl, luseböm vor. Ableitung vom slavischen luza, Sumpfwiese, die auch versucht wurde, ist zurückzuweisen.

**Lafferkamp.** Stadt Braunschweig vor dem Wilhelmithore.

**Lattenberg.** Sottmar.

**Lechlenholz,** J. D. Wolf.

**Ledwelle.** Söllingen. Lethkamp. Ballstedt. Lettberg. Luckum. [Neben ahd. hlita, f., anord. hlihd, existiert im ags. hlihd, n., clivus, Berg, Abhang. Sollte dem ein asächs. hlihd entsprechen haben, wie jenem ein as. hlihdha, resp. hlihd? Kurzes i in offener Silbe wird im Mndd. zu e. W.]

**Leimberg,** —ader u. f. w., vielfach die lehmige Beschaffenheit des Bodens anzeigend. Leinwandberg. Bornum.

**Leiter,** die hohe. Wärum.

**Leistenfuhle.** Brackstedt.

- Leichen-** (Leerken-) berg, —feld. Sehr häufig.
- Leuenberg.** Lehre.
- Linde**, über der Bruchmacherßen. Lindenberg. Ahlum, Leiferde, Sonnenberg, Stadt Braunschweig, Thiede, Kießlingen, Wägem, Westerlinde. Lindenbriuk. Sainingen. Lindenkaup. Ofleben. Lindenstücke. Volkmarßdorf. Lindenhorst. Barmte. — Die Linde kommt bei uns nie in geschlossenen Beständen, sondern nur immer einzeln vor; sie ist der Liebling unseres Volkes und der vorzüglichste Thiebaum neben der Eiche. Berühmte Linden stehen noch zu Königslutter, Gwessen, zu Sichte u. s. w. Vergl. Thie. Eine landesherrliche Verordnung vom 8. Juli 1749 gebot den Gemeinden, um die Kirchen herum Linden anzupflanzen.
- Lied, Liet**, f. Aboesse, Kl. Twiltpstedt, Seinstedt. Ackerleite. Welpfe. — Zu lit, Aßhang, Berglehne, Leite.
- Liebfrauenbreite.** Zerzheim. —kaup. Stadt Braunschweig vor dem Fallersleberthore. —horst, F. D. Mar.
- Liesche**, f. Wiese bei Remlingen. Leischwiese. Söllingen. — Zu lësch, Lieschgras.
- Lisdorf**, F. D. Mar.
- Lichterkaup.** Gr. Stöckheim.
- Lohberg.** Zerzheim. Lohelkaup. Hözum. Lohenwiese. Gr. Steinum.
- Löpfens**, pl. Kieseberg. Löppner, m. Lehre, Woltwiesche. Luppen, pl. Honsleben.
- Lönebruchsfeld.** Borum.
- Löfekenstücke.** Tiddische.
- Löhfenstiel**, im krusen. Wobek.
- Löfefe**, m. Ager bei Eikum.
- Lohden**, pl., F. D. Wend. u. Mar. Brandlohden, F. D. Helm. — löden, junge Baumschößlinge.
- Loosgehege**, F. D. Mar. — Vergl. Kabel.
- Luchtemorgen.** Hemtenrode.
- Lufe**, f., F. D. Bey.
- Lulowiesen.** Scheppan.
- Luß**, f. Warberg. Lüße. Wiese bei Immenndorf. — Vergl. Lauseberg.
- Lustensfeld.** Volkmarßdorf. Lüsten, pl. Gr. Siseck.
- Lüpperswende**, f. Salzbadlum.

## M.

- Maackricke**, f. Gitzum.
- Maaf**, f. Ballstedt.
- Maden**, pl. Wiese bei Wendezelle. Matenwiese. Vortfeld. — Zu made, die Matte, Wiese, englisch meadow, agl. meadu.
- Mahnkaup.** Kl. Stöckheim.
- Maibäumen**, in den. Stadt Braunschweig vor dem Wilhelmithore. — Wohl Stelle, wo Birken standen, die den Maibaum lieferten.
- Marientkaup.** Lebenstedt.
- Mark**, f. Eikum. Mark, die wüste. Rautheim, Kl. Brunsrode. Markbeck, —morgen, —riede, —weg, —graben. Destedt, Erkerode, Broigem, Söllingen, Linden, Gwessen, Lichtenberg. Neumark. Denstorf. — mark, das alte deutsche Wort für das fremde Grenze (welches slavischen Ursprungs), dann auch der gemeinsame Besitz an Land oder besonders Wald eines Dorfes.
- Martensberg.** Garbesen. Martinskaup, Ballstedt, Lauingen.
- Martensdirkwiese.** Graßleben. Martinsdietrichwiese.
- Marwiese.** Büddenstedt. Marrkup, f. Remlingen.

- Masch.** Sehr häufig, auch in Zusammensetzungen. — Zu marsch, sumpfiger Boden.
- Masseln, J. D. Schö.** — Wohl zu masellern, Maserle, Masholder.
- Mastbruch.** Glentorf, Näfte, Barmke, Hondelage, Rautheim, Bülkenrode, Wendegelle. Mastbleck. Saalsdorf. Mastthal. Ampleben. — Zu mndd. mast, Futter, Eichelmast, Näßung, namentlich der Schweine. Man trieb das Vieh zur Mast, wenn die Eicheln oder Bucheckern gut gerieten. Dieses war oft eine besondere Gerechtigkeit, welche Dörfer in herrschaftlichen oder anderen Wäldern besaßen. Aus dem Mastthal bei Ampleben hat der Registrator Sack in seinen verschiedenen Schriften über Eulenspiegel willkürlich ein „Mostthal“ gemacht, da ihm dieses zu der bezechten Taufgesellschaft paßte.
- Matthiaskamp.** Burgdorf.
- Mäuseberg.** Remlingen. Mausefalle. Nortenhof. Mäusekamp. Lebenstedt. Mäusenwiese. Grashorst.
- Meer, n.** Allein und in Zusammensetzungen einer der häufigsten Flur- und Wiesenamen. — Zu mér, sumpfige Gegeud, Lache, Teich. Aq. mere = palus. Ortsname Meerdorf nach dem im Dorfe gelegenen Teiche „das Meer“. Ebenso heißt der sumpfige Teich im Westen von Zweidorf (Dorfbeschreibung von 1753). Meerneer. Weleben.
- Meesche, Mösche, f.** Bortfeld, Denstorf, Gr. Gleibingen, Broikem, Beierstedt, Ingeleben, Achim, Borum, Geitelde, Falchter, Hebeper, Kalme („ist sehr brüchig und giebt schlecht, sehr Heu“), Kl. Niewende, Kl. Denkte, Reindorf, Semmenstedt, Stiddien, Gr. Winnigstedt, Kl. Dahlum, Kl. Vahlberg, Kl. Winnigstedt, Weserlingen, Barbede, Pleckenstedt, Bruchmacherjen, Gramme, Lebenstedt, Lesse, Oiber, Westertinde, Woltwiesche. — Stets Wiese und dieses ist die Bedeutung.
- Mehenkamp.** Nper.
- Mehlsberg, —beck, —feld, —kamp, —stücke.** Bevenrode, Boimsdorf, Scheppan, Bolzum, Berel, Nordassel. Meeslesche. Berklingen. — Letzteres zu esch, Landstück. Bergl. Eschen.
- Mehrenfenberg.** Jerxheim. [Ameisenberg? Altmärkisch miromk, Ameise. Die Verriichtung des Tones in Miremfenberg konnte zu Schwächung des i in e führen. W.]
- Meine, Meinesfeld.** Häufig. — Zu meine, Gemeinde. Mein, J. D. Mar.
- Melkensteg.** Dettum. Milchplatz. Gramme.
- Mergel, i., Mernel, Merwel, —kuhle.** Hökum, Frellstedt, Ingeleben, Linden, Hallendorf.
- Mesekenbauer, f.** Büddenstedt. Mesekenstücke. Warmenau. Mesekenheide, J. D. Helm. — Zu meseke, Meise.
- Mesbeck.** Esbeck. — Zu mes, Mist, und bek, Bach.
- Mieslerstädte, f.** Parsau. — Zu miler, Meiler. Es wurde früher im Drönding viel Köhlerei betrieben; die Holzsohlen gingen bis Magdeburg, Stenbal, Salzwedel.
- Missau, f.** Wiese bei Esbeck. — Die Missau ist der Oberlauf der aus dem Elme kommenden Altenau.
- Mitjätensacker.** Wendischott. — Zu migen, lat. mingere und ätken, Ameise.
- Mittagsbleck.** Gr. Stöckheim, Kissenbrück, Gr. Winnigstedt, Barum.
- Mohngarten.** Erkerode.
- Mohr, Mohrkamp.** Bevenrode, Hondelage, Wenden, Gr. Steinum, Velfstove, Wahrstedt. — auser. Stadt Braunschweig.
- Mölmner, m.** Timmerlah. Mollacker. Bausleben. Möllwiese. Weserlingen. Mohlweg. Borum. — Zu molm, mulm, Staub, Müll.
- Molochshöhe.** Söllingen.
- Mönchs- (Mönken-) berg, —teich, —wiese, —steine.** Hökum, Thune, Rothenkamp, Eischott, Nortenhof, Stadt Braunschweig. Mönkenpiene. Hondelage.

**Morgen, Morgens.** Häufige Bezeichnung, namentlich in Zusammenfügungen als Ackermaß; Fläche, die ursprünglich an einem Morgen umgepflügt werden konnte.

**Mörkamp.** Lehre. Mörroh. Schandelah. — Zu mör, locker, mürbe.

**Mösegarten.** Velpke. Mußhof. Kl.-Wahlberg. — Zu möse, Gemüse.

**Moselkamp.** Hoiersdorf, Wehlen.

**Mühlstahl.** — Vergl. Stahl.

**Munkebarts-** oder Cassewinen-Wanne. Nieseberg.

## N.

**Nabel (Stein-).** Borum.

**Nachtbleck,** —bruchswiese, —hude, —hufe, —wiese. Eine bei ungefähr 40 Dörfern vorkommende Bezeichnung, deren Bedeutung heute ganz verloren scheint, erklärt sich durch die Allgem. Land-Ord. Art. 64: „Ein jedes Dorf soll bei den Pferden einen eigenen Nachthirten, nicht allein die Pferde zu bewachen, sondern auch, damit nicht ein jeder seines Gefallens hüten und andern Leuten in ihre Wiesen, Acker oder Gärten treiben möge, zu halten, auch jedermann, der die Pferde des Nachts draußen haben will, selbige vor den Nachthirten zu treiben schuldig, keineswegs allein hüten zu lassen berechtigt sein. Die Dorfschaft, so selbiges unterläßt, soll dem Amte zehn Gulden geben.“

**Nackenberg.** Gr.-Winnigstedt. Nackenthal. Wesdorf.

**Näher,** m. Weserlingen.

**Napp,** m. Esbeck. Näppkenberg. Zerzheim.

**Naste,** f. Ulber.

**Nebeldorn.** Velpke. — Näbeldorn, wittnäbern = *Acer campestre*, verborben aus mäpeldorn, wie der Baum anderwärts heißt. Englisch maple.

**Neddenaus.** Dettum. Reggenuh. Wolsdorf.

**Neddernkamp.** Hondelage.

**Neienstedter Mark.** Ingeleben. Wüstes Kirchdorf Neinstedt. (Zeitschr. d. histor. Ver. für Niedersachsen 1862, S. 105.)

**Nest,** n. Lehnorf, Hoitlingen. Nest Stidde. Sonnenberg.

**Nettelbleck.** Heerte. —kamp. Linden, Esbeck. —wiese. Wendeburg. — Zu nettel, Brennessel.

**Nezkamp.** Trellstedt.

**Neindorfer Feld.** Bahrdorf. Wüstung. (Zeitschr. d. histor. Ver. für Niedersachsen 1864, S. 30.)

**Neustedter Feld.** Lesse. Wüstung, von der noch 1659 die Kirche stand und 1870 noch Mauerreste vorhanden waren.

**Nobiskrug,** m. — In der handschriftlichen Dorf- und Feldbeschreibung Wendhausens von 1754 ist zu lesen: „An der Heerstraße über dem Dibbesdorfer Föhrt ist eine Wiese und einiger Acker, so zusammen im Nobiskrug genannt wird und sonder Zweifel vor Alters zu solchem Krug gehört hat, was daraus noch zu folgern, daß diese Länderei dem fürstl. Gute zinspflichtig und zehntfrei ist. Die Rudera von dem Nobiskrug findet man in gedachten Ackerstücken und Grasplätzen hin und wieder als alte Kacheln und Ziegelsteine. Sonderlich ist der noch gut ausgehöhlte Brunnen vorhanden. Gegen dieser wüsten Stelle über auf der andern Seite der Heerstraße stehet das Wendhausensche Gericht auf dem sog. Springberge.“ — Das Gericht, nämlich der Galgen, dürfte nicht ohne Einfluß darauf gewesen sein, daß hier an einem Kruge (Schenke) die durch ganz Niedersachsen verbreitete Benennung „Nobiskrug“ haßete, welche als gleichbedeutend mit Hölle und Unterwelt gebraucht wurde. Die erste

Hälfte soll aus in abysso entstanden sein<sup>1)</sup>. Der Name dieser Höllenschenke kommt sehr häufig vor; das hier mitgeteilte Beispiel ist mir aber das einzige im Braunschweigischen bekannte. Der Nobisstrug bei Moens in Oldenburg war früher von persönlichen Lasten frei. Nach Oldenburger Aberglauben liegt der eigentliche Nobisstrug zwischen Himmel und Hölle; da verkehren die abgediebenen Seelen längere Zeit. Man verabschiedet sich scherzend: „Wenn wir uns sonst nicht wiedersehen, warte im Nobisstrug auf mich.“ (Straderjan, Aberglaube aus Oldenburg.) Bei Markgrappiesle (Kreis Beeßow-Storkow) liegt der Hügel „Nobelstrug“; dort ist ein Mord geschehen (Kuhn, Märkische Sagen, S. 113). In der Altmark sagt man, daß man im Nobisstrug Karten spielt und den Paß zum Himmel erhält. Wer aber bei Lebzeiten nichts getaugt, muß dort Schafböcke hüten (Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, S. 132). In Ostpreußen geht man in den Nobelstrug zu den Hohlgaugen (Totengerippen) oder man sagt von einem Todeskandidaten: „der wird wohl auch bald nach Nobelstrug kommen“ (W. von Schulenburg in „Am Urquell“ I, S. 124 und 173). Von Niedersachsen aus reicht die Bezeichnung bis Oberhessen, da in der von dem Marburger Gilbhausen 1597 verfaßten Komödie Grammatica die Bauern vom „Obisstrug“ sprechen, wo's warm ist; auch der Gießener B. Schuppius spricht in seinen Schriften vom Teufel in Nobisstrug. (Weigand in Wolfs Zeitschr. f. deutsche Mythologie I, S. 4.) Und endlich kommt der Nobisstrug in der Schweiz vor (Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch I, S. 209).

**Nollen**, m. Salzbadlum.

**Nonnenwiese**. Bornum, Rissenbrück. —holz, *FD.* Helm.

**Nordacker**. Hebeper. —feld. Ulfingen. —holz. Wahle. —roden. Gr.: Brunzrode. Nordendorfskamp. Waggum. — Nach der Himmelsrichtung Nord; diese wird aber von allen Himmelsrichtungen am wenigsten zu Flurbezeichnungen verwendet. Vergl. Oster-, Wester-, Süd-.

**Nordupp**, m. Gramme.

**Nordendorfskamp**. Waggum. Heute Mohrendorf genannt.

**Nütze**, pl., Nüsse, Nuffberg. Bevenrode, Sauringen, Glicsamarode, Waggum, Stadt Braunschweig.

## D.

**Obenausfeld**. Engeleben.

**Oshen-** (Ossen-) berg, —kamp, —kopf, —kull, —legde. Hondelage, Lehre, Ludlum, Lelm, Stiddien, Wexleben, Hachum.

**Oserlinge**, pl. Büddenstedt. [Acker, die über anderen liegen? W.]

**Offelweg**. Emmerstedt.

**Ohebed**, —berg, —feld, —wiesen. Gremlingen, Högum, Veltheim, Sichte, Rühme, Schulenrode, Wendhausen, Bettmar, Watenbüttel, Emmerstedt, Gr.: Stöckheim (hier ein Anger), Rissenbrück. — Die dichte und die lichte Ohe, *FD.* Soph. Es ist möglich, daß das Wort mit Aue etymologisch zusammenhängt; bei uns kommt es aber in der Bedeutung von Wald vor. So die Forstorte bei Sophienthal; die Ohe, der Wald, nach dem Veltheim bezeichnet wird. Auch anderweitig in Norddeutschland Waldbezeichnung (v. Hammerstein-Loften, Vardengau, S. 559).

**Ohr**, m., n., sehr häufig, auch in Zusammensetzungen. — Zu ört, Ede, Winkel.

**Olkamp**. Liebingen. Altj. ä1, ö1, Sumpj. (Arnold, Anfiel. S. 518. Zellingshaus, Westfäl. Ortsnamen S. 107.) Olenberg. Gr.: Denke.

<sup>1)</sup> Aber wie kommt das Fremdwort hierher? Rochholz (Deutscher Glaube und Brauch I, S. 209) glaubt, es sei ein mundartlich entstelltes „Nachbars“. In der Gegend von Salzwedel spielt in der That der „Naberskrooch“ die Rolle des Nobisstrugs (Kuhn, Märkische Sagen, S. 23).

**Olla**, m. Ampleben, Eitum, Kneitlingen. — Dazu „am Molla“ Banpleben. Aus ohe-lä?

**Opper** (Opfer-) hof, —holz, —kamp, —stücke, —wiese. Hondelage, Öper, Schapen, Baggum, Bettmar, Bortfeld, Duttonstedt, Völknerode, Rottorf, Rickensdorf, Twief-lingen, Lebenstedt. — Ein dem oppermann, Küster, Kirchendiener, der ursprünglich beim Mesopfer behüßlich war, zuständiges Landstück oder Wiese; keineswegs eine Stätte altheidnischer Opfer, wie auch gerne angenommen wurde. Vom Opperkamp bei Lebenstedt heißt es: „die Schule besißt hier zehntfreies Land“; alles übrige Land zehntet. Der Oppermann ist gewöhnlich auch der Lehrer im Dorfe. Nach der Dorf-beschreibung von Volkmarode 1754 besaß die dortige Schule in der Schapener Feld-  
mark den  $3\frac{3}{4}$  Morgen großen Opperkamp.

**Ordhöfle**, f. Eine Wiese bei Sunstedt.

**Orenberg**. Sunstedt.

**Oselfeld**. Gr.:Denkte, Rißenbrück, Reindorf. Das an den Berg Öfel sich anlehrende Feld.

**Ösen**, pl. Samleben. — „Die schmalen Streifen Holz, so teils um die Feldmark ziehen“, wird in der Feldbeschreibung von 1771 erläutert. „Ein schmaler Streifen von Bäumen an der Grenze einer Holzung, die Pfingstöhse“ (Schattenberg, Chronikal. Schilderung des Dorfes Eikum, S. 30). Öse, f., ist sonst die Traufe eines Daches, hat also im allgemeinen die Bedeutung von Rand.

**Östberg**. Semmenstedt, Bornum. Östfeld. Beierstedt, Gevensleben, Evesen, Oster-  
linde. Östenfeld. Ampleben, Woltwiesche, Schliestedt.

**Österbeef**. Remlingen, Broißem, Kl.:Vahlberg, Lelm. Österberg. Apelnstedt, Akum, Börßum, Borsum, Dobbeln, Ahlum. Österfeld. Sierße, Bornum, Berklingen. Östergras. Remlingen. Österwiese. Dettum, Thiede, Bodenstedt, Akum, Ber-  
lingen, Gr.:Vahlberg, Samleben, Burgdorf, Salber. Österlage. Gr.:Brunnsrode. Österholz. Schandelah, Garbessen, Bortfeld, Süpplingenburg. Österkamp. Weddel, Kneitlingen. Österthal. Lebenstedt. — Die Stellen, an welchen die Österfeuer abgebrannt werden, was für verschiedene Örtlichkeiten durch den Gebrauch sicher ist, während andere auf oster, im Östen gelegen, zurückgehen mögen.

**Österfeuerstelle**. Denstorf.

**Österlinge**, pl. Runstet, Söllingen, Gr.:Biewende, Hedeper, Kl.:Biewende, Semmen-  
stedt, Wittmar, Volkmarödorf, Gevensleben, Jugeleben, Dffleben, Wobek, Gilzum, Kl.:Winnigstedt, Berel, Österlinde. Österlingskamp. Broißem. — Vergl. Wester-  
linge.

**Östernsoht**, m. Ballstedt. — Zu söd, Quelle, Brunnen.

**Öthland**. Ührde. — Obliegendes Land.

**Ottenberg**. Gr.:Dahlum.

**Ostorfwinkel**. Warmte.

## P.

**Paanbleef**. Börßum, Dettum, Gr.:Denkte, Stiddien. Panuebleef. Öper, Timmern. Pfaannebleef. Kneitlingen. Pfänderwiese. Gr.:Vahlberg. — Das dem panne-  
mann oder Pfänder der Gemeinde zur Nutzung zugewiesene Grundstück.

**Pagenbleef**. Immenhof. — stall. Gr.:Twülpstedt. — Zu päge, Pferd.

**Palißadengehäge**. F. D. Bey.

**Papenbreite**, —dorn, —bede, —holz, —kamp, —horn, —dief, —kull, —garten, —nase, —weide, —wiese, —schemel, —stuhl, —stieg. Schon aus dieser mannigfachen Zusammenstellung sieht man, wie häufig die mit pape, Psaffe, zusammengesetzten Flur-  
namen sind. Damit sind die persönlich dem Ortsgeistlichen zur Nutzung überlassenen Landstücke, Wiesen, Gehölze gemeint. Fast überall haftet die niederdeutsche Bezeichnung;



nur Zimmerlah hat einen Pastorokamp, Twieflingen einen Pfarrkamp (falls hier nicht auch Übersetzung durch die Feldmesser ins Hochdeutsche vorliegt).

**Papengeh.** Lamme.

**Papstwiese.** Büddenstedt.

**Paschenberg.** Papenrode. —brücke. Grasleben. — Zu pásche (von Passab), der alten, wieder eingegangenen Bezeichnung für Ostern.

**Päkerfeld.** Meerdorf.

**Peemer, m.** Aunger bei Nortenhof.

**Perck, m.** Sonnenberg. — Zu pèrk, Pserch, Hürde zum Einhegen des Viehes.

**Pepperkamp.** Tuttenstedt. —wiese. Gliesmarode. Pfefferberg. Weserlingen. — Die Pflanze *Sedum acre* heißt wegen ihres scharfen Geschmacks pepperkrüt; sie ist häufig und mag obigem Flurnamen zu Grunde liegen.

**Pesete, f.** Gr.:Wiewende, Gr.:Dahlum. Pesetenkamp. Dettum. Pesekenwiese. Semmenstedt. — Au Harze versteht man unter pèseko Holz eines Baumstammes, nachdem Borke und Bast abgenommen ist, übertragen „Glaze“ (Schambach, Wörterbuch der niederb. Mundart von Göttingen und Grubenhagen, 1858. Nachtrag S. 319). Forstorte Pesete, Pisseke, im 16. und 17. Jahrh. Pesete und Pesete, oft im Harz, namentlich am Broden. (Zeitschrift des Harzvereins III, 44 u. XXVII, S. 392.)

**Pfahl, m.** Bornum. Pfahlskamp. Bornum. —stücke. Reisligen.

**Pfemeweg.** Apelnstedt. [Entstehung aus Femeweg? Ähnlich ist der Name eines Gehölzes Fahl (vergl. Fahlthöffe) bei Pinneberg in Holstein zu Pfahl entstellt worden. Müdd. Wb. veme, alfränk. (und altj.) vedema, pastus, besonders der Schwämme gebraucht und zumal von der Eichelmaß im Walde. W.]

**Pferdemarkt, n.** Kl.-Stöckheim.

**Pfingst- (Pingst-) aunger, —gras, —wiese** bei den meisten Dörfern, ursprünglich gemeinsames Dorfeigentum, auf dem die verschiedenen Pfingstfeierlichkeiten stattfanden. Bei der Separation sind die Pfingstwiesen meist zerteilt worden, und damit ist der Name, der fast bei jedem Dorfe vorkam, vielfach verschwunden.

**Piene.** Id. Wend.

**Piepenstieg,** Stadt Braunschweig. — Zu pipe, Röhre.

**Pieperwinkel.** Wahrstedt. — Zu piper, Pfeifer.

**Pippel,** bei der, Stadt Braunschweig vor dem Hohenthore. — Zu pippel = Pappel.

**Pip-Sack, m.** Steterburg.

**Pisser, f.** Warle. Pissersteg. Bettmar.

**Pläcke, pl.** Hottlingen. Plack, der große. Rieseberg. — Zu plack, Fleck.

**Pläen, m.** Aunger in Stiddien.

**Platte, f.** Wobed.

**Plessen (Steinplessen).** m. Papenrode.

**Plöcke, pl.** Hondelage. — Zu plock, Pflod.

**Plunderbusch.** Id. Helm. — Vergl. über den vielleicht slavischen Namen unten den Abschnitt über die Spuren der Wenden.

**Plumenberg.** Gunnerstedt. — Zu pläme, Pflaume.

**Pöplenberg.** Kl.-Gleibingen. — Zu pöplen (—krüt, —bläume), eine Art Malve.

**Portgarten.** Flechtorf.

**Pott.** Id. Helm. Pottbrackensfeld. Rühren. Potwiese. Gr.:Wahlberg. — Deutet wohl auf Urnen und Urnenfriedhöfe. Vergl. Heidenkirchenhof und Gropenberg. Zu pot, Topf.

**Pöthel, m.** Reisligen. — Vergl. Böhel.

**Prachersumpff.** Lehre. — Zu pracher, Bettler, ein Lehnwort aus dem Slavischen.

**Priere, m.** Abbenrode. Prierstorf. Barmke.

**Propstholz.** Borum.  
**Puterlände,** f. Sambleben.

## Q.

**Quaafmorgen.** Vortfeld.  
**Quaalenriehe,** f., Thune.  
**Quaastweg.** Borum.  
**Quade,** f. Eine Wiese bei Lesse. — Zu quäd, schlecht, böse, übel.  
**Quäla.** Gramme. — Im Grundwort zu lä, Wald.  
**Quälenberg, Quelenberg.** Kl. und Gr. Dentke, Volzum, Linden. Quaelwinkel.  
 Wendezelle.  
**Queenbruch,** —morgen, —thal, —wiese. Alveffe, Broitzem, Barnsdorf, Berel, Lesse. —  
 Zu queie, quée, weich, mild?  
**Queckenberg.** Stadt Braunschweig.  
**Queer=** (Zweer-) balken, —beek, —kamp, —morgen, —ende, —staken,  
 —stücken, —wanne. Sehr häufige Flurbezeichnung, ein quer vor anderen Feld-  
 stücken liegendes Stück bezeichnend.  
**Quittenkamp.** Gilzum. — fuhle. Ülper.  
**Quisselbeerbreite.** Sambleben. — Kwissel- oder kweisselbeere, die eigentliche  
 Vogelfirsche, Prunus avium.

## R.

**Rabe,** f. Rautheim. Rabn, m. Gramme.  
**Räden,** m. Sonnenberg. Refenberg. Wolsdorf.  
**Raff,** n. Lamme. Raffkamp. Lehdorf. Raffmorgen. Hemtenrode. Raafholz.  
 Fümmler. „Im Feldraafe“. Fümmler. Rafeanger. Leinde. — Unerklärtes  
 Wort.  
**Rahms,** pl. Reisligen.  
**Rane,** die kalte. Hedeper.  
**Rascherberg.** Hedeper. —kamp. Wenden.  
**Ratterberg.** Amleben.  
**Redderland,** n. Weddel. — Zu redder, der Raum zwischen zwei Heden (Schiller-  
 Lübben, Wörterbuch).  
**Rehbrook, Rehdahlsberg, Rheberg.** Schandelah, Rähle, Reinsdorf. — Zu Reh.  
**Reineboldsfeld.** Schapen.  
**Reinmorgen.** Ballstedt. — Zu rein, Rain, Raub.  
**Reinshager Berg.** Lehre. Wüstung. — (Hassel und Wege, Beschreibung der Fürstent.  
 Wolfenbüttel 2c. I, S. 463.)  
**Reitling,** m. Gremlingen, Lucklum. Reitwiese. Wendeburg. — Zu reid, Rietgras,  
 Rohr. Rehte, f. Weddel.  
**Remen,** pl., —busch, —feld, —kamp. Giesmarode, Querum, Volkmarode, Wende-  
 burg, Borum, Belpke. — Zu rémen, Landstreifen, Riemen.  
**Renne,** f. Esbed. Renneberg. Vortfeld. Rendahl. Wobed. Rennpufhls-  
 berg. Barmke. Rennekamp. Ülper. — Zu renne, Rinne.  
**Rensterweg.** Gardessen.  
**Renzelberg.** Lauingen. — Vergl. die volksetymologische Deutung bei Voges, Sagen  
 aus Braunschweig, S. 43.  
**Repweg,** —wiese. Rautheim.  
**Rhänhopsfeld.** Westerlinde.  
**Rickelsberg.** Weddel.  
**Ricksrode.** Belpke.

**Nies**, ein aus Buchen und Eichen bestehender, beim Dorfe Berel gelegener Waldbestand, daher Berelnies, an der westlichen Landesgrenze. Schon in einer Urkunde des Bischofs Konrad von Hildesheim 1243 gedacht. An der nordwestlichen Ecke desselben „die Dingstätte“.

**Niesberg**. Barmte, Grasleben.

**Nischbleck**, —bülden, —morgen, —wiese, —winkel, —stücke. Schafrisch und Westerrisch, *J.D.* Bey. Sehr häufig. — Zu risch, Winse.

**Nockenfeld**. Lesse. — Die einzige Flurnennung nach dem Hauptgetreide.

**Rode**, n. Rohland, Rohkamp, Rohbusch, Rohwinkel, Rodland, Rottland, außerordentlich häufig, auch noch in anderen Zusammensetzungen, die ehemalige Ausdehnung des Waldes andeutend, wie die häufigen Ortsnamen auf —rode. Aber auch nachdem die großen Rodungen vorüber, wurde immer noch einzelnes in den Äckern übrig gebliebenes, mit Gestrüpp und Gesträuch (stucken, struken u. s. w.) bestandenes Land fortgerodet. Das heilige Rode, Groß-Dahlum, der Kirche gehörig. Es ist ein Mißverständnis, wenn in der Stadt Braunschweig das dort in der Burg vorkommende Roland zu einem „Gerichtsbilde des Rolands“ entstellt wurde. (Dürre, Die Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 677.)

**Röhlsberg**. Cremlingen.

**Roidwiese**. Wendeburg. — Zu rüken, roiken, riechen, von dem Vorkommen des Ruchgrases (*Anthoxanthum odoratum*).

**Rojekamp**. Wendeburg. Roig, *J.D.* Soph. — Zu roie, locker, mürbe.

**Röfenwinkel**, *J.D.* Mar.

**Röljehorn**, n. Gr.-Dahlum.

**Röllingerhorn**, *J.D.* Schö.

**Rook**, m. Hohenassel.

**Rosenacker**, —berg, —feld, —kamp. Lehdorf, Rümmer, Wahrstedt, Ahlum, Vornum.

**Roß Sief**, n. Stiddien. „Pferdesumpf“.

**Rotte**, **Rottbleck**. Sehr häufig. Die Stellen, wo die Flachsvotten lagen. — Zu rotten, faulen.

**Rübenberg**, —kamp, —land, —morgen, —stücke. Die Zusammensetzungen mit Rübe kommen nur neunmal vor, kennzeichnend, daß der Rübenbau früher keineswegs so verbreitet war, wie heute, wo Spargel, Kartoffel und Zuckerrübe das Aussehen der Braunschweiger Felder neben dem Getreide bestimmen. Die berühmten Bortfelder Rüben, welche den Teltower Rübchen gleichen, kommen zuerst 1572 in den Wirtschaftsbüchern des Klosters St. Marienberg bei Helmstedt als bortfeldtsee roiuve vor (Braunschw. Mag. 1895, S. 31), dann 1581 unter den Ausgaben der Frauengelage in Braunschweig. Nach den Kammerrechnungen zu Wolfenbüttel wurden dieselben 1621 am Hofe gegessen. (Nach einem Sammelbande „Dörfer“, S. 237 auf der Braunschweiger Stadtbibliothek.)

**Rüelmorgen**. Höhüm. — rüel, m., ist eine kleine Schaufel, mit der der Pflügende die an der Schar sich ansehnende Erde abstößt.

**Rühstadt**, f. Söllingen.

**Rümen**, pl. Rümmer, Rottorf, Brackstedt. Rümenwiese. Beienrode. Wolbrüme. Voimsdorf. Korbbrühme. Hoitlingen. — Zu räm, geräumig, weit.

**Ruperbruch**. Wendeburg.

## S.

**Saale**, f. Anger bei Seinstedt.

**Saalmorgen**. Glentorf, Watenbüttel.

**Sack**, m. Ahlum, Vornum, Fimmelse. Sackshorn. Leiferde.

- Sägerbäume**, *JD.* Vors.
- Salgenholz**, Rühme, Wenden. Salkofenholz, *JD.* Vors. — Zu sale, saleke, Sahlweide, *salix caprea*?
- Salzwedelhai**, *JD.* Niederbahlum. — Vergl. Sülte. Wedel, wie in den Ortsnamen, S. 39, hai, Aushau.
- Samen**, pl. Kneitlingen.
- Samthude**, f. Ballstedt. — Zu samet, gesamt, gemeinsam. Die gemeinsame Hude.
- Sau** (Su:) anger, —berg, —bed, —dahl, —kamp, —morgen, —thie, —wanne, —welle. Sehr häufig, den Aufenthalt des Borstenviehes anzeigend. Saustörten, m. Glentorf.
- Schachtorst**, Hondelage. — schachtholt, das Schachtolz, Reidel. (Schiller-Lübben IV, 35.)
- Schaden**, pl. Rüblingen.
- Scharenbeck**, —berg, —busch, —kamp, —wiese, —winkel. Bienrode, Dibbesdorf, Querum, Schandelah, Volkmarode, Meerdorf, Wahle, Ahum, Gr. Bienrode, Rissenbrück, Gilsun, Gr. Dahlberg, Hachum, Lichtenberg. — Zu schären, scheren, die Weide kahl fressen; schär, Weiderechtigkeit für ein oder mehrere Stück Vieh zur Mast im Holze, namentlich Schweine (Schiller-Lübben, Wörterbuch).
- Scharfenstedt**, f. Wegleben.
- Schaupesteht**, Burgdorf. [In Hamburg und Bremen Straßename; der Stiel einer schaupe oder schope, Schöpfkelle. In Hamburg ist die Straße offenbar als Stiel zum Fischmarkt gedacht, von dem sie ansläuft. W.]
- Schaggraben**, Glentorf.
- Scheide**, f. Bettmar. Scheidefeld. Effehof. Scheiwinkel. Räfte. Scheidequelle bei Lelm, im Volksmunde die Scheiwelle; hier teilen sich die Gewitter (Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 235). Wegscheide. Salzbadlum. — Scheide = Grenze.
- Scheilwiese**, Wahle. [Zu scheile, scheel, im Sinne von schief oder figürlich übelgönnd? W.]
- Schelpwiese**, Bruchmacherfen. — Zu schelp, Schilf.
- Schemel**, m. Gr. Dahlum, Berel. Schemeling. Ampleben.
- Schemeln**, pl. Barnsdorf.
- Schepplage**, Wiese bei Linden. Schepwelle. Wiese bei Seinstedt.
- Schiebekamp**, Schliestedt.
- Schiedsbreite**, Süpplingenburg. — kamp. Trieslingen.
- Schiere Morgen**, Klein-Schöppenstedt. Schieres Bleek. Lehre. Schierholz. Barnke, Kl. Twillpstedt, Rümmer, Ampleben. Schierberg. Lelm, Süpplingen. Schierwiese. Räfte. Schierke, f. Olper, Lichtenberg. Schieren, *JD.* Lelm. Schierholz, *JD.* Gv. und Vors. — Zu schir, rein, eben, glatt, unvermischt. Der Ortsname Schierke am Brocken (dreißigbig gesprochen = Schiereke) deutet auf schires éken, reinen Fichtenbestand. (Jacobs in Zeitschr. d. Harzvereins XXVII, S. 412.) Man sagt bei uns allgemein „schieres Fleisch“, d. h. solches ohne Haut und Knochen.
- Schild**, n. Kl.-Stöckheim, Gfinghausen, Achim, Dettum, Seunenstedt, Wittmar, Hachum, Nordassel. Schildwiese. Gr.-Stöckheim. — Ein schildförmiges Grundstück.
- Schilliekamp**, Bettmar. Schillige Grund. Wobek.
- Schimelmorgen**, Lauingen. Schimmelwohld. Remlingen.
- Schindanger**, Olber. — Vergl. Füllkuhle, Aaskuhle.
- Schirpfe**, in, Süpplingen. Scharpfe. Hachum.
- Schlanke**, in, Lelm.
- Schlepweg**, Gr.-Steinum, Sunstedt. Schleppelweg. Hoierdorf. Schlepperwanne. Gvesen.

- Schlichte**, f. Sonnenberg, Apelnstebd, Volzum. — Zu slichte, ebene, gerade Flächen.
- Schlickwiese**. Wahrstebd. — Zu sliik, Schlamm.
- Schlicmen**, f. Wiese bei Seinstebd.
- Schliemorgen**. Destsdbt.
- Schliggenheide**. Gr.-Brunnsrode. — Zu sligge, Schlamm.
- Schlinge**, n. Watenbüttel, Rühren, Wahrstebd. — Zu slink, n., Rand, Einfassung, hus belegen an dem slinge an S. Andreas Kerchow. Braunschw. Neustädter Degebingsbuch vom Jahre 1524. (Schiller-Lübken IV, 241.)
- Schliggrund**. Alversdorf.
- Schlop**, m. Garbesen. — slöp, Schlupfloch.
- Schlottkamp**. Ampleben.
- Schlumpfwiese**. Schandelah.
- Schmehrstücker**. Apelnstebd. — Vergl. Schmalz-, Speck-.
- Schmeiche**, f. Anger in Hessen.
- Schmalzkamp**. Hondelage. — Vergl. Speck-, Schmehr-.
- Schnäbel**. F. D. Vors.
- Schnaken**, pl. Schickelsheim. Schnackwelle. Hoiersdorf. Schnakenstert. Hondelage, Kl.-Brunnsrode, Graßleben, Mackendorf, Bornum, Süpplingenburg, Stadt Braunschweig. — Zu snäke, Schlange, Ringelnatter (im Gegensatz zu addere, Kreuzotter) und stört, Schwanz, Sturz, also wörtlich Schlangenschwanz. Wohl eine Pflanze, denn snäkenwort ist Schlangenkür; im Mecklenburgischen snäkenkrüt = Farn und ebenso im Oldenburgischen slangkrüt = Farn. (Bartsch, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II, S. 291; Straderjan, Aberglaube aus Oldenburg II, S. 80.) Schon im 11. Jahrhundert kommen Ortsnamen wie Galfstert vor (Förstemann).
- Schneckenberg**. Volzum. — morgen. Eißum.
- Schneede**, f. Querenhorst, Papenrode. Snie (Die Dobbetu-), f. Wiese bei Gevensleben. Weddinger Schneede. F. D. Wolf. — Zu sniede und snie, Schneide, Grenze.
- Schneppelwiesen**. Hondelage.
- Schnurwiese**. Rühren.
- Schoderstedterholz**. F. D. Kön. — Wüstung Schoderstebd.
- Schöffenacker**. Watenbüttel.
- Schölken**, pl. Bruchmacherfen, Lebenstebd.
- Schoorberg**. Ampleben.
- Schürten**, pl. Vortfeld, Vechelbe. — Zu schort, Abtheilung, Graben, Abfuhrinne.
- Schottdorfer Feld**. Süpplingenburg. Schottorfer Berg. F. D. Mar. — Wüstung Schottdorf.
- Schüttelthal**. Destsdbt.
- Schottkuhle**. Mackendorf. — „Eingezäunte Grube.“ Zu schot, Verschuß.
- Schradanger**. Gr.-Winnigstebd. Schradweg. Barbef. Schrotweg. Rünigen und Meindorf. Schrottmorgen. Schandelah. — Zu schrade, schräge; schradweg bei Schambach „schräger Weg“.
- Schreiberkamp**. Vortfeld.
- Schuhfeld**. Waggum.
- Schüneken**, vor der. Hoytlingen. Schünekenbleet. Kl.-Twülpstebd. — Zu schüne, Scheune, gewöhnlich diejenige auf dem Felde, in welcher der abgenommene Zehnten aufgestapelt wurde. Daher auch Tägt schüne, Zehntscheune, bei Lehre.
- Schwadwiese**, Siebenschwadwiese. Olper. Ost. — Zu swäd, n. Schwaden. Wiese, an der mehrere ihren Anteil haben, von denen jeder eine Anzahl swée erhält.
- Schwalbenschwanz**. Wiese bei Gr.-Wiemende. — Nach der Form. In der Rostoker

Heide eine schwalbenschwanzförmige Wiese Schwalckenart. (Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock, Heft 5.)

**Schwalbenufer.** Kl.-Stückheim. Am Okerufer.

**Schwalenberg.** Nordassel. — Wohl von swäle, swälke, Schwalbe.

**Schweensberg.** —welle, —wiese. Ost; die dem swen, Schweinehirt, zur Nutzung angewiesenen Grundstücke.

**Schwerdthal.** F. D. Mar.

**Schwittmerfeld.** Woltorf. — Nach der Wüstung Schwitmer, einem im 30jährigen Kriege eingegangenen Dorfe zwischen Woltorf und Peine, dessen Einwohner in Woltorf die Schwittmergemeinde bildeten. (Braunsch. Magazin 1848, Nr. 14.)

**Schwülmer.** m. Wiese bei Reinsdorf.

**Seckertift.** Jergheim. Seckerteich daselbst. — Brückner, Die slav. Ansiedelungen in der Altmark, Leipzig 1879, S. 80, zieht hierzu das altslavische sěkyra, Art, heran, bemerkt aber, vernünftigerweise einschränkend, „Jergheim liegt wohl zu weit westlich, als daß es slavisch sein könnte“, was eigentlich selbstverständlich. Zu kekere, Wiede?

**Seckamp.** Rühme (am Dovensee).

**Seckbleck.** Lesse.

**Sellenkamp.** Meerdorf, Wahrstedt.

**Senmel.** f. Rüningen.

**Sichterfeld.** Fimmelse. [Leo, Ags. Glossar, Halle 1872 bis 1877, Sp. 311, setzt nach ags. Urkunden zwei Wörter an: sihtre, sohtre, f., sumpfige, abhängige Wiese, ein Ort, durch welchen Wasser sichert (das Lokal ist zwischen Berg und Thal); und sihtra, eine hölzerne Wasserröhre. — Zu Grunde liegt altd. sihan, seihen und fließen. W.]

**Siedgrast.** Anger bei Zwiesslingen. [Von grast, Graben, und side, Seite, oder sid, niedrig? W.]

**Sief.** m. Sehr häufig, auch in Zusammensetzungen wie Siefwiese. sik, sumpfige Niederung.

**Siefferholz.** F. D. Wolf.

**Silberberg.** —busch, —kuhle, —morgen. Vornum, Höhum, Lamme, Alversdorf, Büddenstedt.

**Singrünwinkel.** Woltorf.

**Sodekamp.** Ahum. —

**Sohle.** f. Schulenrode, Lichtenberg, Gevensleben. Sohlwiese. Hondelage, Klein-Dahlum, Sohlpyhl. Denstorf. Söhlkamp. Salber, Gitzum. Söhlstrift. Gitzum. Söhlweg. Hessen. Grote Söhlen. Wendhausen. Rote Sohle. Meerdorf, Gr.-Vahlberg. Brunsohle. Barmke. Ebersohle. Warberg. Kernsohle. Gr.-Wülpstedt. Harpe Sohle. Büddenstedt. Pulversöhl. Leiferde. Böhnsöhle. Gr.-Dahlum. Westersöhle. Gr.-Dahlum. Söhlerbeek. Barbete. Söhlberg. Berel. Söhlisches Bleek. Döper. Sohlhorst. F. D. Kön. — Zu söl, mit stehendem Wasser erfüllter sumpfiger Boden, Pyhl. Über anderweit vorkommende Flurnamen sol vergl. Korrespondenzblatt für niederb. Sprachforschung III, 69; IV, 46. Ob alle Namen zu sol?

**Sohre Wiese.** Remlingen, Wendessen. Söhrige Furchen. Wendeschott. Sohre Legden, pl. Gremlingen. Sohrenberg. Kalme, Seinstedt. Saure Weiden. Grabsleben, Lauingen. Saures Bleek. Süplingenburg, Wahrstedt. Sauerland. Beddingen. Säuerlinge. Bettmar. Sauerbeek. Gessen. — Zu sör, ausgebrüt, trocken, unabhängig vom hochdeutschen „sauer“.

**Sölekenbusch.** Lamme, Saalsdorf, Rümmer. —breite. Dffenben. —wiese. Schlicstedt. — Zu sol oder zu sölen, schmuhen, sudeln? Vergl. Salge.

**Sollberg.** Gr.:Denkte.

**Sörgerwiese.** Lper.

**Spann,** m. Salzbadlum, Mönchevahlberg.

**Specken,** pl. Mönchevahlberg. — specke, spoke, im Bremischen ein aus Buschwerk, Erde und Rasen durch sumpfige Gegenden und Wiesen aufgeworfener Weg oder Damm. (Schiller-Lübben IV, 307.) spekige, f., in Göttingen-Grubenhagen einfache Uferbrücke aus Baumstämmen. (Schaubach, S. 203.)

**Speckmorgen.** Sidte. —brän. Hemfenrode. —klint. Vortfeld, Eßinghausen. —weg. Wendeburg. —wiese. Lehre, Thiede. — Besonders fetten und ergiebigen Acker bezeichnend. Vergl. Schmalz, Schmehr.

**Sperlingsberg.** Kneitlingen. —kamp. Gr.:Steinum.

**Spitalwiese.** Gr.:Dahlum.

**Spriggelwiese.** Gevensleben.

**Sprung,** m. —ackern, —berg, —riede, —wiese. Sehr häufig. — Zu spring, Quelle.

**Spürkuhle.** Zerzheim.

**Staatsberg.** Rissenbrück.

**Stahl,** m. Mühlstahl, Mühlenstahl, Stähler Breite. Schickelsheim, Weierstedt, Zwieflingen, Bruchmacherfen, Lebenstedt, Salder. Stahlberg. Welfstove. — Zu stale, Damm?

**Stafenberg.** Eßum.

**Stafenfeld.** Woltofs. — Zu stäke, m., Stange, kleiner Pfahl.

**Stapelhecke.** Steterburg.

**Stappellacker.** Wechelbe. — Zu stapel, Grenzpfahl, Gerichtsstätte.

**Störtekuhle,** f. Sidte.

**Stehlerberg.** Süpplingen.

**Steinberg,** —kamp, —morgen. Sehr häufig, die steinige Bodenbeschaffenheit andeutend. Steinklappen, pl. Rübblingen.

**Stemmwiesen.** Webdel, Süpplingenburg.

**Stendelberg.** Ahum. —morgen. Kl.:Denkte.

**Stidden,** pl. Hessen. Stiddewiese. Dettum. Stiddacker. Varnsdorf. Stittiacker. Wepleben.

**Stief Meune,** f. Vornum — Zu stefmoime, Stiefmutter.

**Stiegmorgen.** Völleroode. — Feldstücke, wo die stigen, abgezählte Getreidebündel (20 = 1 Stiege), stehen.

**Stoben,** m. Frellstedt. Stobenbreite. Rissenbrück. Stofenpfuhl. Schandelah. Stobenstücke. Süpplingen. Stobenwiese. Schandelah. Staubwiese. Klein-Zwülpstedt.

**Stöckenkamp.** Leinde. Stockwiese. Mackendorf.

**Stöche,** m. Velm. Stöhweg. Sunstedt.

**Strämmeln,** pl. F.D. Wend. Hondelage. — Zu stremmel, m., lauger, schmaler Streifen.

**Straut,** m. Calbedt. Strautwiese. Watenbüttel. — Zu ströt, Gebüsch, Dickicht. (Schiller-Lübben IV. 441.)

**Streikamp.** Rothenkamp. —wanne. Apelnstedt. —hop. Amleben, „ein im Prozeß liegendes Holz“ (1756). —busch. F.D. Wend. — Vergl. Kiefz und Kreitel.

**Strenge,** f. Kalme.

**Strubenkamp.** Gr.:Zwülpstedt. — Zu strüben, Gestrüpp.

**Struken, Strauch, Wiedstruken.** Denstorf, Hachum. Dtsstruke. Eßinghausen. Strukenbusch. Eierße. Strauchmorgen. Varbecke. Strauchholz. Watenstedt (Amt Salder). — Zu strük, m., Gesträuch.

- Stüch.** Sehr häufige Flurbezeichnung mit dem Zusatz lange, kurze u. s. w.
- Stüderu,** pl. Abbenrode. — Zu stude, Staudicht, abgeholzter Wald.
- Stüh,** f., untere und obere, *J.D. Mar.* Stühgehäge. *J.D. Bey.* — Stühe, ein Wald im Obenbürgischen; Stühe, ein Wald im Holsteinischen bei Lübeck. „Stühbüsch, in vielen Theilen Niedersachsens ein niedriges Gebüsch von Eichen und Buchen, die man hart an den Wurzeln abschneidet und die dann aus den Wurzeln (Stubben) wieder ausschlagen.“ (*Kohl, Nordwestdeutsche Stützen. Bremen 1873, S. 285.*)
- Stufenkamp.** Schliestedt. — Zu stüke, Baumstumpf.
- Stämme,** die braune. Holz bei Hondelage.
- Stummeln,** pl. Gr.:Brunstode. — Zu stummel, Stumpf.
- Stüberg.** Gremlingen, Hessen, *Al.:Dahlum.* — feld. Höhum, Gletorf, Veierstedt, Ampleben. — kamp. Gr.:Denkte. — mohr. Denstorf. — rode. Lehre. — wiese. Bortfeld, Wesßen, Esbeck.
- Sükum,** n. Hessen. Personennamen Sydekum im Braunschweigischen. [Sükum wohl aus sü dik um, sieh dich um. *Campe, Wb. zur Erklärung und Verdeutschung der fremden Ausdrücke, Braunschweig 1813, S. 148: Besvedere.* „Die nbd. Mundart hat Sieh-dich-um (Süh-dick-um) dafür. So führt z. B. diese Benennung ein zu Münden beim Zusammenflusse der Werra und Fulda liegendes Haus, aus welchem man eine sehr schöne Aussicht hat. Auch ein Platz bei dem Kloster Ribdagshausen wird von alten Zeiten her das Sieh-dich-um genannt.“ Er bringt dann nach Vorgang eines Ungenannten die Stelle aus der Urkunde vom Jahre 1228 bei, mittels welcher Herzog Barnim I. von Pommern der Johanniskirche in Lübeck Güter verleiht: usque subtus tres montes, qui „Circumspice te“ sive „Se thic umme“ nominantur. *Jahrb. f. medlenb. Gesch. 6, 43. W.]*
- Süle, Sühle,** f. Ingeleben, Schandelah. Suhlwiesen. Hedeper, Semmenstedt. Suhlkamp. Sottmar. Sielkamp. Rühme. Sulte. Wendeburg. — Stätten, wo die Schweine sich sühlen.
- Sülte, Solt, Salz.** Sülte, f. *Al.:Denkte, Semmenstedt, Volzum, Banskleben, Sigum, Lichtenberg, Zerzheim, Ingeleben, Achim, Fümmele, Gr.:Denkte, Al.:Wienende, Abbenrode, Eschhof, Höhum, Bornum, Süplingen. Sültanger, Ingeleben. Sültebruch, Graßleben, Vogelsülte, Ahtum, Soltau, Zerzheim, Barnsdorf. Solterweg, Wexleben, Al.:Dahlum, Mönche-Bahlberg, Wendhausen. Sölter Loch, Wolstorf. Sölterwanne, Gr.:Dahlum, Soltescher, Bettmar, Sichte. Soltschenberg, Nieseberg, Salza, Gevensleben, Salzberg, Salzdahlum, Salzkamp, Esbeck, Salzbreite, Gr.:Steinum, Salzweg, Süplingenburg, Salzvorklinge, Eierße.* — Die Sülte bei Fümmele hat ihren Namen der Sage nach daher, daß hier ein Wagen mit Salz aus Salzgitter verunken ist, den der Fuhrmann nicht verfeuern, sondern einschmuggeln wollte. Daher ist der Boden dort salzig. Bei Barnsdorf war schon 1483 eine Salzfiederei vorhanden, die noch im 18. Jahrhundert betrieben wurde (*Hassel und Wege I, 423*).
- Sumpf.** Ahum.
- Sunder, Sonder,** m. Auch in Zusammensetzungen mit —bruch, —wiese u. s. w. Schandelah, Voimstorf, Bahrdorf, Meinkoth, Bornum, Reindorf, Uhrde, Waßum. Häufig als Forstortsname. — Abgejondertes, aus der Mark ausgejondenes Land- oder Waldstück, wahrscheinlich bestimmt zur Benutzung des „höchsten Erben“, wie der Oberherr der Mark genannt wurde. (Zestgabe für die 20. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte. Braunschweig 1858, S. 101, 104.)
- Süpfenbüsch,** Velpke.
- Süßespring,** *J.D. Soph.*



## I.

**Tackwelle.** Wazum.

**Tassen.** Brechtorf.

**Taternkamp.** Kl.-Twilpstedt, Tarternpfahl, Hebeper, Kissenbrück, Taternholz, *FD.* Bors. — Tatern sind im Niederdeutschen, ebenso in Dänemark, Schweden und Finnland, die Zigeuner, auf welche der Name des mongolischen Tatarenvolkes irrtümlich übertragen ist. Offenbar Lagerstätten von Zigeunern, wie die Taternlöcher am Brocken. Ein Tarterpfahl bei Brunshüttel am Nordostseekanal. Die schweren landesherrlichen Verordnungen gegen die Zigeuner oder Tatern beginnen mit dem 18. August 1597 und setzen sich durch die folgenden Jahrhunderte fort.

**Taufkamp.** Waggum. — Die handschriftliche Dorfbeschreibung von 1754 meldet: „Es befindet sich im Taufkampe ein stehendes Wasser, die Taufe genannt, worin in den ganz alten Zeiten die Kinder getauft sein sollen der Sage nach. Von dieser Taufe ist die Tradition in Waggen, daß dieselbe den Kornpreis vorbeude, nämlich wenn viel Wasser darin, so würde das Korn im folgenden Jahre teuer und bei wenigem Wasser wohlfeil.“ Es ist von Belang, zu sehen, wie im Verlauf von 140 Jahren diese Tradition sich geändert hat. 1894 erzählte mir Sophie Krauel aus Waggum: „Auf der Swinekoppel liegt ein Pflanz, der trocken nie aus, da stehen alte Eichen bei, der heißt die Waggen'sche Taufe; da hat Karl der Große die alten Wenden getauft.“ Man sieht hier deutlich, wie allerhand unverbaute Belehrung und Lektüre in die alten Überlieferungen einbringt und sie verdirbt. — Ich habe den Namen in Waggum *düpe* aussprechen gehört, nicht *döpe* = Taufe. Es ist daher wahrscheinlich, daß er zu ersterem Wort (siehe oben) gehört und eine Verwechslung mit *döpe* eintrat.

**Teckenberg,** *FD.* Helm. — Zu tecke, die Zede, Holzlaus (*Ixodes*).

**Teggedkamp.** Wahrstedt. Tägttschüne. Lehre (vergl. Schincken). Zehntfohre. Küßlingen. Orte, gewöhnlich mit einer Scheune, wo der Zehnte eingesammelt wurde. Zehntfreier Berg. Frellstedt. — Über den Zehnten vergleiche den Abschnitt „Der Bauer“. Ausführliches über die Einnahme des Zehnten in der Allgem. Land-Ordnung, Artikel 48 bis 51. Nach landesherrlicher Verordnung vom 16. Juli 1695 durften nur Stiegen oder Haufen von 10 oder 20 Garben gesetzt werden. „Eubelstiegen, Kinder und freie Hoken“ waren bei 10 Thaler Strafe verboten; es waren dieses unvollständige Stiegen, am Ende des Ackers. Weiter handelt von den Umständen bei der Erhebung des Kornzehnten, je nach der Witterung, den Getreidearten, auf wüsten Feldmarken u. dergl. die landesherrlichen Verordnungen vom 17. Januar 1715 und 14. Dezember 1754. „Einem jeden Zehntherrn stehet frei, seinen Zehnten in eine sonderbare gebingte Scheuer zu führen.“ Landesherrliche Verordnung vom 10. Oktober 1651. Daher der Flurname Tägttschüne. Im Hannoverschen ganz ähnliche oder identische Verordnungen bezüglich des Zehnten (Festschrift der Landwirtschafts-Gesellschaft zu Celle 1864, I, Zweite Abteilung, S. 383).

**Teimkfeld.** Küßlingen.

**Telgenkamp.** Wendhausen. Telgenwiese. Eschhof. — Zu telge, Zweig, aber auch Eichenschößlinge.

**Teudelsberg,** *FD.* Bey.

**Teufelskamp,** — wiese. Kl.-Stöckheim, Ölper, Volkmarßdorf. — *kuthe.* Ribbagaßhausen.

**Teufelsküchenwiese.** Danndorf. Teufelsküche. *FD.* Bors.

**Teverbraakenanger.** Wendhausen. — Vergl. Braaken.

**Thie,** m. Häufig. Thiegarten. Kneitlingen. Lauingen. Tiegfeld. Runstedt. — Bei den meisten Dörfern haßtet noch der alte Name des *ti*, wenn er als Versammlungsplatz auch keine Geltung mehr hat und die Separation manchen Thieanger und Thieberg

zu Ackerland gestaltet hat. Gewöhnlich war er mit alten Linden, auch Eichen, bepflanzt, von denen manche sich noch erhalten haben, so in Gveffen und Sichte. Der Thie diente als Versammlungsplatz der Gemeinde, die hier ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten beriet und die ergangenen Verlautbarungen der Behörden vernahm. (Vergl. auch Braunschw. Magazin 1822, Nr. 42 bis 44; Grimm, Rechtsaltertümer 795; Knyfker, Antiquitates select. septentr. 1720, wo die im 13. Jahrhundert, anno 1220 und 1248 erwähnten ostfriesischen Dingeichen, Upstallsbäume, bei Aurich und Bramstede bezeugt werden.) Der Thie diente aber auch als Vergnügungs- und Tanzplatz und von dem Tanze unter der Linde bei Gr.-Twülpstedt haben wir eine Schilderung von P. Zimmermann. Der Platz war mit einer Einfriedigung aus Welpfischen Sandsteinplatten noch im vorigen Jahrhundert umgeben und jedes neuvermählte Paar hielt dort den Hochzeitstanz (Braunschw. Anzeigen, 3. Dezember 1894). Seit 1830 ist die letzte der uralten Linden in Gr.-Twülpstedt verschwunden. (Woeste wird recht haben, der das Wort in der Zeitschr. f. deutsche Philologie IX, 224 (1878) zu altddeutsch tihan, anzeigen, verkündigen, sagen, beschuldigen, zeihen bringt. „Bauergerichtsplatz.“ W.] Ahrens (Jahresbericht des Lyceums zu Hannover 1871) versucht das Wort auf den altgermanischen Gott des Rechts, Tio, Tio zurückzuführen.

**Thiergarten.** Gr.-Brunsdobe, Kl.-Schöppenstedt, Denstorf, Lamme, Leine, Sachum, Kneitlingen. — Gewiß nur eine falsche Schreibart der Feldmesser des 18. Jahrhunderts für „Thiegarten“, da diese letztere Form neben „Thiergarten“ in der Feldbeschreibung von Kneitlingen gebraucht wird.

**Tillikamp.** Reindorf.

**Timmerlade,** f. Heerte. — Richtiger Timmerlah, ein Laubholzbestand, der zu den zahlreichen Märkerforsten des Amtes Salder gehörte und in den fünfziger Jahren gerodet ist. Er hatte 1000 Morgen und gehörte der Gemeinde Heerte. Mit dem gewonnenen Grund und Boden sind die umfangreichen Weidberechtigungen der einzelnen Höfe in Heerte und benachbarten Gemeinden abgefunden worden. (Langerfeldt, Holsing auf dem Timmerlah. Zeitschr. d. Harzvereins XI, S. 47, 1878.) Wie der Dorfname Timmerlah, düsterer Wald.

**Tobakskamp.** Kl.-Stöckheim. — Der einzige Flurname, welcher in der Mitte des 18. Jahrhunderts auf den Anbau des Tabaks deutet.

**Tollwelle.** Lauingen.

**Tonnenwiese.** Höxum.

**Töpfermorgen.** Ahlum. — Vergl. Gropen.

**Törfe,** pl. Büddenstedt. — Zu torf, pl. törwe.

**Totenberg,** —kamp, —morgen, —wiese. Broigem, Lamme, Wedtlenstedt, Sunstedt, Thiede, Gixum, Schliestedt, Salder, G.-Dahlum, Bruchmacherfen. Totentwette. Stadt Braunschweig vor dem Fallersleberthore. — Die Sage berichtet, daß auf dem Totenkampe zwischen Gixum und Schliestedt einst ein Treffen stattgefunden habe und auf dem Totenkamp daselbst kamen beim Anlegen einer Sandgrube Schädel zu Tage. (Vogel, Sagen aus Braunschweig, S. 177.)

**Tötling,** m. Rautheim. Dötling, m. Voimstorf.

**Frauen, Thrauen,** pl. Kemlingen, Heffen. Trahnwanne. Kl.-Biewende. — träne, die dem Boden eingedrückte Wagenabspur, das Geleise. up den tränen is slecht marschierend (Schambach).

**Trappenbleck.** Ulper. — Zu trappen, Fußstapfen.

**Trendelstieg.** Glentorf. Trendelbusch. J. D. Helm. — Die Trendel, altes Zollhaus an der Grenze zwischen Braunschweig und dem hannoverschen Hasenwinkel, nördlich vom Dorfe.

**Trenneke,** f. Vahrdorf.

**Trixberg.** Sambleben.

**Trogg**, m. Ablum. Troglamp. Wobek.

**Trumpe**, f. Bruchmacherfen, Salber.

**Tucht**, f. Fämmelse.

**Tülkeborn**. Wesleben. — tülke, der Zapfen, tulken, aus dem Zapfen trinken. born, Brunnen.

**Tümpelkamp**. Wobek.

**Turnierfeld**. Stadt Braunschweig vor dem Wendenthore.

**Zwelfenfeld**. Bunsleben. — Wüstung Zwelfen. Verzeichnis der wüsten Ortschaften im Herzogtum Braunschweig 1887, S. 46. Das Bonifaciusstift in Halberstadt besaß schon 1174 eine Meierei in Zwiilke. Das Dorf war 1551 noch vorhanden.

**Zwetje**, f. Kl.-Wahlberg, Schandelah. Twetenberg. Seinstedt. Twetengarten. Rissenbrück. — Schmalere, enger Gang, Gäßchen, zwischen Hecken oder Häusern, so auch vielfach in der Stadt Braunschweig gebraucht. In Hamburg, Lüneburg und dem Holsteinischen Twiete. Zu twè, zwei, zwei, im Sinne von Twilling, Zwieselung, Abzweigung als Verbindungsgang zwischen zwei Hauptwegen.

**Zwischau**. Wendeburg.

**Zwiffel**, m. Ridsendorf. Zwiffelbäume. Sierke. — Zu twisseln, spalten, verzwiefeln.

## II.

**Übele Gönne**, f. Boimsdorf. — Zu gönnen, gönnen, ein mißgönntes Landstück. Übelgönne und Ovelgönne öfter als Ortsnamen. Ovelgönne in Oldenburg wird volksetymologisch richtig gedeutet: Der Kommandant übergab die belagerte, damals noch keinen Namen tragende Festung dem Belagerer mit den Worten: Ik gunn är se äwel! (Straderjan, Aberglaube aus Oldenburg II, S. 244.) In der Stadt Braunschweig befand sich an einer Landzunge zwischen den Okerarmen am Südbende des Bohlweges im Mittelalter eine Ovelgönne (Dürre, Die Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 719). Eine Ovelgönne bei Gilsleben, Kreis Neu-Haldensleben. Eine Ovelgönne, Burg des Teufels, schon in der Theophiluslegende (Korrespondenzbl. f. niederb. Sprachforschung IV, 88). Weiter Ovelgönne in Mecklenburg bei Güstrow, Ewelgönne bei Groningen in Friesland, 17 Ovelgönne in Schleswig-Holstein, in Ostfriesland, bei Harburg, bei Dohnhausen in Westfalen, 14 in Oldenburg und 15 im Hannoverschen (Korrespondenzbl. V, 5, 19, 63). Gegenüber dem Vorkommen der Ovelgönne fast nur auf von Fremden unberührtem niederdeutschen Boden, und da auch die Bezeichnung „afgunst“ vorkommt, muß der Versuch von Prof. Dedekind (Grundzüge der Geschichte des Landes und der Landwirtschaft des Herzogtums Braunschweig, Braunschweig 1858, S. XCI), Ovelgönne auf altrömische Schafställe, ovile juvenum, zurückzuführen, als ein ganz mißglückter bezeichnet werden.

**Überfall**, m. Linden.

**Uhlenbusch**, —brück, —horst, —loch. Effebof, Rüningen, Danndorf, Wendeschott, Honsleben, Barnsdorf, Hefsen. — Zu üle, Eule. Eulenburg. Rissenbrück. In den Eulen. Bordenstedt.

**Uhrwelle**, f. Kneitlingen, Samleben.

**Umfeld**. Saalsdorf.

**Utschen** (seltener Uken-) kamp, —paul, —äcker, —thal. Bei mindestens vierzig Dörfern, stets in der niederdeutschen Form. Zu utsche, f., Frosch.

U. siehe F.

W.

**Waadstelle**. Gr.-Wahlberg.

**Waaöhainen**. F. D. Wend. — In wäsen, zusammengebundenes Reisig- und Stangenholz.

**Wachtel**, f. Kottorf, Sunstedt.

**Wagenberg**. Ofleben.

**Wahrigkeit**, f. Bornum.

**Waldnoster Wiese**. Wendeburg.

**Wallebruch**. Wendeburg.

**Wanne**, f. Die allgemeine Bezeichnung für die Unterabteilungen eines Feldes, auch in Zusammenfügungen. — Zu wennen, wenden, vom Wenden des Pfluges, wo das Feldstück zu Ende ist. Wänneken, n. Kl.:Sisbeck.

**Warle**, f. Gr.:Steinum.

**Warschanwiese**. Daundorf. — Zu wärschäwen, warnen.

**Warte**, f. Kunnstedt, Sottmar, Kl.:Wahlberg, Warbeck. Wahrberg. Hessen, Klein-Winnigstedt. Wahrsberg. Eixum. Waare, f. Berklingen.

**Wasserfurche, Waterföhre**. Sehr häufige Flurbezeichnung. Ehe die jetzt allgemeine Drainage eingeführt war, diente eine besonders geleitete tiefe Furche zur Entwässerung der Felder.

**Wassenthal**. Kl.:Wahlberg.

**Weberiz**, m. Schliestedt. Die Endung —iz ist durchaus auffallend und sonst in unseren Flurnamen deutschen Anteils nicht vertreten; auch liegt Schliestedt fern von der äußersten Wendengrenze. Slavisch —ic geht in unserer germanisirten Wendengend stets in —eiz über.

**Weddenkamp**. Lelm. Weddeweg. Lesse, Barbeck. — wedde als Wald oder Hain erklärt in den Beiträgen zur nordwestdeutschen Volks- und Landeskunde, Bremen 1895, Heft 1, S. 52?.

**Wedewinne**, f. Immenborn, Leinde. Wedewiedenfeld. Bodenstedt. Webinne.

**Wakum, Wefinne**. Berklingen. — Zu wedewinne, die rankende, wickelnde Pflanze, wie die Ackerwinde, convolvulus arvensis.

**Weerel**, m. Wiese bei Halchter.

**Wehberg**. —morgen. Bornum.

**Weinberg**, —garten, —lage. Abbenrode, Braunschweig, Kl.:Schöppenstedt, Müningen, Volkmarode, Süplingen, Warberg, Wolsdorf, Zerzheim, Schöningen, Ofleben, Kunnstedt, Hedeper, Wendessen, Hessen, Kießlingen, Schliestedt, Braunschweig (großer und kleiner Weinberg). — Die Kirchen und Klöster sind es gewesen, welche im Mittelalter die Anpflanzung und Kelterung des Weines betrieben, da sie denselben zunächst zu Abendmahlzwecken bedurften und auch den Versuch wagten, eine für Tafelzwecke genügende Sorte zu erzielen; freilich konnte das saure Erzeugnis Niedersachsens nicht mit den aus dem Süden bezogenen Weinen in Wettbewerb treten, und vom Altmärker Wein sagte man: „vinum aus der Altmark calefacit ut Quark“. Es liegt auf der Hand, daß mit der Verbesserung der Verkehrsmittel und der Zunahme des Weinbaues in mehr für denselben geeigneten Lagen das Erzeugnis der niedersächsischen Weinberge von der Wildfläche verschwinden mußte und so sind denn die zahlreichen Weinberge und —gärten nur noch in den Flurnamen vorhanden. Noch im elften Jahrhundert fehlte der Weinbau in Niedersachsen, wie Abam von Bremen bezeugt: „Nur des süßen Weines entbehrt es, sonst bringt es alles, was zum Lebensbedarf gehört, selbst hervor.“ (Erstes Buch, 1.) Aber schon im zwölften Jahrhundert wird Weinbau bei Dahlum und Beierstedt im Braunschweigischen bezeugt; um 1250 kommt der Weinberg von Abbenrode vor, dessen Name sich bis jetzt erhalten hat; 1289 wird ein Weinberg bei Hessen von einem Grafen von Regenstein an die Abtei Gandersheim veräußert; 1401 ist von den Weinbergen bei der Stadt Braunschweig die Rede; 1515 tritt Thiede einen Teil des Lindbergs dem Herzog Heinrich dem Jüngeren zur Anlage eines Weinberges ab; 1542 wird der Weingarten in der Buchhorst bei der Stadt Braunschweig und bei Kl.:Schöppenstedt, wo der Name noch

haftet, erwähnt; 1565 kelterte das Kloster Ribdagshausen noch den am nahen Ruffberg gezogenen Wein; um diese Zeit werden die Weinberge im Lechtenholze bei Wolfenbüttel, bei Schöningen, Zerzheim und Voigtsdahlum erwähnt. (Diese geschichtlichen Nachrichten nach H. v. Strombeck, Bemerkungen über den Weinbau im nördlichen Deutschland in Zeitschrift des Harzvereins III, 361, wo die urkundlichen Belege angegeben sind. Die erste bekannte Nachricht vom Weinbau in der Mark Brandenburg ist vom Jahre 1173. Riedel, Mark Brandenburg I, 119.) Der Weinberg bei der Stadt Schöningen, dessen Lage noch bekannt ist, war sieben Morgen groß und noch 1550 vorhanden. Ein Haus, worin sich die Weinpressen befanden und der Wein gekeltert wurde, stand innerhalb des Weinberges selbst. Die Namen der „Weinmeister“, die damals dort wirkten und „Weinknechte“ unter sich hatten, sind bekannt; um das Jahr 1600 lieferte der Weinberg noch 54 Ohm = 9 Fuder, die nach Wolfenbüttel an die fürstliche Hofhaltung abgeliefert wurden. In den Rechnungen heißt es dann, daß die Weinstöcke jahrelang hintereinander erfroren und da rodete man denn 1663 den Weinberg und verwandelte ihn in Feld. (Zeitschrift des Harzvereins III, 273.) Auch über die Weinberge bei anderen Orten erhalten wir im 17. Jahrhundert Kunde. In den Anweisungen der Herzogin Anna Sophie von Braunschweig, Gemahlin des Herzogs Friedrich Ulrich, geb. Marggräfin zu Brandenburg, für ihren Oberhauptmann über die Ämter Schöningen, Hesse, Zerzheim, Samleben und Voigtsdahlum, J. J. von Gustedt, de dato Köln an der Spreew den 27. April 1628, heißt es: „Daß die Weinberge auch der Gebühr nach beschiedet u. wol gewartet werden mögen.“ Ferner in der Bestallung desselben Oberhauptmanns v. Gustedt vom 2. Mai 1628 werden ihm jährlich angewiesen: „Zwei Tonnen Wein aus dem Weinberge zu Hesse, wenn daselbst Wein gewonnen wird.“ (Zeitschr. d. Harzvereins II, zweites Heft, S. 199.) Aber alles hilft nichts. Die Ungunst der Witterung und der dreißigjährige Krieg machten dem Braunschweiger Weinbau ein Ende. Im letzteren wurden 1641 die Weinberge, das Weinhaus und die Pressen bei Zerzheim zerstört. (Merian, Topographie von Braunschweig-Lüneburg, Frankfurt 1664, S. 126.)

**Welken**, pl. Lichtenberg.

**Welle**, f. Sehr häufig, besonders in Zusammensetzungen die natürliche, wellenartige, sanfte Bodenerhebung andeutend oder, was gewöhnlicher, zu welle, Quelle.

**Wendensteg**. Nieseberg.

**Wendhausen**. das kleine. Wüstung bei Wendhausen.

**Wenne**, die kurze. Seinstedt. Wennewinkel. Nordassel. Wendekamp. Wortfeld. Wenderbreite. Schildesheim. Wendfeld. Abersheim. Steterburg, Thiede.

**Wendel**, m. Wolsdorf. Wendigen, die breiten. Rothenkamp. Wendungen, die fünf. Gr.-Twilpstedt. — Zu wennen, wenden, danach wenne, der Ort, wo der Pflug umkehrt; vergl. Forbet.

**Wentorp**. Zerzheim.

**Wentrode**, n. Eshof.

**Werder**, m. Häufig, zumal in Zusammensetzungen. — werder, Insel.

**Westen**, Auf. Eikum.

**Westerberg**. Vorfeld, Hedeper, Höhum, Vornum. Westersfeld. Ölper, Runstedt, Söllingen, Dritte, Hedeper, Hallendorf, Semmenstedt, Osterlinde. Westersiefe. Broitzem, Stiddien, Vornum, Runstedt, Wobek, Lantingen, Gr.-Dahlum, Hachum. Westerkamp. Kallstedt. Westerholz. Saalsdorf. Westersweg. Wendessen. Westerbruch. Hoersdorf. Westerbeck. Kl.-Biewende, Kemlingen. Westers-thalsberg. Vornum.

**Westeregeln**, pl. Reindorf. — Vergl. den gleichnamigen Ort bei Oschersleben, Provinz Sachsen.

**Westerlinge**, pl. Emmerstedt, Salzdahlum, Gr.:Sisbeck, Fümmlöse, Ampleben, Berflingen. — Vergl. Osterlinge.

**Wetthof**, f. Sierße.

**Wegsteinkuhle**. Welpke. — Bei den dortigen Steinbrüchen.

**Wiedhusch**, —holz. — Zu wide, wie, Weide (salix). — Wienhop. Flechtorf.

**Wiesche**. Häufig, besonders in Zusammensetzungen. — wische, Wiese.

**Wildzähuecke**. Wendischott. — Slavisch?

**Winkel**, m. Bolzum, Barmke, Weserlingen, Lebenstedt, Steterburg. Winkelwanne. Kl.:Winnigstedt.

**Wippe**, f. Sottmar. Wippenthal. Samleben. Wipperteich. Brechtorf.

**Wißhole**, f. Lamme. Wißstruke. Sonnenberg.

**Witmer**, m. Schliestedt, Berflingen. Wittmers Quelle. Hessen. Wettmer. Lauingen. — Vergl. den Ortsnamen Wittmar S. 36.

**Wobke**, n. Lelm.

**Wohld, Woldt**. Sehr häufig, namentlich in Zusammensetzungen wie Wohldwiesche, Wohlenberg. — Zu wöld, Wald, gewöhnlich Hochwald, wie im engl. wood.

**Wöhle**, die grüne. Wiese bei Kl.:Stöckheim.

**Wolfs-** (Wulves-) bünne, —kuhle, —wiese, —darmen, —thal, —strauch, —kamp, —hof, —berg, —winkel, —hagen. Häufige Flurbenennung, auf das ehemalige Vorkommen des Wolfes deutend, der ja in den Sprichwörtern u. s. w. auch noch lebt. Nach einer Bemerkung im Kirchenbuche von Bornum wurde 1676 im Etme eine Wolfsjagd abgehalten, bei der aus Versehen ein Mensch erschossen wurde. Wolfshagen, zur Rautheimer Flur gehörig, bezeichnet die Stelle des schon um 1300 verschollenen Ortes Wulvisshagen. (Dürre in Zeitschrift d. histor. Vereins für Niedersachsen 1869, S. 80.) Bei der Stadt Braunschweig liegt der Wolfskamp vor dem Hohenthore.

**Wolpersthal**. Hachum. — Zu Wolper, Walpurgis.

**Woort, Wohrt, Wohrten, Wöhrden, Wöhren, Wöhren**. Ungemein häufige Flurbezeichnung, auch in Zusammensetzungen. — Zu wört, Platz, freier Raum, area.

**Wriedstücke**. Grafhorst. — Zu wrid, übrig gebliebene, frisch ausschlagende Wurzelstümpfe, namentlich von Ellern.

**Wroge**, f. Lehre. — Zu wrögen, rügen, büßen, Strafen im summarischen Verfahren verhängt, namentlich im Forstwesen.

**Wülpeke**, m. Süplingen, Warburg.

**Wurßberg**. Gr.:Stöckheim, Thiede.

### 3.

**Ziegen-** (Zegen-, Ziken-) busch, —ader, —kamp, —winkel, —heide, —wört. Häufig.

**Zilkendei**. Wiese bei Rickensdorf. Zillkefenberg. Gr.:Dahlum, Schliestedt. Zillkultswiesen. Hondelage. — Vergl. den Straßennamen Zilkendei in Braunschweig, den etymologisch viel umstrittenen und häufig mißdeuteten. [Zilkendei. Solcher Bildungen auf dei für Appellative, Bezeichnungen von Menschen, Personen- und Ortsnamen giebt es ungemein viele. Sie gehen zum Teil ins frühe Mittelalter zurück. Das betreffende Wort findet sich noch sonst. Schütte, Holstein. Ziotikon, Altona, IV (1806), S. 104: „Zilkendei (Ditmars. und Altona), eine abgelegene Stube im Hause; eine Art Bet- und Schmolzzimmer, Boudoir, für die Frau vom Hause eingerichtet.“ S. 223: „Zilkendei (Ditmars.), jedes kleine Zimmer zum Aufenthalt; da sitt he in sin S. 3. B. die kleine Kammer des Knechtes überm Stall.“ Dettleffen, Geschichte der Holstein. Elbmarschen, Glückstadt, Teil I (1891), S. 235: „Der Deich (des Dorfes Neuenborn in der Haseldorfer Marsch) biegt am Ende des Dorfes rechtwinklig um und verläuft in unregelmäßiger Linie nordwärts

bis an das in alten Zeiten hohe Moor. Sein nördliches Ende trägt noch jetzt den mir unverständlichen, gewiß sehr alten Namen Sikkendei.“ Teil II, S. 496: „Der Name S. kommt wohl ursprünglich nicht der angegebenen Deichstrecke zu, sondern vielmehr einem kleinen, noch jetzt auf ihr liegenden Wirtshause und ist von diesem auf jenen übertragen. Wenn ich nicht irre, so sagte man wenigstens früher „op'n Sikkendei“, was nicht wohl auf das Haus, sondern nur auf den Deich paßt. Doch die Übertragung lag um so näher, als man das Wort in seiner eigentlichen Bedeutung nicht mehr verstand, sondern aus dem anklingenden hb. Worte Deich erklären wollte“ (?). Von Herrn Dr. med. Sprengell in Lüneburg habe ich mir folgende vor Jahren empfangene Mitteilung notiert: „Zirkendei, auch Zilkendei, Lustgarten, Landhüs eines Patriziers vor der Stadt. Hier bei Lüneburg gab es z. B. den v. Döringschen Zirkendei, jetzt ein Teil der Tiergartenforst (sic?). Ich erinnere mich, daß alte Lüneburger den Ausdruck auch für beschränkte Häuslichkeit, etwa Stagenwohnung u. dergl. brauchten, z. B. he sitt up sin Zirkendei.“ — Ob die älteste Form Silke-, Zilke? Bremer Wb. „zilken, schreien, wie junge Spahen: schirpen.“ Vgl. silken im Mnbb. Wb.: (es wird Frühling;) de sperlinge sylken yn mynem tundorn; Seelmann, Ndb. Fastnachtsspiele, S. 28, Z. 162. In Pommern bedeutet „zirken“ dasselbe: „von dem Laute der Sperlinge und anderer junger Vögel, die nicht singen, oder ehe sie singen; imgleichen von den Heuschrecken.“ Dähner, W. B. der Pommersch. u. Rügisch. Mundart. Stralsund 1781. Zilkendei, Zirkendei, könnte etwa eine Laube oder übertragen eine Gartenwohnung bedeuten, wo die Vögel zirpen. W.]

**Zindel**, m. Wolsdorf. Zingekamp. Weserlingen. — singel, zingel, n. und f., aus lat. cingula, Einfriedigung. (Schiller-Lübken IV, 211.)

**Zinterberg**. Amleben. Zentnerberg. Eilum.

**Zirkelwanne**. Kl. Winnigstedt.

**Zubuffeld**. Röchingen.

Die Bedeutung, welche die Flurnamen im allgemeinen, und die hier mitgeteilten für Niedersachsen im besonderen haben, ist nicht zu unterschätzen. Flurnamen sind außerordentlich beständig und nur große Umwälzungen auf landwirtschaftlichem Gebiete, wie z. B. die Separation, Bebauung früherer Flurstücke mit Häusern u. dergl. vermögen sie aus dem Gedächtnisse der Bewohner zu entfernen. Sie gehören zu den Urkunden aus alter Zeit von mannigfacher Belange. Zunächst ist ihre sprachliche Wichtigkeit zu betonen. Es haben sich in ihnen zahlreiche niederdeutsche Wörter erhalten, welche heute aus dem Munde des Landmannes völlig verschwunden und ihm unverständlich geworden sind. Was ein Deitweg, ein Forling, ein Gärtling ist, weiß der Bauer jetzt nicht mehr; aber er gebraucht diese Ausdrücke täglich, ohne deren Inhalt zu kennen. Was weiß er davon, daß Maden eine Wiese ist, wie das englische meadow?

Über die ursprüngliche natürliche Beschaffenheit des Landes geben uns die Flurnamen reiche Auskunft. Wo heute durch die Kulturarbeit des Bauern weite Felder bestellt sind und Wiesen grünen, da muß in alter Zeit, als sie urbar gemacht wurden, Wald und Sumpf im ausgedehnten Maße geherrscht haben, denn sonst könnten die darauf bezüglichen Ausdrücke nicht an den Fluren haften. Namentlich für sumpfige Niederungen ist eine Anzahl zum Teil gleichbedeutender, oder nur feine Unterschiede zeigender niederdeutscher Be-

nennungen gebraucht, welche darauf hinweisen, daß Sümpfe, zumal in den der Oker, Schunter, Juse, Wabe, Aller benachbarten Niederungen, einst sehr häufig gewesen sein müssen. Dahin gehören Braut, Masch, Mesche, Moor, Sief, Sohl. Der Landmann hat aber auch, als er die Bestellung der Felder begann, den Boden selbst genau beobachtet und danach seine Benennungen gegeben. War er salziger Natur, so wurde er als „Sülte“, wo fetter Thon anstand, als „Klei“, wo er lehmig war, als „Leimader“ u. s. w., wo er sehr ergiebig war, als „Schmalz“, Schmer= oder Spedmorgen“ u. s. w. bezeichnet. Ist die Wiege schlecht und trocken, dann fehlen ihr die Ausdrücke „sör“ und „gust“ nicht und schlechte Morgen werden „Dredmorgen“ genannt. Das Heidelberg wird gekennzeichnet, nicht minder die Erhöhungen innerhalb sumpfiger Niederungen als „Bülten“; das „Riesbleek“ und „Steinfeld“ deuten die Beschaffenheit, „Liten und Klinte“ die Abhänge, „Kerben“ die Einschnitte des Bodens an, ganz abgesehen von Thal und Berg, von Kulen, Gruben, Erdfällen u. dergl., die der Aufmerksamkeit nicht entgingen.

Das Wasser in den verschiedenen Formen seines Auftretens wird genau unterschieden und zu Flurnamen benutzt. Wir haben die natürliche Quelle (Spring, Welle) und den künstlichen Brunnen (Born), das Strudeloch oder den „Kult“, den Sumpf, Beck und Aue, die Furt, den See und das „Meer“, wohl sprachlich mit dem Weltmeer zusammenhängend, aber bescheidene Teiche, Lachen und Sumpfsen bezeichnet.

Kein Zweifel, daß einst weite Wälder, die heute verschwunden sind, das Land deckten, und hätten wir für diese Thatsache keine andere Quelle, so würden die Flurnamen dafür zeugen, so oft kommen die allgemeinen Waldbenennungen La, Wohl, Busch und Horst vor, wohin wohl auch Ohe zu rechnen. Die Flurnamen nennen uns auch die Bäume und Gewächse, mit denen der Landmann auf dem ursprünglichen Boden zusammentraf, die er in mühsamer Arbeit entfernte und durch Kulturpflanzen ersetzte. Von Bäumen treten auf die Ahler (Euler, Öler), die Birken, die Buchen, selten die Tanne, die Eiche, die Hasel, der wilde Apfelbaum (Höltje), die Linde, der Ahorn (Näbeldorn), die Lufelbeere; gekennzeichnet ist Staudicht (Stüdern), Gestrüpp (Struben) und der vom Roden übriggebliebene Baumstumpf (Stüh und Stuken). Nicht unbeachtet geblieben sind Gesträuche und Blumen. Die Dornsträucher (wohl hauptsächlich sind darunter Schlehen zu verstehen), Brombeeren, Haselnüsse, Kornelirsche (Hartling), Hülsen (Nex), die Kreife, die Weide geben Anlaß zu Flurnamen; von kleineren Pflanzen solche, die durch Häufigkeit auffallen, wie die Geesche, der Huslattich (Laddeten), die Schül- und Binjenarten (Kiet und Rijsch), die Ackerwinde (Wede-winne) u. a. Erst später, nach der Urbarmachung, haben sich daran Kulturpflanzen geschlossen, um ihrerseits zu Flurnennungen beizutragen. Selten die Getreidearten: Gerste, Hafer, der Roggen nur einmal, der Weizen gar nicht, denn diese Benennungen konnten nicht von unterscheidender Art sein. Schon eher die Rübe, die früher seltener gebaut wurde, der Hopfen und der Wein.

Auch die Tierwelt blieb nicht unbeachtet, und Groß und Klein wurde



je nach der Häufigkeit des Vorkommens bei den Flurnamen verwendet. Nur selten begegnet uns der Bär im Flachlande, sehr häufig der Wolf, der jetzt schon lange ausgerottet ist, der Fuchs und der Gase; auch die Haustiere sind alle vertreten, das Pferd noch in seiner alten Form als „Paga“ und der geformte Kot der Tiere (die Kötter) erscheint nicht selten. Dazu die schädlichen Mäuse. Der Hamster, wiewohl nicht selten in unseren Getreidefeldern, kommt nur einmal vor, wohl ein Zeichen später Einwanderung von Osten her, nach der Zeit, als die Flurnamen schon bestanden. Reich sind die Vögel vertreten: neben dem Hausgeflügel die Zinken, Sperlinge, Kiebitz, Krähe, Kuckuck, Meise, Gule und (nur einmal) der Storch. Dazu die Zimme und auf ihre Nahrung deutend die zahlreichen Butterberge, das Heimchen, der Blutegel (ile), der Frosch (ütsche), die Ameise.

Am schärfsten und mannigfaltigsten sind aber die Flurnamen da, wo der Bauer sie, nach gethauer Rodarbeit (worauf die zahllosen Rode und Rotland, Roland u. s. w. deuten), von der Form der Felder, deren Ausmaß und Bestellungsweise hernahm. Wir haben da die Balken, das Bleck, die Wohlader, den Brink, die Breite, den Drom, Eschen, das Feld, den Fladen, die Forbet (oder Benne), die Föhre und Wasserfurche, Förling, Gärtling, Gehren, Hadel, Hagen, Horn, Hop, Kamp, Keil, Krümme, Krüde, Morgen, Plad, Querstüde, Reinen, Schild, Strämmeln, Waagne, Wort — über deren Bedeutung im Verzeichnisse das Nötige bemerkt ist.

Die Himmelsgegenden sind gleichfalls bei den Flurnamen berücksichtigt; auffallenderweise Süd und Nord viel weniger als Ost und West. Ampleben hat ein Osten-, Süden- und Westensfeld; Klein-Biewende eine Flur „im Osten und Westen“.

Auch kulturgeschichtlich erhellt manches aus den Flurnamen. Vorgeschiedliche Funde geben Anlaß zu den Flurnamen Gräwelen, Gropenberg, Heidenkirchhof, Hünenkamp; die Burgstellen und Hünenwälle bezeichnen auch mit diesem Ausdruck die innerhalb derselben gelegenen Fluren. Es schließen sich an die Flurnamen, welche sich auf Sagen beziehen, die vom Glubein, Teufel, der Taufe, von Gloden und vom Robistkrug handeln. Mythologisches vermag ich nicht zu erkennen.

Es haften ferner an unseren Flurnamen die Bezeichnung einer ziemlichen Anzahl wüst gewordener Dörfer, deren genaue Lage heute anzugeben dadurch ermöglicht wird: Alvedorp, Badeloten, Berendorf, Bingenstedt, Dittmerode, Elmsburg, Hägersdorf, Venzleben, Glinde, Rischau, Grabau, Hingen, Holtorf, Kipleben, Neienstedt, Niendorf, Nienstedt, Reinschagen, Schwitmer, Schottdorf, Twellen, Klein-Wendhausen, Wolfshagen u. a.

Weiter erhellen aus ihnen mancherlei auf Kirche und Schule bezügliche Verhältnisse, die häufig bis in die Zeit vor der Reformation zurückreichen. Da ist der heilige Autor, der Schutzpatron der Stadt Braunschweig, die heilige Walpurgis (Wolper), die heilige Katharina, die heilige Agnes, nach denen Flurstüde benannt sind. Wir haben eine Liebfrauenbreite, eine Papst- und eine

Ablagwiese, Bischofsbreite, Klosterwiese, Mönchs- und Nonnenwiesen; auch die Kalandsbrüderschaften sind vertreten. Ungezählt tritt bei Flurnamen die Bezeichnung „heilig“ (hillig, hille) auf, zum Zeichen, daß das betreffende Landstück der Kirche gehörte, neben der unmittelbaren Bezeichnung „Kirchentamp“ oder dergl. und „Klingebeutelwiese“; die auf den „Papen“ deutenden Landstücke fehlen fast bei keinem Orte, und so ist es oft mit dem „Opfermann“ und den „Altaristen“ (Kirchenvätern) der Fall. Die „Kreuztampe“, „Kreuzwiesen“ und ähnliches weisen auf die in der katholischen Zeit vielfach durch die Felder vertheilten Bildstöcke hin.

Selbst Rechtsverhältnisse spiegeln sich in den Flurnamen wieder. Für das Ganze wie die Grenzen hat sich der alte Ausdruck „Mark“ erhalten; als „Scheiden“ und „Schneeden“ treten alte Grenzen auf. Überall begegnen wir noch dem „Thie“, dem alten Versammlungs- und Gerichtsplatz; die alte Stätte des Hochgerichts erkennt man in den häufigen „Galgenbergen“; wo der Zehnte an Korn erhoben wurde, standen „Zeghünen“, die dem Flurstück als Namen blieben, und wo man für Feld- oder Forstrevel Strafe erhob, haftet am Flurstück der Ausdruck „Broge“. Der „Pfänder“ (Pannemann) erhielt für seine Dienste als Feldhüter eigene Grundstücke zur Benutzung, die durch den Namen gekennzeichnet sind. Über die reihenweise Benutzung vieler Wiesen durch die Markgenossen entschied das Los; daher die „Kabelwiesen“. Manches Grundstück lag im Streite und Prozesse und daran erinnern Flurnamen mit „Kief-, Kiebel-, Kreit-, Streit-“ zusammengesetzt. Mißgünstiges Land führt zu der Bezeichnung „Übelgünne“. Aus der Mark ausgesonderte Grundstücke, Waldstücke u. s. w. treten häufig als „Smder“ auf.

Auch an Spiel und Festlichkeit der Bauern erinnern manche Flurnamen. Noch haftet hier und da die „Bosselfbahn“, auf der sie fegeten. Fast überall ist eine „Pfungtwiese“, ein „Pfungtgras“, auf dem die Pfungtfeierlichkeiten sich abspielten, nicht minder mahnen „Osterberge“, „Osterwiesen“, „Pascenwiese“ und gleichfalls das „Vodshorn“ an die Stätten der heute noch im vollen Glanze alljährlich brennenden Osterfeuer; auch eine „Fasselabendswiese“ fehlt nicht.

Da, wo allerlei fremdes Volk sich niederließ, das der Bauer mit Mißtrauen und Abscheu betrachtete, wird dem Flurstück dessen Name erteilt und so werden die „Zatarn“ (Zigeuner) und „Pracher“ (Bettler) verewigt, nicht minder aber die Stätten, wo die Kadaver des gefallenen Viehes, namentlich nach Seuchen, beigecharrt wurden: „an der Fillekuhle“. Dazu erklingen sonderbare Flurnamen, deren Ursprung wir heute kaum zu deuten vermögen, wie „Bratenkuhle“, „Rissebühre“ und „Stiefmoime“; ganz ausnahmsweise aber treffen wir auf neugeschaffene, wie „Kamerun“.

So ziehen im bunten Wechsel, aber lehrreich in vieler Beziehung, unsere Flurnamen an uns vorüber.

## Siedelungen und Bevölkerungsdichtigkeit.

---

Allgemeine Bevölkerungsverhältnisse. Das zur Betrachtung gezogene nördliche Hauptstück des Gebietes des Herzogtums Braunschweig umfaßt die drei bevölkersten und entwickeltesten politischen Kreise desselben (Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt), je mit Ausnahme eines mehr oder weniger weit davon abgetrennten Amtsgerichtsbezirks (Theedinghausen, Harzburg, Calvörde), und wird bezüglich der allgemeinen Bevölkerungsverhältnisse auch in den Veröffentlichungen des statistischen Bureaus des herzoglichen Staatsministeriums in mannigfacher Beziehung als eine geographische Gruppe gesondert behandelt und anderen Gebietsteilen (Weserdistrikt, Harzdistrikt) gegenübergestellt, so daß uns bezügliche Zahlenangaben mehrfach unmittelbar zur Verfügung stehen<sup>1)</sup>. Sein Flächeninhalt mit 1810,36 Quadratkilometern beträgt annähernd genau die Hälfte des braunschweigischen Gebietes, welches insgesamt 3672,18 Quadratkilometer hält. Die Bevölkerung belief sich nach dem Stande vom 1. Dezember 1890 auf 262971 Köpfe; diese machen aber 65,1 Proz. der Gesamtbevölkerung des Herzogtums zu 403773 Köpfen aus; ein Vergleich mit dem Verhältnis der Flächeninhaltszahlen zeigt uns daher sofort, daß wir es mit dem am stärksten bevölkerten Teile des Herzogtums zu thun haben.]

Bevölkerungszunahme. Die Bevölkerung unseres Gebietsteiles ist aber auch in einer regen Zunahme begriffen. Diese Zunahme macht sich zwar in den letzten Jahrzehnten am meisten bemerkbar, sie ist aber doch auch bis in die allerdings nur hundert Jahre zurückliegenden Zeiten, für welche zuerst vergleichbare Daten über die Bevölkerungszahlen vorhanden sind, wenn auch in geringerem Maße nachweisbar; stets stellt sich aber die Zunahme für unseren Gebietsteil höher als die für die übrigen Teile des Herzogtums. Zum Nachweis für vorstehendes müssen wir hier einige statistische Zahlenangaben einfügen. Die ältesten zuverlässigen und vollständigen Bevölkerungsdaten geben für das Herzogtum Braunschweig Hassel und Bege in ihrer Beschreibung desselben; diese Daten beruhen auf den vom Herzog Karl Wilhelm Ferdinand 1788, 1793 und 1796

---

<sup>1)</sup> Vergl. Beiträge zur Statistik des Herzogtums Braunschweig, herausgegeben vom statistischen Bureau des herzoglichen Staatsministeriums, Heft II, S. 12; Heft IV, S. 79; Heft VIII, S. 64; Heft XII, S. 4.

veranstalteten allgemeinen Erhebungen, namentlich auf den beiden ersten, ohne aber aus einer einzelnen Erhebung das Material, welches sonst leider nicht mehr vorhanden ist, vollständig zu geben; nicht mit Unrecht wird man aber diese Bevölkerungsdaten als die vor hundert Jahren ansehen können und ist dieserhalb auch eine Vergleichung derselben mit denen der Volkszählung vom 1. Dezember 1890 in Heft XII der Beiträge zur Statistik des Herzogtums Braunschweig vorgenommen worden, auf welche wir hier bezüglich unserer Angaben zurückgreifen. Unser Gebietsteil war danach im das Jahr 1790 mit 118602 Seelen bevölkert, diese Bevölkerung hat sich also in den hundert Jahren bis 1890 um 144369 oder um 121,7 Proz. gehoben. Eine Auscheidung nach den größeren geographischen Gruppen ist sodann zunächst bezüglich der Volkszählung von 1867 gemacht; unsere Gruppe zählte derzeit eine Bevölkerung von 178594 Seelen, verglichen mit der Zahl von 1790 bedeutet dieses eine Zunahme von 59992 oder 50,6 Proz.; der große Hauptteil der Gesamtzunahme entfällt mithin auf das letzte Viertel des hundertjährigen Zeitraumes. Für dieses letzte Viertel sind folgende Zunahmen festzustellen: von 1867 bis 1871 um 11042 oder 6,18 Proz., von 1871 bis 1880 um 28228 oder 14,9 Proz., von 1880 bis 1885 um 19850 oder 9,1 Proz., und endlich von 1885 bis 1890 um 25257 oder 10,6 Proz. Demgegenüber bleibt die Zunahme des gesamten Herzogtums für die entsprechenden Zeiträume regelmäßig zurück, denn für die gesamten hundert Jahre stellt sie sich nur auf 104,5 Proz., für die Zeit bis 1867 auf 48,9 Proz. und für die weiteren vier Zeiträume auf 3,18 Proz., auf 12,1 Proz., auf 6,61 Proz. und auf 8,41 Proz. Daß die Bevölkerungszunahme in unserer Gruppe namentlich im letzten Viertel der letztverfloßenen hundert Jahre eine stärkere und auch eine stärkere wie im sonstigen Herzogtume gewesen ist, tritt ebenmäßig deutlich in dem verschiedenartigen prozentualen Anteil, welchen die Bevölkerung dieser Gruppe von der Gesamtbevölkerung des Herzogtums bildet, hervor; 1790 betrug dieser Anteil 60,1 Proz., 1867 ist er etwas gesunken, auf 58,9 Proz., dann steigt er aber fortgesetzt, 1871 auf 60,8 Proz., 1880 auf 62,3 Proz., 1885 auf 63,8 Proz. und 1890 auf 65,1 Proz.

Daß der von uns in Betracht gezogene Gebietsteil einerseits an sich stark in seiner Bevölkerung fortgeschritten ist, andererseits aber auch die übrigen Gebietsanteile in der Bevölkerungszunahme nicht unwesentlich überragt, ist in der Hauptsache auch mit auf den Einfluß der Städte und vorzüglich auf den der Stadt Braunschweig zurückzuführen. Die Stadt Braunschweig ist wohl die einzige größere Stadt des Herzogtums als auch unserer Gebietsgruppe; der hauptsächlich in den letzten Jahrzehnten scharf hervorgetretene Zug vom Lande in die Stadt, welcher ja bei den größten Städten wiederum am meisten sich zeigt, macht sich auch bei ihr in hohem Maße geltend und läßt ihre Bevölkerungszahl innerhalb der Gesamtbevölkerung in stets fortschreitender Weise eine mehr ausschlaggebende werden. Um 1790 betrug die Bevölkerung der Stadt Braunschweig 30525 Seelen oder 25,8 Proz. der Gesamtbevölkerung unserer Gruppe, 1890 aber

101047 Seelen oder 38,4 Proz. der letzteren Gesamtbevölkerung. Die Stadt Braunschweig hat allein um 70522 Seelen in den hundert Jahren zugenommen, es ist dieses aber 48,8 Proz. der oben hervorgehobenen Gesamtzunahme der Gruppe zu 144369 Seelen. Die übrigen fünf Städte der Gruppe, Wolfenbüttel, Schöppenstedt, Helmstedt, Schöningen und Königslutter, haben in der gedachten Zeit um 22955 Seelen sich vermehrt, welche 15,9 Proz. der gesamten Gruppenzunahme ausmachen. Auf die insgesamt 253 Landgemeinden kommt also zusammen eine Zunahme von 50892 Seelen, welche Zahl 35,3 Proz. der Gruppenzunahme entspricht. Im einzelnen steigt allerdings die Zunahme in den hundert Jahren bei den Landgemeinden höher als bei den Städten, denn wir haben sechs Landgemeinden mit einer Zunahme von über 300 Proz. in unserer Gruppe aufzuweisen und weitere acht Landgemeinden mit einer Zunahme von mehr als 200 Proz., während sich nur zwei Städte über den letzteren Satz erheben, nämlich Braunschweig mit einer Zunahme von 231,0 Proz. und Schöningen mit einer solchen von 219,3 Proz.

Siedelungen. Unsere letzte Betrachtung führt uns nunmehr zu den Siedelungen als solchen über. Wir sahen schon, daß sich diese in sechs Städte und 253 Landgemeinden scheiden. Die sechs Städte gruppieren sich ihrer Größe nach jetzt folgendermaßen: Braunschweig (101047) steht mit einer Einwohnerzahl von mehr als 100000 weitaus obenan, über 10000 Einwohner erheben sich sodann Wolfenbüttel (14484) und Helmstedt (10955), zwischen 5000 und 10000 haben wir nur Schöningen (7593) und zwischen 2000 und 5000 endlich die beiden übrigen Städte Schöppenstedt (3443) und Königslutter (3140). Die Reihenfolge der Städte nach der Höhe ihrer Einwohnerzahl hat sich nicht geändert, sie war um 1790 dieselbe wie jetzt, nur stand Braunschweig derzeit etwas über 30000, Wolfenbüttel zwischen 5000 und 10000, Helmstedt und Schöningen zwischen 2000 und 5000 und Schöppenstedt und Königslutter unter 2000. Sämtliche Städte haben übrigens seit 1790 um mehr als 100 Proz. zugenommen; die beiden Maximalzunahmen haben wir oben schon angeführt, von den übrigen stehen zwei, Helmstedt (Zunahme 133,7 Proz.) und Wolfenbüttel (126,4 Proz.), etwas über der Durchschnittszunahme der Gruppe (121,7 Proz.), zwei dagegen, Schöppenstedt (109,7 Proz.) und Königslutter (101,8 Proz.), in etwas stärkerem Maße unter demselben. Was dann die geographische Lage der Städte innerhalb unseres Gebietsteiles anlangt, so finden wir Braunschweig und Wolfenbüttel an der etwas westlich der Mitte von Süden nach Norden durchziehenden Liniar belegen, je von der nördlichen bzw. südlichen Landesgrenze etwa halb so weit entfernt als unter sich; die vier anderen Städte verteilen sich ziemlich regelmäßig in dem breiten, direkt östlich belegenen Teil, so daß der Westen und das schmalere, nach Norden ausgreifende Stück der Gebietsgruppe von Städten frei bleiben. Berücksichtigen wir die politische Landeseinteilung, so bilden die Städte sämtlich die Hauptorte für Amtsgerichtsbezirke; als zu der Stadt Braunschweig örtlich gehörig können wir den Amtsgerichtsbezirk Riddagshausen rechnen, dann haben nur die Hauptorte der beiden west-

lichen Amtsgerichtsbezirke Bechelde und Salder und des nördlichen Amtsgerichtsbezirks Borsfelde sich nicht zu Städten emporzuschwingen können. Jede Stadt hat aber auf diese Weise von vornherein ihr festes zugehöriges Landgebiet, welches sie zu beeinflussen in der Lage ist.

Die 253 Landgemeinden der Gruppe zeigen nach dem Stande vom 1. Dezember 1890 folgende Größen:

4 haben eine Einwohnerschaft			unter	100
34	"	"	von 100 bis	" 200
42	"	"	" 200 "	" 300
52	"	"	" 300 "	" 400
31	"	"	" 400 "	" 500
22	"	"	" 500 "	" 600
18	"	"	" 600 "	" 700
16	"	"	" 700 "	" 800
10	"	"	" 800 "	" 900
3	"	"	" 900 "	" 1000
11	"	"	" 1000 "	" 1200
5	"	"	" 1200 "	" 1400
1	"	"	" 1400 "	" 1600
2	"	"	" 1600 "	" 1800
1	"	"	" 1800 "	" 2000
1	"	"	" 2000 "	" 2500

Fassen wir die Orte in weniger abgestufte Größenklassen zusammen, so sehen wir die Hauptmasse der Ortschaften, nämlich 163, in der Größenklasse von unter 500 Einwohnern; derartig bevölkerte Ortschaften sind also die vorwiegenden und sie verteilen sich wieder zu zwei etwa gleichen Hälften auf die Unterklassen bis unter 300 Einwohner und von 300 bis unter 500 Einwohner; in der Größenklasse von 500 bis unter 1000 Einwohner haben wir 69 Ortschaften, und, wie wir oben gesehen, nimmt innerhalb der Klasse die Zahl mit jedem Hundert etwas ab in einer Weise, daß hier auf eine zu bildende Unterklasse bis unter 700 noch vier Siebentel der Gesamtzahl und auf die weiter begrenzte Unterklasse von 700 bis unter 1000 nur drei Siebentel entfallen; die dritte Größenklasse von 1000 bis unter 2000 Einwohnern umfaßt, obwohl ihr Kreis den vorigen Klassen gegenüber doppelt weit gezogen, doch nur 20 Ortschaften, von denen, wie oben nachgewiesen, mehr als die Hälfte der untersten Stufe bis unter 1200 Einwohner angehört; eine Ortschaft endlich erhebt sich über 2000 und bildet die vierte Größenklasse, sie erreicht aber nicht die Höhe von 2500, entfernt sich also doch nicht wesentlich von dem letzten Orte der vorhergehenden Klasse. In den erstbehandelten Stufen zu 100 steigt die Zahl der den einzelnen Stufen angehörigen Ortschaften bis zu der Grenze von 400 Einwohnern an, dann nimmt sie aber in einem langsameren Tempo ziemlich regelmäßig nach oben hin ab. Gegenüber dem Stande von vor hundert Jahren hat doch eine nicht unwesentliche Verschiebung nach den höheren Stufen und Klassen hin stattgefunden, wie solches schon durch die starke Bevölkerungszunahme begründet sein

mußte. Zur besseren Vergleichung wollen wir auch hier die Verteilung auf die untere Abstufung wie oben beifügen; 1790 hatten wir:

16 Ortschaften	von	100 bis	unter	100 Einwohner
74	"	"	"	200
72	"	200	"	300
37	"	300	"	400
23	"	400	"	500
10	"	500	"	600
11	"	600	"	700
2	"	700	"	800
1	"	800	"	900
1	"	900	"	1000
0	"	1000	"	1200
1	"	1200	"	1400
1	"	1400	"	1600

Zunächst müssen wir hervorheben, daß die Gesamtzahl der hier gegebenen Gemeinden um vier gegen die obige zurückbleibt; derzeit waren nämlich die jetzt selbständigen Gutsgemeinden Cremlingen und Destedt noch mit den betreffenden Ortsgemeinden vereinigt, ebenso gehörte Nortenhof noch zur Gemeinde Steterburg, von welcher es jetzt vollständig losgelöst ist, endlich ist Neu-Ölsburg seitdem neu entstanden. Bilden wir sodann die zusammenfassenderen Größenklassen, so erhalten wir für die unterste bis unter 500 Einwohner insgesamt 222 Ortschaften, diese bilden etwas über acht Reutzel der Gesamtzahl, während wir jetzt nur die Hälfte in dieser Klasse haben; auch innerhalb der Klasse haben sich die Verhältnisse jetzt in der gleichen Richtung verschoben, scheiden wir die Unterabteilung bis unter 300 Einwohner aus, so kommen auf diese 162 Orte also nahezu drei Viertel der ganzen Klasse gegenüber der jetzigen Hälfte. In der zweiten Größenklasse von 500 bis unter 1000 Einwohnern stehen 25 Ortschaften, während jetzt 69 in dieselbe eingerückt sind; zwei Orte bleiben dann nur noch für die dritte Klasse von 1000 bis unter 2000 Einwohnern — die vierte ist überall nicht mehr vorhanden — übrig, und mit der Stufe zwischen 1400 bis unter 1600 Einwohner schließt die bevölkerteste Ortschaft ab. Diese Zahlen beweisen zur Genüge den starken Fortschritt der Landgemeinden nach den höheren Größenstufen und Klassen hin und bedürfen wohl keines weiteren Kommentars.

Ziehen wir nun die Verteilung der Ortschaften über die ganze Fläche unseres Distriktes in Betracht, so finden wir den Westen zunächst etwas stärker mit Ortschaften besetzt wie den Osten und den nördlichen Ausläufer, obwohl im allgemeinen dieser Unterschied nicht als sehr erheblich angesehen werden kann. In den vier westlichen Amtsbezirken kommt nämlich eine Ortschaft schon in Wechelde auf 5,18 Quadratkilometer, in Ribdagschau auf 6,08, in Salder auf 6,52 und in Wolfenbüttel auf 6,08 Quadratkilometer, während im Osten und Norden die Flächengrößen für die einzelne Ortschaft sich folgendermaßen stellen: in Königsutter 8,02 Quadratkilometer, in Schöppenstedt 7,39, in Helmstedt 17,45, in Schöningen 8,77 und in Vorsfelde 7,49 Quadrat-

Kilometer; stark abweichend zeigt sich eigentlich nur Helmstedt auch innerhalb des Ostens noch, denn es steht etwa doppelt so hoch bezüglich der auf eine Ortschaft entfallenden Flächenmasse als der nächste Bezirk; für die besondere Höhe ist aber ein äußerer Grund wesentlich mit maßgebend, nämlich der, daß der Amtsbezirk Helmstedt an und für sich den geringsten Flächeninhalt mit den wenigsten Ortschaften zählt, dabei aber verhältnismäßig ausgedehnte Forstgemarkungen besitzt, welche hier notwendig stärker zu Buche schlagen mußten. Nach den Größenklassen findet eine schärfere örtliche Ausschcheidung der Ortschaften nicht statt, so daß man auf der Karte keineswegs hier ein Gebiet für größere Ortschaften, dort ein solches für kleinere durch Linien abgrenzen kann; größere und kleinere Ortschaften sind vielmehr im allgemeinen ziemlich bunt durcheinander gewürfelt und kommen unmittelbar nebeneinander auch je in größerer Zahl und nicht etwa der eine Teil nur vereinzelt vor. Ein etwas stärkeres Vorwalten der kleineren Ortschaften (mit weniger als 400 Einwohnern) kann lediglich für den nördlichen Gebietsausläufer, den Amtsbezirk Vorsfelde, geltend gemacht werden, und ebenso zeichnet sich andererseits der äußerste Südosten, der Amtsbezirk Schöningen, durch größeres Vorherrschen der bevölkerteren Orte mit mehr als 400 Einwohnern aus, für die übrigen Distrikte ist aber ein weiterer Unterschied nicht mehr hervorzuheben.

Bevölkerungsdichtigkeit. Die Bevölkerungsdichtigkeit unseres Gebietsteiles ist als eine verhältnismäßig hohe anzusehen, es wohnen in demselben nämlich 145 Personen auf dem Quadratkilometer. Dieser Satz wird unter den deutschen Staaten, abgesehen von den hier wohl nicht mit zur Vergleichung zu ziehenden freien Städten Lübeck, Bremen und Hamburg, nur von zweien, nämlich Königreich Sachsen (233,6) und Fürstentum Reuß älterer Linie (198,3), übertroffen und von einem, Fürstentum Reuß jüngerer Linie, gerade erreicht; von den preußischen Provinzen steht nur das Rheinland (174,5) höher. Innerhalb des Herzogtums Braunschweig ist aber auch unser Gebietsteil der am dichtesten bevölkerte, denn das Herzogtum insgesamt zeigt nur eine Bevölkerung von 110 auf dem Quadratkilometer, worin es insgesamt von elf deutschen Staaten (Sachsen, Hessen, Sachsen-Altenburg, Anhalt, Reuß älterer Linie, Reuß jüngerer Linie, Schaumburg-Lippe, Lübeck, Bremen, Hamburg, Elsaß-Lothringen) und zwei preußischen Provinzen (Westfalen, Rheinland) übertroffen wird, immerhin also noch über der Mitte steht, desgleichen die durchschnittliche Bevölkerungsdichtigkeit des Deutschen Reiches mit 91,5 Einwohnern auf dem Quadratkilometer nicht unerheblich überragt. In Bezug auf die Bevölkerungsdichtigkeit kommt der Einfluß der Stadt Braunschweig für unseren Gebietsteil ganz wesentlich erhöhend in Betracht, da ja die Bevölkerung dieser Stadt einen bedeutenden Teil der Gesamtbevölkerung bildet. Lassen wir die Stadt Braunschweig außer Betracht, so trägt das Quadratkilometer aber immerhin doch noch eine Bevölkerung von 91, also etwa so viel wie das Deutsche Reich einschließlich der großen Städte und noch mehr als neun deutsche Staaten (Preußen, Bayern, Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg, Sachsen-Meiningen



Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck) und acht preussische Provinzen (Ostpreußen, Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Posen, Schleswig-Holstein, Hannover, Hohenzollern), so daß die Dichtigkeit an sich jedenfalls noch als eine hohe anzusehen ist. Auch gegenüber den anderen Gebietsteilen des Herzogtums ist die Bevölkerungsdichtigkeit der Gruppe mit Ausschluß der Stadt Braunschweig noch eine hervorragendere; der Harzdistrikt kommt nur auf 77, der Weser-Deinedistrikt auf 79 Einwohner für den Quadratkilometer. Das Fortschreiten der Bevölkerungsdichtigkeit mußte dem Fortschreiten der Bevölkerung überhaupt entsprechen, demgemäß hat sich die Dichtigkeit innerhalb der letzten hundert Jahre mehr als verdoppelt, 1790/93 betrug sie 66 Einwohner für den Quadratkilometer; für die letzte Zeit ist ein regelmäßiger Fortschritt zu verzeichnen, wir finden 1871 den Quadratkilometer mit 105 Seelen, 1880 mit 120, 1885 mit 131 und 1890 endlich mit 145 bevölkert.

Scheiden wir nun innerhalb unseres Gebietsteiles wieder aus, so erhalten wir für die einzelnen politischen Abschnitte desselben nach dem Stande von 1890 folgende Bevölkerungszahlen für den Quadratkilometer: Amtsgerichtsbezirk Braunschweig 3930, Riddagshausen 72, Wechelde 90, Wolfenbüttel 133, Schöppenstedt 77, Salder 83, Helmstedt 131, Schöningen 122, Königslutter 86, Vorsfelde 52. In den hohen Zahlen von Wolfenbüttel, Helmstedt, Schöningen zeigt sich hier wiederum der Einfluß der Städte in einem solchen Maße, daß eine Vergleichung mit den übrigen Bezirken ohne weiteres nicht angängig erscheint; leider ist nun aber die Flächengröße für die in Frage kommenden Städte nicht mit voller Genauigkeit festgestellt, so daß wir also die Bevölkerungsdichtigkeit der Amtsgerichtsbezirke ohne die Städte nicht mit der Genauigkeit der übrigen Zahlenangaben auführen können; nach einer teilweise auf Grund von Schätzung erfolgten Berechnung würde sich die Bevölkerungsdichtigkeit der Amtsgerichtsbezirke ohne die Städte aber ungefähr folgendermaßen stellen: Wolfenbüttel 84, Schöppenstedt 66, Helmstedt 36, Schöningen 83, Königslutter 75. Nunmehr tritt aber ein gewisser Unterschied deutlicher hervor. Der nördliche Ausläufer und der Nordosten, die Amtsgerichtsbezirke Vorsfelde und Helmstedt, heben sich durch eine dünnere Bevölkerung am schärfsten von den übrigen Distrikten ab, aber auch diese letzteren sind in sich noch insofern verschieden, als der Nordwesten, Wechelde, und weiter ausgedehnt der Südwesten, Salder und Wolfenbüttel, ebenso wie der Südosten, Schöningen, sich namentlich durch eine dichtere Bevölkerung auszeichnen, während die (im Norden etwas breiter gegriffene) Mitte, Riddagshausen, Königslutter und Schöppenstedt, etwas dahinter zurückbleibt, immerhin sich aber im allgemeinen noch näher an die dichtest bevölkerten Distrikte anschließt, als an die erstgenannten mit der dünneren Bevölkerung. Der Stand von 1790/93 ist ein ähnlicher; die Zahlen der auf einen Quadratkilometer entfallenden Personen sind folgende, wobei wir die in gleicher Weise wie oben festgestellten Daten für die Distrikte mit Ausschluß der Städte in Klammer beifügen: Braunschweig 1187, Riddagshausen 35, Wechelde 53, Wolfenbüttel 67 (47), Schöppenstedt 45 (41), Salder 65, Helmstedt 63 (24), Schöningen

53 (43), Königslutter 48 (43), Vorsfelde 29. Die dünnere Bevölkerung, die im Verhältnis etwas weniger zurückbleibt, erstreckt sich in etwas auch auf Riddagshausen, am dichtesten bevölkert ist der Westen, Wechselde und Salder, denen sich dann Wolfenbüttel anschließt, die übrigen Bezirke sind unter sich fast gleich; im Verhältnis hat demnach in den letzten hundert Jahren die Bevölkerungsdichtigkeit in Riddagshausen und Schöningen wohl die stärkste Zunahme aufzuweisen.

Einflüsse auf die Bevölkerungszunahme und die Bevölkerungsdichtigkeit. Endlich wollen wir aber den Ursachen für die verschiedenartige Bevölkerungsentwicklung bezüglich der Zunahme der Bevölkerung sowohl wie bezüglich der Bevölkerungsdichtigkeit etwas nachgehen und, soweit solches bei dem vorhandenen Material möglich ist, nachzuweisen versuchen, ob und in welcher Stärke eine Reihe einzelner geographischer Momente und gewisser für die örtliche Entwicklung im allgemeinen maßgebender Umstände auf die Ausgestaltung der Bevölkerung in dem von uns in Betracht gezogenen Gebietsteile von Einfluß gewesen ist. Wir werden dabei unseren Gebietsteil lediglich als ein Ganzes ins Auge fassen, ohne auf die politische Einteilung weiter Rücksicht zu nehmen, so daß also nur eine Auscheidung nach der verschiedenartigen Bedeutung jener Momente und Umstände stattfindet. Bei der Berücksichtigung der einzelnen geographischen Momente und besonderen Umstände waren wir übrigens insofern beschränkt, als nur für einen Teil der überhaupt in Frage kommenden das Material in genügender Weise für die erforderlichen Auscheidungen gegeben war; unsere Darstellung kann also insofern als eine erschöpfende, vollständige nicht angesehen werden. Der besonderen Verhältnisse wegen, welche die Städte bezüglich der Bevölkerung bieten, haben wir dieselben und ebenso auch den Flecken Vorsfelde hier ganz ausgeschieden und unsere Untersuchungen lediglich auf die eigentlichen Landgemeinden gestellt.

Das erste Moment, welches wir zur Betrachtung ziehen wollen, ist der Grund und Boden nach seiner verschiedenen Güte, seinem Beackerungswert. Als Kriterium dient uns hierbei ein doppeltes, einmal nämlich die Abschätzung zur Grundsteuer und sodann der für unseren Gebietsteil so wesentliche Zuckerrübenbau. Die Abschätzung zur Grundsteuer haben wir in der Weise verwertet, daß wir aus dem gesamten Grundsteuertapital und der gesamten Grundfläche jeder einzelnen Gemeinde das durchschnittlich in derselben auf das Hektar entfallende Grundsteuertapital berechnet und nach der Höhe dieser Durchschnittssätze vier verschiedene Güteklassen gebildet haben. Für jede einzelne Güteklasse ist die Zahl der zu ihr gehörigen Gemeinden zusammengezogen, die Gesamtfläche des Grund und Bodens dieser Gemeinden berechnet, die Gesamteinwohnerschaft von 1790/93 und 1890 miteinander verglichen und schließlich die auf ein Quadratkilometer entfallende Einwohnerzahl gegeben. Die dabei gefundenen Zahlen giebt die folgende Zusammenstellung:

Klasse nach dem Grundsteuerkapital für das Hektar, und zwar:	Zahl der Gemeinden	Gesamtfläche der Gemeinden Hektar	Gesamt-Einwohnerzahl		Bevölkerungs-Zunahme		Einwohnerzahl auf einem Quadratkilometer 1890
			1790/93	1890	absolut	Proz.	
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.
I. über 700 Zehntelmart	56	27984	19410	33174	13764	70,9	119
II. 501 bis 700 Zehntelmart	72	45734	23347	40734	17387	74,5	89
III. 301 bis 500 Zehntelmart	70	40355	17162	27025	9863	57,5	67
IV. bis 300 Zehntelmart	49	31793	10116	18240	8124	80,3	57

Der allgemeine Satz, daß der bessere Boden die größere Einwohnerzahl nährt, bewahrt sich in unseren Zahlen aufs deutlichste. Die Gemeinden der Klasse IV mit dem geringwertigsten Boden sind nicht einmal halb so dicht bevölkert wie die der Klasse I mit dem besten Boden, gewiß eine in die Augen fallende, beachtenswerte Erscheinung. Ebenso stufen sich aber die sämtlichen nach dem Bodenwert gebildeten Klassen bezüglich der auf ein Quadratkilometer entfallenden Einwohnerzahl regelrecht voneinander ab, von der vierten zur dritten Klasse steigt diese Einwohnerzahl um 10, von der dritten zur zweiten um 22 und von der zweiten zur ersten um 30, die Steigerung verstärkt sich also nach oben hin wesentlich. Die für die letzten hundert Jahre nachgewiesene Bevölkerungszunahme zeigt ein etwas abweichendes Bild; zunächst ist die Zunahme für die unterste Klasse mit dem schlechten Boden hier gerade die bedeutendste, was an und für sich auffallend erscheinen kann; es wirken hierbei aber verschiedene Ursachen mit, namentlich aber wohl der Umstand, daß eine Anzahl der Ortschaften mit geringwertigem Boden in der Nähe der Stadt Braunschweig belegen ist und die ganz besonders starke Zunahme gerade dieser Ortschaften einen überwiegenden Einfluß ausüben mußte; die dritte und zweite Klasse stufen sich in dem obigen Verhältnis voneinander ab, während die erste etwas hinter der zweiten zurückbleibt.

Bezüglich des Zuckerrübenbaues haben wir innerhalb der diesen Anbau in größerem Maße treibenden Gemeinden die Klassen nach dem Alter des Anbaues gebildet und die Gemeinden ausgeschieden, je nachdem sie vor 1856, vor 1878 und vor 1893 Zuckerrüben gebaut haben; angefügt sind dann als letzte Klasse die Gemeinden, welche nur einen ganz geringen Rübenanbau (unter 50 Morgen) oder gar keinen haben. Bei der Auswahl der Jahre waren wir an die größeren Anbauerhebungen gebunden und erklärt sich daraus die Unregelmäßigkeit der zu Grunde gelegten Zeiträume. Die Zahlen sind auf der gleichen Grundlage wie oben die folgenden:

Zuckerrüben wurden angebaut	Zahl der Ge- mein- den	Gesamt- fläche der Ge- meinden Hektar	Gesamt- Einwohnerzahl		Bevölkerungs- Zunahme		Einwohner- zahl auf einem Quadrat- kilometer 1890
			1790/93	1890	absolut	Proj.	
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.
I. vor 1856 . . .	48	28950	16751	32307	15556	92,9	112
II. „ 1878 . . .	128	78077	39376	62742	23366	59,3	80
III. „ 1893 . . .	41	25407	9319	15453	6134	65,8	61
IV. unter 50 Mor- gen oder gar nicht	30	13432	4589	8671	4082	88,9	65

Im großen und ganzen muß hier der älteste Rübenanbau den besten Boden repräsentieren, eine weitere Abstufung sodann nach dem Alter des Baues stattfinden und endlich der Mangel bzw. eine große Geringfügigkeit des Rübenbaues den schlechtesten Boden ausweisen. Dem entsprechend stellt sich auch im allgemeinen das Verhältnis in unseren Zahlen. Die Ortschaften mit dem ältesten Rübenbau zeigen die größte Bevölkerungsdichtigkeit und gleicherweise auch die stärkste Zunahme innerhalb der letzten hundert Jahre, ganz wie oben die Orte mit dem nach dem Grundsteuerkapital am höchsten bewerteten Boden. Für die Ortschaften mit dem der Anfangszeit nach mittleren und diejenigen mit dem jüngsten Rübenbau stuft sich die auf ein Quadratkilometer entfallende Einwohnerzahl übereinstimmend mit der Ordnung nach dem Grundsteuerkapital ab, während die Ortschaften mit unbedeutendem oder ohne Rübenbau bezüglich dieser Einwohnerzahl die dritte Klasse mit dem jüngsten Rübenbau übertreffen. Nach der Bevölkerungszunahme innerhalb der letzten hundert Jahre ordnen sich die letzten drei Klassen in vollkommen umgedrehter Reihe, indem die vierte Klasse sich an die erste anschließt, dann die dritte folgt und die zweite den Schluß macht. Für die an und für sich ja nur eine geringere Zahl ausmachenden Gemeinden der dritten und vierten Klasse bzw. wiederum nur für einen Teil dieser Gemeinden wirken andere stärkere Einflüsse mit, deren Bedeutung durch jene geringe Gemeindeganzahl wesentlich mehr hervortritt und so die Verschiebung veranlaßt.

Haben wir im vorstehenden die Güte des Ackerbodens als unterscheidendes Moment zu Grunde gelegt, so wollen wir jetzt den Gegensatz zwischen Feld und Wald näher ins Auge fassen. Wir haben dabei die Ortschaften in drei Klassen geteilt und zunächst als Waldortschaften erster Klasse alle diejenigen ausgeschieden, welche im wesentlichen vom Wald umschlossen liegen und daher mehr oder weniger ausschließlich auf die Bearbeitung und Ausnutzung des Waldes angewiesen sind; als Waldortschaften zweiter Klasse haben wir alle diejenigen zusammengefaßt, welche teilweise vom Wald umgeben sind oder sich eng und unmittelbar an den Wald anschließen, so daß an sich ein Einfluß des Waldes auf dieselben nach Lage der Sache gegeben ist oder doch gegeben sein müßte; in die letzte Klasse sind dann alle übrigen Ortschaften, welche allerdings sowohl für das ganze Herzogtum wie speziell für unseren Gebietsteil die Haupt-

masse bilden, aufgenommen worden. Diese Einteilung war nun von vornherein für das Herzogtum als Ganzes gemacht worden und konnte für dieses auch als eine sachgemäße und brauchbare Ergebnisse erzielende angesehen werden; für unseren Gebietsteil allein ändert sich dieses aber insofern, als wir hier für die erste Klasse nur eine einzige Ortschaft (Langeleben im Elm) als Vertreterin haben und daher das Verhältnis dieser als Klassenergebnis ansehen müssen, womit aber der Wert dieses Ergebnisses, weil ohne Ausgleichung mehr oder weniger vom Zufall abhängig, stark in Frage gestellt wird; die Unterscheidung ist aber an und für sich doch so bedeutungsvoll, daß wir sie trotz dieses Mangels auch für unseren Gebietsteil nicht aufgeben zu sollen glaubten. In gleicher Weise wie oben zusammengestellt ergeben sich folgende Daten:

Bezirk	Zahl der Gemeinden	Gesamtfläche der Gemeinden und Gemarkungen in Hektar	Gesamt-Einwohnerzahl		Bevölkerungs-Zunahme bzw. -Abnahme (—)		Einwohnerzahl auf einem Quadratkilometer 1890
			1790/93	1890	absolut	Proz.	
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.
I. Walddorfschaften I. Kl.	1	1025	132	93	—39	—29,5	9
II. Walddorfschaften II. Kl.	37	37237	12053	17926	5873	48,7	48
III. übrige Ortschaften	210	123408	58361	102528	44167	75,7	83

In den früheren Zusammenstellungen ist in der Rubrik 3 immer nur die Gesamtfläche der Gemeinden berücksichtigt, d. i. der gesamte Grund und Boden, welcher zum Gemeindebezirke gehört; außer Rechnung geblieben sind aber die Flächengrößen der Gemarkungen, d. h. die größeren zusammenhängenden Waldkomplexe, welche politisch als besondere Einheiten neben die Gemeinden gestellt sind; hier, wo es sich um den Einfluß des Waldes handelt, müssen diese Flächengrößen aber naturgemäß mit herangezogen werden, um die Erlangung eines richtigen Bildes zu ermöglichen; sie sind daher entsprechend, je nach ihrer Lage den einzelnen in Frage stehenden Ortschaften gegenüber, auf die einzelnen Klassen, natürlich in der Hauptsache auf die beiden ersten verteilt. Wo der Wald vorherrscht, ist an sich die Bevölkerung eine dünnere, dieses zeigen uns auch die ermittelten Zahlen. Für die Walddorfschaften erster Klasse zeigen sie uns eine Einwohnerzahl von 9 auf einem Quadratkilometer; kann dieser Zahl mit Rücksicht auf das oben Hervorgehobene auch kein besonderer Wert beigelegt werden, so wird das gleiche Verhältnis durch die beiden anderen Klassen belegt; die Walddorfschaften zweiter Klasse haben nur 48, die übrigen Ortschaften aber 83 Einwohner auf dem Quadratkilometer und die Zahl der Ortschaften in den beiden Klassen ist immerhin eine solche, daß das Ergebnis Berücksichtigung verdient. Bezüglich der Veränderung in der Bevölkerung innerhalb der letzten

hundert Jahre können wir auch wiederum nur die beiden letzten Klassen in Betracht ziehen, da für die Ortschaften erster Klasse ganz besondere Umstände vorliegen, welche sogar eine Bevölkerungs-Abnahme bedingt haben; die Waldortschaften zweiter Klasse haben aber verhältnismäßig doch erheblich weniger an Bevölkerung zugenommen als die übrigen Ortschaften, mit dem Verhältnis bezüglich der Einwohnerzahl auf dem Quadratkilometer steht dieses im vollen Einklange.

Runmehr wollen wir uns dem Einfluß der Wasserzüge zuwenden, welcher ja anerkanntermaßen von ganz besonderer Bedeutung für die Entwicklung der Bevölkerung ist. Wir haben dabei wieder vier Klassen gebildet. Die erste Klasse umfaßt die Ortschaften an den Wasserzügen erster Klasse; als solche sind die Aller, Oter und Schunter hier angenommen. Demnächst kommen die Ortschaften an Wasserzügen zweiter Klasse, zu welchen die Wabe, die Altenau, die Aue-Erse, die Fuße und die Aue bei Hessen gezählt worden sind. Als Wasserzüge dritter Klasse sind endlich noch die Lopau, die Schaumbergs- oder Mühlenriede, die Wirble, der Füllerbach, der Hasenbach, der Westerbach, der Mühlenbach, der Brückenbach, der Hägebach, der Sangebach und die Wasserzüge bei Kissenbrück und Ölber am weißen Wege angesehen, die an diesen belegenen Ortschaften füllen die dritte Klasse aus. Alle übrigen Ortschaften sind in der letzten, vierten Klasse zusammengefaßt, welche der Zahl der Gemeinden nach am stärksten, mit drei Fünfteln der Gesamtheit, besetzt ist. Nachstehend sind dem entsprechend wie oben die bezüglichen Zahlenangaben zusammengestellt:

Ortschaften belegen	Zahl der Gemein- den	Gesamt- fläche der Ge- meinden Hektar	Gesamt- Einwohnerzahl		Bevölkerungs- Zunahme		Einwohner- zahl auf einem Quadrat- kilometer 1890
			1790/33	1890	absolut	Proz.	
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.
I. an Wasser- zügen I. Klasse	31	19774	9525	18349	8824	92,6	93
II. an Wasser- zügen II. Klasse	38	23371	12708	21394	8686	68,4	91
III. an Wasser- zügen III. Klasse	28	18475	9058	15954	6896	76,1	86
IV. nicht an Wasserzügen . .	151	84287	39255	64850	25595	65,2	77

Danach ist der Einfluß der Wasserzüge für die Bevölkerungsentwicklung nach jeder Richtung hin ein förderlicher und stuft sich auch je nach der größeren oder geringeren Bedeutung des Wasserzuges entsprechend ab. Die Ortschaften der ersten Klasse zeigen die höchste Einwohnerzahl für den Quadratkilometer und die der übrigen schließen sich ganz nach der Folge dieser an; dabei ist der größte Abstand von der dritten Klasse zu der vierten, also zu den Ortschaften, welche nicht an Wasserzügen belegen sind. In gleicher Weise haben auch die Ortschaften

an den Wasserzügen erster Klasse am stärksten in den letzten hundert Jahren an Bevölkerung zugenommen; bezüglich der Höhe der Bevölkerungszunahme wechseln dann allerdings hier die dritte und die zweite Klasse den Platz, zuletzt kommt aber wieder die vierte Klasse der nicht an Wasserzügen belegenen Ortschaften, welche allerdings weniger stark hinter der nächst vorhergehenden Klasse zurückbleibt.

Der Einfluß, welchen die Verkehrsadern auf die Entwicklung der Bevölkerung auszuüben vermögen, ist gleicherweise über jeden Zweifel erhaben. In dieser Beziehung kommen an und für sich auch die Wasserzüge mit in erster Linie in Betracht; für unseren Gebietsteil ist dieses jedoch nicht oder doch nur in ganz untergeordneter Weise der Fall, so daß wir hier von einer speciellen Berücksichtigung Abstand nehmen können; der höhere Stand der Ortschaften an den Wasserzügen erster Klasse, wie wir ihn soeben betrachtet haben, kann möglicherweise in etwas, aber jedenfalls nur sehr gering auf diese Einflußrichtung mit zurückgeführt werden. Es bleiben sodann noch die ausgebauten Straßenzüge und die Eisenbahnen übrig; die ersteren als die älteren wollen wir zunächst berücksichtigen. Wir haben auch hier wieder vier Ortschaftsklassen ausgeschrieben. Als Straßenzüge erster Klasse haben wir dabei diejenigen Staatsstraßen angesehen, welche von alters her dem großen durchgehenden Verkehr gedient und auch nach der Entwicklung der Eisenbahnen eine größere Bedeutung behalten haben; es sind dieses die Leipziger Straße, die Frankfurter Straße, die Geller Straße, die Hildesheimer Straße, die Magdeburger Straße und die Hannoverische Straße, bei denen ja sämtlich der Name schon die Bestimmung anzeigt; die unmittelbar von diesen Straßen berührten Ortschaften haben wir in die Klasse I gesetzt. Die übrigen, an Bedeutung geringer stehenden Staatsstraßen, als die Hamburger Straße, die Berliner Straße, die Schöninger Straße (diese auch für den Teil, welcher nur Kommunikationsweg ist), die Goslarische Straße, die Schöningen-Kybbisdammer Straße, die Helmstedt-Vorsfelder Straße, die Wolfsburg-Vorsfelde-Parfauer Straße, die Belpfle-Obisfelder Straße und die Helmstedt-Schöninger Straße, und sodann einzelne in gewisser Beziehung auch für einen über die unmittelbare Ortsverbindung hinausgehenden Verkehr in Betracht kommende Kommunikationswege, wie die Hessensche Straße, die Wolfenbüttel-Zimmendorf-Saldersche Straße, die alte Mindener Straße und die Hornburger Straße, sind als Straßenzüge zweiter Klasse angenommen und die unmittelbar an denselben belegenen Ortschaften dem entsprechend in die Klasse II geordnet. Nun ist aber noch eine Reihe von Ortschaften vorhanden, welche zwar nicht unmittelbar von den vorbezeichneten Straßenzügen berührt werden, aber doch so nahe an denselben belegen sind, daß ein gewisser Einfluß dadurch auf dieselben zweifellos auch gegeben sein muß; aus diesen Ortschaften, gleichgültig, ob für sie ein Straßenzug erster oder zweiter Klasse in Frage kam, haben wir die Klasse III gebildet. Die Klasse IV endlich umfaßt die übrigen Ortschaften, welche hier nicht ganz so stark wie bei den Wasserzügen hervortreten, aber doch noch immer mehr als die Hälfte ausmachen. Die Daten in der sonstigen Weise stellen sich folgendermaßen:

Ortschaften	Zahl der Gemeinden	Gesamtfläche der Gemeinden Hektar	Gesamt-Einwohnerzahl		Bevölkerungs-Zunahme		Einwohnerzahl auf einem Quadratkilometer 1890
			1790/93	1890	absolut	Proz.	
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.
I. an Straßenzügen I. Klasse	29	18369	9876	20454	10578	107,1	111
II. an Straßenzügen II. Klasse	50	33558	15495	27478	11983	77,3	82
III. in der Nähe der vorbezeichneten Straßenzüge	31	16133	7782	12584	4802	61,7	78
IV. nicht zu den vorigen gehörig	137	77805	36882	58657	21775	59,0	75

Deutlich zeigt sich uns aus diesen Zahlen, wie die günstigeren Verkehrsverhältnisse fördernd auf den Stand der Bevölkerung einwirken. Die Ortschaften der ersten Klasse haben weitaus die höchste Einwohnerzahl auf dem Quadratkilometer, sie hebt sich von der der zweiten Klasse verhältnismäßig stark ab. Zwischen den übrigen drei Klassen ist der Unterschied nach der auf das Quadratkilometer entfallenden Einwohnerzahl kein gerade erheblicher, immerhin überragt aber doch die zweite Klasse die dritte und die dritte wiederum die vierte in etwas. Die Bevölkerungszunahme innerhalb der letzten hundert Jahre weist genau dasselbe Verhältnis auf; den ersten Platz nimmt auch hier die erste Klasse mit einer schärferen Absonderung von den übrigen ein; letztere reihen sich nach ihrer Nummer aneinander, der Unterschied zwischen der zweiten und dritten Klasse ist etwas größer, zwischen der dritten und vierten ist er nur ganz gering.

Die Eisenbahnen haben wir wieder nach der Zeit ihrer Betriebsöffnung in zwei Klassen geteilt. Als ältere Bahnen kommen für unseren Gebietsteil in Betracht die Strecken Braunschweig-Wolfenbüttel (Betriebsöffnung 1838), Wolfenbüttel-Schladen (1840), Wolfenbüttel-Oschersleben (1843) und Braunschweig-Verne (1844), als neuere Bahnen die Strecken Zerzheim-Helmstedt (1858), Börzum-Zerzheim (1868), Fallersleben-Öbisfelde (1871), Braunschweig-Helmstedt (1872) und Schöningen-Gileleben (1872), die erst kurz vor 1890 eröffneten Eisenbahnen wie die Braunschweigische Landes-Eisenbahn Braunschweig-Verneburg (1886) und die Bahn Braunschweig-Hildesheim (1889) haben wir ebenso wie die nach 1890 in Betrieb genommenen Bahnstrecken nicht weiter berücksichtigt, da bezüglich dieser von einem Einfluß auf die Bevölkerungsentwicklung im Jahre 1890 wohl noch nicht die Rede sein konnte. Während wir bei den Straßenzügen zunächst nur die unmittelbar von denselben berührten Ortschaften berücksichtigt haben, hielten wir es hier für sachgemäßer, die in der Nähe der Eisenbahnen belegenen Ortschaften in eins zu fassen, wir haben also nicht nur diejenigen Ortschaften, welche als Station oder Haltestelle unmittelbar von den Eisenbahnen berührt werden, sondern ebenmäßig auch diejenigen berück-



sichtigt, welche so nahe an einer Station oder Haltestelle liegen, daß ein Einfluß notwendig gegeben sein muß. Die Ortschaften an den älteren Eisenbahnen bilden die erste Klasse, die an den neueren die zweite, alle übrigen Ortschaften die dritte Klasse; diese letzte Klasse ist hier noch stärker als bei den Wasserzügen besetzt, es entfallen nahezu fünf Sechstel der sämtlichen Ortschaften auf dieselbe. Die einzelnen Zahlenangaben sind wie regelmäßig nachstehend zusammengestellt:

Ortschaften	Zahl der Gemeinden	Gesamtfläche der Gemeinden Hektar	Gesamt-Einwohnerzahl		Bevölkerungs-Zunahme		Einwohnerzahl auf einem Quadratkilometer 1890
			1790/93	1890	absolut	Proz.	
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.
I. an älteren Eisenbahnen . .	26	14782	7314	16724	9410	128,7	113
II. an neueren Eisenbahnen . .	19	14141	7234	13984	6750	93,3	99
III. ohne Eisenbahnen . . . . .	202	116942	55487	88465	32978	59,4	76

Der große Einfluß der Eisenbahnen auf die Bevölkerungsverhältnisse kommt in diesen Zahlen auf das schärfste zum Ausdruck, und zwar zeigt sich derselbe namentlich bezüglich der Bevölkerungszunahme noch stärker als der Einfluß der Straßenzüge. Die Ortschaften der ersten Klasse haben hier eine Bevölkerung von 113 Seelen auf dem Quadratkilometer (bei den Straßenzügen nur 111), die zweite Klasse fällt um 14 ab, die dritte dann aber um 23, also ganz erheblich stärker. Die Bevölkerungszunahme der ersten Klasse ist um mehr als 20 Proz. höher als die bei den Straßenzügen, sie beträgt hier 128,7 Proz., bei letzteren 107,1 Proz.; dabei stehen aber dort die beiden letzten Klassen nahezu gleich, bei den Eisenbahnen tritt die zweite Klasse etwa in die Mitte zwischen die erste und zweite Klasse, so daß wir eine regelmäßige Abstufung festzustellen haben.

Der in der Neuzeit fast überall in der civilisierten Welt so stark hervortretende Zug der Bevölkerung von dem Lande zur Stadt äußert seinen Einfluß wenigstens in gewisser sekundärer Weise auch auf die in der Nähe der Städte belegenen ländlichen Ortschaften insofern, als diese vielfach durch Leute, welche in den Städten ihr eigentliches Arbeitsfeld haben, bevölkert werden und sich dem entsprechend von den übrigen ländlichen Ortschaften durch eine höhere Bevölkerungszahl abheben. In der Hauptsache kommen hierfür allerdings die Ortschaften in der Nähe der großen Städte in Betracht und so würde für unseren Gebietsteil hier wesentlich nur die Stadt Braunschweig in Frage zu ziehen sein. Der Vollständigkeit wegen und um auch die verschiedene Wirkung der großen und der kleineren und kleinen Städte nachzuweisen, haben wir aber die Stadt Wolfenbüttel speciell und die übrigen Städte in eins neben Braunschweig berücksichtigt. Demgemäß haben wir in die erste Klasse die Ortschaften

in der Nähe der Stadt Braunschweig gestellt, in die zweite die in der Nähe der Stadt Wolfenbüttel, in die dritte die in der Nähe der übrigen Städte und in die vierte die übrigen Ortschaften; die Ortschaften der ersten drei Klassen können nach Lage der Sache verhältnismäßig nur eine geringere Zahl ausmachen, die Klasse IV enthält weitaus die Hauptmasse. Die übrigen Daten gestalten sich in folgender Weise:

Ortschaften	Zahl der Gemein- den	Gesamt- fläche der Ge- meinden Hektar	Gesamt- Einwohnerzahl		Bevölkerungs- Zunahme		Einwohner- zahl auf einem Quadrat- kilometer 1890
			1790/93	1890	absolut	Proz.	
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.
I. in der Nähe der Stadt Braunschweig . . . .	11	5438	2658	7921	5263	198,0	146
II. in der Nähe der Stadt Wolfenbüttel . . . . .	5	3122	1299	2323	1024	78,8	74
III. in der Nähe der übrigen Städte	8	4823	2396	4228	1832	76,5	88
IV. sonstige . . . .	224	132523	64193	106075	41882	65,2	80

Die hervorragende Bedeutung der Einwirkung der großen Stadt läßt sich in den Zahlenangaben für die erste Klasse, die Ortschaften in der Nähe der Stadt Braunschweig, nicht verkennen, die Einwohnerzahl auf dem Quadratkilometer bleibt nicht weit hinter dem Doppelten der der übrigen Klassen zurück, die prozentuale Bevölkerungszunahme innerhalb der letzten hundert Jahre ist sogar fast das Dreifache jener der letzten drei Klassen. Für Wolfenbüttel zeigt sich eine entsprechende an sich allerdings nur geringere Wirkung lediglich bei der Bevölkerungszunahme, während die Bevölkerungsdichtigkeit hinter der der beiden letzten Klassen zurückbleibt; es kommen hierbei aber auch einige besondere Umstände mit ins Spiel. Die beiden letzten Klassen heben sich immerhin sowohl bezüglich der Einwohnerzahl auf dem Quadratkilometer wie auch bezüglich der Bevölkerungszunahme noch voneinander ab, so daß also auch für die Nähe der kleineren Städte ein gewisser Einfluß festgestellt worden ist.

Endlich haben wir noch die Einwirkung der Industrie auf die Bevölkerungsentwicklung festzulegen versucht, welche ja erfahrungsgemäß von ganz besonderer Bedeutung ist und sich auch dem entsprechend ausgewiesen hat. Wir haben dabei die Ortschaften mit einem oder mehreren größeren Fabrikbetrieben oder gewerblichen Anlagen oder auch mit einer allgemeinen großen gewerblichen Thätigkeit in die erste Klasse als Ortschaften mit größerer Industrie gestellt; die Ortschaften mit einem auch mehreren kleineren gewerblichen Etablissements oder mit einer regeren gewerblichen Thätigkeit, welche in einem solchen Maße hervortritt, daß sie der Landwirtschaft selbständig gegenübergestellt

werden kann, bilden die zweite Klasse als Ortschaften mit geringerer Industrie; die übrigen Ortschaften endlich, d. h. diejenigen, welche lediglich als landwirtschaftliche anzusehen sind, ohne daß bei denselben ein gewisser ausschließlich bzw. wesentlich für den Ort bestimmter Gewerbebetrieb ausgeschlossen ist, haben in der dritten Klasse als Ortschaften ohne Industrie Platz gefunden. Die Einreihung der einzelnen Ortschaften in die verschiedenen Klassen hat keineswegs nur schematisch, sondern durchweg unter Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse der betreffenden Ortschaft stattgefunden. Bei der Unterscheidung der Fabrikbetriebe und gewerblichen Etablissements in größere und kleinere ist hauptsächlich auch auf die Zahl der beschäftigten Personen Rücksicht genommen. Die Zahlenangaben sind in der üblichen Weise die folgenden:

Ortschaften	Zahl der Gemeinden	Gesamtfläche der Gemeinden Hektar	Gesamt-Einwohnerzahl		Bevölkerungs-Zunahme		Einwohnerzahl auf einem Quadratkilometer 1890
			1790/93	1890	absolut	Proz.	
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.
I. mit größerer Industrie . . .	39	25480	15159	35450	20291	133,9	139
II. mit geringerer Industrie . . .	58	36344	17076	29636	12560	73,6	82
III. ohne Industrie	151	84082	38311	55461	17150	44,8	66

Kaum tritt uns bei einer der anderen Zusammenstellungen ein so scharf und nach jeder Richtung hin ausgeprägter Unterschied zwischen den einzelnen Klassen entgegen. Den stärksten Einfluß hat die große Industrie, die erste Klasse steht bezüglich der auf den Quadratkilometer entfallenden Einwohnerzahl ebenso wie bezüglich der hundertjährigen Bevölkerungszunahme weitaus obenan, und zwar bezüglich beider auch dem Grade nach etwa übereinstimmend. Der Einfluß der geringeren Industrie ist an und für sich immer auch noch ein erheblicher, aber er bleibt doch im Verhältnis zu dem der großen Industrie zurück; denn die Ortschaften der zweiten Klasse stehen sowohl was Einwohnerzahl auf dem Quadratkilometer, wie was Bevölkerungszunahme anlangt, nur um die Hälfte so weit über den Ortschaften der dritten Klasse, wie sie hinter denen der ersten Klasse zurückbleiben.

Damit haben wir nun die Reihe der einzelnen Momente, deren Einfluß auf die Bevölkerungsentwicklung unseres Gebietsteiles wir zahlenmäßig festlegen konnten, erschöpft. Wir hätten gern noch einige andere, wie namentlich geologische Verhältnisse, Höhenlage u. s. w., in gleicher Weise berücksichtigt, aber leider waren dafür die notwendigen Unterlagen nicht mit genügender Vollständigkeit und Zuverlässigkeit zu beschaffen. Aber auch so glauben wir zur Genüge gezeigt zu haben, wie verschiedenartige Einflüsse auf die Gestaltung der Bevölkerung im einzelnen, auf die Verteilung derselben innerhalb des in Betracht gezogenen

Gebietes eingewirkt haben. Ein Teil dieser Einflüsse steht ja nun wieder in einer bestimmten Wechselbeziehung, so Verkehrslinien und Industrie, Wasserküge und Industrie u. s. w., und dadurch muß sich die Wirkung für beide bis zu einem gewissen Grade in gleicher Richtung äußern und sich dadurch im einzelnen natürlich auch noch verschärfen; die Wirkung des einzelnen Einflusses wird deshalb aber doch als entsprechend bestehend aufrecht zu erhalten sein. Verhältnismäßig ist aber die Zahl der einzelnen nachgewiesenen Einflüsse in Verbindung mit der Höhe und Bedeutung dieser Einflüsse für unseren Gebietsteil eine recht beachtenswerte, und dieses kann von vornherein gewiß zu dem Schlusse berechtigen, daß unser Gebiet auch bezüglich seiner allgemeinen kulturellen Entwicklung auf einer gewissen Höhe steht und sich auch darin besonders auszeichnet.

---

# Die Dörfer und die Häuser.

## I. Die Dorfanlage.

Zieht man die wenigen wendischen Dörfer mit ihrer besonders kennzeichnenden Anlage ab, so bleibt für den überwiegenden Rest die deutsche Dorfanlage übrig. Auch sie ist keineswegs einheitlich, und es läßt sich, ohne daß wir bisher einen bestimmten Grund dafür zu erkennen vermögen, eine mehr regelmäßige Bauweise von einer sehr unregelmäßigen unterscheiden. Die letztere kommt überein mit dem, was August Meißner überhaupt als charakteristisch für die deutschen Dorfanlagen festgestellt hat<sup>1)</sup> und die für die meisten unserer Dörfer zutreffend ist.

„Überall (im rein deutsch besiedelten Gebiete) finden sich Dörfer von meist mittlerer Größe. In den Dorfanlagen derselben liegen die Gehöfte sichtlich planlos, meist völlig unregelmäßig und oft schwer zugänglich, so daß diese Anlagen mit Recht als Turf, Hausen oder Hausendorf zu bezeichnen sind. Die Ausdehnung ihrer Fluren ist zwar nach der Größe der Allmenden und des erworbenen Markenlandes verschieden. Das eigentliche alte Kulturland an Äckern, Gärten und Feldwiesen aber nimmt ziemlich übereinstimmende Flächen von 300 bis 400 Hektar ein. Sehr große Fluren sind aus Wüstungen vereinigt oder durch spätere Rodungen angewachsen.

Für alle diese Dörfer läßt sich die Hufenverfassung nachweisen. Sie zerfielen in 10 bis 40 gleiche Anteile, welche danach bemessen waren, daß sie einem Hausvater mit seiner Familie den Unterhalt und die Mittel für die öffentlichen Lasten zu gewähren vermochten, aber auch von einer bäuerlichen Familie mit wenigem Gesinde bestellt werden konnten. Diese Anteile waren als einzelne Besitzungen ausgewiesen, es konnten aber auch mehrere in einer Hand liegen oder einzelne in Halbe, Viertel oder Achtel geteilt sein.

Der Grundbesitz aller dieser Anteile lag, soweit er kultiviert war, in der Flur im Gemenge. Das Ackerland war in Abschnitte (Wannen) von in sich gleicher Bodenbeschaffenheit geteilt und in jedem dieser Abschnitte kam jeder Hufe eine gleiche Fläche zu. Nach alter bleibender Sitte wurden die Hufenanteile in jeder Wanne einzeln nach dem Lose zugewiesen. Ursprünglich scheinen die Ab-

<sup>1)</sup> Zusammenfassend in Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung von A. Kirchhoff, Stuttgart 1889, S. 496.

schnitte so gebildet worden zu sein, daß die Fläche der einzelnen Hufe in jeder Wanne etwa einen Morgen oder Tagewerk, also das Maß betrug, was an einem Vormittage oder Tage gepflügt werden konnte. Die Morgengröße war in verschiedenen Dörfern nach Boden und Sitte verschieden. Regelung von in Unordnung gekommenen Wannern und nachträgliche Verteilungen des zwischen den älteren Wannern liegenden Landes wurden dagegen durch Teilung der Fläche des betreffenden Abschnittes in parallele Streifen vorgenommen, deren Größe dem Hufenanrecht an diese Fläche entsprach; dies war bei gegebenen Wannengrenzen das einfachste. Wege kamen bei der Teilung gar nicht in Rücksicht, sondern sind erst später entstanden und durchschneiden die einzelnen Ackerstücke in der Richtung auf die Nachbarorte, wie es sich trifft, oft höchst unzumutbar. Für die Feldbestellung bestanden überall nur Überfahrtsrechte. Deshalb und wegen des gemeinschaftlichen Weideganges der Herden aller Wirte war Flurzwang nötig.

Die Flur war meistens in drei möglichst gleich große Felder so geteilt, daß zu jedem Felde eine Anzahl Wannern gehörte und wegen der verhältnismäßigen Verteilung jeder Wanne unter die vorhandenen Hufen in jedem Felde auch von jeder Hufe die ungefähr gleiche Fläche lag. Alle Grundstücke desselben Feldes aber mußten auf Kundgebung des Dorfvorstandes zu gleicher Zeit bestellt und mit gleicher Frucht besät und ebenso zu gleicher Zeit abgeerntet und dem Weidevieh offen gegeben werden<sup>1)</sup>.

Die meisten Dörfer besaßen Allmenden, d. h. Wald-, Wiesen- oder Heide-land, das nicht an die Hufner verteilt war, sondern von ihnen gemeinschaftlich benutzt oder auch stückweise an einzelne Dorfgemeinschaften, an später begründete kleine Stellen oder auch selbst an Auswärtige auf Zeit oder dauernd gegen Zins überlassen wurde.

Da die Allmenden ursprünglich wie die gesamte Flur den Hufen zu gleichen Anteilen zustanden, ist die eigentliche Größe der Hufen in den verschiedenen Dörfern sehr verschieden. Aber auch die Größe des Kulturlandes der Hufe ist selbst in den Nachbardörfern sehr ungleich, weil es davon abhing, wie weit die Hufner ihre Wannern in die Allmende ausgedehnt hatten.“

Als solche durchaus unregelmäßig und haufenförmig angelegte Dörfer sind von größeren z. B. Meerdorf und Borkfeld zu erwähnen, von kleineren Weserlingen, Stiddien, Kl.-Dahlum und Wobek, um nur einige typische Beispiele herauszugreifen. Diese Art der Dörfer bildet bei uns die Mehrzahl. (Fig. 2 und 3 a. S. 106 u. 107.)

Neben diesen unregelmäßigen, haufenförmigen Dörfern giebt es aber bei uns eine Anzahl, die eine ziemlich regelmäßige Anlage und Erstreckung von Ost nach West zeigen. Ich sehe selbstverständlich ab von der wendischen Dorf-anlage, die später eingehend besprochen wird, sondern meine hier zahlreiche deutsche Dörfer, deren ursprüngliche Anlage eine regelmäßige gewesen sein muß

<sup>1)</sup> Vergleiche hierzu in dem Abschnitte über die Flurnamen unter „Feld“ S. 50.

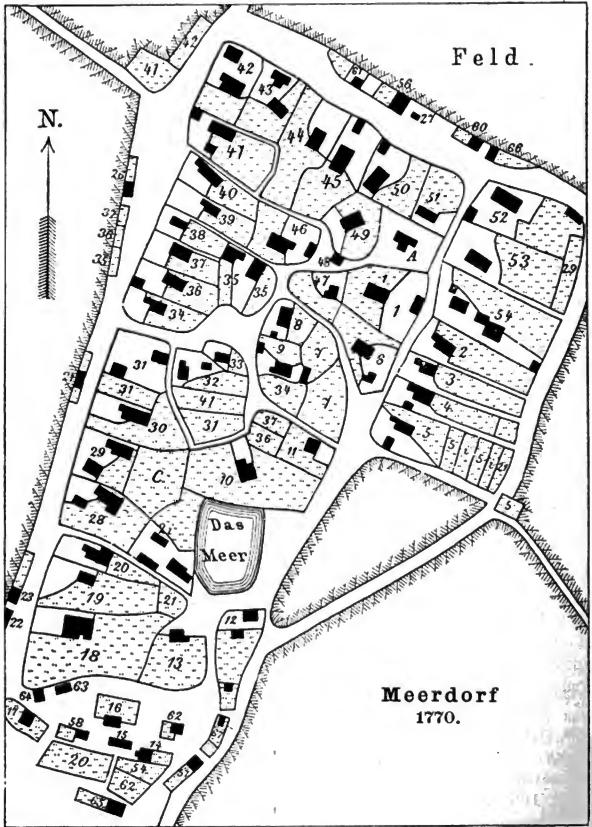


Fig. 2.

Meerdorf 1770. A Kirche. — 20 Pfarre. — 48 Pfarrwitwenhaus. — 47 Schule. — 15, 16 Hirtenhäuser. — 54 Der Klostervogtei gehörig. — 27 Schmiede. — 1, 6, 18, 21, 30, 31, 35, 41, 43, 45, 46, 50, 53 Halbpanner. — 7, 9, 34, 36, 37, 39, 42, 44 Großlöter. — 2, 3, 4, 5, 8, 10 bis 13, 28, 32, 33, 38, 40, 49, 51, 52 Kleinföter. — 14, 17, 22 bis 24, 26, 56 Brintföter. — 57 bis 63 Anbauer.

und teilweise noch ist; spätere An- und Umbauten haben diese Dorfanlage teilweise verwischt, aber bei Weddel (Fig. 4 a. S. 108), Borkum, Kl.-Denke und Bormum bei Wolfenbüttel läßt sie sich noch deutlich verfolgen. Die Grundlage des Planes ist ein Rechteck, die Dorfstraße zieht von Ost nach West, die Höfe liegen beiderseits derselben. Der Zugang zu den Höfen ist von der Straße

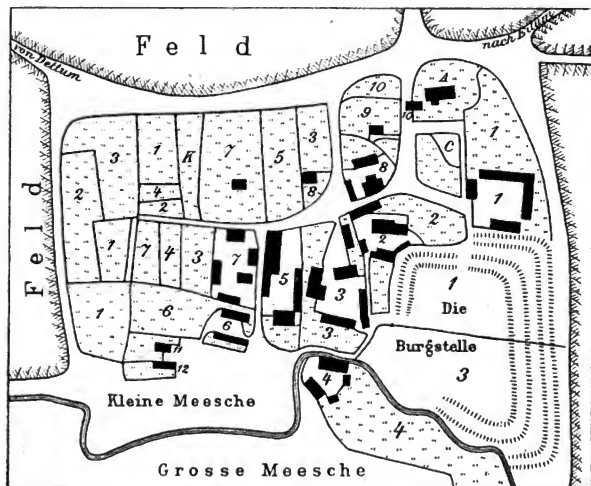


Fig. 3.

Weserlingen 1754. A Kirche. — C Pfarrwitwe. — 1, 3, 5, 7 Ackerleute. — 2 Halbspänner. — 4, 6, 8, 9 Kötter. — 10 Schule. — 11 Hirt. — 32 Landjoldatenhaus der Gemeinde.

aus und die Ausmessung der einzelnen Höfe erscheint ziemlich gleich. Diese Form mag früher häufiger gewesen sein und ist jetzt durch Zubauten schwierig zu erkennen. Es gelingt aber manchmal, den alten Plan aus dem heutigen Gemirre herauszuschälen, wenn man die Höfe der Ackerleute und Halbspänner, als der ursprünglich vorhandenen, von denen der später entstandenen, der Kötter, Brintziger und Anbauer, sondert.

Auf eine besondere Gesetzmäßigkeit in der Anlage der regelmäßigen Dörfer mit thüringischer Haus- und Hofform, wie sie namentlich in der Gegend von Schöppenstedt und Zerzheim hervortritt, hat mich Herr A. Basel in Beierstedt aufmerksam gemacht, dem diese Beobachtung zu verdanken ist. Dort liegt nämlich das Wohnhaus, gleichviel wie seine Stellung zur Straße ist, mit der Vorderseite nach Süden, also der vor ihm sich ausbreitende Hof allemal



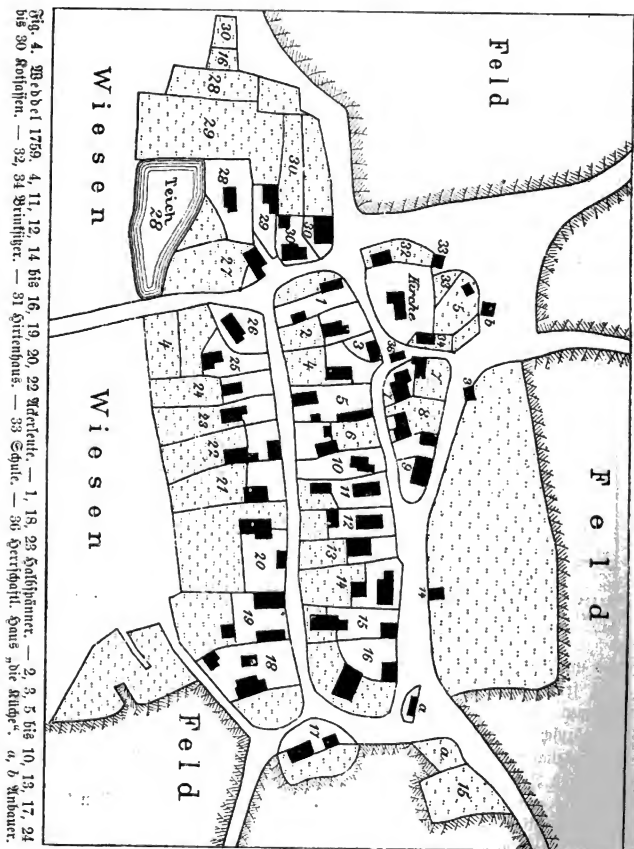


Fig. 4. Nebbel 1759. 4, 11, 12, 14 bis 16, 19, 20, 22 Mderleite. — 1, 18, 23 Kofsfänner. — 2, 3, 5 bis 10, 13, 17, 24 bis 30 Kofsfänner. — 32, 34 Mrtinfiger. — 31 Girtenhaus. — 33 Gtinte. — 36 Mrtinfiger. Haus „die Ktufe“. a, b Winbauer.

nach Süden, rings um diesen herum die Wirtschaftsgebäude. Verläuft nun eine Straße von Ost nach West, so haben die Höfe, die auf der Südseite dieser Straße sich ausdehnen, das Wohnhaus stets mit der Hinterseite nach der Straße zu; auch führt kein Eingang von der Straße direkt ins Haus, sondern der Eingang ist stets auf dem Hofe von der nach Süden gerichteten Langseite her.

Ein schematischer Plan (Fig. 5), für die Dörfer der genannten Gegend gültig, macht diese Anlage klar.

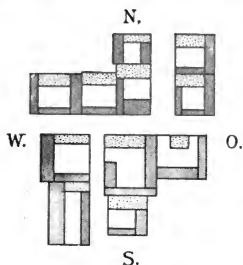


Fig. 5.

Schematischer Plan der Dörfer in der Zerzheimer Gegend. Wohngebäude punktiert, Wirtschaftsgebäude gestrichelt.

Für alle unsere Dörfer ist noch zu bemerken, daß sie genau gegen das umgebende Feld oder die umgebenden Wiesen und Acker begrenzt waren, was sich vielfach noch erkennen läßt. Es waren nämlich Gräben zu diesem Zwecke vorgeschrieben, und an diese lehnten sich lebende, dichte Hecken oder Bäume. Daher die vielen alten Bäume und Eichenkämme, die dem Dorfe seinen malerischen Anblick verleihen und die Reste dichter Hecken aus Weißbuche oder Schwarzdorn, welche meist mit den äußeren Grenzen der Gärten zusammenfallen. Auch „Schlagbäume“ mußte das Dorf haben<sup>1)</sup>.

## 2. Das sächsische Haus.

Zum großen Teil mit den deutschen Stämmen zusammenfallend, besitzen wir in Deutschland eine Reihe mehr oder minder gut voneinander geschiedener volkstümlicher Bauarten, die neuerdings der Gegenstand eifriger Untersuchung sowohl von Seiten der Architekten als der Ethnographen geworden sind. Wir unterscheiden einen oberdeutsch-fränkischen Bautypus, den am weitest verbreiteten, den Gebirgs- oder Schweizerstil, den nordischen Stil (im Osten), den friesischen und den ihm nahestehenden sächsischen Haustypus — alle noch mit mehr oder minder abweichenden Unterarten und Übergängen.

Von diesen verschiedenen Hausformen sind im Herzogtume Braunschweig zwei sich gut trennende vorhanden, deren Grenze scharf durch unser Land verläuft: der altsächsische oder niedersächsische, kurzweg sächsische genannte, und der oberdeutsch-fränkische, in jener Abart, welche als thüringisch bezeichnet wird und nach Süden zu mit den Bauformen Thüringens im geographischen Zusammenhange steht.

Das sächsische Haus herrscht im nördlichen Teile der Kreise Braunschweig und Helmstedt (samt den Enclaven Ihebdinghausen, Calvörde und Olsburg), ferner in einer etwas anderen Form im Kreise Holzminden, während die Kreise Wolfenbüttel, Gandersheim und Blankenburg ganz der oberdeutsch-fränkischen,

<sup>1)</sup> Landesherrliche Verordnung vom 1. Sept. 1639, öfter wiederholt, so noch am 11. November 1697.

bezw. thüringischen Bauform anheimfallen. Ich beschränke mich hier auf die Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt, wobei Beispiele aus dem Grenzkreise Gifhorn mit angezogen werden.

Älteste Formen des sächsischen Hauses. Die älteren heute noch vorhandenen sächsischen Häuser im Herzogtume sind kaum über 250 bis 300 Jahre alt. Die meisten noch vorhandenen stammen aus der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege und aus dem 18. Jahrhundert. Aber alle diese vorhandenen sächsischen Häuser zeigen nicht mehr die älteste Form des ursprünglichen Einheitsbaues, sondern haben sämtlich schon eine Entwicklung durchgemacht. Wie diese Entwicklung vor sich gegangen, darüber bestehen verschiedene mehr oder minder gut begründete Ansichten.

Die einen sind ausgegangen von den heute noch in der Lüneburger Heide und den Bremischen Heidebezirken vorhandenen schapköven, welche auf den weit von den Ortschaften belegenen Weidebezirken zur Unterbringung des Weideviehes errichtet wurden. Sie sehen aus, als stände das große Dach des sächsischen Bauernhauses ohne Unterbau unmittelbar auf der Erde; es sind bloße Dachhütten und nur die Unterbauung ist hinzuzufügen, um das aufgeständerte Sachsenhaus herzustellen. Aus diesen Bauerfällen (burstall, borstel) sind oft Kolonien der Dörfer entstanden, welche sich durch die Endung —*postel* kennzeichnen<sup>1)</sup>.

Eine zweite Ansicht, welche Virchow ausgesprochen hat, nimmt eine primitive Hütte mit dem Feuerherd in der Mitte an, aus welcher zunächst jener Teil des sächsischen Hauses entstand, welchen man als *Flet* bezeichnet, ein Ausdruck, der im Braunschweigischen nur noch in den nördlicheren Dörfern vorkommt, in den südlicheren aber, wegen der frühzeitigen Abbauung des Kammerfaches, wohl schon längere Zeit verloren ging. Um das *Flet* herum, wo am Herde der Sitz der Familie war, gliederten sich dann die einzelnen Teile des Hauses, die *däle* und die *Ställe*<sup>2)</sup>.

Der schwedische Archäologe Montelius in seiner „ältesten Geschichte des Wohnhauses in Europa, speciell im Norden“<sup>3)</sup>, geht von einer ursprünglich runden Hütte aus, welche zu einem Viereck wurde. Die Wände dieser viereckigen Gebäude sind entweder an allen Seiten gleich lang oder zwei Seiten (die Giebelseiten) sind kürzer als die anderen beiden (die Längsseiten). Das Dach, bis dahin konisch, wird ein sogenanntes Walmdach, d. h. nach allen vier gleich niedrigen Wänden abfallend. Macht man die Giebelwände eines solchen viereckigen Hauses etwas höher als die der Längsseiten, so wird aus dem Walmdache ein sogenanntes Halbwalmdach, d. h. das Dach fällt zwar nach allen vier Wänden ab, aber nach den Längswänden bedeutend tiefer als nach den Giebelwänden. Hier sind wir denn, wenigstens was die Form der Dächer betrifft, bei den sächsischen Häusern Braunschweigs angelangt, denn diese zeigen entweder ganze oder halbe Walmdächer. In anderen Gegenden ist da aber die Ent-

<sup>1)</sup> v. Hammerstein-Logten, Bardengau, S. 545, 633.

<sup>2)</sup> Verhandl. d. Berliner Anthropolog. Ges. 1887, S. 588.

<sup>3)</sup> Archiv für Anthropologie, Bd. XXIII, S. 451.

Tafel II.



Sächsisches Haus Nr. 12 von 1667 in Zwenf.  
(Weißer Vorfeld.)

widlung noch weiter vorgeschritten und die Giebelwand ist ganz bis an die Dachsparren hinaufgezogen worden, so daß ein vollständiger Giebel vorhanden ist.

Was die übrigen Verhältnisse des ältesten Vorgängers unserer sächsischen Bauernhäuser betrifft, so hat Meißner<sup>1)</sup> eine sehr ursprüngliche Form desselben dargestellt, welche aber alle Elemente der späteren Entwicklung zeigt: Ein dreischiffiges quadratisches Haus, dessen Mittelschiff die Däle einnimmt, rechts und links die Kuh- und Pferdeställe und im hinteren Theile, dem großen Eingangsthor gegenüber, der Herd, daneben Schlafstellen, die aber noch nicht als besondere Kammern abgeschieden sind. Am nächsten steht diesem alten Typus bei uns noch ein Haus in Neubrück von 1660, auf das wir zurückkommen. Aus solchem Vorläufer hat sich das heutige, nun auch im schnellen Absterben begriffene sächsische Haus unseres Landes allmählich entwickelt.

Der Anblick des sächsischen Hauses. (Vergl. Taf. II.) Ehe wir auf das Haus in seinen Theilen eingehen, haben wir noch einen Blick auf seine Umgebung zu werfen, die gegenüber derjenigen der nüchternen modernen Neubauten ungemein malerisch absticht. Der meist weite Hofraum vor dem Hause ist gewöhnlich nur durch einen Bretter- oder Lattenzaun (stakentün) mit weiten Lattenthüren von der Straße getrennt und gewährt einen freien Überblick über das Ganze, ist nicht ängstlich durch eine Mauer, wie bei den oberdeutschen Höfen, abgeschieden. Selten fehlt vor dem Thore ein Haufen Feldsteine, nordische Geschiebe, die auf den Feldern zusammengelesen sind und zum gelegentlichen Pflastern des Hofes oder bei Bauten Verwendung finden. Über das mächtige Strohdach, auf dem oft Hauslauch lustig grünt oder ein Storch sein Nest aufgeschlagen hat, breiten uralte Eichen, seltener Linden, ihren Schatten aus. Zur Seite steht der langarmige Wippbrunnen (wipborn) aus klobigen Eichenstämmen, der mit Stange und Eimer in den Brunnen (born) hinabtaucht, dessen Wasser aber von zweifelhafter Reinheit ist, denn der benachbarte, vor dem Hause liegende, meist sehr regellose Misthaufen (messbarg, messküle) sendet zumal bei Regenwetter dorthin gelegentlich braune Jaucheströme, die auch dann den Hof überfluten. Nie fehlt der Hund, der Kötter, entweder frei oder an der Kette, der mit wütendem Gebell den Fremdling empfängt. Neben oder hinter dem Hause dehnt sich der mehr oder minder große Garten mit Obstbäumen aus; gewöhnlich ist er ganz mit Gras bewachsen und zeigt nur wenige Beete, in denen die seit alters her bekannten Küchengewächse und Blumen gezogen werden, zu denen nur selten eine der jetzt so vielfach eingeführten neuen Blumen sich gesellt. Von Küchenspflanzen finden sich Zwiebeln (zipollen), Salat, Meerrettich (marreik), gelbe Rüben (gäle roiben oder mauren), Kohl (dessen Strünke kölkölschen heißen), Dill (auch hexenkrüt genannt), Thymian (wostkrüt), Stachelbeeren (stickbären), Kerbel, Spinat, Petersilie. Unter den Blumen: häufig Nelken (nägelken), Goldlack, Balsaminen, Ringelblumen (Calendula), Stodrosen (Malva mauritana), Päonien (puteljenblume), Aurikeln, paradiesblumen (Hesperis

<sup>1)</sup> Der Boden u. s. w. des preussischen Staates, Bd. II, S. 132.

matronalis), „Holunder“ (*Syringa vulgaris*. Nur so, während Flieder nur *Sambucus nigra* ist, dessen Früchte keileken heißen), Buchsbaum, die weiße Lilie u. a. — alles Bestandteile der mittelalterlichen Gartenflora, nachweislich seit der Zeit Karls des Großen in unseren Bauergärten schon aufgenommen und von Geschlecht zu Geschlecht fortgezogen<sup>1)</sup>.

Die Schweine hat wegen des allzu üblen Geruches der Bauer schon lange aus dem Hause verwiesen; sie leben in besonderen Köven auf dem Hofe. Regellos stehen auch auf diesem allerlei kleinere Nebengebäude und gewöhnlich auch ein Speicher (spiker), welcher die Getreidevorräte aufnimmt, die im Banerraum des Hauses keinen Platz finden, oder der als Altensitz dient.

So die Umgebung. Treten wir nun dem sächsischen Hause näher, das (1895) noch in vielleicht 300 Exemplaren innerhalb der Grenzen unseres Gebietes vorhanden ist, meistens aber schon durch Um- und Zubauten nicht mehr in seiner Ursprünglichkeit.

Wo noch eine Anzahl dieser alten Häuser in Gruppen zusammensteht oder gar ganze Straßen des Dorfes bildet, wie es z. B. noch in Parjau, Eischott, Tiddische, Bergfeld, Wendeburg, Waggum, Lehre der Fall ist, da entsteht ein Bild, welches jedem Naturfreunde und Maler Entzücken bereitet und uns so recht zu Gemüte führt, wieviel wir durch das Verschwinden der alten Dörfer und das Auftreten der modernen Bauten verloren haben.

Die einzelnen Teile des sächsischen Hauses. Aus der einfachen Form mit noch nicht abgetrenntem Kammerfache hat sich das sächsische Haus weiter entwickelt und die heute noch vorhandenen Häuser dieser Art im Braunschweigischen zeigen fast alle, mit geringen Ausnahmen, den gleichen Typus der Entwicklung, der sich vom Beginne des 17. Jahrhunderts an nachweisen läßt.

Der Grundriß zeigt „die Form einer dreischiffigen Basilika“ (Fig. 6). Um die aus festgestampftem Lehm bestehende, dem Dreischn dienende däle a<sup>2)</sup>, den größten Teil, welche durch das große Eingangsthor der Giebelseite zugänglich ist, gruppiert

sich das Ganze. Rechts und links von derselben und mit ihr die gleiche Lage zeigend, liegen die Pferde- und Kuhställe b und c. Die ganze hintere Querseite nimmt das Kammerfach ein, welches aus einem Paar Stuben dd und der

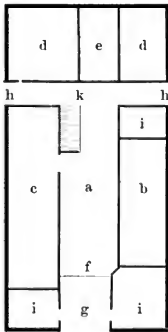
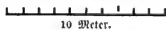


Fig. 6.

Schematischer Grundriß der heute noch erhaltenen sächsischen Bauernhäuser im Braunschweigischen aus dem 18. Jahrhundert.



- |               |                 |
|---------------|-----------------|
| a Däle.       | f lange dör.    |
| b Pferdehall. | g vorschör.     |
| c Kuhstall.   | h lütje dören.  |
| d Stuben.     | i Kammer.       |
| e Küche.      | k Vorratsräume. |
|               | k Net.          |

<sup>1)</sup> Vergl. v. Fischer-Benzon, Altdeutsche Gartenflora, Kiel 1894.

<sup>2)</sup> Über das Wort däle und sein Verhältnis zum oberdeutschen Diele (Hausflur) handelt Damköhler im Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung 1889, S. 51.

Küche *e* besteht, in welche man, wenn noch nicht „abgebaut“ ist (d. h. wenn die Wohnräume noch nicht völlig von der Däle abgetrennt sind), unmittelbar von der Däle durch Thüren eintritt. Das „kiet“ ist verschwunden<sup>1)</sup>. Däle und Ställe sind oben offen und reichen bis unter die First des mächtig hohen Daches hinauf. Nur selten noch findet man das Kammersach einstöckig; der über den ebenerdigen Stuben und der Küche gelegene Raum, welcher früher auch noch Heu- und Getreibeboden unter dem Dache war, trägt jetzt noch ein Stockwerk. Der Zugang zu diesem erfolgt durch eine Treppe *k* von der Däle aus, die zu einer Galerie führt, welche vor den zwei oder drei Kammern des Stockwerkes hinläuft. Treppengeländer und Galerie sind oft mit geringen Verzierungen im Geschmack des 17. Jahrhunderts versehen. (Fig. 9.)

An Ein- und Ausgängen besitzt dieses typische Haus zunächst die große Einfahrtsthür (lange dör) *f* auf der Giebelseite, welche aber nicht in der Giebelwand selbst liegt, sondern mehr oder minder tief (bis gegen 3 m) nach



Fig. 7. Die lange dör.  
In der Mitte der dössel, unten die süll, beiderseits in die anschrän einzugreifen.

der Däle zurückweicht, so daß vor ihr ein kleiner freier Raum *g*, vorschüer (Vorscheuer, anderwärts lucht, ütlucht genannt) entsteht. Das große Thor (lange dör) ist stets zwei-flügelig (Fig. 7) und jeder Flügel ist noch einmal geteilt; die beiden Hälften heißen de böwerste und de unnerste, sie können nach Belieben, um Luft und Licht der Däle zu geben, geöffnet werden. Werden die unteren Hälften weit offen gelassen, so wird eine kleine hölzerne Gitterthür vor den Eingang gelegt, diese heißt hake oder hakedör und dient dazu, den Hühnern den Eingang zur Däle zu wehren. Die beiden großen Flügel des Thores stoßen in der Mitte an einem senkrechten Balken, dem dössel, zusammen, welcher beweglich ist und herausgenommen wird, wenn der Erntewagen seinen Einzug hält. Oben stößt der

Dössel in ein Loch des Querbalkens, unten greift er in die Schwelle, süll, ein und zwar nach Art eines Bajonettverschlusses (Fig. 8). Auch die Schwelle ist beweglich und kann nach Bedürfnis entfernt werden, sie greift beiderseits in schräg vorstehende, an den Thorfländern angebrachte, mit einem Schnitt versehene Klöße ein, die anschrän. Der Verschluss der beiden am Dössel zusammenstoßenden Thorhälften erfolgt durch einen vorgesteckten Holzpflock, den stäker.

<sup>1)</sup> Daher kommt es, daß in den meisten Dörfern mit sächsischen Häusern im Braunschweigischen der Ausdruck kiet unbekannt ist; erst von Waggum, Wendeburg, Beverrode an nach den Büttels zu wird er wieder bekannt. Das *e* wird kurz gesprochen (kiet).

Außer dem Hauptthore sind noch zwei kleine seitliche Ausgangsthüren (lütje dören) im hinteren Teile des Hauses vorhanden (Fig. 6, *h h*). Sie liegen stets da, wo die Ställe endigen und das Kammerfach beginnt und führen nach dem Hofraume oder Garten. Auch die Ställe haben meist noch kleine Thüren nach dem Hofe auf der Langseite, durch welche der Mist herausgeschafft wird. Ihr Licht empfangen sie aber von der Däle; selten sind kleine Fensterchen nach der Außenseite hin angebracht. Dagegen haben die



Fig. 8. Ein Schnitt in der Säul für den dössel.

Stuben und die Küche ein oder mehrere niedrige Fenster. Da die Däle ihr Licht fast nur von der großen Eingangsthür empfängt und die beiden kleinen seitlichen Eingangsthüren meist geschlossen, zuweilen überhaupt nicht vorhanden sind, so kommt alles Licht von der ersteren und der Hintergrund der Däle ist gewöhnlich dunkel. Dort ist daher meistens in der Wand, die das Kammerfach abscheidet, eine kleine gemauerte Nische angebracht, in welcher eine Laterne steht. Eine solche Nische ist auf der Abbildung der Welpfer Däle zu sehen (Fig. 8). Vorschrift für diese Nischen ist  $1\frac{1}{2}$  Fuß Breite und 3 Fuß Höhe, nach der landesherrlichen Verordnung vom 10. April 1751.

Gehen wir, von der Däle, dem Haupttraum, aus weiter auf Einzelheiten ein. An einem hellen Sommertage, wenn die Sonne scheint und die Ernte noch nicht eingebracht ist, können wir, auf der Däle stehend, das gewaltige Gebäude bis zur First überschauen. Denn über der Däle zeigen sich die weit voneinander abtiefenden, sich lang durch das ganze Gebäude ziehenden „Balken“, die Träger der eingeernteten Heu- und Getreidevorräte. Damit letztere nicht nach der Däle durchfallen, sind lose auf dieselben Bretter, slöten, aufgelegt, die nach Bedürfnis hin- und hergeschoben werden können<sup>1)</sup>.

Die Ställe zu beiden Seiten der Däle (gewöhnlich links vom Eingange das Rindvieh, rechts die Pferde) sind ursprünglich alle nach der Däle zu offen gewesen. Zwischen den Ständern steckte das Vieh die Köpfe heraus, um das Futter aus den längs der Däle verlaufenden Futterladen zu nehmen. Jetzt sind mannigfache Übergänge des Abschlusses der Ställe gegen die Däle vorhanden: Schiebethüren, niedrigere oder höhere Holzverschläge mit Thüren, oder endlich ganz trennende Mauern aus Ziegeln. Nur noch in wenigen alten Häusern findet man die Ställe nach der Däle zu offen. Vortrefflich waren diese nach der Däle offenen Ställe noch bis 1894 in dem letzten sächsischen Hause des

<sup>1)</sup> Diese nicht festgenagelten slöten oder slöten haben oft Unglücksfälle verursacht, denn tritt auf dem dunklen Boden ein Mensch auf das Ende des Brettes, so schlägt dieses leicht über, der Betreffende stürzt durch die Balken auf die Däle und stürzt zu Tode. „Im Amte Gifhorn allein können solcher Unglücksfälle jährlich im Durchschnitte sechs angenommen werden und schwerlich möchten sich viele Häuser finden, worin nicht seit mehreren Generationen ein solches Unglück sich zugetragen haben sollte.“ (Waterlând. Archiv d. Agr. Hannover, IV, 306, 1821.)





Fig. 9. Däle in Velpke. Haus von 1678, abgerissen 1894. Rechts offener Stall.

Dorfes Velpke bei Vorsfelde zu beobachten, von dem ich hier den Längsschnitt gebe (Fig. 10) sowie eine Ansicht der Däle (Fig. 9).

Das Kammerfach im Hintergrunde des Hauses, jetzt fast durchweg zweistödig, haben wir vorhin schon erwähnt. Gewöhnlich liegt die Küche in der Mitte zwischen zwei Stuben, ein Zeichen, daß sie an die Stelle des einst hier



a.

Fig. 10. Längsschnitt eines Hauses in Velpke von 1678. 1894 abgebrochen; bei a die nach der Däle zu offenen Ställe.

gelegenen freien Herdes getreten ist. Von den Ställen sind oft noch einige kleine Kammern (*i i* in Fig. 6) für Waschraum, Futterschneiden, zum Aufbewahren von Geräten abgetrennt. Eine Regel besteht da nicht, sie liegen hinten oder vorn, je nach Bedürfnis. Oft noch trifft man bei den Ställen die Verschläge, Bußen, für das Gefinde; für die Mägde bei den Kühen; für Knechte und Enten bei den Pferden.

Fast alles Holz, welches zum Aufbau der alten Sachsenhäuser in Ständern und Riegeln verwendet wurde, ist kräftiges, Jahrhunderte überdauerndes Eichenholz, denn Tannen- und Fichtenholz war kaum zu erlangen. Fest und beständig ist das Gefüge des Hauses von den ländlichen Zimmerleuten, oft unter Beihilfe des Bauern hergestellt. Wenn das Strohdach vom Wetter zerfaßt und verbraucht ist, selbst die Ziegel oder das Wellerwerk zerbröckelt sind, dann steht das alte Eichenholzgerüst oft noch kräftig da<sup>1)</sup>. Wo Gemeindewaldung vorhanden war, erhielten die Einwohner das Säul-, Ständer-, Riegel- und Balkenholz von Eiche

<sup>1)</sup> Die Ausfüllung des Fachwerkes ist gewöhnlich mit Ziegeln erfolgt. Als Grundlage des ganzen Baues dienen sehr oft Feldsteine, die zusammengelassenen erraticen Blöcke. Bei Nebengebäuden, den Spielern, Schweineföden u. dergl. findet man noch zuweilen Lehmwände, wobei der Lehm über Latten oder verflochtene Knüppel geschlagen ist, Wellerwerk. Das Holz, welches zu den Unterlagen der Lehm- und Gipsfußböden verwendet wurde, Weller- und Knüppelholz, bezeichnet man als dönnikholt (dönniken = tünchen).

zum Bau im Walde angewiesen. Nach der Flechtorfer Dorfbeschreibung von 1754 war es jedesmal Eichenholz für 8 Spann oder Verbind.

Das Dach. Das Kennzeichnende unserer alten sächsischen Häuser, das sie stets von fern schon erkennen läßt zwischen allen modernen Neubauten, ist das ungeheure, hohe, den ganzen Einheitsbau überdeckende Dach. Bald mehr, bald weniger steil, aber niemals unter 45 Grad erhebt es sich über den an den Längsseiten wenig mehr als maunshohen Wänden. Bei den älteren Häusern ist die Bauart des Daches eine möglichst einfache. Die Sparren sind in die Balken eingezapft und der hânebalken ist die einzige Querverbindung, wie aus den mitgeteilten Durchschnitten erkenntlich. Die Dachdeckung ist aus etwa 35 bis 40 cm dick übereinander liegenden Strohbüscheln (däkschüwen, docken) fest und wasserdicht gefügt und hat mit der Zeit eine fast schwarze Farbe angenommen,

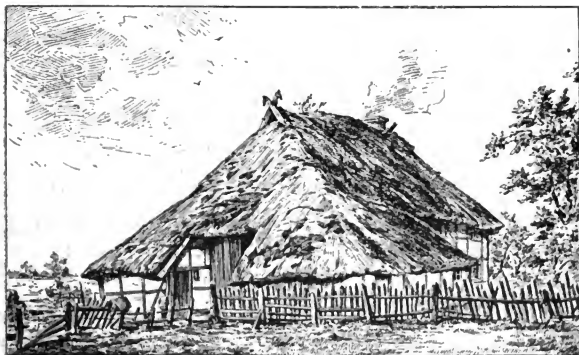


Fig. 11. Sächsisches Haus mit vollem Giebelwalm.  
Nr. 35 in Wendeburg von 1707.

die nur durch angesiedeltes Moos, Graswuchs, Hauswurz u. dergl. Pflanzen unterbrochen wird. Das Decken des Daches mit den däkschüwen beginnt vom unteren Rande an und schreitet nach oben hin bis zur First (fast) vorwärts. Die einzelnen Strohbüschel sind mit wäden, Weidenruten, zusammengebunden und auch mit solchen auf die Dachlatten angebunden, was durch Weihülfe und Anziehen mit einem Knebel erfolgte; sie wurden „anefrälet“; neuerdings verwendet man dazu Nägel, anfangs aus Holz, später aus Eisen.

Alle im Braunschweigischen noch erhaltenen sächsischen Häuser haben an der Vorderseite nicht einen vollen, sogenannten steilen Giebel, der vom Boden bis zur First reicht, sondern einen vollen (Fig. 11) oder halben Walm, d. h. die Strohkappe des Daches reicht wie an den Längsseiten so auch an der Giebelseite

bis auf die Mauern herab und läßt nur den Einschnitt für die Einfahrt (vorschüer) frei, oder der Giebel ist gebrochen und in seiner halben Höhe erst beginnt das zurückweichende Strohdach, einen halben Walm bildend. Die Rückseite des Hauses am Kammerfach zeigt aber, auf späteren Ausbau deutend, meist einen vollen steilen Giebel. Nach unten zu endigen die etwas über die Mauern hervorstehenden Strohdächer in den ösen (oisen) oder dem Ösfall, wie die Traufe heißt.

Wegen ihrer vermeintlichen Feuergefährlichkeit ist man den Strohdächern schon lange zu Leibe gegangen und Verordnungen haben sie untersagt, so die landesherrliche Verordnung vom 10. Juni 1747 mit der Einschränkung, daß nur überall da, wo Ziegeleien in der Nähe sind, Ziegeldächer gebaut werden müssen.

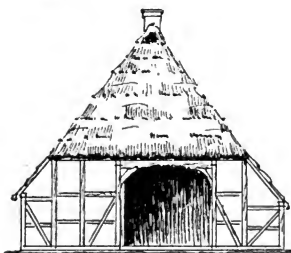


Fig. 12. Vorderansicht.

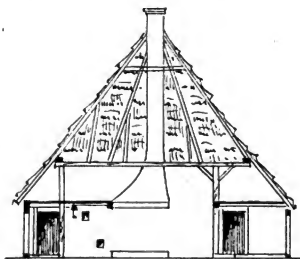


Fig. 13. Querschnitt.

Haus in Neubrück von 1660 (Müller). 1:200.

Der Schornstein und der alte Herd. Nur in seinem hinteren Teil über dem Kammerfach besitzt das Haus einen Schornstein, daß aber einst der Rauch frei durch das ganze Haus von dem offenen Herde aus durch das Thor und ülenlock im Giebel abzog, beweisen noch die tiefgeschwärzten Balken aller alten Häuser. Schornsteine waren nämlich in der Mitte des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus noch eine Seltenheit im Braunschweigischen, namentlich im Gebiete des sächsischen Hauses<sup>1)</sup>, während sie in dem des thüringischen Hauses, gleich den Ziegeldächern, damals schon verhältnismäßig häufiger vorkommen. Die handschriftlichen Dorfbeschreibungen erwähnen bei jedem einzelnen Hause, ob es einen Schornstein hatte oder nicht. Viele Dörfer besaßen einen solchen überhaupt nicht, so Duttonstedt noch 1777. Typisch ist z. B. folgende Beschreibung der Häuser in Houdelage von 1755: „Ein Wohnhaus mit Dreschdehle und Stallung. Im Hause ist kein Schornstein, aber ein Feuerspann. Mit Stroh gedeckt.“ Die alte Herdanlage dagegen war im vorigen Jahrhundert in unseren

<sup>1)</sup> Die landesherrliche Verordnung, welche bei Strafe bei allen Neubauten Schornsteine vorschreibt, datiert vom 8. Oktober 1744.

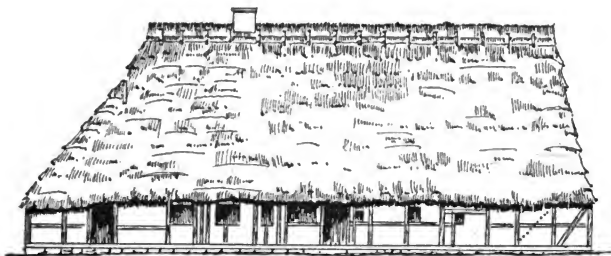


Fig. 14. Seitenansicht.

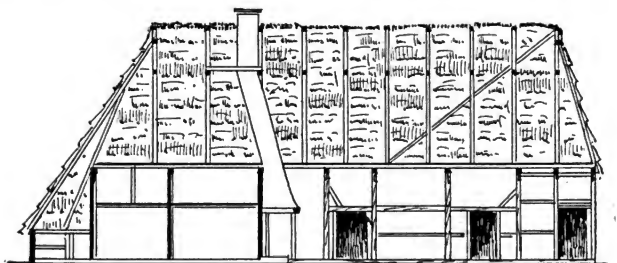


Fig. 15. Längsschnitt.

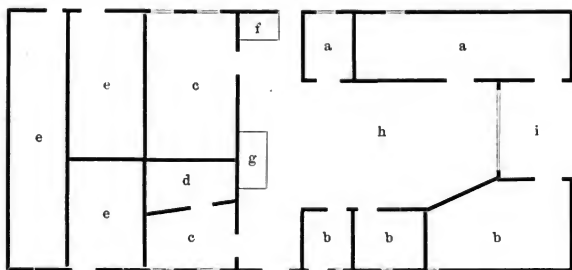


Fig. 16. Grundriß. a Pferdestall. b Kuhstall. c Stuben. d Altoven. e Holz- und Geräteställe. f Buze. g Herd. h Däle. i Vorschuer.

Haus in Neubrück von 1660 (Müller). 1:200.

fächrischen Häusern noch sehr verbreitet. In der Dorfbeschreibung von Waggum aus dem Jahre 1754 heißt es: „Ackermann Kurt Bente hat einen mäßigen Hofraum, worauf das Wohnhaus von 10 Verbind mit einem schlechten Strohdache ohne Schornstein und ohne separater Küche, wie denn in allen Waggenischen Häusern dieselbe auf der Dehlen ist.“

Noch finden wir heute seltene Beispiele bei uns, wo der Herd frei auf der Däle steht, mit oder ohne Schornstein. Ob letzteres im Herzogtum Braunschweig überhaupt noch der Fall, vermag ich nicht zu bestätigen. Aber sofort wenn wir über die Grenze treten, begegnen uns im hannoverschen Kreise Gifhorn derartige primitive Zustände. Im Dorfe Ausbüttel steht der Herd des Gemeindegäuschens (Nr. 2) von 1785 offen auf der Däle, ein Schornstein ist nicht vorhanden, der Rauch zieht durch fensterlose Löcher in der Wand und durch die Thür ab. Über der Herdstelle hat er förmliche Kupferstakitten von 25 bis 30 cm Länge abgesetzt, die auch den Kesselhaken überkleiden.

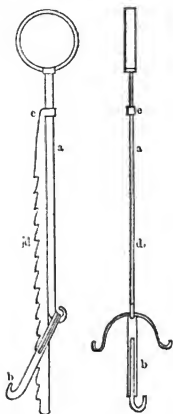


Fig. 17. Der Kesselhaken.

In einem auf einer Querstange über dem Herde laufenden Ringe ist die Stange *a* befestigt, welche an ihrem unteren Ende den Haken *b* trägt. Dieser Haken ist durchbrochen, um die Zahnstange *d* hindurchzulassen, welche außerdem durch die Öse *c* an der Stange *a* beweglich ist. Soll die Lage verändert werden, so wird der Haken *b* aufgeschlupft, um die Zahnstange *d* so weit hindurchzulassen, wie gewünscht wird; alsdann wird an der betreffenden Stelle der Haken *b* wieder heruntergeschlagen, um die feste Verbindung wieder herzustellen.

In Neubrück, Amt Bechelde, steht im Hause Nr. 21 von 1660 (Besitzer Müller) auch der Herd noch an seiner alten Stelle auf der Däle, doch hat er 1860 einen Rauchfang und Schornstein erhalten. Auf ihm wird noch ganz nach alter Weise mit dem Kesselhaken gekocht, da aber der Wind durch die beiden lütjen dören und die lange döer zu sehr „den Weibskleuten unter die Röcke fuhr“, hat der Besitzer eine Mauer vor den Herd ziehen lassen und damit ist der Beginn einer Küche gegeben. Ich gebe dieses belangreiche Haus hier in Seiten- und Vorderansicht, Längs- und Querschnitt und im Grundriß. (Fig. 13 bis 16 a. v. S.) Aus letzterem erkennt man leicht, wie der alte ursprüngliche Bau nur bis zum Herde im Hintergrunde der Däle reichte und wie alles dahinter gelegene

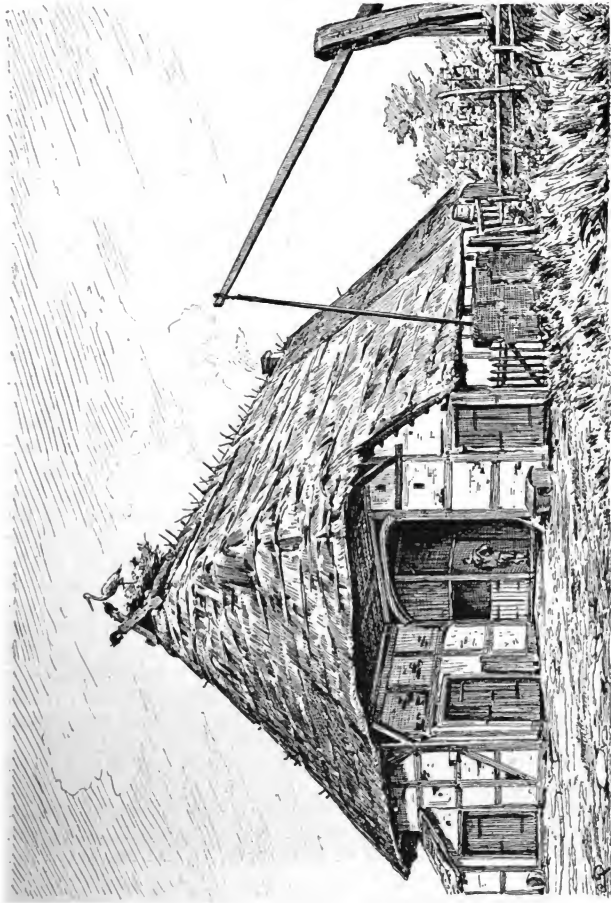


Fig. 18. Sächsisches Haus Nr. 30 von 1664 in Leßpr. (Grundriß Fig. 19.)

späterer Anbau ist. Der vordere Teil aber kommt in seiner Einfachheit der älteren Form des Sachsenhauses sehr nahe. Der Kesselhaken, der auch zu dem alten Hause und Herde gehört, verschwindet mit diesem und weicht modernen eisernen Kochherden, ich gebe darum hier noch die Abbildung und Erläuterung eines solchen. (Fig. 17.)

Der Kesselhaken galt gleichsam als der Kern des alten Hauses und durch seine Berührung wurde bei Verkäufen sinnbildlich Besitz durch den Käufer von dem Hause ergriffen; auch wurde er als Marke in Grenzbeschreibungen aufgeführt, worüber aus dem Lüneburgischen zahlreiche Beispiele vorliegen<sup>1)</sup>. Auch daraus erhellt seine Bedeutung, daß er in das Wappen niedersächsischer Adelsgeschlechter (z. B. v. d. Deden) übergegangen ist.

Abweichende Typen. Das Haus, welches ich hier zu schildern versuchte, ist der gewöhnliche Typus, wie er sich bei uns erhalten hat und nur, je nachdem das Dach einen ganzen oder halben Walm bildet, erscheint es in seinem Äußeren verschieden. Daneben kommen aber noch einige Varianten vor, die zunächst auf die Gestalt der vorschüer sich beziehen.

Eine von der gewöhnlichen Art der vorschüer abweichende Form tritt nämlich in den Dörfern nordöstlich und östlich der Stadt Braunschweig, in den Büttels, nach Fallersleben und dem Hasenwinkel zu, bei älteren Häusern auf.

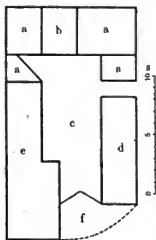


Fig. 19. Haus in Lehre.

Nr. 30. Grundriß.

- a, a Stuben und Kammern.  
b Küche. c Halle. d Kitchfall.  
e Pferdestall. f Vorschüer.

Sie entsteht dadurch, daß die eine Stallseite vor die Giebelwand etwas hervortritt und die andere demgemäß zurückbleibt. Dadurch wird die vorschüer nicht mehr zu einem bloßen Einschnitt in die Giebelseite, sondern nimmt, von der Dachflappe überschattet, etwa zwei Drittel derselben ein, wie dieses die Abbildung (Fig. 18) des Hauses in Lehre nebst dem dazu gehörigen Plane (Fig. 19) zeigen. Es findet sich auch ein späteres Zubauen dieser Art vorschüer, indem der zurückstehende Teil der Ställe vorgezogen wird und nun eine gewöhnliche Art der vorschüer entsteht, welche jetzt bloß in der Mitte einschneidet. Dieses ist z. B. 1779 bei dem schönen Hause Nr. 2 in Ausbüttel (nahe der braunschweigischen Grenze im Kreise Gifhorn) erfolgt, wo nun ein regelmäßiger Giebel mit Halbwalmdach entstanden ist (Tafel III).

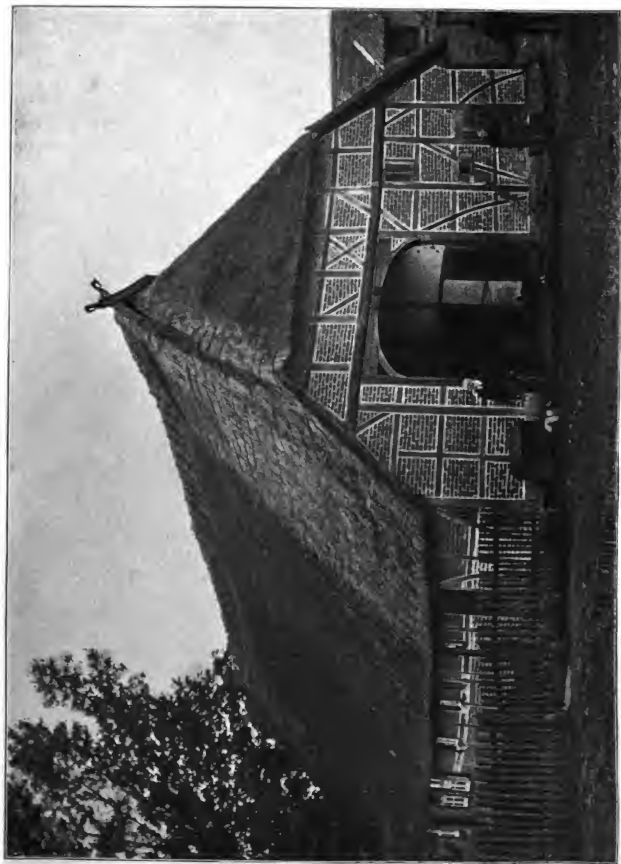
Eine größere Abweichung von dem allgemeinen Grundplan habe ich bei einem Hause gefunden, auf das ich schon früher<sup>2)</sup> aufmerksam machte (Tafel IV). Dieses malerisch gelegene und durch einen reich entwickelten Giebel ausgezeichnete Haus in Glentorf (Nr. 27, Besitzer Warnede) ist nicht datiert, stammt aber aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Es zeigt uns, daß, so sehr

<sup>1)</sup> Internat. Archiv für Ethnographie VIII, S. 247.

<sup>2)</sup> Zeitschrift für Ethnologie 1895, S. 33, nebst Abbildung.



Tafel III.



Sächsisches Haus in Zinsbützel von 1779.  
(Wettiger Stratau.)





Sächsisches Haus Nr. 27 in Ostendorf.  
(Weyher W. arnede.) Grundriß desselben Fig. 20, S. 123.



auch die sächsischen Häuser unserer Gegend traditionell nach einem Muster gebaut wurden, doch auch in früherer Zeit Abweichungen, bedingt durch den Geschmack des Erbauers, nicht ausgeschlossen waren. Bei diesem Wohnhause liegen die Wohnräume nicht hinten, wie sonst allgemein üblich, sondern vorn, der Straße zu, hübsch zweistöckig entwickelt rechts von der Däle (Fig. 20). Wo sonst das Kammerfach sich anschließt, liegen die Fortsetzungen der Ställe, und die Däle ist bis hinten hin durchgeführt, hat aber nur einen schmalen Ausgang, der keineswegs der Breite des Giebelthores entspricht. Seitliche Ausgänge (Lütje dören), die sonst neben dem Kammerfache an den Längsseiten ins Freie führen, fehlen dagegen dem gut erhaltenen, noch fast ganz im ursprünglichen Zustande befindlichen Hause<sup>1)</sup>. In einigen Nachbardörfern sollen ähnliche Typen vorkommen, die ich aber nicht aus eigener Anschauung kenne.

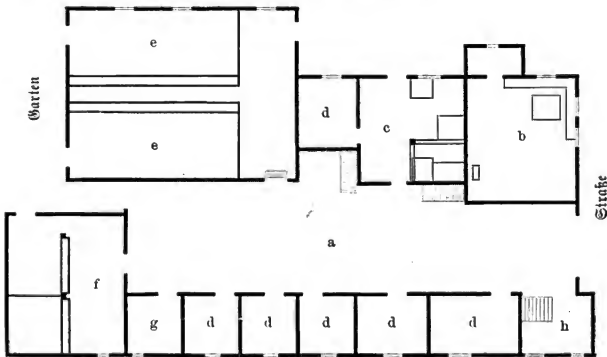


Fig. 20. Haus in Olentorf Nr. 27 (Warnede). Grundriß.

a Däle. b Stube. c Küche. d Kammer. e Stall. f Verdeckell. g Futterammer. h Luchwintel.

Die Größenverhältnisse der sächsischen Häuser, die ja alles, was der Landmann an Raum bedarf, unter einem Dache zusammenfassen, sind ganz ungewöhnliche, wenn man andere Bauernhäuser damit vergleicht. Die größten sind jetzt alle verschwunden; es waren diejenigen der wohlhabenderen Ackerleute, die am ehesten die Mittel zu einem Neubau besaßen; was übrig blieb, gehört schon kleineren Bauten an und erreicht höchstens eine Länge von 20 m.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts werden aber bedeutend längere Häuser erwähnt. Die Dorfbeschreibung von Lehre aus dem Jahre 1754 nennt Nr. 3 „den großen Hof“. Er war 85 Fuß lang (23,8 m), 45 Fuß breit, mit Stroh gedeckt und ohne Schornstein. Häuser von 60 und 70 Fuß Länge werden vielfach in diesem Dorfe angeführt. In Duerenhorst berichtet die Dorfbeschreibung

<sup>1)</sup> Ähnliche Typen bei Henning a. a. O., Fig. 16 und 18 aus Schaumburg und Holstein.

von 1756 vom Hause des Halbspänners Blante: „Es hat 11 Verbind, ist 86½ Fuß lang (24,2 m), 41 Fuß breit, ohne Schornstein und mit Stroh gedeckt.“

Der Giebel. Fast alle die erhaltenen alten sächsischen Häuser im Braunschweigischen stammen aus dem 17. und 18. Jahrhundert; die meisten derselben sind an der Stelle von Gebäuden errichtet worden, die der dreißigjährige Krieg zerstörte. Beim Aufbauen konnte der verarmte Landmann nicht daran denken, sein Heim künstlerisch auszugestalten, ganz abgesehen von der Frage, ob er hierzu den Sinn befehlen hätte. Rührerne Zweckmäßigkeit, einzig Sinn für das Praktische kennzeichnen daher den Bau, und nur an der Giebelseite sind schüchterne Versuche zu einer künstlerischen Verzierung gemacht. Zunächst bei den Barnsteinen, die nicht immer einfach horizontal gelegt sind, sondern zuweilen Muster bilden, die sich zu geometrischen Figuren ausbilden. Öfter finden wir sie in

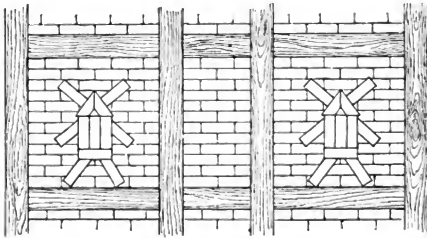


Fig. 22. Barnsteinsetzung, Wendschott.

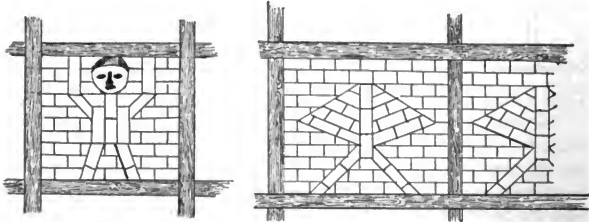


Fig. 23. Barnsteinsetzung, Rötgesbüttel.

Fig. 21. Barnsteinsetzung, Rötgesbüttel.

der Form von Bäumen (Fig. 21), hier und da als Windmühlen (Fig. 22), auch sind menschliche Figuren versucht worden (Fig. 23).

Die Überlieferung schweigt über diese Figuren, wenigstens habe ich stets nur die Auskunft erhalten, daß es sich um Zierat handle. Nur an den älteren Häusern finden sich diese Backsteinsetzungen, am häufigsten in den Bütteln. Am meisten ist die baumartige oder als Strauch mit einem Stiel erscheinende Figur vertreten und diese stimmt ziemlich genau überein mit derjenigen, die anderweitig (bei

Hamburg, Lübeck, Holstein, Lauenburg, angrenzende Teile von Hannover, Mecklenburg) als Donnerbesen bezeichnet wird. Die verzifchten, besenartigen Gebilde, die sich bei Kiefern und Fichten finden, werden vom Volke als Donner- oder Hegenbesen bezeichnet. Man steckte diese eigentümlich gestalteten Zweige auf den Giebel des Hauses, um es gegen Blitz- und Feuergefähr zu schützen und ahmte sie im Rohziegelbau der Giebelfelder der bezeichneten Gegenden nach. Die braunschweigischen Gebilde dieser Art (z. B. in Waggun) stimmen mit den aus dem nördlicheren Gebiete sehr überein, nur sind letztere aus einem Stiele hervorgegangen, während unsere meistens auf einem Paar Stelzen stehen. Für den Zusammenhang beider Formen wäre das Gebiet zwischen Aller und unterer Elbe zu erforschen<sup>1)</sup>.

Am meisten Sorgfalt ist auf die Querbalken der Giebelseite verwendet. Der über dem Thore liegende Hauptbalken trägt gewöhnlich den Hauspruch, Namen des Erbauers und Jahreszahl der Erbauung. Bei einem Hause in Bortfeld von 1724 (Fig. 29) zeichnen sich die Verschalungen im Giebel durch eine fortlaufende Reihe aufgemalter Figuren von Tannenbäumen, Pflanzen u. dergl. aus. Profilierungen und Kerbschnitte an den Balken und Thüren sind nicht häufig, wie denn die kräftigen geschwärzten Eisenständer und Kiegel flach, so, wie sie aus der Hand des Zimmermanns kamen, geblieben sind. Hier und da zeigen die Thürständer ein wenig Schnitzerei und bei dem erwähnten Hause in Glentorf (Tafel IV), welches aber in vieler Beziehung eine Ausnahme unter den sächsischen Häusern Braunschweigs bildet, tritt der obere Teil des Giebels unter dem Halbwalmdache über den unteren hervor und ruht auf den vortragenden Balken, welche von hübsch profilierten Konsolen getragen werden — ähnlich wie bei den Holzhäusern der Stadt Braunschweig, die hier wohl nicht ohne Einfluß geblieben sind. Die Galerie vor dem ersten Stode des Kammerfaches und die von der Däle aus zu dieser hinaufführende Treppe zeigen auch oft gering verziertes Geländer, wie dieses aus der Abbildung der Däle in Welpfe (Fig. 9, S. 115) ersichtlich ist.

Die Pferdeköpfe. Der wesentlichste, oft der einzige Schmuck unserer alten niederländischen Häuser, sofern sie noch Strohdächer besitzen, sind die charakteristischen gekreuzten Pferdeköpfe am Giebel, sowohl hinten wie vorn, welche aber nicht bloß Schmuck sind, sondern konstruktiv zum Bau gehören<sup>2)</sup>. An den Giebeln der steilen Dächer tritt die Lage der Strohbündel (schäwen, docken), aus welchen das Dach besteht, zu Tage und steht meistens noch 30 bis 40 cm vor der Giebelwand ins Freie. Diese äußersten Kanten der Strohabdachung nun sind, da sie leicht vom Winde gefaßt werden, einer baldigen Zerflörung ausgesetzt. Man bringt daher vor den vortretenden Kanten der

<sup>1)</sup> Von den architektonischen Donnerbesen handelt E. Friedel in „Möllen und Tüll Eulenpiegel“ (in der Berliner Zeitschrift „Der Vär“ 1894) und im Monatsblatte der „Brandenburgia“ (Januar 1896).

<sup>2)</sup> Vergl. hierüber Simon, Die Pferdeköpfe an den Giebeln der niederdeutschen Bauernhäuser. Zeitschr. d. histor. Ver. für Niederachsen, 1880, S. 201.

Strohlagen an der Giebelspitze Schutzbretter an, welche so breit sein müssen, als die Strohbedachung dick ist, etwa 30 cm. Diese Schutzbretter heißen bei uns windbrä'er, auch windberge, weil sie vor dem Winde und seinen Einwirkungen schützen, vor ihm bergen — gerade so wie in der Altmark<sup>1)</sup>. Außer diesen Namen tritt in den Dörfern nördlich von der Stadt Braunschweig und dann weiterhin in den Bütteln der Ausdruck kraienstaul, Krähenstuhl, für die Pferdeköpfe auf, weil die Krähen dort gern sich niedersetzen. Die Befestigung der Windbretter in die Lagen des Strohes wird entweder durch lange durchgesteckte Holznägel bewirkt, oder sie haben kleine Ausschnitte, welche in die vortretenden Dachlatten eingepaßt sind. Damit nun diese Windbretter, welche

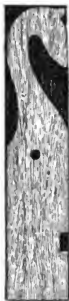


Fig. 24. Silhouette des Pferdekopfes.



Fig. 28. Aus Elper Nr. 59 (Altmark).

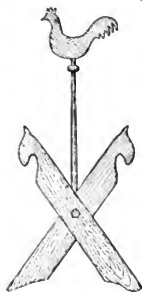


Fig. 26. Aus Höttingen.

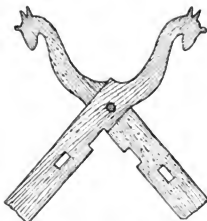


Fig. 25. Aus Parfau.



Fig. 27. Aus Danndorf Nr. 55 (c. 1700).

durchlocht sind, nicht aufspalten, ließ man sie am First kreuzweise übereinander vorstehen und in diese vorstehenden Enden sind nun durch sehr einfache Arbeit mit der Säge die Pferdeköpfe silhouettenartig eingeschnitten. Dabei hielt man sich, wie die Figur 24 zeigt, an die Breite des Brettes. So findet sich das

<sup>1)</sup> Danneil, Altmark. Wörterbuch, S. 280.



Ornament nur bei den alten Strohdächern, niemals aber bei den Ziegeldächern, die an deren Stelle traten, da bei letzteren das konstruktive Bedürfnis fortfiel.

Die Formen der Pferdeköpfe wechseln. Im allgemeinen aber sollen sie stets einen richtigen Pferdekopf vorstellen. Es kommen aber nicht bloß bei uns, sondern auch in anderen niedersächsischen Landschaften, abweichende Formen vor, die man eifrig gesammelt und abgebildet hat. Ich glaube nicht, daß diesen abweichenden Formen eine allzu große und tiefe Bedeutung beizumessen und daraus womöglich ethnographische Schlüsse, z. B. fremde Abkunft der Bewohner, die unter diesen Pferdeköpfen wohnen, abgeleitet werden dürfen; ich bin vielmehr der Ansicht, daß der individuelle Geschmack des Zimmermanns hier das meiste gethan hat. Oft ist auch ein solcher Giebelschmuck mißrathen und es sind da sonderbare Gebilde entstanden, deren zoologische Deutung schwer fällt. Selbst in ein und demselben Dorfe kommen verschieden gestaltete „Pferdeköpfe“ vor. Das zeigt sogar unser kleines Gebiet. Der normale Pferdekopf ist bald ohne, bald mit Zügel dargestellt; letzteres z. B. in den Dörfern Warmenau, Kästorf, Tiddische, oder er hat als Schmuck noch einen Strauß (oder Hörner) aufgesetzt erhalten, wie in Parsau (Fig. 25); in Hoitlingen (Fig. 26) fand ich über den Pferdeköpfen noch einen Hahn auf einer Stange angebracht, der wohl als christliches Symbol aufzufassen ist und nach Analogie der Hähne auf den Kirchtürmen dorthin gestellt wurde<sup>1)</sup>. In Daundorf, dessen Nachbardörfer die normalen Pferdeköpfe am Giebel führen, besaßen die Häuser früher alle Vogelköpfe als Schmuck; im Jahre 1895 war aber nur noch ein einziges Giebelzeichen dieser Art vorhanden (Fig. 27). Wunderbare Gebilde endlich zeigt der Giebelschmuck des letzten strohgedeckten Brinkfischerhäuschens in Elper (Fig. 28). Zimmermanns- oder Tischlerlaune spricht aus vielen dieser Gebilde, die doch nur 200 Jahre oder wenig mehr alt sind. Damals aber, in der Zeit des dreißigjährigen Krieges, als sie aus den Brettern ausgeschnitten wurden, war sicher eine etwaige Tradition von der ursprünglichen Bedeutung der Pferdeköpfe schon verloren, so daß man sich an eine solche nicht zu halten brauchte und leicht Abweichungen von dem Herkömmlichen erjann. Das aber ist ständig bei den Pferdeköpfen in unserem Lande, daß sie nach außen schauend aufgefaßt sind, niemals nach innen, wie im Lüneburgischen.

Deutung der Pferdeköpfe. Wo der sächsische Stamm das Haus nach seiner Art gebaut hat, vom Rhein bis an die Elbe und darüber hinaus in der Mark, Mecklenburg, Holstein, Pommern, tritt der Pferdekopf als Giebelschmuck auf und er ist auch zu den benachbarten Wenden und Litauern übergegangen. Er fehlt aber bei den nördlich angrenzenden Friesen und Dänen.

In einem geschlossenen Gebiete, das von einem Stamme, dem sächsischen,

<sup>1)</sup> Der Hahn auf den Kirchen soll den Heiland andeuten (Wolfgang Menzel, *Christliche Symbolik* I, S. 366). Zu erinnern ist auch daran, daß Hoitlingen zu den wendischen Dörfern gehört und daß man im benachbarten hannoverschen Wendlande früher sogenannte Kronenbäume errichtete mit dem Kreuze und dem Hähne darüber. (Henning, *Das hannoversche Wendland*, S. 74.)

bewohnt wird, auftretend, ist dieser Siebelschmuck auch als ein Stammeszeichen aufzufassen und wenn er ähnlich hier und da an der Wolga oder in den Alpen, bei ganz anderen Völkern und mit einer ganz abweichenden Bauart verknüpft vereinzelt vorkommt, so ist doch ein innerer Zusammenhang und eine Verwechselung mit unseren Pferdeköpfen ausgeschlossen.

Der Sachsenstamm in seinem alten Gebiete, sein Einheitshaus und der Siebelschmuck der Pferdeköpfe, sie gehören untrennbar zusammen, und da erscheint denn die oft wiederholte Ansicht, daß die Pferdeköpfe auf ein heiliges Roß der Sachsen hindeuten, nicht ohne Begründung und annehmbar, wenn auch ein strenger Beweis dafür nicht erbracht werden kann: *Equi candidi et nullo mortali contacti* waren (Tac. Germ. X) den alten Germanen heilig. Berühmter Männer Roß wurde mit diesen auf dem Scheiterhaufen verbrannt (Tac. Germ. XXVII). Pferdeopfer waren im germanischen Altertum ein häufiger Brauch. Worauf deuten die vielen Hingstbarge, Roßberge, Schimmelberge in der von der Flugschar unberührten Lüneburger Heide? Auf den Kultus des Pferdes bei Sachsen und Varden?¹).

Vielfach ist die Ansicht ausgesprochen worden, daß die Siebelzier der Pferdeköpfe mit dem „altsächsischen Stammeswappen“, dem Pferde, zusammenhänge, wie es im Wappen von Braunschweig, Hannover und Westfalen geführt wird. Die Ansicht hat viel Ansprechendes, erscheint aber nicht begründet.

In den älteren in Siegeln vorhandenen Wappen des welfischen Hauses erscheinen der Löwe und die Leoparden. Erst nach der Mitte des 14. Jahrhunderts tritt plötzlich in allen Linien des alten Hauses Braunschweig völlig unaufgeklärt das Pferd in der Helmzier auf und daneben zeitweilig auch im Schilde. Nur eine Vermutung ist es, wenn angenommen wurde, daß dieses als eine Erinnerung an die Führer der ausgewanderten Angelsachsen, Hengist und Horsa, gesehen sei. Das Pferd ist erst im 17. Jahrhundert zum Hauptwappenbilde des welfischen Hauses und damit zum Wappen von Braunschweig und Hannover geworden²). Auf älteren Münzen kommt das Pferd nicht vor³). Von 1649 an erscheint es auf den Münzen der Lüneburger, von 1690 auf denen der Wolfenbüttler Linie, auf den eisernen Ofenplatten unseres Landes seit 1650.

Neben der Ansicht, daß wir es mit einem Stammes- oder Wappenzeichen der Sachsen bei den Pferdeköpfen zu thun haben, läßt sich aber eine zweite hören. Durch das germanische Altertum geht die Sitte, den Kopf geopfelter Pferde als sogenannte Reibstange zu errichten, d. h. man steckte das Kopfhaupt auf einen Pfahl, richtete ihn nach der Gegend, von der man Feinde erwartete und wählte diese dadurch abzuhalten⁴). Derartige Vorstellungen haben sich bis über die Reformationzeit hinaus erhalten, wie noch 1584 der Schädel einer

¹) v. Hammerstein-Loxten, Vardengau, S. 564.

²) H. Grote, Geschichte der welfischen Stammwappen. Leipzig 1863, S. 49 ff.

³) Eine Ausnahme bildet der Brillenthaler des Herzogs Julius von 1588.

⁴) Grimm, D. M. 379.

Stute auf eine Stange gesteckt als Mittel, um Ratten und Raupe zu vertreiben, in Deutschland angewendet wurde<sup>1)</sup>. Der Gedanke lag nun nahe, die abwehrende Eigenschaft, die dem Kopfhaupte innewohnte, gegenüber Feinden, menschlicher oder dämonischer Art, zu verwenden, indem man die natürlichen Häupter der geopferten Pferde am eigenen Hause anbrachte. An die Stelle der natürlichen Schädel traten dann künstliche Nachbildungen, die am Giebel, dem hervorragendsten Teile des Hauses, aufgesteckt, allmählich bloß als Hauszschmuck angesehen wurden, da der tiefere, innere Sinn mit der Länge der Zeit verloren ging. So entstanden nach dieser Ansicht unsere Pferdeköpfe auf den sächsischen Bauernhäusern. Warum aber sollten nur die Sachsen und nicht andere Germanen sie so benutzt haben?

Endlich wollen wir bei der Deutung noch dem nüchtern denkenden Architekten das Wort lassen. Simon<sup>2)</sup> begnügt sich mit der Erklärung, daß unsere Pferdeköpfe einfach als Verzierungen der Windbretter aufzufassen seien, die nach oben hin nicht stumpf und unfertig bleiben konnten, sondern weiter ausgestaltet werden mußten, wobei der Landmann auf das bei ihm beliebteste Tier, das Pferd, verfiel. Damit ist aber keineswegs das Vorkommen der Pferdeköpfe in so auffälliger Weise im ganzen Gebiete des Sachsenstammes erklärt, und was den Sachsen in diesem Falle recht ist, ist anderen billig. Andere Stämme kennen aber diese Art der Windbretterauszschmückung nicht. Jedenfalls haben die ersten beiden Deutungen, als Stammeszeichen der Sachsen und als schützendes, Unheil wehrendes Symbol für die Pferdeköpfe mehr Wahrscheinlichkeit<sup>3)</sup>.

Das Ulenlock. Noch sind zwei mit dem Giebel zusammenhängende Dinge zu erwähnen. Bei den meisten alten Häusern mit Strohdächern zeigt sich nämlich zwischen Walm und First unter den Windbrettern ein kleines, nicht geschlossenes, sondern offenes Dreieck, das wohl ursprünglich dadurch entstanden ist, daß in dieser scharfen Spitze die Strohbedachung des Walms und der Dachflächen nicht leicht gut aneinandergesügt werden konnten. Diese Öffnung nun führt bei uns die Bezeichnung *ülenlock*, anderwärts *ülenflucht*. Sie dient dazu, den weiten Banerraum etwas zu erhellen und führte auch in früheren schornsteinlosen Zeiten wohl Rauch ab. Da hier die Hauseulen verkehrten, so erklärt sich der Name.

Zweitens. Die vier Bretter, welche ich unter dem Danndorfer Giebelzschmuck (Fig. 27) abgebildet habe und die nach ihrem Zwecke einfache Befestigungsmittel der Strohbindel sind und häufiger bei uns vorkommen, z. B. in Glentorf am Hause des Vorsetzers Franke, erscheinen von besonderem Belange für die Zeitbestimmung dieser Art von Befestigung. Das Verdienst, dieses nach-

1) R. Andree, *Ethnographische Parallelen*, Stuttgart 1878, S. 128, wo die gleiche Vorstellung von der alles Übele abwendenden Macht der Pferde- und anderen Tierköpfe bei Südslaven, Letten und verschiedenen Naturvölkern nachgewiesen ist.

2) *Zeitschr. d. histor. Vereins für Niedersachsen* 1880, S. 213.

3) Es giebt noch weitgehende mythologische Deutungen der Pferdeköpfe, die mir als unnützer Ballast erscheinen und hier ganz übergangen werden.

gewiesen zu haben, gebührt R. Birchow, der die ganz gleiche Vorrichtung bei den italienischen Hausurnen gezeigt hat<sup>1)</sup>. Bei letzteren findet sich nicht nur das Rauchloch, sondern auch das Walmdach, und an der Spitze desselben ein dreieckiger Aufschnitt, über welchem in der Regel drei, zuweilen mehr senkrecht oder etwas schräg gestellte Klöße herabhängen. „Diese an den Hausurnen selbst nicht ganz leicht zu deutende Anordnung erweist sich an unseren wirklichen Häusern als eine sehr praktische Einrichtung; es sind hölzerne Klöße, gelegentlich auch nur Strohwiepen, welche zum Festhalten des Strohes oder Kofres unter dem Rauchloch bestimmt sind. In den Hausurnen haben wir demnach die ältesten Zeugnisse für diese primitive Einrichtung gefunden, und da sie, wie ich in meinem akademischen Vortrag über die Zeitbestimmung der italienischen und deutschen Hausurnen nachgewiesen habe, bis in die protoetruskische Zeit zurückreichen, ist zugleich der Beweis für ein sehr hohes Alter und für eine sehr weite Verbreitung gewonnen.“

An eine Entlehnung von den Protoetruskern bei unseren sächsischen Bauernhäusern braucht bei dieser Feststellung Birchows selbstverständlich nicht gedacht zu werden; man ist hier wie da auf die gleich praktische Einrichtung verfallen. Bei den deutschen Hausurnen finden sich übrigens diese Schutzbretter nicht, und es ist niemals ein unmittelbarer Zusammenhang der italienischen und deutschen Hausurnen erwiesen worden, letztere gehören auch nicht so alter Zeit wie die italienischen an, sondern stammen, wie M. Weigel nachgewiesen hat, aus der Zeit vom sechsten bis ersten Jahrhundert vor Christus<sup>2)</sup>.

Der Untergang des sächsischen Hauses. Schon im vorstehenden sind einige Ursachen angeführt worden, welche den Untergang des sächsischen Hauses bedingen, der in der Gegenwart sich nicht mehr aufhalten läßt. Freilich bietet es auch viele Vorzüge vor anderen Bauarten, die wir nicht verkennen wollen, welche aber nicht genügen, um dem fortschreitenden Untergange Einhalt zu gebieten. Justus Möser († 1794 zu Osnabrück) hat sie in seinen patriotischen Phantasieen alle aufgeführt und namentlich hervorgehoben, wie die Hausfrau von der Herdstelle aus das ganze Haus, Vieh und Gesinde mit einem Blicke zu übersehen vermag, was bei getrennten Räumlichkeiten nicht möglich. Auch unser gelehrter und geistreicher Landsmann Karl Rhamm hat dieses nicht ohne Glück, wenn auch mehr mit dem Herzen als mit dem Verstande gethan<sup>3)</sup>. Während nun Möser das begeisterte Loblied des sächsischen Hauses gefungen

<sup>1)</sup> Verhandlungen der Berliner Anthropol. Ges. 1886, S. 428 u. 1890, S. 556.

<sup>2)</sup> Weigel, Die Zeitbestimmung der deutschen Hausurnen. Globus, Band 61, S. 113 (1892).

<sup>3)</sup> In seiner ausgezeichneten Schrift: Dorf und Bauernhof im altdeutschen Lande, wie sie sind und wie sie sein werden. Leipzig 1890. Es ist dieses eine der vorzüglichsten Schriften, die wir über deutsche Dörfer und Bauernhöfe besitzen, der Niedererschlag einer großen Belesenheit und fleißiger Forschung. Tief zu bedauern ist es, daß der Verfasser in Folge eines Augenleidens bisher verhindert war, sein großes Wissen in einem gelehrten Specialwerke niederzulegen.

hat, gab es schon früher Männer, welche auf die Nachteile desselben hinwiesen und namentlich die mangelhafte Reinlichkeit in Folge des Zusammenseins von Vieh und Menschen unter einem Dache betonten. Im Jahre 1786 schrieb sogar die königliche Societät der Wissenschaften zu Göttingen eine Preisfrage aus: „Welches sind die besten Mittel, wodurch auf den Dörfern in Niedersachsen eine der Lebensart der Landente gemäße Reinlichkeit eingeführt werden kann?“ Nikolaus Beckmann wurde der Preis zuerkannt und seine Schrift<sup>1)</sup>, welche meist auf die Behausungen unserer Heidebauern Rücksicht nimmt, enthält Schilderungen, welche eine ziemlich rückständige und unsaubere Lebensweise in den alten Sachsenhäusern vor hundert Jahren greifbar vor Augen führen. Er verlangt damals schon andere Bauweise. „Man betrachte die Häuser nur so inwendig als auswendig. Mehr fürs Vieh als für die Menschen darin ist ihre Einrichtung; auch steht der Landmann, besonders in Niedersachsen, dem Vieh bei jeder Gelegenheit gar zu gerne nach. Nicht Frau noch Kind, nicht Land noch Sand nennt er Hab und Gut, wohl aber sein Vieh. Und dieses, sein sogenanntes „Gut“ verloren, alles verloren.“ Jetzt nähme noch der Bauer Kälber, Schweine, Ferkel und Federvieh „fogar mit hinter seinen Ofen“, das Haus sei vom Mist „wie eingedeicht“, keinen Fuß vermöge der Landmann vor die Thür zu thun, ohne nicht in Sumpf und Mist zu geraten, es sei dunkel in den alten Häusern, denn die Fenster seien sehr klein, der Milchvorrat werde den ganzen Winter hindurch in den unsauberen, warmen Stuben gehalten, wo die übelsten Gerüche herrschen. Regne es stark, so fließe der Regen in die Lehmdiele herein und weiche diese zu einem Sumpfe auf, ja dieser Sumpf dringe in die Wohnung hinter die Diele, da auch dort der Fußboden oft genug aus Lehm bestehe. Abtritte seien nicht vorhanden. Schornsteine fehlen auch fast überall und der Rauch zieh durch das ganze Haus. „Nächst dem Schornsteinfegerschmutze vom Brande des Kienholzes im Gellischen, besonders in der sogenannten Heidmark, wobei die Einwohner als Cyclophen selbst erscheinen, ist wohl nicht leicht etwas, das die Unsauberkeit unserer Bauern, wenigstens bei winterlangen Abenden, mehr mit unterhält, als das Brennen des bisher gewöhnlichen Erhanses in einem von Menschen, auch Vieh vollgepfropften kleinen und niedrigen Loch, das sie Stube nennen, und dessen stinkendem Ofen sich alles mit Händen und Füßen zudrängt. Krankheitsdrohende Wolken vom schlechtesten Tabak, Branntwein, allen möglichen, so alten als neuen Nahrungsmitteln und übrigen Gerüchen und ins unendliche wiederholten Ausdünstungen von Menschen und Vieh ziehen bis zum Ersticken in einem solchen allenthalben sorgsam verammelten Gefängnisse umher und suchen vergeblich anderswo unterzukommen, als in den Lungen der Menschen und Tiere.“

Heute hat das sächsische Haus schon umfangreiche Gebietsverluste zu beklagen, seine Grenze ist stark aufgelockert und in Dörfern, wo es früher allein

<sup>1)</sup> Abgedruckt in den Gelehrten Beiträgen zu den Braunschweigischen Anzeigen, 23. September 1786 ff.

herrschte, findet man oft nur ein einziges Haus noch, das davon Kunde giebt, wie hier einst das urtümlichste der deutschen Gebäude sich ausbreitete. Aber nicht nur an der Grenze, sondern auch im Innern des ganzen Gebietes, welches das sächsische Haus einnimmt, vom Rhein bis in den deutschen Osten, geht der zersetzende Prozeß vor sich, namentlich in der Nachbarschaft der größeren Orte und an den Eisenbahnen, wo oft städtische Bauformen an die Stelle der alten Bauernhäuser treten. Und diese Umwandlung schreitet unter unseren Augen mit außerordentlicher Schnelligkeit vor, so daß in absehbarer Zeit typische sächsische Bauernhäuser eine Seltenheit werden müssen. Es wird nicht allzulange mehr dauern, bis das jetzt noch zusammenhängende Gebiet des sächsischen Hauses kein geographisch geschlossenes Ganzes mehr bildet, sondern nur eine Anzahl Inselbrocken — in Westfalen, Oldenburg, dem Lüneburgischen u. s. w. —, als keine Reste verblieben sind, während Bauten im städtischen oder oberdeutschen Stile an die Stelle des Verlorenen treten.

Fragen wir nach den Ursachen, welche diese Verluste bedingen, so zeigt sich klar, daß das alte sächsische Haus den heutigen Bedürfnissen der Ansassen und der Landwirtschaft nicht mehr entspricht. Die durch die Separation wesentlich mit beförderte Einführung der Stallfütterung hat auf die Steigerung der Korn-erträge mit eingewirkt, so daß die bisherigen Räume für Unterbringung der ganzen Ernte nicht mehr ausreichten. Daher An- und Umbauten, um mehr Raum für das Vieh und für die Ernte zu erhalten (Fig. 29). Der Bauer von heute ist ein anderer, ein wohlhabenderer, mit den Bedürfnissen der Kultur und des Luxus vertrauter geworden. Da mag er nicht mehr mit dem Vieh unter einem Dache leben, in den paar engen Stübchen, die hinter dem Flet abgetrennt worden sind. Er braucht schon eine „gute Stube“, womöglich mit einem Piano; er trennt sich vom Gesinde, das auch bessere Räume verlangt, als sie das sächsische Haus bieten kann. Mehr und mehr übernehmen Maschinen in der Landwirtschaft die Arbeit und dreschen vielfach schon auf dem Felde das Korn; da wird die weite Däle, die den größten Teil des sächsischen Hauses umfaßt, unnötig. Ohnehin war schon immer an den alten Häusern geflickt und abgeändert worden. Die Baupolizei verbietet die Strohdächer; ist daher am Dache eine Ausbesserung nötig, dann kommen Ziegel in Anwendung; man findet jetzt Dächer, die halb noch mit dem alten Stroh, halb mit Ziegeln gedeckt sind; betrifft die Reparatur mit Ziegeln den Giebel, so fallen die alten, konstruktiv zum Strohdache gehörigen Windbretter mit den Pferdeköpfen weg. Zimmer weiter gehen die Änderungen an dem alten Einheitskörper. Stuben und Küche hinten am Flet waren schon lange abgetrennt oder „abgebaut“, wie man bei uns jagt; die Ställe zu beiden Seiten an der Däle, von der aus man das Vieh fütterte, waren durch Scheidewände von jener gesondert worden. Jede Änderung zog eine andere nach sich; die Hauptausgänge liegen dann hinten auf der Langseite, nicht mehr vorn am Giebel; Stuben und Ställchen werden angebaut und das Ganze, nun eine Mißform, war nichts Rechtes, entsprach nicht mehr den Bedürfnissen. So drängte sich von selbst der oberdeutsche Bau,



Fig. 29. Umgebautes sächsisches Haus in Dorfich von 1724.  
(Ziegelbau statt des alten Strohdaches, Erweiterung der Ställe durch kritische Anbauten.)

als der praktikablere, auf, wenn man nicht gleich vorzog, ein Haus im städtischen Stile, nach dem Vorbilde der Gutsbesitzer zu bauen, neben dem sich große Wirtschaftsgebäude erheben. Da, wo der Kampf zwischen den verschiedenen Häusertypen stattfindet, zeigen sich jetzt dreierlei Formen oft dicht nebeneinander: 1. das alte, mehr und mehr verschwindende sächsische Haus; 2. eine Mischform aus diesem und dem oberdeutschen Hause, die dadurch gekennzeichnet ist, daß die Giebelseite nicht mehr Hauptseite bleibt, sondern die Längsseite an deren Stelle tritt. Die große Einfahrtsthür unter dem Giebel wird für die Bewohner entbehrlich, die Nebenthüren der Längsseite werden Hauptthüren und tragen jetzt die sonst an der Giebelseite stehende Hausnummer; das Flet wird zur Flur, von der aus man einerseits zur Wohnung gelangt, die aus dem vergrößerten „Kammerfach“ sich herausbildete, andererseits zu den Ställen und der zusammengekrumpften Dale. 3. Das siegreich vordringende oberdeutsche Haus mit seinen gesonderten Wohnräumen, Ställen u. s. w. und daneben die städtische Villa und das Arbeiterhaus.

So erfolgt die Auflösung der Grenze des sächsischen Hauses durch Vordringen der oberdeutschen und städtischer Bauten.

Die Grenze zwischen dem sächsischen und oberdeutschen Hause im Braunschweigischen. Es ist in volkstümlicher und auch geschichtlicher Beziehung von Wichtigkeit, die genaue Grenze kennen zu lernen, bis zu der das alte Sachsenhaus sich verbreitet hat. Sie fällt im Norden mit der Abgrenzung gegen die Friesen und Sachsen, im Süden mit der Grenze gegen mitteldeutsche Stämme zusammen, in deren Gebiet der Sachse teilweise (wie im nördlichen Thüringen) erobernd eingriff. Sein ursprüngliches Gebiet aber hörte mit jener Grenze auf, die bis zu unseren Tagen von der Südgrenze des sächsischen Hauses bezeichnet wird, wo er erobernd darüber hinausging, auf altthüringischen Boden gelangte, da tritt uns auch heute noch eine andere Bauart entgegen. Leider aber ist, wiewohl wir die Ausdehnung des Sachsenhauses in großen Umrissen kennen, eine schärfere Grenzbestimmung desselben noch nicht allenthalben durchgeführt, wiewohl es dazu höchste Zeit ist, da die alten Häuser hinwegschmelzen. Diese Bestimmung aber ist von Wichtigkeit, weil, wie schon Birchow hervorgehoben<sup>1)</sup>, „das sächsische Haus als ein brauchbares Zeichen der Stammesangehörigkeit sich immer weiter in die östlichen Koloniegebiete des nördlichen Deutschlands hat nachweisen lassen“.

In den zusammenfassenden Werken über das deutsche Haus stehen nur ziemlich unbestimmte Mitteilungen über Ausdehnung und Begrenzung des Sachsenhauses. August Meitzen<sup>2)</sup> giebt die Abgrenzung nur in großen allgemeinen Zügen, Rudolf Henning<sup>3)</sup> desgleichen und mit fast denselben Worten wie Meitzen.

<sup>1)</sup> Verhandl. d. Berliner Anthropol. Ges. 1890, S. 564.

<sup>2)</sup> Das deutsche Haus. Verhandlungen des ersten deutschen Geographentages 1881, S. 67.

<sup>3)</sup> Das deutsche Haus. Straßburg 1882, S. 9.



Bei neueren finden sich oft noch weniger eingehende und irreführende Angaben<sup>1)</sup>. Außer in manchen Einzelschriften, die bei Henning angeführt sind, läßt sich vieles über die Grenzen bei Landau zusammenstellen<sup>2)</sup>. Für seine Ausdehnung im östlichen Pommern bei Greifenberg und Köslin sind neuerdings Zeugnisse gewonnen worden<sup>3)</sup>.

Solche Angaben genügen nicht und die Einzelforschung hat nun Platz zu greifen, um heute, solange es möglich ist, das vorhandene Inventar des sächsischen Hauses festzustellen.

Mit der Grenze der niederdeutschen Sprache fällt die sächsische Hausgrenze nicht zusammen, erstere<sup>4)</sup> liegt durchschnittlich südlicher. Auch nicht mit den Grenzen des Sachsenlandes stimmt sie überein, wenigstens nicht im Südosten, wo die Sachsen erobernd in die thüringischen Lande eingriffen. Eine genaue, von Dorf zu Dorf vorgehende Abgrenzung des sächsischen Hauses gegen das oberdeutsche, die Darstellung, wie das letztere vordringt und der alte Charakter der Dörfer dadurch verändert wird, ist daher noch eine zu lösende Aufgabe.

Da nun die Südgrenze des sächsischen Hauses quer durch das Hauptstück des Herzogtums Braunschweig von West nach Ost verläuft, so bot sich mir die dankbare Aufgabe, dieselbe nach den noch vorhandenen Resten des Sachsenhauses festzustellen<sup>5)</sup>. Ich habe sie im Jahre 1894, auf welches sich die Angaben beziehen, von Dorf zu Dorf verfolgt und auf der beigegebenen Karte niedergelegt (Fig. 30). Im ganzen ist sie richtig, einzelnes mag übersehen sein, namentlich bin ich bezüglich mancher Grenzdörfer nach Süden zu wegen mangelnder Nachrichten nicht ganz sicher, ob sie ursprünglich zum Gebiete des Sachsenhauses oder zur thüringischen Bauart gehörten. Die Grenze zwischen beiden verläuft

<sup>1)</sup> Melbahl und Poestion, Über die historischen Formen der Holzbaukunst und die geographische Verbreitung derselben. Sitzungsberichte der Wiener anthropologischen Gesellschaft 1892, S. 53. Dort heißt es, der sächsische Typus sei verbreitet „von Mecklenburg gegen Süden und nördlich vom Harz gegen den östlichen Lauf des Rheines hin und etwas hinaus nach Holstein“. Daraus kann sich niemand ein Bild machen.

<sup>2)</sup> Dr. G. Landau, Zweite Ausführung über den nationalen Hausbau. Beilage zum Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine, Nr. 12, September 1859.

<sup>3)</sup> Meyer in Verhandl. der Berliner Anthropol. Ges. 1889, S. 614 und Jahn in der Zeitschr. der Ges. für Volkskunde I (1891).

<sup>4)</sup> Die neueste kartographische Darstellung der Südgrenze der niederdeutschen Sprache habe ich im Globus, Band 69, Nr. 2 und 3 (1891) gegeben, wo sie von Ort zu Ort nach den letzten Forschungen eingetragen ist. Die Karte bedarf nur einer Berichtigung in der Mark Brandenburg, wo ich Haushalters nicht zutreffenden Angaben folgte. Gerade für die Umgebung von Berlin vermischen wir genaue Aufnahmen, zumal Abgrenzung gegen die spät germanisierten, ehemals wendischen Gebiete, welche die niederdeutsche Sprache kaum annahmen und gleich zum Hochdeutschen übergingen.

<sup>5)</sup> Zuerst Zeitschr. f. Ethnologie 1895, S. 25. Die ersten, welche auf die Verschiedenartigkeit des Hausbaues bei uns aufmerksam machten und zwischen ober-sächsischer und lüneburgischer Bauart unterschieden, waren Hassel und Wege, Beschreibung der Fürstentümer Wolfenbüttel und Blankenburg (1802), I, 116, 117.

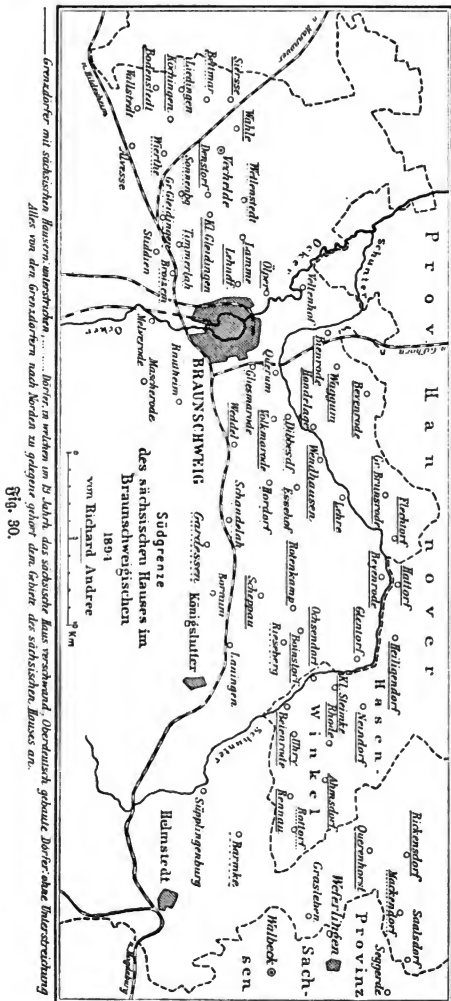


Fig. 30.

noch jetzt ziemlich scharf, wiewohl sich deutlich erkennen läßt, daß schon ein schmaler Gebietsstreifen an das oberdeutsche Haus verloren gegangen ist und daß, wenn auch in geringem Maße, schon im vorigen Jahrhundert ein Vorkommen beider Hausformen nebeneinander in den Grenzgebieten stattgefunden hat.

Daß das sächsische Haus im Braunschweigischen (desseu um die Stadt Braunschweig herum liegendes Hauptstück hier allein in Betracht gezogen wird) einst etwas weiter nach Süden reichte, als es heute der Fall ist, kann ich für einige Dörfer, wo es jetzt ganz verschwunden ist, aus meiner Jugenderinnerung bezeugen; für andere wird sein ehemaliges Vorhandensein durch die Überlieferung der Bewohner bestätigt und endlich spricht es für eine früher südlicher reichende

Verbreitung, daß in manchen, heute ganz oberdeutsch gebauten Dörfern, noch vereinzelt an alten Nebengebäuden, Koten, Spielern und detartigen untergeordneten kleinen Baulichkeiten, sich mit den alten Strohdächern noch die alten sächsischen Pferdeköpfe als Giebelschmuck erhalten haben. Wo der Bau der Häuser von Anfang an oberdeutsch war, da fehlen die Pferdeköpfe vollständig, waren sie auch nie vorhanden. Es zieht sich also im Süden der Dörfer, welche heute noch sächsische Häuser aufweisen, ein schmaler Streifen solcher hin, in denen alte Koten und Spieler mit Strohdächern, Mischformen von sächsischen und thüringischen Häusern, beide noch hier und da mit dem Giebelschmuck der Pferdeköpfe, auf den Gebietsverlust des sächsischen Hauses hinweisen. Solche Dörfer sind z. B. Broitzem, Schapen, Eßehof, Groß-Gleidingen<sup>1)</sup>. Von dem in Rede stehenden Hauptstück des Herzogtums gehört heute noch etwa das nördliche Drittel, also Teile der Kreise Braunschweig und Helmstedt, dem Gebiete des sächsischen Hauses an. Die Grenze verläuft auf eine Länge von etwa 60 km von Bodenstedt an der hannoverschen Grenze im Westen bis nach Saalsdorf an der Grenze gegen die Provinz Sachsen (vergl. die Karte). Es ist dabei zu bemerken, daß manchmal in den als Südgrenze angenommenen Dörfern nur noch ein einziges sächsisches Haus vorhanden ist, welches denn auch bald verschwinden wird. Alles, was nördlich von der bezeichneten Grenze liegt, gehört heute noch zum Gesamtgebiet des sächsischen Hauses, wiewohl auch innerhalb desselben schon Verluste stattfinden und der Auflösungsprozeß begonnen hat. Ich sehe ab von Veltenhof, das 1750 durch pfälzische Kolonisten gleich oberdeutsch angelegt wurde und wo heute noch inmitten der plattdeutschen Zunge die pfälzische Mundart ertönt. Aber unter dem Einflusse der Hauptstadt haben z. B. die ehemals sächsisch gebauten Dörfer Gliesmarode und Döbbedorf ihre alten Häuser verloren und andere Dörfer, wie z. B. Viedingen und Bettmar, beide noch innerhalb der sächsischen Hausgrenze, prunken heute mit städtischen Villen in Blumengärten, die Besitzer sind keine Bauern mehr, sondern reiche „Ökonomen“ — und doch standen hier vor vierzig Jahren noch viele sächsische Häuser.

Im einzelnen ist folgendes von Dorf zu Dorf über den Verlauf der Grenze zu bemerken, wobei ich im Westen, wo Braunschweig an das Hildesheimische stößt, beginne.

Bodenstedt, noch ein altes, stark im Verfall begriffenes sächsisches Haus (Nr. 5, Besitzer Söchtig). — Köchingen, noch ein 1729 erbautes sächsisches Haus (Nr. 9, Besitzer der Schuster Lebertühn). Es ist kennzeichnend, daß oft die alten, von den reich gewordenen Bauern verlassenen Häuser an Handwerker

<sup>1)</sup> Dürre (Geschichte der Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 19) macht wenigstens kurz auf die Grenze des sächsischen Hauses aufmerksam. Ich glaube aber, daß er irrt, wenn er Leiferde und Rünningen noch unter die Dörfer mit sächsischen Häusern rechnet. Die handschriftliche Dorfbeschreibung von Rünningen aus dem Jahre 1773 erwähnt die Scheunen als neben dem Wohnhause stehend.

und kleine Leute verkauft oder vermietet werden, wie ich dieses hier und öfter getroffen habe<sup>1)</sup>. Was soll aber der keine Landwirtschaft treibende Handwerker mit der großen Däle und den hohen Banzeräumen anfangen? Das Kammerfach hinten bietet ihm für die Arbeit auch nur kleine Räume und so ist ihm das sächsische Haus eher eine Last, als ein Gewinn, und für seine Zwecke unpraktisch. — Weddenstedt hat seine sächsischen Häuser eingebüßt, aber Denstorf besitzt noch eine Anzahl gut erhaltener typischer Häuser. — Klein-Gleidingen. Das einzige noch vorhandene strohgedeckte und mit den Pferdeköpfen gezierte Haus des Halbspänners Friedrichs sollte 1895 niedergerissen werden, um einem Neubau Platz zu machen. Groß-Gleidingen, etwas weiter südlich, zeigt ausgesprochen oberdeutsche Häuser, selbst in den alten Gebäuden des vorigen Jahrhunderts (z. B. Nr. 15, Besitzer Fricke)<sup>2)</sup>. — Zimmerlah. Laut Aussage des dortigen Gastwirts Schlüter wurde daselbst 1893 das letzte sächsisch gebaute Haus abgerissen. — Wroitzem hat kein niedersächsisches Haus mehr und nur noch zwei alte kleine Häuser mit Strohdächern und Pferdeköpfen. Es gehörte aber einst dem sächsischen Gebiete an. — Lehndorf hat eine Anzahl stark umgebauter alter sächsischer Häuser und nur noch ein einziges, allerdings recht belangreiches, aus dem Jahre 1621 stammendes, kleines sächsisches Haus, das mit seiner beschränkten Däle und den noch kleineren Ställen auf Erbauung etwa durch einen Brinkfizer deutet, heute aber von zwei „ölen mäkens“ Bode bewohnt wird, die in konservativer Gesinnung nicht das geringste an dem Hause ändern lassen, das, von einer mächtigen Eiche beschattet, mit Strohdach und Giebelzier frei am Süende Lehndorfs gelegen, einen sehr malerischen Anblick gewährt. Aber die Stunden der achtzigjährigen Frauen sind gezählt und dann schwindet das letzte sächsische Haus von Lehndorf. Lamme hat noch ein sächsisches Haus (Nr. 11, Besitzer Lohmann), das nicht mehr dem Ackerbau, sondern der Gastwirtschaft dient.

Es schiebt sich hier nun breit das sehr ausgedehnte Gebiet der Stadt Braunschweig in die Hausgrenze ein. Alle Dörfer im Süden der Stadt, wie Melverode und Mascherode, tragen durchaus oberdeutschen Charakter und sind niemals sächsisch gebaut gewesen. Es umzieht daher die Grenze des Sachsenhauses die Hauptstadt in einem kurzen nördlichen Bogen: Opper mit einer größeren Anzahl gut erhaltener, aber umgebauter sächsischer Häuser, Bienrode, Waggum, beide mit zahlreichen typischen Sachsenhäusern, Hondelage mit nur noch einem alten sächsischen Hause sind die nächsten Grenzorte. In Querum, Gliesmarode und Dibbesdorf sind die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts verbürgten und von mir in meiner Jugend noch teilweise gesehenen sächsischen Häuser heute fast verschwunden. Es folgt Volkmarode mit einem einzigen, noch gut

<sup>1)</sup> Fragt man in solchen Häusern z. B.: „Auf welcher Seite der Däle stehen die Kühe?“, so lautet die Antwort öfter: „Wi hebbet keine k<sup>ä</sup>ue, wie hebbet man zicken.“ Das alte Sachsenhaus ist da buchstäblich von der Kuh auf die Ziege gekommen.

<sup>2)</sup> Dürre, Geschichte der Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 19, giebt an, daß Groß-Gleidingen früher sächsische Häuser besessen habe.

erhaltenen sächsischen Hause (Nr. 4). Dieses alte Haus mit Strohdach, Uhlenloch und Pferdeköpfen steht aber fast unmittelbar neben einem alten, thüringisch gebauten Hause, woraus hervorgeht, daß hier an der Hausgrenze bereits im vorigen Jahrhundert beide Typen nebeneinander bestanden. Eßhof, das nächste Dorf gen Osten, ist Verlust des sächsischen Hauses; es besitzt noch ein untergeordnetes Gebäude mit Strohdach und Pferdeköpfen. Nach Süden zu ist Weddel äußerster Südpunkt des Sachsenhauses mit (1895) noch drei oder vier strohgedeckten, alten, aber stark im Verfall begriffenen Sachsenhäusern. Wendhausen und Lehre zeigen noch sehr zahlreiche, aus dem siebzehnten Jahrhundert stammende, strohgedeckte Häuser.

In dem von Bränden verschonten Teile des großen Dorfes Lehre stehen drei alte Häuser (Nr. 30, 35, 48) dicht bei einander. Nr. 30 trägt über dem Thorbalken die Inschrift „Henny Besen, Anno 1664“, und hat noch die Einrichtung, daß das Vieh von der Däle aus gefüttert wird (Fig. 18). — Groß-Brunskrode, wenige sächsische Häuser, ebenso in Flechtorf, wo Nr. 15 nach der Überlieferung des Besitzers aus dem Jahre 1646 stammen soll und noch ein halbes Strohdach besitzt.

Die Hausgrenze geht von hier ab südlich und südöstlich und umfaßt beide Seiten der Schunter, sowohl die braunschweigische wie die hannoversche Seite. Betrachten wir zunächst die Dörfer im braunschweigischen Gebiete.

Byenrode ist 1829 zum größten Teil abgebrannt und mit Häusern mitteldeutscher Bauart wieder aufgebaut, doch stehen noch einige sächsische Häuser. Nr. 10 (Besitzer Jorns), ein ganz verwahrloster Bau aus dem 17. Jahrhundert mit zerfetztem Strohdache; Nr. 8 (Spietling) und Nr. 6 (Wahlbid) von 1732; letzteres besitzt seit 1868 Ziegeldach. Weiter aufwärts an der Schunter hat Glentorf noch sehr schöne und verhältnismäßig zahlreiche alte sächsische Häuser. Nr. 5 (Fröhlich), Nr. 37 (Frank) von 1687, Nr. 21 (Schuster Zelpke) von 1708, vor allem aber Nr. 27 (Besitzer Warnede), nicht datiert, aber offenbar aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stammend und oben S. 123 näher geschildert. Auch Voimstorf, südwestlich vom vorigen Dorfe, hat noch genug sächsische Häuser. Nr. 8 (Altenbach) von 1734 befindet sich in einem grauenvoll verwahrlosten Zustande. Die ganze First des Strohdaches ist vom Winde fortgerissen und es regnet hinein. Hier wird das Vieh noch von der Däle aus gefüttert, ebenso bei Nr. 15 (Lippel) von 1732, das noch ganz in der alten Weise dasteht. Rotenkamp besitzt noch drei sächsische Häuser, unter denen Nr. 5 (Zenrich) mit Strohdach aus dem 17. Jahrhundert stammt. Im benachbarten Rieseberg ist kein sächsisches Haus mehr vorhanden. Scheppau ist das nächste und für diese Gegend letzte Dorf mit sächsischer Bauart. Es besitzt noch zwei Häuser dieser Art. Nr. 15 (Gotsmann) und Nr. 11 (Westerling). Der letztere alte Bau wird aber nur noch als Stall und Scheune benutzt, er ist nicht mehr bewohnt, denn der Besitzer hat sich vor demselben ein villenartiges Haus an der Straße errichtet.

Parallel laufen mit den oben angeführten Dörfern die an der rechten Seite

der Schunter gelegenen sächsisch gebauten Ortschaften. Sie beginnen mit Hattorf, wo wir den zum hannoverschen Kreise Bishorn gehörigen „Hasenwinkel“ betreten, welcher in das braunschweigische Gebiet einschneidet. Der ganze Hasenwinkel gehört noch dem sächsischen Hause an, ausgenommen wenige Dörfer, wo es erst kürzlich verschwand. Nr. 16 in Hattorf ist aus dem Jahre 1692, Nr. 19 von 1716. — Es folgt Heiligendorf mit noch zahlreichen sächsischen Häusern, Nr. 8a von 1755, noch ohne Schornstein (Besitzer Koch), welche aber alle in einem äußerst verwahrlosten und unsauberem Zustande sich befinden und meist von kleinen Leuten bewohnt werden. Ein großer Teil des Dorfes ist in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts durch Brand zerstört worden; damals schon begann man die Neubauten nach thüringischem Typus anzuführen, der auch in den übrigen Dörfern des Hasenwinkels seit dem Jahre 1820 wiederkehrt. Klein-Steimke hat in Nr. 1 (Besitzer Stute) ein schönes und geräumiges sächsisches Haus von 1805; auch Nr. 9 (Warnecke) ist noch sächsisch, während Nr. 7 (Heder) „abgebaut“ ist. Däle und Ställe verblieben dem Sachsenhause, das Kammerfach hat sich zu einer feinen Wohnung angestaltet. Diese trägt jetzt die Hausnummer und liegt der Straße zu, während der sächsische Teil des Hauses für Stall und Scheune geblieben ist. Ohrendorf mit einer schönen alten romanischen Kirche ist noch reich an sächsischen Häusern: Nr. 5 (Evers) von 1822 ist der jüngste sächsische Bau dieser Gegend und hat an der Giebelseite das Windmühlenornament in der Ausmauerung der Fächer, Nr. 9 (Schulze) von 1671 ist das älteste Haus des Dorfes, noch in ganzer Ursprünglichkeit, Nr. 22 (Sölter) von 1798, Nr. 19 (Lehnert) von 1725 u. a.

Für die benachbarten Orte Rhode, Uhry, Veienrode (nicht zu verwechseln mit dem schon früher genannten gleichnamigen Dorfe) lagen die Verhältnisse ganz gleich; alle haben noch einzelne sächsische Häuser. Wie sehr dieses letztere im allgemeinen herabgekommen ist, mag man am benachbarten Ahmsdorf erkennen, wo noch einige sächsische Häuser aus dem vorigen Jahrhundert stehen, von denen eines aber gar nicht mehr bewohnt ist und wohl des Abbruchs harret. Es erinnerte mich daselbe mit dem zerfetzten und zerzausten Strohdache, aus dem die Dachsparren hervorstanden, an das ergreifende Bild von W. Schucht im Provinzialmuseum zu Hannover, das unter dem Titel „Verlassen“ ein solches sächsisches Haus in der Kiefernheide darstellt. Kennau ist 1846 abgebrannt und zeigt neue Bauten. Nur Nr. 2 (Besitzer Bütig) ist noch sächsisch und stammt, wie die Inschrift bezeugt, aus dem Jahre 1817. Es brannte am 26. Oktober 1816 nieder und wurde damals noch sächsisch, wiewohl gleich mit Ziegeldach und ohne Pferdelöpfe, wieder aufgebaut. Es ist das letzte hier sächsisch erbaute Haus. Rottdorf, das letzte Dorf im Hasenwinkel, brannte 1842 ab und wurde mitteldeutsch aufgebaut; das nächste Dorf nach Süden zu, wieder im Braunschweigischen, Barmke, einst sächsisch und ehemals „Rundling“, ist ganz nach neuer Art umgebaut.

In dem von hier aus nach Norden zu vor springenden Teile Braunschweigs, der noch zum Kreise Helmstedt gehört, herrscht im allgemeinen das sächsische

Haus. Von Grenzdörfern desselben kommen in Betracht: Querenhorst, wo heute nur noch ein einziges sächsisches Haus steht, Nr. 8 (Weißer Wolf), aber dieses ist schon „abgebaut“. Täle und Viehställe sind noch in alter Weise erhalten, das Kammerfach ist zu einem neuen stattlichen Hause herausgewachsen. Rickensdorf hat noch drei sächsische Häuser: Nr. 4 (Bohndied) von 1790; Nr. 3 (Fidenden) von 1806 und Nr. 5 (Süple) von 1819. Alle drei schon mit Ziegeldächern. Das letzte gehört zu den jüngsten von mir im Bereiche der Grenzdörfer angetroffenen sächsischen Häusern, es ist nur zwei Jahre jünger als das oben bei Remau erwähnte und drei Jahre jünger als jenes in Ohsendorf. Auch in diesen Dörfern zeigt sich, gerade so wie beim Hasenwinkel schon erwähnt, vom Jahre 1820 ab etwa das Eindringen der oberdeutschen Bauart. In Madendorf steht schon kein sächsisches Haus mehr; nach Aussage älterer Einwohner sollen sie aber früher hier gestanden haben; dieses ist für Saalsdorf, das letzte Dorf an der braunschweigischen Grenze, nicht sicher. Heute zeigt es nur oberdeutsche Bauten und daselbe ist der Fall beim ersten Dorfe auf altmärkischem Boden, Seggerde, Kreis Gardelegen, wo die wenigen vorhandenen älteren Bauernhäuser oberdeutschen Typus zeigen. Hier, mit dem Betreten der Provinz Sachsen, endigte meine Aufgabe.

Nördlich von den zuletzt genannten braunschweigischen Dörfern wird das sächsische Haus im Amte Vorsfelde häufiger und noch völlig den Baucharakter bestimmend.

Kurz zusammengefaßt, ergab sich folgendes aus meiner Untersuchung: Das Gebiet des sächsischen Hauses ist in der Auflösung begriffen, namentlich an seiner Südgrenze, wo Bauten im oberdeutschen Stil siegreich vordringen, weil diese praktischer als der alte Einheitsbau sind, der den heutigen Bedürfnissen nicht mehr entspricht. Die noch heute vorhandene Grenze des sächsischen Hauses fällt nicht zusammen mit jener der niederdeutschen Sprache und des Sachsenstammes, sondern liegt durchschnittlich nördlicher.

Im Braunschweigischen verläuft die Grenze noch ziemlich scharf, zeigt aber nach Süden zu schon Gebietsverlust. Sie umfaßt, von West nach Ost ziehend und dabei die Hauptstadt schneidend, heute noch das nördliche Drittel der Kreise Braunschweig und Helmstedt. In allen Dörfern aber sind die alten sächsischen Häuser gegenüber den oberdeutschen schon in der Minderzahl. Das älteste von mir in den bereisten Grenzgebieten angetroffene sächsische Haus datiert von 1621; das siebzehnte Jahrhundert ist noch leidlich vertreten, die meisten noch vorhandenen entstammen dem achtzehnten Jahrhundert; das jüngste im Grenzgebiete gefundene Haus ist von 1822. Schon im vorigen Jahrhundert erfolgte das Vordringen des oberdeutschen Hauses; es wurde dieses Vordringen besonders stark seit etwa 1820 und heute wird kein Haus nach sächsischer Art im Braunschweigischen mehr gebaut. Es ist dem Untergange geweiht und wird in absehbarer Zeit nur noch in Abbildungen und Beschreibungen existieren<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> In Bergfeld, Amt Vorsfelde, soll nach einer mir gewordenen Nachricht noch 1864 ein strohgedecktes Haus nach sächsischer Art gebaut worden sein. Mehr nach

### 3. Die thüringischen Häuser und Höfe.

Der größere, südliche Teil des Herzogtums ist von der oberdeutschen Hausbauart und Hofanlage eingenommen, die in mannigfachen Formen, doch auf einer Grundlage beruhend, von Süddeutschland aus zur Grenze des nieder-sächsischen Hauses reicht und oft auch, nach dem Haupttypus zusammenfassend, als „fränkisch“ bezeichnet worden ist. Spezieller kommt bei uns jene Form in Betracht, welche als „thüringisch“ ausgeschieden wurde. Sie steht auch auf altthüringischem Boden, namentlich im Nordthüringgau, welcher im frühen Mittelalter von den Sachsen den Thüringern abgenommen wurde.

Während das sächsische Haus alles unter einem Dache zusammenfaßt, und der recht eigentliche Einheitsbau ist, tritt beim oberdeutschen Hause die Sonderung hervor. Das Wohngebäude, die Scheune, die Ställe sind von allem Anfang an geschieden gewesen, wenn sie auch zunächst unter einem Dache, in einer Flucht, mit allen Eingängen von der Längseite her, nebeneinander lagen. Erst später trat, wenigstens in unserem Lande, eine Sonderung der verschiedenen Hauptabteilungen (Wohnhaus, Scheune und Stall) zu drei verschiedenen, voneinander getrennten Gebäuden ein, welche gewöhnlich die drei Seiten des Hofes umgeben, dessen vierte, meist nach der Straße zu gelegene Seite, offen war und nur mit einem Zaune oder gemauerten Thore abgeschlossen wurde.

Auch das oberdeutsche Wohnhaus hat sich allmählich aus kleineren Anfängen heraus entwickelt. Stets waren aber, im Gegensatz zu dem sächsischen Hause, bei ihm zwei Feuerstellen vorhanden: der Kachelofen für den Wohnraum und der Herd, der anfangs wohl frei auf der Flur stand (wie dieses in kleinen alten Bauten noch zu erkennen) und der später den Mittelpunkt der Küche bildete, welche sich von der Flur abtrennte. Flur, Küche, Stube bildeten die Grundlage des oberdeutschen ländlichen Wohnhauses. Durch Weiterentwicklung wurden einige Kammern an- oder von der Flur abgebaut und damit stand der Wohnraum fertig da, wie er heute noch im ganzen Gebiete des Herzogtums südlich von der Grenze des sächsischen Hauses bis zum Harz zu finden ist.

Schon der ganze Hofraum ist beim thüringischen Hause verschieden von dem des sächsischen Hauses: bei diesem ist er gewöhnlich ungepflastert und führt so bis zum großen Giebelthor, während das thüringische Haus an der Längseite gewöhnlich eine Pflasterung hat und ein paar Stufen zur Hausthür führen, was bei den sächsischen Thüren nie der Fall ist und auch nicht sein kann.

---

Norden zu, wo das sächsische Haus sich auch länger erhalten wird, kommen auch bei kleinem landwirtschaftlichem Betriebe noch Neubauten im sächsischen Stile vor. In Wense, dicht an der Nordgrenze Braunschweigs, ist das sächsische Haus Nr. 17 erst 1850 erbaut worden, natürlich gleich mit Ziegeldach. — Es dürfte kaum noch ein sächsisches Haus aus dem 16. Jahrhundert in Braunschweig vorhanden sein. 1882 wurde in Worfels das Haus des Kofassen H. Fricke abgerissen, welches die Inschrift trug: Anno Domini 1575 den 1. Julii am dage Marie Visitationis.



Das thüringische Haus ist gewöhnlich zweistödig, besteht aus Erd- und Obergeschöß und ist stets im Kiegelbau aufgeführt, selten ganz verputzt. Gewöhnlich stechen die schwarzen Ständer und Kiegel von dem weißgetünchten Mauerwerk grell ab. Nach den Beobachtungen von Karl Rhamm<sup>1)</sup> haben die ältesten Häuser dieser Art die Ständer bis zum Dache durchgeführt, so daß die Unterzüge und Schwellen des Oberstockes nur eingelassen sind und die Außenseite des Hauses glatt verläuft. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts wird dieses anders: die Trennung des oberen Stockwerks wird mit besonderem Ständerwert vollständig und äußerlich sichtbar durchgeführt, der obere Stock über dem unteren etwas vorgeschoben und es erscheinen die ersten Anfänge einer künstlerischen Behandlung in der Abrundung der vortretenden Balkenköpfe und Rahmschwellen und dem Auftreten einer Kerblinie auf den Füllhölzern. Diese Manier, die in der ganzen Gegend nördlich vom Harz bis zur Grenze des niedersächsischen Hauses mit unfehlbarer Gleichmäßigkeit auftritt, gelangt etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts zur Herrschaft. (Typisch hierfür das Haus aus Klein-Schöppenstedt Fig. 31.) Mit dem Beginne des 19. Jahrhunderts weicht dann dieses Haus auch den modernen Bauten.

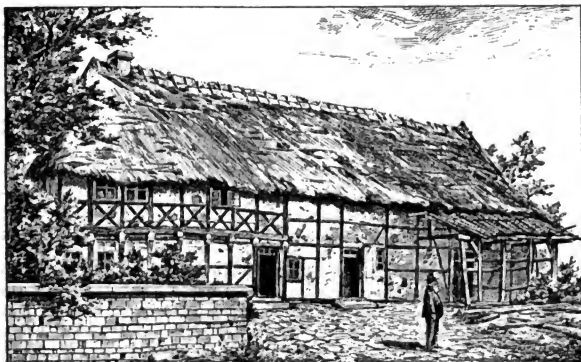


Fig. 31.

Haus nach thüringer Bauart. Nr. 2 in Klein-Schöppenstedt von 1727 (Linde).

An das Wohnhaus nun sind, in derselben Flucht wie dieses verlaufend, und unter dem gleichen Dache, die Ställe angebaut, welche durch die Flur des Wohnhauses zugänglich sind, ihren Eingang für das Vieh aber von der Lang-

<sup>1)</sup> K. Rhamm, Dorf und Bauernhof im altdeutschen Lande, Leipzig 1890, S. 17.

seite haben. Endlich macht, am entgegengesetzten Ende wie der Wohnraum, die Däle mit dem darüber liegenden Banjerraum den Beschluß<sup>1)</sup>.

Dieses dreigeteilte thüringische Haus, welches in etwa 200 Jahre alten Exemplaren sich noch häufig erhalten hat (schöne Beispiele in Woltwieße<sup>2)</sup>, Schulentrode, Klein-Schöppenstedt), ist derjenige Typus gewesen, welcher zunächst erobernd in das alte Gebiet des sächsischen Hauses vordrang, schon einzeln im 18. Jahrhundert, sicher aber mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, wo allmählich der Bau der Häuser nach sächsischem Typus aufgegeben wurde, als man erkannte, daß alles Flicken und Bessern an demselben nicht mehr die für die Menschen und die Landwirtschaft genügenden Räume darbot. Die Pläne (Fig. 32 u. 33) aus Klein-Schöppenstedt und Schulentrode zeigen dieses fränkisch-thüringische Haus.

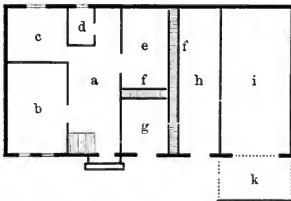


Fig. 32. Klein-Schöppenstedt Nr. 2 (Linde) von 1727.

a Flur. b Stube. c Rüche. d Kammer.  
e Futterraum. f Stricken. g Pferde. h Rüche.  
i Däle mit Scheune darüber. k Unterfahrt.

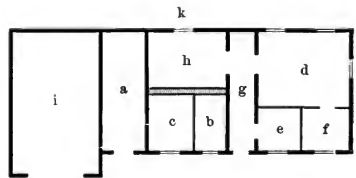


Fig. 33. Schulentrode Nr. 7 von 1769 (Gifflor),  
zweisch für viele Schulentroder Häuser.

a Alte Dreidäle. b Pferdehall. c Ruchhall. d Stube.  
e Rüche. f Kammer. g Flur. h Futterraum. i Ren angebaute  
Scheune. k Garten.

Dieses Haus nun, wie es eben dargestellt wurde, das vorn einen offenen Hofraum nach der Straße zu hat, auf dem der Dünger liegt und nach hinten

<sup>1)</sup> Dorfbeschreibung von Klein-Schöppenstedt von 1751: „Kotsasse Hennig Ahrens. Wohnhaus, daran Scheune und Ställe.“

<sup>2)</sup> Nach der handschriftlichen Dorfbeschreibung von Woltwieße vom Jahre 1749 schien es, als ob dieser Ort noch im Gebiete des sächsischen Hauses gelegen sei, da folgende Hausbeschreibungen vorkommen: Nr. 1 Großkötter Harm Völling. „Ein Haus, worin zugleich Scheuer und Stallung. Ist baufällig.“ Nr. 2 Großkötter Sieverling. Das Haus ist baufällig, Scheuer und Stallung sind mit darin begriffen, ohne Schornstein und mit Stroh gedeckt. Nr. 3 Halbspänner Everling. Das Wohnhaus ist alt, ohne Schornstein und mit Stroh gedeckt. Scheuer ist mit im Hause, wie auch die Ställe. Nr. 4 Halbspänner Wartenstedt. Das Haus ist eingefallen. Scheuer und Ställe sind mit dem Hause eingefallen und ist nur das Feuerspann stehen geblieben. — Es handelt sich aber hier, wie die Besichtigung an Ort und Stelle ergibt, nur um Gebäude unter einem Dache, bei denen, wie bei den noch vorhandenen alten Woltwießer Häusern, Wohnraum, Ställe und Däle nebeneinander gebaut waren. Und so bei den übrigen Pörfern des Amtes Salder, wo es in den Dorfbeschreibungen heißt, daß Wohnhaus, Ställe und Scheuer in eins gebaut seien. Auch die Schilderungen der Häuser bei Hallendorf in der Dorfbeschreibung von 1753 können leicht irre führen: „Das Wohnhaus hält zehn Spann und zugleich Kuh- und Pferdebestall in sich.“

in den Garten schaut, ist der Kern des thüringischen Hofes gewesen, wie er sich aus diesem einzelnen Gebäude bei uns heraus entwickelt hat. Wenigstens läßt sich dieses noch vielfach erkennen, denn das alte Haus ist oft noch erhalten, nur ist das Vieh und die Scheune aus ihm herausverwiesen worden, es sind aus den Ställen und der Däle Wohnräume entstanden oder die Däle, auf der sonst gedroschen wurde, ist zur geräumigen Flur geworden. Die Grundzüge der alten Einrichtung sind noch erkenntlich.

Für Scheune und Ställe wurden nun, je nach Maßgabe des verfügbaren Raumes, Nebengebäude errichtet, die mehr oder minder regelmäßig den Hof umgeben. Ein Beispiel dieser Art ist der Hof Nr. 10 in Kneitlingen, der im vorigen Jahrhundert sich allmählich entwickelt hat (Fig. 34 u. 35).

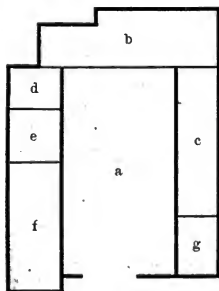


Fig. 35.

Hof Nr. 10. Kneitlingen.

(Behrens.)

a Hofraum mit Düngröhre.  
b Wohnhaus, c Ruhstall, d Schweine-  
stall, e Pferdestall, f Scheune,  
g Wagenkurven.

Es kann dieses auch in Mascherode bei Nr. 21 gut verfolgt werden, wo namentlich das Wohnhaus schön entwickelt ist und die geschnitzten Balkenköpfe des Stockwerkes von verzierten Konsolen getragen werden.

Die Dorfbeschreibungen des 18. Jahrhunderts lassen die Höfe mit den getrennten Wohnhäusern, Ställen und Scheunen teilweise gut erkennen. Mascherode von 1769: „Ackerhof Nr. 4. Das Wohnhaus ist mit einem Schornstein versehen und gleich den neugebauten Kuh- und Schafställen mit Stroh und der gegenüberstehenden Scheune und Pferdeställen mit Stroh gedeckt.“ Beierstedt von 1755: Wohnhäuser mit Ziegeln gedeckt mit Schornstein und mehreren Stuben und Kammern; an den Seiten des Hofes Ställe und Scheuern. Genau so in Dobbeln 1757.

Erwähnenswert bleibt, daß die sachlichen Ausdrücke beim thüringischen Hause in unserer Gegend sich mit den für das sächsische Haus gebrauchten decken, soweit diese Dinge vorhanden sind. Aus seinem altererbten Gebiete, dessen Grenze mit dem Sachsenhause zusammenfällt, hat der Sachse seine Sprache weiter nach Süden getragen; er muß die Grundform des Thüringbaues vorgefunden und auf diesen, als er ihn beibehielt, seine eigenen Fachausdrücke angewendet haben. Dafür, daß in dem von den Sachsen im sechsten Jahrhundert eroberten Teile des alten Thüringereiches aber schon vor dem Eindringen jener der thüringische Bau herrschte, und nicht etwa der sächsische später aus dem hier in Betracht kommenden Nordthüringau und dem südlichen Darlingau verdrängt wurde, dafür spricht eine Stelle der Glossa zum Sachsenspiegel (III, Art. 44, § 3), welche Rhamm<sup>1)</sup> zu diesem Zwecke angezogen hat. Hier wird die Scheune als der

1) A. a. D. S. 67.

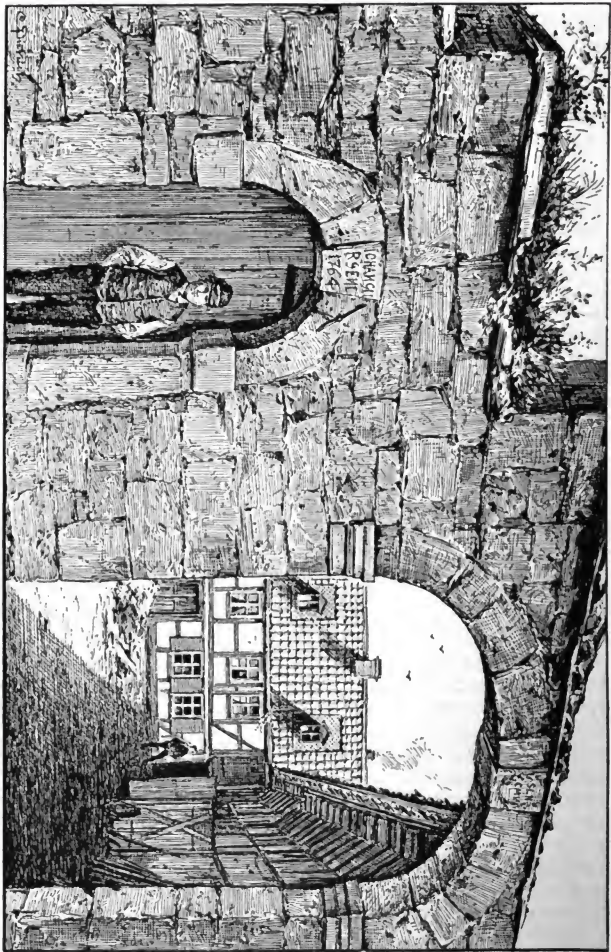


Fig. 34. Einbild in einem Hof nach thüringischer Anlage. Anzelingen Nr. 10 (Rehrens).

regelmäßige Bergeplatz des Getreides für den Bauer im südöstlichen Sachsenlande erwähnt, während im sächsischen Hause die gesamte Ernte auf dem Bodenaume geborgen wird und Rebenscheunen früher so gut wie gar nicht vorkamen. Da die Glosse aus dem 14. Jahrhundert stammt und ihr Verfasser in der Gegend von Tangermünde angefahren war, an der heutigen Grenze des sächsischen Baues, so kann füglich seit jener Zeit (und dasselbe darf auch von der älteren Zeit gelten) von einem Zurückweichen des Einbaues und von einem Vordringen des oberdeutschen Hofbaues in den hier in Betracht kommenden Gegenden nicht die Rede sein. Umgekehrt aber ist er seit dem 18. Jahrhundert in die bis dahin feststehende Grenze des Sachsenhauses erobert eingedrungen, wie oben gezeigt wurde<sup>1)</sup>.

#### 4. Hausprüche.

Auch sie, die kaum früher an einem Hause in Stadt und Land fehlten, gehen mit den Neubauten und der neuen Zeit verloren. Selten, daß ein Bauer diese Sprüche bei einem Neubau wieder über seiner Thür anbringt — und doch, wie anheimelnd und schön waren sie und erscheinen uns heute noch die übrig gebliebenen Reste! Sie berichten von dem Sinne der Bewohner und erzählen uns ein Stück Baugeschichte, nennen das Jahr der Errichtung des Hauses und den Namen des Ehepaares, das hier zuerst Einzug hielt. Auch der Baumeister ist zuweilen genannt. War das Haus nach einem Brande entstanden, so ist oft auch ein Bericht über den Brand hinzugefügt. Meistens sind es fromme Sprüche, der Bibel und dem Gesangbuche entlehnt und daher in hochdeutscher Sprache; zuweilen, aber seltener zeigen sich dichterische Versuche, die wohl dem Pastor oder Lehrer des Dorfes ihre Entstehung verdanken. Ein Spruch schneidet sich leichter in das Holz ein, als daß er sich in den Stein meißelt, daher sind die Hausprüche auch meist an die Gegenden mit Holzbau geknüpft und in Niedersachsens Städten reich vertreten. Gewöhnlich ist auf unseren Dörfern die lateinische Schrift dabei angewendet, ja zuweilen muß auch die lateinische Sprache brockenweise erhalten. Seltener ist Frakturchrift; hier und da ist die Schrift erhaben aus dem Balken herausgearbeitet, gewöhnlich aber vertieft angebracht.

Manchmal findet man die alten Sprüche aufgeschrieben, z. B. mit Kalk eingerieben, so daß sie von den geschwärzten alten Eichenthorbalken bei den Sachsenhäusern sich gut abheben; meist aber sind sie verwittert und nur bei besonders

<sup>1)</sup> Es ist nicht nötig, auf das fränkisch-thüringische Haus hier näher einzugehen, da wir eine reiche Litteratur über dasselbe bereits besitzen. Außer den schon angeführten Werken von Meitzen und Hennig mögen noch angeführt werden: Meringer, Das deutsche Bauernhaus (Mitt. d. Wiener Anthropol. Ges. XXII, 1892). Gustav Bancalari, Forschungen über das deutsche Wohnhaus (im Ausland 1890, 1891 und 1893). Derselbe, Das süddeutsche Wohnhaus fränkischer Form und thüringische Haustypen (Globus, Band 67, S. 201 u. 350) u. a.

guter Beleuchtung noch lesbar, teilweise auch durch übergenagelte Schilder der Versicherungsgesellschaften u. s. w. verdeckt. Oft kehrt bei ihnen der Gedanke wieder, daß das Haus in Gottes Hand stehe und daß er es in Zukunft schützen möge. „Wer Gott vertraut, hat wohlgebaut“ oder „In Gottes Segen ist alles gelegen“ sind regelmäßig wiederkehrende Hausprüche. Ich gebe hier eine Auswahl, die sich vermehren läßt.

Alles, was mein Thun und Anfangen ist,  
 Daß geschehe im Namen Jesu Christ,  
 Der steh mir bei früh und spat,  
 Bis all mein Thun ein Ende hat.

Bortfelder Haus von 1724.

Der Segen des Herrn machet reich ohne Mühe und Arbeit.

Item: ora, labora! Soli deo gloria. Anno 1744.

Grinmes Haus in Klein-Schöppenstein.

Gott gebe allen, die mich kennen, was sie mir gönnen.

Haberlands Haus in Klein-Schöppenstein.

Gott bewahre dieses Haus und alle, die da gehen ein und aus.

Schäpen.

Mit Gott ist dieser Bau vollendet,  
 Preis sei ihm, der uns Kraft gesendet.

Er möge ferner gnädig walten  
 Und diesen neuen Bau erhalten  
 Und Schutz und Schirm sein, immerdar.

Achilles Haus in Rautheim. Jetzt abgebrochen.

Gottes Segen groß und klein, fahr auch in diese Scheuer ein.

Broistedt.

Ein jeder baut, wie's ihm gefällt,  
 Wer hier muß bauen auf der Welt.  
 Und ich baue nach meinem Wohlgefallen  
 Und lasse Gott als Vater walten.

Beitelde.

So der Herr nicht das Haus bauet, so bauen alle, die daran  
 bauen, vergeblich.

Lindes Haus, Klein-Schöppenstein 1727, und  
 Meiners Haus, Schulzenrode (Nr. 5).

An der Scheune des Eulenpiegelhofes in Kneitlingen:

Gott schütze die verlickenen Güter,  
 Laß uns die Gaben wohl gedeihn,  
 Laß Feuersglut und Ungewitter  
 Entfernt von unsern Grenzen sein.  
 Wir bauen nicht aus Stolz und Pracht,  
 Sondern die Feuersglut hat  
 Uns am 29. November 1821 dazu gebracht.

Errichtet am 20. Juni 1822. Friedrich Friede.

Frau Anna Elisabeth Frieden, geborene Stieckeln.

Und am Stallgebäude daselbst:

Bleibt hier viel Böses unbestraft,  
 Viel Gutes unbelohnt,  
 So kommt ein Tag der Rechenschaft,  
 Der keinen Sünder schont.  
 Dann stellst du, Gott, den vors Gericht,  
 Durch den diese Feuersbrunst  
 Am 29. November 1821 des Morgens um 6 Uhr geworden ist.

Gott segne den Verbrecher, daß er bereuen mag,  
 Der dies verschuldet hat.  
 Ach Gott, vergieb doch dem die Sünde,  
 Laß doch ihn bei dir Gnade finden,  
 Der diesen Brand hat ausgeübt.  
 Auf allen seinen Wegen,  
 Gib doch ihm Heil und Segen  
 Durch Christum unsern Herrn!

Errichtet den 14. September Anno 1822.

\* \* \*

Gott bewahre dieses Haus und meinen Nachbarn und Nächsten auch.  
 Bergmanns Haus, Schulstraße (18. Jahrh.).

\* \* \*

Die mir nichts gönnen und nichts geben,  
 Die müssen sehen, daß ich lebe.  
 Joachim Diedrich Scharenberg 1784. Danndorf.

\* \* \*

Ich baue nicht aus Lust und Pracht,  
 Die Not hat mich dazu gebracht.  
 Witwe W. J. S. U. Schrader geb. Müller 1848.  
 Danndorf, errichtet nach einem Brande.

\* \* \*

Böse Niemand. Daß Gute Dir und mir. Gott allein die  
 Ehr und Niemand mehr.  
 Garvesse, Haus von 1728.

\* \* \*

Wenn der Reider noch so viel,  
 Es geschieht doch, was Gott haben will.  
 Wer bauet an der Straßen,  
 Muß die Narren reden lassen.  
 Groß-Brunstraße, Haus von 1723.

\* \* \*

Gott, unsre Herzen bluten  
 Von deinen schweren Nuten,  
 Es ist um uns geschehn.  
 Dein Feuer schlug die Flammen  
 Schnell über uns zusammen,  
 Daß Niemand konnte widerstehn.  
 Wir sehen nun die neue Hütte  
 Und loben Gott.  
 Brackstedt 1816 nach einem Brande.

\* \* \*

In Gottes Namen fang ich an,  
 Was mir zu thun gebüret.  
 Mit Gott ist alles wohlgethan  
 Und glücklich ausgeführt.  
 Was man in Gottes Namen thut  
 Mit glaubensvollem Sinn und Mut  
 Das muß uns wohl gedeihen.

Beventode Nr. 4 von 1856.

An die Vielseitigkeit der oft von Humor gewürzten Hausinschriften Oberdeutschlands, namentlich in den Alpen, reichen unsere braunschweigischen Hausprüche bei weitem nicht heran. Auch jene auf den alten Holzhäusern der Stadt Braunschweig haben ähnlichen Charakter, wie die auf dem Lande, auch sie zeigen meistens nur Erbauungsjahr, Namen des Besitzers und einen frommen Spruch<sup>1)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Sie sind gesammelt von C. Steinmann, Braunschweigische Anzeigen 1879, Nr. 125, 126.



## Der Bauer, die Hirten und das Gefinde.

---

**Der Bauer.** Wie überall in Deutschland ist auch bei uns der Bauer bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein ein Unfreier, Höriger gewesen, doch mag Braunschweig sich rühmen, daß hier eher als in irgend einem andern deutschen Lande dem Bauern seine persönliche Freiheit verliehen worden ist. Die Abgaben und Lasten, welche in dem krieg- und pestverheerten Lande auf den Bauern ruhten, waren so unerträglich geworden, daß diese massenhaft in die Städte entliefen und viele Höfe wüst liegen ließen. Es war ihnen einfach unmöglich geworden, neben den drückenden Abgaben noch soviel zu erübrigen, daß sie und die Ihrigen notdürftig leben konnten. Zu den schlimmsten Abgaben gehörten die hündelinge und hündelnynghe (Baudeling und Baulehnung), welche der Leibeigene an die Herrschaft dafür zu zahlen hatte, daß ihm der Hof, welcher an seinen Vater nur auf dessen Lebenszeit ausgethan war, nach dessen Tode wieder aufs neue zur Bewirtschaftung verliehen wurde. Der Unfreie hatte weder Eigentum an dem Hofe, den er bebaute, noch an dem Inventar; beides gehörte dem Herrn (Landesherrschaft, Kloster, Adlige), welcher bei der ersten Besetzung des Hofes auch die Aussaat hergegeben und dem beides bis zum Tode des Bauern verblieb. Auch dessen Verwandte und Kinder hatten kein Erbrecht, kein Recht auf die Nachfolge im Hofe; nur auf das Vermögen hatten sie Erbananspruch, welches der Unfreie sich etwa auf dem Hofe nach Abtragung seiner jährlichen Lasten erworben hatte. Ließ nun der Hofherr den Sohn des verstorbenen Bauern fortwirtschaften, so wurde ihm, abgesehen von der Zahlung der Baudeling oder Baulehnung, noch das besthoved, das Besthaupt, genommen; d. h. der Gutsherr holte ihm das beste Stück Vieh weg, damit der Bauer sich ja nicht einbilde, er sei Herr auf dem Hofe. Anfangs waren die Söhne froh, wenn sie um diesen Preis dem Vater auf dem Hofe folgen durften, später aber, als der Ursprung dieses Rechtes sich zu verdunkeln anfang, empfanden sie die Abgabe des besten Stückes Vieh beim Tode des Vaters als eine drückende Last. Selbst die Ehe eines Unfreien hing von der Zustimmung des Gutsherrn ab; denn er stand nicht unter dem allgemeinen Volksrechte, sondern unter dem Hofrechte. Wurde ihm vom Herrn die Erlaubnis zur Ehe erteilt, so hatte er dafür die bei uns bedemund genannte Abgabe zu leisten. (Näheres darüber im Kapitel „Heirat“.)

Die Lasten und Abgaben hatten sich allmählich so gesteigert, daß der Bauer thatfächlich nicht für sich, sondern nur für den Gutsherrn arbeitete. Daß dieses nur widerwillig geschehen konnte, lag auf der Hand, und Zustände herrschten, die wir mit Verwandten, wie sie jetzt noch in der Türkei bestehen, vergleichen können. Nicht eine Revolution von unten hat aber solchen unelidlichen und unnatürlichen Zustand in unserem Lande beseitigt, sondern die Landesherrschaft war es, die reformierend eingriff. Kaum war Herzog Heinrich der Friedsame 1432 zur Alleinregierung gelangt, als er die traurigen Zustände der ländlichen Bevölkerung aufbesserte. Auf dem Landtage vom 17. Mai 1433, auf dem die hohe Geistlichkeit, der hohe Adel, der Rat der Stadt Braunschweig und auch bären erschienen, wurden Baubelinge und Baulehnung abgeschafft, statt des Besthauptes wurde das zweitbeste Stück eingeführt<sup>1)</sup> und zahlreiche andere Bestimmungen zur Erleichterung des Bauernstandes geschaffen. So wurde zuerst unter allen Ländern des heiligen römischen Reiches in Braunschweig das wohlthätige Gesetz geltend, welches die drückendsten Fesseln der Leibeigenschaft zerbrach und den alten, zur Ausnahme gewordenen Grundsatz „frei Mann, frei Gut“ auch bei unserem Bauernstande wieder zur Geltung zu bringen suchte. Natürlich entwickelte sich die völlige Befreiung nur allmählich und eine ausdrückliche Aufhebung der Leibeigenschaft ist in Braunschweig niemals erfolgt. Seit der großen That Herzog Heinrichs des Friedsamten haben nachfolgende Landesherrn die Rechtszustände der Bauernhöfe durch Begrenzung und Beschränkung der gutsherrlichen Rechte, namentlich des sogenannten Meierrechtes, mehr und mehr geordnet. Doch immer saßen die Bauern noch als Kolonen (Meier, Erbpächter u. s. w.) auf dem ihnen noch nicht eigentümlichen Boden, mußten sie Frohnden und Zehnten an die Cammer, die Kirchen, Klöster und Städte, die großen Gutsherrschaften geben, gegen welche der Bauer aber einen fortgesetzten Kampf führte, der ihn schließlich zum freien Eigentümer des von ihm bebauten Grundes und Bodens machte.

Noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts waren die Abgaben und Dienstleistungen sehr drückend, wenn sie auch gegen früher schon wesentlich abgenommen hatten. Dabei war die Form der Dienstleistungen eine solche, daß der Bauer nicht zur Ruhe kommen konnte und stets zuletzt an sich, zunächst aber an die Herrschaft denken mußte. Ich will das an dem Falle eines Obergischen Meiers zu Essinghausen hier näher beleuchten<sup>2)</sup>. Der Halbspänner Hermann Langeheine im Hofe Nr. 14, der ein schornsteinloses, strohgedecktes Haus besaß, 52 Morgen Meierland und 3 Morgen einhauige Wiesen bestellte, 4 Pferde, 4 Kühe, 1 Kind und 2 Schweine hielt, hatte folgendes an Diensten

<sup>1)</sup> 1688 wurde das zweitbeste Haupt dann in eine Geldabgabe verwandelt und als Reallast auf das Grundeigentum gelegt. Während der westfälischen Zeit, die ja manches freisinnige Gesetz schuf, wurde diese Geldabgabe aufgehoben, 1816 aber in neubraunschweigischer Zeit wieder hergestellt. (Steinacker, Privatrecht des Herzogtums Braunschweig, S. 94.)

<sup>2)</sup> Handschriftliche Dorfbeschreibung von Essinghausen 1777.

Tafel V.



Bortfelder Bauer.

Joh. Heinr. Fischbieter, geb. 1822, fotogr. 1894.



zu leisten: Zwei Tage wöchentlich mit dem Gespann dem adligen Hofe in Duttenstedt; jährlich zum burgvesten und Bedemundstage mit dem Spanne den Flachs des adligen Hofes aus den Kotten einfahren; dessen Heu hatte er gleichfalls mit den anderen Verpflichteten einzuführen, er mußte helfen, den Roggen des adligen Hofes mähen und nebst einem Binder aufbinden; einen Tag hatte er Flachs zu braten, einen Tag mußte er Schafe scheren, einen Tag Rüben roden, einen Tag Hopfen pflücken, einen Tag Hafer und Gerste aufharken und zwei Hedeleppe spinnen, die beim Leseholtzjammeln gebraucht wurden. Er hatte außer den eben genannten persönlichen Diensten an „herrschaftlichen Gefällen“ zu leisten: monatlich an Kontribution ein schließlich Fouragegeld 31 Mariengroschen; an Landschaz jährlich  $1\frac{1}{2}$  monatliche Kontributionen. Dazu wurde von ihm Proviantkorngeld und Hafer „je nach dem Fuß der Kontribution“ gesammelt. Den Kornzehnten von 52 Morgen empfing der Herr von Oberg in Duttenstedt, der auch den Fleischzehnten erhielt. Letzterer bestand jährlich in einem Huhn, von jedem Kalbe und Füllen je 3 Pfennig, jedes zehnte Lamm und in einer Gans, wenn Langeheine über drei Stüd hielt. Dazu kamen die „gutherrlichen Gefälle“, weil der ablige Hof Gutsherr war, mit 30 Himpten Roggen und einem Rauchhuhn (rökhaun).

In manchen Orten (z. B. Lehre) war statt des lebenden Rauchhuhnes das „Hühnergeld“ damals schon eingeführt; gewöhnlich 4 Gutegroschen pro Stüd. Wurde das Huhn lebend gegeben, so mußte es groß und so stark sein, daß es aus einem Scheffel herauspringen konnte. Es ist dieser tinsån eine der ältesten Abgaben (pullus de areis der Urkunden). Widerwillig wurden alle solche Abgaben und Dienste geleistet. Die Bauern des Pfahldorfs Ölper, welche dem Räte zu Braunschweig „burgvesten“ mußten, sollen nur schimpfend in die Stadt eingezogen sein, wo sie den Altstadtmarkt von Schmutz zu reinigen hatten. Ärgerlich war der Bauer auch, wenn er die Sperlingsköpfe zu liefern hatte, wiewohl dieses nach der landesherrlichen Verordnung vom 11. Dezember 1749 nur zum Nutzen der Landwirtschaft geschah. In jedem Dorfe hatte ein Adermann jährlich 120, ein Halbspänner 80, ein Kotsasse 60 Sperlingsköpfe bei Strafe von 4 Pfennig für jedes fehlende Stüd abzuliefern; dabei durfte bei 2 gute Groschen Strafe kein „auswärtiger“ sein; auch waren die Köpfe anderer Vögel nicht gültig.

Neben den persönlichen Lasten erschien unter den Abgaben den Bauern am drückendsten der Zehnten (toged), dessen Ablösung auch erst das 19. Jahrhundert sah. Er ist ursprünglich eine geistliche Einrichtung, dringend gefordert schon 585 auf der Synode zu Maçon von den Bischöfen zum Unterhalt der Kirche und für die Armen. Lange noch bohrte die Geistlichkeit in dieser Richtung, bis Karl der Große, nachdem das Land der Sachsen unter seine Herrschaft gekommen war, 803 das Princip des Zehntens als göttlichen Befehl aussprach, ohne aber den weltlichen Arm dem geistlichen Gebote zu leihen. Der Unwille der Sachsen und anderer deutschen Stämme gegen die geistliche Neuerung war groß und hat bis zur letzten Garbe, die bei uns gezehntet wurde, angehalten.

Das Princip des freiwilligen religiösen Opfers, das anfangs dem Zehnten noch anhaftete, wurde seit dem Sturze Heinrichs des Löwen bei uns aufgegeben und aus einer kirchlich-religiösen wurde eine geistlich-weltliche Abgabe, ein Tribut; denn die geistliche Aristokratie vertrat sich mit der weltlichen über die Beute. Was die Pfarrer, die Armen und Dürftigen als Almosen erhalten sollten, das wurde von der geistlich-weltlichen Aristokratie an sich gerissen.

Der Zehnten wurde entweder von den Feldfrüchten gegeben (Fruchtzehnten) oder von den landwirtschaftlichen Tieren (Fleisch- oder Blutzehnten). Er gehörte zu den auf dem Bauerngute ruhenden, jetzt abgelösten Reallasten, welche entweder bei der Überlassung des Gutes vorbehalten oder seit ältester Zeit auferlegt waren. Verboten wurde die neue Auferlegung von Zehnten erst durch die Ablösungsordnung von 1834. Man hatte verschiedene Arten des Zehnten. Da gab es den Kott-, Koval- oder Neubruchzehnten, welcher von früher unkultivierten und erst später urbar gemachten Aclern zu entrichten war; den Brachzehnten, der von jeder Art der in der Brache bestellten Gewächse und Früchte (Flachs, Rüben, Kohl, Futterkräutern) zu zahlen war. In der Dorfbeschreibung von Aderšheim (1749) werden folgende Arten von Zehnten aufgeführt: „Der große Zehnt gehört dem Domkapitel in Hildesheim, der Westfalenzehnt wird der kleine Zehnt genannt. Der Zehnt, so die Pfarre in Aderse im Bergfelde von 20 Morgen hat, der Satobszehnt.“

Das Auszehnten geschah durch beedigte Zehntmaler, die vom Zehntherrn gestellt und gelohnt wurden und für den Schaden verantwortlich waren, der durch Verzögerung beim Aussetzen des Zehntens entstand. Es durften auf dem zehntpflichtigen Lande nur solche Haufen gesetzt werden, die zehn oder zwanzig Garben (=  $\frac{1}{2}$  oder 1 Stiege) hielten. Vor der allgemeinen Landesvermessung aus der Mitte des 18. Jahrhunderts mußte das gesamte Korn von einerlei Art in der ganzen Feldmark gemäht und in Stiegen gesetzt sein, bevor der Zehntherr verpflichtet war, mit dem Zehntzuge zu verfahren. Wegen der Unbilligkeit und vielen Unzuträglichkeiten, die hierdurch dem Bauer entstanden, wurde nach der Vermessung verordnet, daß der Zehntherr schon dann den Zehnten ziehen lassen mußte, wenn der Zehntpflichtige ihm anzeigte, daß das gesamte Korn derselben Art in einer Wanne abgemäht und in Stiegen gesetzt sei. Das Abzehnten des Roggens hatte am folgenden Tage nach der Anzeige zu beginnen; Weizen, Gerste, Hafer mußten binnen 24 Stunden abgezehntet sein. War die Zehntung nicht in der vorgeschriebenen Zeit erfolgt, so durfte der Zehntpflichtige selbst den Zehnten aussetzen. Erbsen, Linsen, Widen, denen der Regen leicht schadet, mußte der Zehntherr acht Stunden nach der Anmeldung abzehnten lassen. (Vergl. auch S. 76 unter Leggedkamp.)

Erst dem 19. Jahrhundert blieb es vorbehalten, die letzten, dem Bauernstande bei uns anhaftenden Beschränkungen zu beseitigen. Nicht früher als 1832 wurden die Bauern in Bezug auf Militär- und Civilbeamtenstellungen, sowie Gerichtsbarkeit den übrigen Bürgern des Landes gleichgestellt. Im Jahre 1834 wurden alle Dienste und Zehnten für ablösbar erklärt und bestimmt, daß

nach erfolgter Ablösung jedes Bauerngut frei vom gütsherrlichen Verbande werde. Die Ablösungen sind heute wohl alle durchgeführt. Endlich wurde 1874 die Theilbarkeit (Geschlossenheit) des bäuerlichen Grundbesitzes aufgehoben, so daß der Bauer fortan frei über sein Eigentum verfügen konnte<sup>1)</sup>.

Saß so der freie Bauer auf dem freien Boden, so erfolgte gleichzeitig mit der Wegschaffung der letzten Spuren der ehemaligen Hörigkeit eine andere Maßregel, welche in der Landwirtschaft großartige Umwälzungen herbeiführte und in ihren Folgen nicht wenig dazu beitrug, den Bauer zu einem wohlhabenderen, zu einem ganz anderen zu machen, als er bisher war. Es war dieses die Separation, die mit dem Jahre 1835 beginnt und anfangs bei den Bauern auf harten Widerstand stieß. Die vom Vater auf den Sohn seit Jahren übergegangenen, mit Liebe gepflegten Grundstücke sollten durch andere, langgenohnte Verhältnisse durch neue, dem Bauern unsicher erscheinende ersetzt werden, so daß nach monatelangem Arbeiten der Feldmesser und zahllosen Schreibereien der Behörden der mißtrauische Bauer, wenn es an das Unterschreiben der Reccesse ging, oft noch erklärte, ik unterschriwe nich, bis gelinder Zwang auf ihn ausgeübt wurde. Erst mit der Zeit freilich haben viele eingesehen, wie die Separation ihnen zum Nutzen gereichte. Gründlich und weitgehend waren die Veränderungen, die mit derselben sich verknüpften. Da verschwand der dem ganzen Dorf gemeinsame Besitz an Bruch und Heideband, Ängern und Tristen, Wiesen und Weiden, welcher an die einzelnen Bauern verteilt und zu deren Ländereien hinzugeschlagen wurde. Die Felder, sonst meistens zerteilt in kleine Stücke, in den einzelnen Wannn liegend, so daß an einer einzigen Wanne oft 20 oder 30 Besitzer teilnahmen, wurden zusammengelegt und statt vieler kleiner Landstücke erhielt der Bauer nun eins oder mehrere große. Damit mußte die alte Dreifelderwirtschaft fallen, die dem Bauer die genaue Fruchtfolge von Winter- und Sommergetreide und Brache vorschrieb. Jetzt konnte er sich frei bewegen und nach Belieben bauen, während er früher sich nur an eine bestimmte Fruchtfolge halten mußte. Durchgreifend waren auch die Änderungen bezüglich der Viehzucht. Die gemeinsame Weide war verteilt, Koppelhütung und Weidefütterung fielen weg, die Hirten nach alter Art, welche des ganzen Dorfes Herden austrieben, wurden entbehrlich; die Stallfütterung wurde eingeführt und damit vermehrter Anbau von Futterkräutern. Gut, nützlich und notwendig waren diese Änderungen, aber mit ihnen verschwand viel Poesie vom Lande, trat größere Nüchternheit ein und wurde sogar der Charakter der Landschaft verändert, da die krummen Linien und mit ihnen die Abwechslung verschwanden und geometrische Formen die Herrschaft erlangten. Statt der Raine, Büsche, Änger zwischen den mannigfachen Feldern, die ein buntes Bild gaben, erblickt nun das Auge endlose, langweilige Spargel-, Rüben-, Kartoffel-, Kornfelder,

<sup>1)</sup> Über die bäuerlichen Rechtsverhältnisse und deren Entwicklung in Braunschweig vergleiche A. Steinacker, Partikulares Privatrecht des Herzogtums Braunschweig, Wolfenbüttel 1843, und A. Hampe, Das partikulare braunschweigische Privatrecht, Braunschweig 1896.

rauchende Schloten von Zuckersfabriken, statt des säenden und mähenden Landmannes — Maschinen.

Mit der durchgeführten Separation ist auch der Bauer nach altem Schlage bei uns verschwunden, um so mehr, als die Mitte des 19. Jahrhunderts auch alle die großen politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen anbahnte, die bis in unsere Tage fortwirken. Was in diesen Blättern festgehalten werden soll, das ist der Bauer, der noch vor einem halben Jahrhundert lebte. Was an Sitten, Gebräuchen, Meinungen von ihm sich noch erforschen ließ oder in Überresten vorhanden, davon soll hier Kunde gegeben werden. Ihn zu kennzeichnen oder gar als „braunschweigischen“ Bauer loszuschälen aus der Masse seiner niederländischen oder deutschen Genossen, dürfte schwer halten; er zeigt den allgemeinen Bauerncharakter, wiewohl mit Eigentümlichkeiten. Und selbst in einem so kleinen Lande, wie dem unserigen, zeigen sich noch Verschiedenheiten, die in letzter Linie auf einem geologischen Grunde beruhen: auf dem fruchtbaren Kleiboden des südlichen Teiles und dem ärmeren Sandboden des Nordens. Dadurch ist Wohlhabenheit und Fortschritt in verschiedenem Maße bedingt. Mehr noch nach alter Art lebt und denkt der Bauer des Nordens; teilweise schon im modernen Leben aufgegangen ist jener des Südens, wo Erziehung und Hauswirtschaft nach städtischer Art Platz gegriffen haben und die Landwirtschaft am höchsten entwickelt ist.

Nehmen wir den braunschweiger Bauer nach alter Art, so stellt er sich als ein phlegmatischer Mensch mit wenig ausdrucksvollen Zügen dar. Glatt rasiert ist noch das ältere Geschlecht, während bei dem jüngeren der Bart herrscht. Er ist kraftvoll, durchschnittlich von guter Gesundheit, vor allem ungemein fleißig in Haus und Hof. Mit geistiger Arbeit giebt er sich nicht gern ab; die mit der Hand geleistete Arbeit ist ihm die eigentliche. Was er durch seinen unermüdelichen Fleiß erworben, hält er durch seine Sparsamkeit zusammen. Im allgemeinen lebt er mäßig; proßend und verschwenderisch wird er bei Festlichkeiten, bei Hochzeiten und Tausen, da muß was draufgehen. Nicht selten artet bei ihm die Sparsamkeit in Geiz aus. Der materielle Besitz, sein Hof, sein Feld, sein Vieh, geht ihm über alles, und nach seinem Besitze regelt er seine Familienbeziehungen und Bekanntschaften. Reich zu reich. Die Tochter eines Wohlhabenden darf keinen Armen heiraten. Scharf besteht der Bauer auf dem, was er für recht hält; Gegengründen ist er, bei einmal gefasster Ansicht, kaum zugänglich. Er ist, wie man sagt, „dieköpfig“ und zu Prozessen geneigt, die er unbeschadet der Kosten bis zum äußersten durchführt. Schlaueit und Pöfiffigkeit fehlen dem Bauern so wenig wie ein stetes Mißtrauen, zumal Fremden gegenüber, bei denen er leicht Hintergedanken wittert. Gegen seinesgleichen ist er aber offen und frei, gerade bis zur Grobheit. Untereinander empfinden die Bauern diese Grobheit nicht; sie wird mehr fühlbar dem Städter, der abgeklärte Manieren gewohnt ist. Freilich, das jüngere Geschlecht, das Reserveoffiziere (Söhne der Aderteute) und in Schweizer Pensionen erzogene Töchter unter sich zählt, steht auf der Höhe städtischen Schlfiffes.



Zur Kirche hält die Landbevölkerung treu; der Besuch derselben ist ein regelmäßiger und der Einfluß des Geistlichen beim Bauern ein weit tiefgreifenderer als beim Städter. Unsere Landleute sind fromm ohne Frömmerei. Der politischen Gesinnung nach sind sie konservativ und monarchisch. Überall hängt das Bildnis des Kaisers und des letzten Herzogs in den Bauernstuben und gern erfüllen die Bauernsöhne ihre Militärpflicht. Lobend wird erwähnt, wie vortrefflich bei Manövern die einquartierten Soldaten in unseren Dörfern aufgenommen werden. Es mag wenig Bauernhäuser im Braunschweigischen geben, in welche keine Zeitung kommt und das Politisieren ist dem flachen Lande nicht mehr fremd. Frei, offen und mit Geschick vertritt der Bauer seine Sache im Landtage, wo sein Einfluß maßgebend, aber auch sein Klasseninteresse stark hervortritt, so daß der Blick auf das allen Gemeinsame oft getrübt erscheint.

Schattenseiten mangeln nicht. Daß es mit der Reinlichkeit nicht so bestellt ist, wie es sein sollte, erkennt man leicht; selbstverständlich herrschen hier Abstufungen, aber auch schwer reiche Bauern stehen hinter Städtern von geringem Einkommen in allen die Reinlichkeit und Lebensführung betreffenden Dingen zurück. Ästhetisches Gefühl sucht man vergebens und mit dem Einzuge städtischer Einrichtung, mit dem modernen billigen Land in Kleidung und Gerät ist eine bedenkliche Geschmacklosigkeit ans Licht getreten. Sie kam nicht zur Geltung, als die Sitte noch rein bäuerlich war, als die Stuben und Kleider Zuschnitt nach der Väter Weise zeigten. Bauernmädchen in grellbunten Kleidern, mit einem Hute voll Kunstblumen und dabei eine Kiepe auf dem Rücken sind keine seltene Erscheinung in den Straßen der Städte.

Das sechste Gebot soll nicht in der Achtung stehen, wie es der Fall sein müßte. Die Frau nimmt es heiliger mit der Ehe, als der Mann. Spottlieder, die des Bauern Verhältnis zur Magd geißeln, laufen um<sup>1)</sup>. Das Mißtrauen, das schon als Zug des Bauern gegenüber Unbekannten angeführt wurde, besetzte ihn früher auch gegenüber allen Neuerungen. Er hielt fest an alten Einrichtungen und war schwer zu Änderungen in der Landwirtschaft oder zu einer guten Anlage seines erworbenen Barvermögens zu bewegen. Die Zeit ist allerdings lange vorüber und das „Geld im Strumpfe“ ist zur Sage geworden. Mit großem Verständnis und glänzendem Erfolge hat der braunschweigische Bauer sich die Verbesserungen und Fortschritte der Landwirtschaft zu eigen gemacht, so daß er unter allen seinen Genossen im Reiche als einer der wohlhabendsten und gebildetsten dasteht.

Noch gelten amtlich die alten Benennungen der verschiedenen Abstufungen der Bauern, ohne daß ihnen ein besonderer Wert zukäme, denn auch hier

<sup>1)</sup> Vieles von dem, was Pastor C. Wegener in seiner Schrift über die Sittlichkeit auf dem Lande (Berlin, Verlag des deutschen Sittlichkeitsvereins), die sich auf Niederdeutschland bezieht, rügt, trifft bei uns zu. Manches derartige tritt in den folgenden Kapiteln zu Tage.

haben sich die Verhältnisse so verschoben, daß nach Maßgabe des Besitzes ein Kotsasse in einem Dorfe weit über einem Adernanne in einem anderen steht. Darum sind die Inassen eines Dorfes aber keineswegs gleich und sie scheiden sich fast in soviel Stände, wie die Einwohner einer Stadt. Wir finden im Dorfe verpachtete staatliche Domänen und Rittergüter, denen fast der gesamte Grund und Boden zugehört, so daß eigentliche Bauern dort nicht vorhanden sind und die Dorfbewohner nur die Stellung von Arbeitern und Tagelöhnern einnehmen. Sie machen aber die Minderzahl aus, da der eigentliche freie Bauernstand bei weitem überwiegt. Dieser gliedert sich folgendermaßen (in der hier behandelten Gegend, andere Bezeichnungen herrschen in anderen Teilen des Herzogtums):

Ackerleute	mit ursprünglich 120 Morgen (= 4 Hufen) und 4 Pferden
Halbspänner	" " 60 " (= 2 " ) " 2 "
Kotsassen	" " 30 " (= 1 " ) " 2 "

Die beiden ersten Stände sind die eigentlichen und ursprünglichen Bauern mit den ersten Ansprüchen an das Gemeindeeigentum und bevorzugt vor den übrigen<sup>1)</sup>. Wie die Kotsassen hinzukamen, mußten sie sich mit dem Genüge sein lassen, was jene beiden ihnen abtraten oder neues Land roden (vergl. S. 60 unter Koterlamp). Die unterste Stufe nahmen die Brinkhiser ein, deren Häuschen am Rande (brink) des Dorfes lagen und die feinen oder geringen Grundbesitz hatten. Schafe durften sie nicht auf die Weide treiben, nur eine Kuh, Schweine und Gänse zu dem Weidevieh stellen und nach Verhältnis für diese zum Hirtenlohne beitragen. Am niedrigsten stehen die Anbauer, die letzten Ankömmlinge im Dorfe, ohne Grund und Boden, nur auf ein Häuschen angewiesen.

Erwähnenswert mag noch sein, daß der Name der alten, ursprünglichen Hofbesitzer, die längst dahingegangen sind, an den jetzigen ganz anders heißen Besitzern in einigen Dörfern noch haftet. In Waggum hieß 1754 der Besitzer von Nr. 1 Kade und so wird noch jetzt der gegenwärtige Eigentümer Lehmann gerufen. Nr. 13 damals Gödede, heute Gils, der Gödede-Gils genannt wird; Nr. 19 im Jahre 1754 Kurt Vente, jetzt Mellien, der Vente gerufen wird. In Vortfeld ist es ähnlich; der jetzige Besitzer des alten Wolterschen Hofes wird Wolter-Wehmer gerufen; ja, bei Gremmel fügt man die Namen von drei früheren Besitzern seines Hofes gelegentlich hinzu und nennt ihn Behm-Meier-Sauer-Gremmel.

**Die Hirten.** Auch dem alten Hirtenstande hat die Separation den Untergang gebracht. Früher, zur Zeit der Dreifelderwirtschaft, wurde das Brachfeld regelmäßig beweidet und auch die großen Gemeindeanger dienten der

<sup>1)</sup> Beispielsweise: Bei der Teilung des Brennholzes aus dem Gemeindewalde von Klein-Söchheim erhielt ein Ackerhof doppelt soviel wie ein Halbspänner (handschriftliche Dorfbeschreibung von 1767). In Denstorf bekam ein Adernann 1 Kaster Holz und 1 Schock Wasen nach der forstmäßigen Regulierung; ein Groß- und Kleinföder halb soviel, ein Brinkhiser nichts (Dorfbeschreibung von 1771).

gemeinschaftlichen Weide der Dorfsinassen. Wie genau hier alles geordnet und bestimmt war, erkennen wir z. B. bei Abbenrode (handschriftliche Dorfsbeschreibung von 1775): „Im Winterfelde wird mit Hornvieh, aber nicht mit Schweinen, bis alten Bartolomäi (12. August), im Sommerfelde bis alten Medardus gehütet, im Elme mit den Schafen und Schweinekoppel mit dem Hause Vestedt. Auf dem Die Privatweide, hinter der Lahe ein Gehölz für Kälber, auf dem Seerwalde ist mit Pferden, Kühen, Schafen und Schweinen Koppel mit den Grenzdörfern Anger.“ Anger finden wir aber kaum noch, denn sie sind zu Ackerland gemacht, die Stallfütterung und der Anbau von Futterkräutern ist allgemein und vom alten Hirten sind nur noch hier und da Spuren vorhanden. Mit ihnen ist auch ein Stück Poesie verschwunden.

Noch im Anfange des Jahrhunderts hatte jedes Dorf sein besonderes Hirtenhaus, das auf dem Gemeindeboden errichtet war; bei den Rundlingsdörfern lag es meist auf dem freien Dorfplatze in der Mitte, bei den anderen am Rande. In Dibbesdorf z. B. berichtet die handschriftliche Dorfsbeschreibung von 1754: „Der Schulmeister, Kuh-, Schweine-, Ochsen- und Gänsehirt wohnen in einem Hause, so vor dem Dorfe liegt.“ Diese Häuser sind dann vielfach die Wohnungen des Feldhüters, Pannemanns, und schließlich zu Armenhäusern der Gemeinde geworden, oft aber haftet noch an ihnen der Ausdruck *paunehüs*. Die Gemeinden mieteten alljährlich ihre Hirten durch Darreichung des Mietpennings um Fastnacht, „wobei gewöhnlich großer Streit um die Personen, ob der alte beizubehalten oder ob ein neuer zu mieten sei“; Stimmenmehrheit entschied.

Wie die Hirten gestellt waren, erkennen wir wieder aus der Dibbesdorfer Dorfsbeschreibung, welche als Durchschnitt gelten mag. „Der Kuhhirt hat einen kleinen Garten, 4 Morgen Wiesen und pro Stück Vieh vierteljährlich 2 Mariengroschen. Der Schweinehirt hat einen kleinen Garten, eine kleine Wiese und 25 Himpten Roggen von den Bauern, an Geld 15 Mariengulden jährlich. Der Ochsenhirt erhält 20 Himpten Roggen und Futter für eine Kuh. Der Kälberhirt 7 Himpten Roggen und an Geld 7 Mariengulden. Es giebt zwei Nachthirten, einen für die Ackerleute, den anderen für die Kötter. Der Nachthirt der Kötter erhält jährlich 6 Thaler 20 gute Groschen. Der Gänsehirt bekommt täglich etwas zu essen und jährlich 4 Mariengulden Geld“ (1754). Es war also ein armes, schlecht bezahltes Geschlecht<sup>1)</sup>.

Eine ganz besondere Stellung nahmen die Ohehirten ein, deren Spuren ich aber nur im Amte Salder gefunden habe. Es ist wohl dasselbe, was Schambach in seinem Wörterbuche von Göttingen-Grubenhagen unter *aubère* verzeichnet und als Unterhirt, Hirtenjunge, Hütejunge, Handbube erklärt. „In manchen Gemeinden stellt ein Haus nach dem anderen jedesmal auf einen Tag

<sup>1)</sup> Die in vieler Beziehung merkwürdigen rechtlichen Verhältnisse der alten Braunschweiger Hirten behandelt Scholz der Dritte ausführlich in der Zeitschrift für Landwirtschaftsrecht, Braunschweig 1840, Band II, S. 187 ff.

einen Mann oder einen schon ziemlich erwachsenen Jungen, der dem Gemeindegirten helfen muß.“ Im Braunschweigischen scheint das Wort ausgestorben zu sein; es lautete hochdeutsch Oehirt, wie aus einem Zeugenverhör in Sachen der Gemeinde Heerte wider Georg Lappen daselbst 1592 hervorgeht<sup>1)</sup>. Die Fragen daselbst lauten: „Ob stets zu Heerte das Ohe- oder Nebengirtengehen gebräuchlich gewesen? Ob jeder Einwohner, wenn er an die Reihe gekommen, soviel mal er zwei Kühe gehabt, soviel Tage einen Ohe- oder Nebengirten habe halten müssen?“ Das Oehirtgehen mußte von Nachbar zu Nachbar angefangen werden; jener Lappe aber, wiewohl er 20 Kühe gehabt, weigerte sich dessen. Die Helmstedter Juristenfakultät entschied aber, er müsse einen Oehirten stellen.

Jetzt sieht man noch hier und da (z. B. in den Büttels) den Schweinehirt, swen, bei seinem Vorstendvieh mit dem langen Horn, auf dem er drülütjet oder tütet. Die häufigste Erscheinung ist noch der Schäfer, schäper, da große Güter noch Schafe halten und auf die Weide bringen. Sie haben ihre Kollegen überlebt, wiewohl gerade sie die am wenigsten angesehenen unter allen Hirten waren. Die landesherrliche Verordnung vom 6. Juli 1747 befagt: „Die Schäfer sollen ihrer Hantierung wegen (weil sie nämlich den bei Seuchen gefallenen Schafen das Fell abziehen) nicht für unehrlich gehalten und bei ihrem Tode nach christlichem Gebrauche beerdigt werden. Wer ihnen Schäferekelnamen, als Dollfüller, beilegt, soll mit dem käk (Schandpfahl) oder Gefängnis, oder Karrenschieben bestraft werden.“ Etwas ist von den alten Anschauungen noch geblieben; man hält die Schäfer für faul und übelriechend und die Jugend ruft ihnen zu:

Schäper Lülei, stinket as en fül ei.

Man kennzeichnet die Schäferfaulheit auch durch folgende Geschichte. Ein Schäfer lag weinend unter einem Baume, an welchem sein brotgefüllter Ranzen hing. Auf die Frage Vorübergehender, was ihm fehle, antwortete er, ihn hungere. „Komm her, hier hast Du Brot“, sagten die. Worauf der Schäfer erwiderte: Ja, wenn ik upstän wulle, dann brüke ik man na min'n holster to langen, da is brot enaug inne.

Auch ruft man dem Schäfer zu:

Schäper, wo haste din mäken?

„In der käre verstäken.“

Schäper, wo haste dinen bunten bock?

„Hei geit vorup un treckt en tropp<sup>2)</sup>.“

Schäper, wo haste din schinkenstücke?

„In der linken kittelsicke.“

Mit ihrer alten Ausrüstung und dem schönen Hunde<sup>3)</sup> an der Seite sind

<sup>1)</sup> Mitgeteilt in den Braunschweiger Anzeigen von 1750, Nr. 42.

<sup>2)</sup> D. h. geht als Leithammel dem tropp, Trupp, der Herde voran.

<sup>3)</sup> Die Hunde der Schäfer und überhaupt der Hirten mußten früher große, fünfviertel Ellen lange, starke Schleif- oder Zwerg- (Duer-) Knüttel am Halse tragen, damit sie das Wild nicht verfolgen konnten; auch der Bauer mußte seinen Hund „Knütteln“ und durfte ihn nicht mit ins Feld nehmen. Wer sich dagegen verging, zahlte 15 Thaler Strafe. Landesherrliche Verordnungen vom 8. Januar 1638 und 11. Juni 1717.

die Schäfer der letzte, auch mehr und mehr schwindende Rest des Hirtenweßens in unserem Lande.

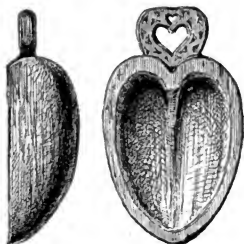


Fig. 36. Hölzerne geschnitzte Schöpfstelle der Schäfer. Sammlung Basel.

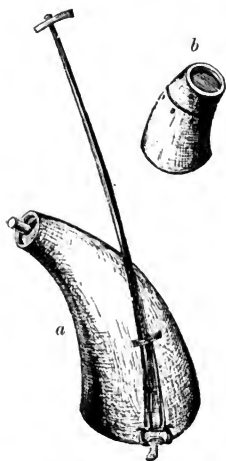


Fig. 37. a Schäfertrinkhorn, 20 cm lang.  
b Salbenbüchse, 8 cm lang.  
Beides aus Kuhhorn. Sammlung Basel.



Fig. 38.  
Schäferhaken.

Die Ausrüstung der Schäfer war eine eigentümliche und auf hohes Alter deutende; hier und da findet man sie noch. Ein Hauptstück war der schäperranz oder holster, ein rucksackartiger Beutel aus derbem Leder, in welchem der Schäfer Brot, Medikamente u. dergl. bei sich führt. Er wird an der Seite an einem breiten, über Schulter und Brust gehenden Lederriemen getragen, der mit Messingzieraten und Messingringen, die klingend herabhängen, versehen ist. Das wichtigste am Ranzen aber ist eine Troddel, die aus Röhrenknochen mit abwechselnd dazwischen liegenden

Querscheiben geziert ist. In die Knochen sind Ornamente, Gesichter u. s. w. eingeschnitzt und mit farbigem Wachs ausgelegt. Dann gehört dazu eine hölzerne Füllkelle in Form einer Schaufel, etwa 18 cm lang, die der Schäfer zum Wassers schöpfen benutzt (Fig. 36). Weiter ein Trinkhorn, aus Kuhhorn gefertigt, mit Lederriemen, hölzernem Boden und Stöpsel, dann ein kleines Salbenbüchsen, 8 cm lang, aus dem Ende eines Kuhhornes verfertigt (Fig. 37 a und b). An diesem manchmal Schnitzereien ursprünglicher Art. Es enthielt eine Salbe gegen den Grind der Schafe. Der Schäfer verfertigte auf dem Felde beim Hüten seiner Schafe diese Gegenstände selbst; auch die früher in den Bauernwirtschaften üblichen „schöttel-

kränze“ zum Aufsetzen der heißen Schüsseln, die geschnitzten Ellen, die Bindepflöde (zum Garbenbinden), die „krüselketten“ aus einem Stück Holz und dergleichen waren Arbeiten der Schäfer. Seine Schafe kommandierte er mit

dem schäperhaken, einem lanzenartigen Instrument, dessen eiserne Spitze eine kleine Schaufel bildet, an welcher seitlich ein Haken sitzt (Fig. 38, S. 161). Mit der Schaufel wirft der Schäfer Erde nach den sich verlaufenden Schafen, mit dem Haken zieht er sie zu sich am Weine heran. Der Stab des Hakens endigt unten in einer messingnen Zwinge, dem Vand (bend). Wie die Bauern trug der Schäfer einen großen, runden, schwarzen Filzhut, mit breiter, gerade abstehender Krempe, die gegen den Regen schützte, bei gutem Wetter aber an zwei Seiten mit Hülfe von durchgezogenen Schnüren aufgeklappt werden konnte, so daß dann der Hut einen Dreimaster bildete, dessen eine Spitze nach hinten zeigte, während vorn die Krempe heruntergelassen wurde, um das Gesicht gegen die Sonne zu schützen.

Zu den Obliegenheiten der Schäfer gehörte auch das örmalen ihrer Tiere. Die Schafe der in einer Herde vereinigten verschiedenen Besitzer wurden nämlich zur Unterscheidung voneinander durch besondere Einschnitte in die Ohren gekennzeichnet. Bei dem einen wurden die Spitzen der Ohren abgeschnitten; ein Dreieck aus dem Rande geschnitten beim zweiten; ein rundes Loch angebracht bei den Schafen des dritten, oder man schälzte die Ohren der Länge nach auf u. s. w. und schuf so eine große Anzahl Male<sup>1)</sup>.

Wie überall in Deutschland war der Schäfer auch bei uns Philosoph. Er hatte Zeit, in der Einsamkeit über alle Fragen, die in seinen Gesichtskreis kamen, nachzudenken. Er beobachtete das Wetter und weisagte dasselbe, er kannte die Volksüberlieferung und die Heilkräuter. Ich habe noch manches von den wenigen Schäfern, die heute die Fluren beziehen, mitgeteilt erhalten.

Das Gefinde auf dem Hofe wird zusammengefaßt unter der Bezeichnung die deinste. Die Stellung des Bauern ihm gegenüber war früher eine ganz patriarchalische. Seine Familie aß mit den Diensthöten an demselben Tische, aus derselben Schüssel, was dadurch um so weniger auffällig war, als nur ein geringer Bildungsunterschied zwischen Herr und Knecht, Frau und Magd bestand und nur die Besitzverhältnisse einen Unterschied bedingten. Bei kleinen Bauern findet man dieses Zusammenessen noch jetzt.

Das Akergefinde zog nach erhaltenem „Miet- oder Gottespfennig“ stets zu Martini an und verpflichtete sich für ein ganzes Jahr, daher die noch vorkommende Redensart, hei mäket martinich, für einen, der zu früh den Dienst verläßt. Schon früh<sup>2)</sup> wurde bestimmt, daß das Gefinde nur in Geld, nicht aber in Naturalien zu entlohnen sei, auch sollte ihm kein Feld, statt Lohnes, zur Bebauung überwiesen werden. Allein hier war die Macht der Gewohnheit und der verhältnismäßige Mangel an barem Gelde auf dem Lande stärker als

<sup>1)</sup> Solche Malzeichen am Vieh kommen schon in der Offenbarung Johannis vor (13, 17), sind bei den alten Indiern bekannt, finden sich bei den Rentieren der Lappen und anderer Nomaden, bei dem Vieh in der Schweiz, das auf die Almen getrieben wird, bei den Enten und Gänsen an der Nordsee u. s. w. (Andree, Ethnographische Parallelen. Neue Folge, S. 75, wo diese Eigentumszeichen ausführlich behandelt sind.)

<sup>2)</sup> Landesherrliche Verordnung vom 27. Oktober 1740.

das Geseß. Es wurde, noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, viel mit Zeug und Flachß gelohnt.

Ein Knecht erhielt (in den Dörfern nach dem Elme zu) außer Schuhzeug auch einen Himpten Lein zum Säen, ebenso der Enke. Eine Magd erhielt zwei Stiege Leinen und zwei Paar Schuhe, ein Paar Pantoffeln und eine Zade; außerdem einen Himpten Lein zum Säen. Der Flachß für das Gefinde stand in einer Fläche und wurde nur durch krädeln, kleine Hörste einer beliebigen anderen Frucht, geschieden. Zu einem Himpten Lein für das Gefinde gehörten 40 Ruten Land. Der Flachß des Knechtes oder Enken kam gewöhnlich deren Eltern zu gute, welche jenen dafür die Wäsche besorgten. Waren Eltern nicht vorhanden, so nahmen diejenigen den Flachß in Empfang, welche die Wäsche des Knechtes wuschen. Die Mägde dagegen behielten ihren Flachß für sich, doch war die Herrschaft verpflichtet, alle Arbeit an der Zubereitung desselben machen zu lassen. Auch Wolle (zwei Pfund im Jahre) wurde den Dienstboten geliefert; dazu kamen die für Weihnachten versprochenen Geschenke und bei der Ernte wurden an jeden affräper, Mägde und Enken, Schürzen und Ärmel geliefert.

In anderen Gegenden herrschten etwas andere Verhältnisse. So bekam in Eischott in den sechziger Jahren eine Magd ein paar gewebte Röcke, zwei Paar Strümpfe, Schuhe und Lederpantoffeln, zehn Thaler bar, dazu eine Stiege Leinen, auch wurden für sie zwei Viertelsaß Lein ausgesäet. In Watenstedt bei Zerzheim erhielt in den fünfziger Jahren eine Magd acht bis zehn Gulden, eine, auch zwei Stiegen Leinen und einige Boten Flachß; auch säete der Herr für sie einen halben oder ganzen Himpten Lein<sup>1)</sup>. Das Vorherrschende des Flachßes bei der Lohnung des Gefindes führte (wenigstens im Amte Salder) dazu, daß Knechte und Mägde von ihrem Herrn als *min linhère* (mein Lein-herr) sprachen.

Die Stellung der Knechte und Mägde auf einem Hofe, ebenso die Bestimmung der Arbeiten, die ein jeder zu leisten hatte, war und ist streng geordnet. Folgendes bezieht sich auf einen großen Hof der Dörfer zwischen Braunschweig und dem Elme.

1. Der Großknecht, grötspanner, hat für sämtliche Pferde Futter zu schneiden und führt beim Ausziehen zur Feldarbeit das erste Pferdepaar. Auf dem Felde hat er das Land zu besurthen (besören), bei der Ernte mäht er vor. Bei Tisch saß er neben dem Herrn, er folgte auch beim Zugreifen aus der Schüssel nach diesem und der Frau.

2. Der erste Hofknecht ist nur für die Arbeit auf dem Hofe und hat mit den Pferden nichts zu thun, oder nur im Erfolgsfalle. Er besorgt das Säen und das Dreschen steht unter ihm. Er, sowie der Großknecht, müssen vier Himpten Korn tragen können. Bei Tisch hat er den Platz nach dem Großknecht.

3. Es folgt der Schäfer dem Range nach, wo ein solcher vorhanden.

<sup>1)</sup> Lehreß nach Geschichte der Spinnerei in Braunschweig. Harzzeitchrift 1886.

4. Der Sechstenknecht, sesstenknecht, führt das fünfte und sechste Pferd (dritte Pferdepaar), woher der Name. Beim Auszuge zur Feldarbeit folgt er mit seinem Gespanne an dritter Stelle.

5. Der Junge oder enke; er ist der Lehrling auf dem Hofe und hat sein Pferdepaar, sowie das des Großknechtes zu versorgen, der sein besonderer Lehrmeister und Gebieter ist, während der Sechstenknecht ihm nichts zu befehlen hat. Beim Auszuge zur Arbeit folgt er mit seinen Pferden an zweiter Stelle, hinter dem Großknecht. Bei Tisch ist er der letzte.

6. Die Großmagd, dat gröte mäken, hat gewöhnlich das Rindvieh zu versorgen, das Haus in Ordnung zu halten und das bessere Schuhzeug sowie die Kleider des Herrn und der Bäuerin zu reinigen. Auf dem Felde hat sie beim Mähen hinter dem Großknecht zu räpen, d. h. aufzubinden, wobei ihr der Junge hilft. Bei Tische trägt sie die Speisen auf.

7. Die Kleinmagd oder dat lütje mäken hat die Schweine zu füttern und das grobe Schuhzeug zu schmieren. Beim Mähen hat sie hinter dem ersten Hofknecht zu räpen. Im Winter trat für sie, wie für die Großmagd, das Spinnen statt der Feldarbeiten ein; in einigen Gegenden helfen auch die Mägde beim Dreschen. Nach dem Essen hat die Kleinmagd den Tisch aufzuräumen.

Die Kost auf dem Lande ist einfach, kräftig und vor allem sehr reichlich. Wenn, wie früher allgemein üblich, Bauer und Bäuerin samt ihren Kindern mit dem Gefinde an einem Tische speisten, so versammelte man sich pünktlich um 12 Uhr, Sonntags gleich nach der Kirche. Die Tischordnung war folgende: Bauer, Bäuerin, Großknecht, Hofknecht, Schäfer, Sechstenknecht, Junge, Großmagd, Kleinmagd, Kinder. Die gewöhnlichen Speisen sind Suppe, Rindfleisch, Pöselfleisch, Sauertraut mit Kartoffellößen, Braunkohl, Braten bei besonderen Gelegenheiten oder Sonntags, Erbsen, Linsen, Bohnen, Mohrrüben, im Herbst Gans mit Mehllößen. Abends werden viel Pellkartoffeln gegessen (pülers oder slüe-kartuffeln im Amte Salder), wobei es Sitte ist, daß die Mägde nicht am Tische sitzen, sondern stehend ihre Mahlzeit einnehmen. Zu diesen Kartoffeln wird ausgelassener Speck mit Zwiebeln (stippelse mit zipollen) gereicht. Im Sommer aß (oder ißt) man oft Salat in Buttermilch gekocht, ein Gericht, das ütschenlennen (Froschlenden) heißt. Andere derartige Ausdrücke sind „Strohlehm“ für Sauertraut mit Kartoffeln, während Mohrrüben „Galgennägel“ oder „Polizeifinger“ genannt werden. Am Sonnabend giebt es gewöhnlich Kartoffelbrei, daher: kartuffelbri, woche vorbei. Sonntag, Dienstag und Donnerstag waren Fleischtage, an denen selbst der kleine Bauer seinem Gefinde Fleisch vorsetzen mußte. Auch die Kost schwankte nach der Gegend und war in Einzelheiten verschieden. Nördlich der Linie Braunschweig — Helmstedt wird das Blut aller Schlachttiere (Rind, Schwein, Schaf, Ziege) genossen und Pottwurst bereitet, eine Wurst aus Blut und Buchweizengrüße. Dieses geschieht nie südlich der genannten Linie, wo nur Schweineblut in der Gestalt von Rotwurst verzehrt wird.



## Die Spinnstube.

---

In großer Anzahl findet man bei uns auf den Feldern noch alte Spinnwirtel und im städtischen Museum ist eine bedeutende Sammlung derselben vereinigt. Alle sind ziemlich roh mit der Hand geformt und die vorgeschichtlichen lassen sich von den mittelalterlichen kaum unterscheiden, höchstens deutet die Art des Fundes darauf hin, ob wir es mit früheren oder jüngeren Erzeugnissen zu thun haben. Auf dem Lande kommen die Wirtel als „Schlüsselsteine“ vor; man bindet sie an Schlüssel, um diese vor dem Verlieren zu bewahren. Die zu den Wirteln gehörigen Spindelstäbe, gewöhnlich aus Holz, haben sich natürlich nicht erhalten. Sie waren in früher Zeit mit einer Kerbe zum Festhalten des Fadens versehen. Antike römische Spindeln von Knochen zeigen auch diese Kerbe, an deren Stelle später ein eiserner Haken trat, wie er bei den heute noch im vollen Gebrauch befindlichen Spindeln in Italien, Griechenland und dem Orient sich findet.

Wann bei uns das Spinnen mit der Spindel ganz abgetommen ist, läßt sich nicht sagen. Sicher hat es noch längere Zeit sich neben dem Spinnrade erhalten und ist durch dieses nur allmählich verdrängt worden, ja, in einigen Gegenden Deutschlands wird jetzt noch mit der Spindel gesponnen<sup>1)</sup>. Diese Verdrängung begann mit der Erfindung des Spinnrades in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Braunschweig rühmt sich, den Erfinder zu seinen Bürgern gezählt zu haben. Über ihn und die Erfindung, wie er sie gemacht hat, scheint wenig bekannt zu sein. Das nachstehende bringt Rehtmeyer<sup>2)</sup>: „Eben dazumal (1530) sollen auch die Spinnräder, deren sich jezo das Frauenvolk bedient, von einem Bürger und kunstreichen Steinmeßer und Bildschnitzer mit Namen Meister Jürggen erdacht und hieher gebracht syn, welcher Meister in einem Kruge jenseits Olper damals gewohnt, wovon derselbe Krug noch jezo den Namen hat, daß er zum Spinnrade genannt wird. Dieser Meister hat auch das Epitaphium

---

<sup>1)</sup> Bei Muskau in der wendischen Lausitz (Verhandl. d. Berl. Anthropol. Ges. 1882, S. 36 nebst Abbildung), in der Gegend von Tübingen und im Remsthal (daselbst 1883, S. 31).

<sup>2)</sup> Braunschweigische Chronik 1722, II, S. 879.

des alten berühmten Patricii Gerhardi Pauls in der St. Martinikirche gegen der Kanzel über gemacht und sein eigen Bildnis darunter eingehauen<sup>1)</sup>.

„Der Krug jenseit Elper“, den der Chronist erwähnt, und an dem damals die Übertieferung haftete wie heute noch, „liegt im Dorfe Watenbüttel und führt das Schild „Zum Spinnrade“.

Ob das Jahr 1530, wie Rehtmeyer es angiebt, richtig ist, scheint zweifelhaft, denn schon in einem handschriftlichen Neuen Testament der Wolfenbüttler Bibliothek, welches 1524 der Nürnberger Künstler Niklas Glockendon mit schön ausgemalten Bildern schmückte, ist eine Frau mit einem Spinnrade dargestellt und neben ihr eine andere, welche noch mit der alten Spindel spinnt<sup>2)</sup>. Das Spinnrad ist hier nach der älteren Form gebildet, die bei uns als „Langschwanz“ bekannt und bis in den Anfang des Jahrhunderts noch vielfach im Gebrauch war, bis diese Art durch die hohen Woden verdrängt wurde. Bei den Langschwänzen sitzt das Rad unten rechts seitwärts von der Dieße, während es sich beim hohen Woden unter der Dieße befindet<sup>3)</sup>. Alte wie neue Form des Spinnrades ist aber jetzt in dem Teile Braunschweigs, von dem wir hier reden, im Verschwinden, nur wenige alte Frauen spinnen noch etwa vorhandene Flachsvorräte ab, denn der Flachsbau ist so gut wie eingegangen. Im Amte Weselbe waren in der letzten Zeit noch wenige Hettaren mit Flachsbau bestanden. Im Weserdistrikte steht es damit aber besser.

Einst war aber der Flachsbau weit bei uns verbreitet und wogende blaue Flachsfelder erfreuten das Auge. Heute ist ein Flachsfeld eine Ausnahmerscheinung, die freudig inmitten der Spargel-, Rüben- und Kornfelder übersehen wird. Verfallen sind die Flachsrotten, die als unbenutzte Gruben daliegen und vom jüngeren Geschlechte nicht mehr gedeutet werden können; sehr selten noch hört man den Webstuhl auf den Dörfern klappern. Die mit Dampf betriebenen Spinnmaschinen und das Überhandnehmen der Baumwolle haben den Flachsbau verdrängt und nur als Sage vernimmt man, daß die hoch im „schap“ aufgestapelte „selbstgesponnene Leinwand“ die beste von allen sei.

Noch im Anfange des 19. Jahrhunderts konnte gesagt werden, der Flachsbau mache den „Hauptgegenstand der Nationalindustrie“ aus und in keiner Gegend Niedersachsens wurde so viel Fleiß und Mühe auf dieses Erzeugnis verwendet, wie im Braunschweigischen. „Bei dem Tagelöhner und Handarbeiter ist der Flachsbau das erste Requiisit seiner Nahrung; bei dem Diensthöten besteht ein Teil seines Lohnes darin und der wirkliche Ackerbauer lebt in einigen Gegenden fast

<sup>1)</sup> Vergl. darüber auch Schmidt, Die St. Martinikirche. Braunschweig 1846, S. 104.

<sup>2)</sup> Das Bild ist wiederholt in Görge's, Vaterländische Geschichten, Braunschweig 1843, I, 269.

<sup>3)</sup> Die allmählichen Veränderungen des Wodens sind in einer Arbeit von Th. Voges geschildert „Zur Geschichte der Spinnerei im braunschweigischen Lande“ (Harzzeitung 1886).

ganz von der Flachskultur<sup>1)</sup>." Infolgedessen beschäftigte sich auch alt und jung, „selbst angesehene Frauenzimmer“, mit dem Spinnen. „Man staunt über die Summen, die dadurch im Lande gewonnen werden: Garn erhält nicht allein die ganze Industrie, Garn deckt auch die meisten Einfuhrartikel und ohne Garn würde ein Nationalbankerott unvermeidlich sein<sup>2)</sup>.“

Namentlich in der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde der Flachsbau von der Regierung eifrig gefördert; es erschienen volkstümliche Belehrungen über denselben, Verordnungen gegen die Verfälschung des guten, aus Riga bezogenen Leinsamens, und in den Dorfbeschreibungen mußte vermerkt werden, wie es um den Flachsbau stehe und ob Leineweber im Dorfe ansässig seien<sup>3)</sup>. Diese hatten bisher, gleich Schindern und Latern, zu den „unehelichen“ Leuten gehört, wie das auch noch in dem bekannten Liede „Die Leineweber haben eine saubere Zunft“ durchklingt. Aber von ihrer Nützlichkeit überzeugt, erschien am 14. Mai 1729 eine landesherrliche, nicht gerade gut stilisierte Verordnung, welche besagt: „Die Leineweber sollen für ehrliche Leute gehalten werden und soll dieselben Niemand wegen ihres Handwerks zu schmähen, zu schimpfen und ihnen dergleichen injurieuses, als daß sie die Leiter zum Galgen bei der Exekution tragen müßten, vorzureden, bei 50 Thaler fiskalischer Strafe, sich zu unterfangen.“

Die Weberei stand in hoher Blüte und viele Weber auf dem Lande hatten es zu großer Kunstfertigkeit gebracht. Noch haben sich in Schränken und Müusen die alten Tafeltücher, Handtücher, Kissenbüren erhalten, in die sehr oft schöne Muster, Figuren und Sprüche eingewebt sind. Jeder Weber hatte sein eigenes Musterbuch, zeichnete und komponierte sich seine Vorlagen. Sehr schöne fand ich in einem Musterbuche aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, das ich in Klein-Schöppenstedt für das Städtische Museum erwarb und das gleichzeitig als eine Art Familienchronik zu Einschreibungen benutzt wurde.

Eng hing der Flachsbau mit dem Fühlen und Denken unseres Volkes zusammen und im Aberglauben wie in den Sprichwörtern spielte er seine Rolle. Sollte der Flachsbau recht hoch wachsen, so hatte der Säemann den Sack mit der Leinsaat zunächst hoch in die Luft zu werfen, ehe er ihn in das Saatland ausschüttete. Daß der Flachsbau gut und reich gedeihe, gingen Frauen am Johannisstage zwischen 11 und 12 Uhr um das Flachsfeld herum und faßten immer stillschweigend den Flachsbau an. Hatten Frauen und Mädchen den Flachsbau gejäet (ewaiet), so mußten sie einen Purzelbaum machen (koppowerslä'en), sonst gedeih der Flachsbau nicht<sup>4)</sup>. An ein Flachsfeld durfte man nicht pissen, denn sonst blieb der Flachsbau kurz. Lange Eiszapfen (isschöckeln) am Dache deuten

<sup>1)</sup> Hassel und Wege, Beschreibung der Fürstentümer Wolfenbüttel u. s. w. I, 139 (1802).

<sup>2)</sup> Dasselbst I, 189.

<sup>3)</sup> J. B. Denstorf 1771: „Die Leute applizieren sich auf Flachsbau.“ Groß-Steidings betrieb 1771 „vornehmlich Spinnerei“, wozu viel Flachsbau gebaut wurde.

<sup>4)</sup> Muddersprache, Plattdeutsche Zeitschrift von Th. Reich. Braunschweig 1888. Band I, S. 4.

auf langen Flachs im kommenden Jahre; der Flachs gedeiht gut, wenn der Braut auf dem Kirchgange heimlich Leinsamen in die Schuhe gelegt wird (in Nordsteimte). In Groß-Winnigstedt läuteten die Mädchen an den Glockenfeilen am zweiten Ostersfeiertage und je länger sie läuteten, desto länger wuchs der Flachs. Nachts durfte kein Garn auf dem Hapsel bleiben, weil sonst das Vieh trepierre, die Kühe verkalbten, auch entfernte man (Groß-Dentke) das Garn vom Hapsel, wenn die Kuh kalben wollte<sup>1)</sup>.

Auch einige Rätsel beziehen sich auf das Spinnen. Die zehn Finger am Wocken werden darin folgendermaßen geschildert:

Et gingen tein Tatern  
Um einen bôm un snâtern.  
Wat snâtern dei Tatern,  
Wat slôgen dei klâtern,  
Wo wackelt dei bûk!

in anderer Form (Eizum) heißt das Rätsel: Et klâtern tein Tatern um einen bôm, se tattern un tattern bet se den bôm alle harren.

Auf die Speichen am Spinnrade bezieht sich folgendes: Et slâpet acht junfern in einen hedde, keine li't vorne und keine li't hinten.

Von dem Locke (spill-lock), durch welches der Faden auf die Spindel geht, heißt das Rätsel: Wer hat de lüttjeste gârendôr?

Die langen Winterabende, an denen das junge Volk auf dem Lande nicht recht weiß, was es anfangen soll, begünstigten die Zusammentünfte in den Spinnstuben. Was dem Städter Theater, Konzert, Klub oder Wirtshaus war, das gewährte der Dorfjugend die Spinnstube: Unterhaltung. Dabei arbeiteten die Mädchen meist fleißig und es war ein großer Ruhm, die tüchtigste und fleißigste Spinnerin zu sein. Da aber die männliche Jugend in den Spinnstuben erschien, so wurde der Verkehr unter beiden Geschlechtern oft ein sehr freier und die Behörden begannen einzuschreiten. Ein Erlaß des Herzogs Karl I. vom 2. November 1767 wendet sich gegen die Ungebühlichkeiten in den Winterspinnstuben, wo „von denen dahin zusammentommenden Knechten und Mägden viele Ungezogenheiten begangen, unziemliche Lieder gesungen und schandbare Handlungen vorgenommen werden“. Man weiß, wie es mit der Befolgung solcher Verbote geht; die Sitte oder Unsitte ist stärker als sie. Darum heißt es wieder in einer 1821 von den fürstlichen Kreisgerichten ausgegebenen „Anweisung für Ortsvorsteher“: § 33. Unerlaubte Zusammentünfte von Personen beiderlei Geschlechts, vorzüglich in Spinnstuben, sind nicht zu dulden und diejenigen zur gerichtlichen Anzeige zu bringen u. s. w. Trotzdem hat sich das Spinnstubenwesen erhalten, so lange es diese überhaupt gab und wo die Spinnstuben in unserer Nachbarschaft noch gebräuchlich sind, wie im Solling, da sind die Hausväter zusammengetreten und haben sich gegenseitig verpflichtet, unbeaufsichtigte Spinnstuben bei sich nicht mehr zu dulden<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Diese letzteren Formen des Aberglaubens nach Voges in Harzeitschrift 1886.

<sup>2)</sup> So im November 1894 im Solling zu Volpriebshausen, Delliebshausen, Gierswalbe, Schlarpe, Offensen u. s. w.

Die Spinnstuben hatten ihre bestimmten ungeschriebenen Regeln und Gesetze, die allerdings von Gegend zu Gegend verschieden waren. Aus eigener Anschauung vermag ich sie nicht mehr zu schildern und was hier gegeben wird, ist nach den Erzählungen von solchen, die als Spinnerinnen oder männliche Besucher daran teilnahmen, und nach wenigen anderen Quellen wiedergegeben.

Die Spinnstuben begannen mit dem Herannahen des Winters, wenn die Arbeiten auf dem Felde beendet waren, in vielen Dörfern um Martini, und dauerten bis Fastnacht, spätestens bis zum Palmsonntag, da um diese Zeit andere Arbeiten gemacht werden mußten. Die abendlichen Versammlungen gingen reihum, waren bald in diesem, bald in jenem Hause der Angehörigen einer bestimmten Spinnngesellschaft. Zu einer solchen, die je nach der Gegend tropp oder rott hieß, gehörten vier, höchstens acht Mädchen, die unter sich befreundet oder verwandt waren. Die Mägde bildeten den Grundstock, doch gesellten sich ihnen die Bauerntöchter zu. Die Alten spannen für sich. Anfangs war das weibliche Geschlecht allein und erst später, etwa um 8 Uhr, erschienen die männlichen Besucher, die bis dahin ihre Arbeit gethan hatten und nun anfangs bescheiden, dann aber immer dreister in die Gesellschaft eingriffen.

Die Grundlage der Spinnstuben war ein rühmlicher Fleiß der Mädchen. Auf großen Höfen, wo zwei und mehr Mägde waren, mußten die Mädchen tal oft mit zwei Händen spinnen, das heißt eine gewisse Anzahl von löppen Garn vom Freitag bis zum Freitag fertigt bringen, gewöhnlich zehn bis zwölf und mehr. In der rümwöke, der Raunwoche, der ersten nach Neujahr, fand zuweilen ein Wettspinnen statt, dessen Ergebnis die rümtäl war. Hatte ein Mädchen seinen Flachß am Freitag Abend nicht abgesponnen und die vorgeschriebene Anzahl Löpfe nicht geliefert, so hieß es von ihm, et mot up'n bullen rien, und in früherer Zeit sollen die Mädchen denn auch thatsächlich in solchem Falle auf den Dorfbullen gesetzt worden sein. Der Sonnabend war gewöhnlich frei, dann wurde nicht gesponnen, aber die Paare fanden sich doch zu freier Einzelunterhaltung abends zusammen, „denn Sonnabend ist Kommaabend“.

Ganz leicht wurde den Mädchen übrigens die Vollendung ihrer Arbeit nicht immer, da fortwährend Störungen der eingedrungene männlichen Jugend stattfanden. Anfangs besaßm sich alles in dem wenig durch den Lüchter (Öllampe mit hölzernem Ständer) oder kleine Öltrüffel erleuchteten Gemache noch sittsam und manierlich, bis ein jeder Knecht einem Mädchen die Dieße vom Woden wegnahm, die alsdann mit einem Kusse eingelöst werden mußte. Wollte ein Mädchen auf diese Weise ihre Dieße nicht einlösen, so kam es vor, daß der Knecht wegen der Abweisung den Flachß in Brand setzte. Es folgten Erzählungen, deren Inhalt fast durchweg ein stark erotischer war; sie gehören unter die *κρυπτάδια* und können hier nicht mitgeteilt werden.

Neben den erotischen Erzählungen, welche allerdings vorherrschten, sind auch solche ernstere Inhalts zu verzeichnen und da ist keine schöner, als die von den slickern. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man die Fäden, welche beim Spinnen, etwa wegen eines Knotens, abgerissen werden. Sparsame Spinne-

rinnen benutzen sie wieder und spinnen sie an; aber die riwe (verschwenberische) Spinnerin wirft sie fort. Nun wird erzählt, daß ein armes Mädchen sich die slicker, welche ein reiches fortgeworfen, gesammelt und daraus ein Kleid habe weben lassen. In diesem erschien sie auf der Hochzeit der Reichen, die ihr verächtlich zurief: Was willst Du hier in meinen slickern? Der Bräutigam aber, welcher erfuhr, um was es sich handle, verstieß sofort die reiche, verschwenberische Braut und freiete das arme und sparsame Mädchen.

Die Erzählungen in der Spinnstube wechselten ab mit Liedern, die in hochdeutscher Sprache gesungen wurden und auch nicht immer die feinsten waren.

In manchen Dörfern herrschte bei vieler Freiheit doch auch eine gewisse Selbstzucht in den Spinnstuben und es erfolgte unter Umständen Ausschließung anstößiger Personen. Ein Knecht, der ein Mädchen verführt hatte, hieß, wenn die Folgen sichtbar wurden, ein „Angebrannter“ und durfte nicht mehr in der Spinnstube erscheinen. Über das Mädchen hielt man aber eine Art Gericht, indem man ihr in der Spinnstube das folgende Lied sang, worauf sie weglieb:

Schah, sag an, warum so traurig,  
Und Du sprichst kein Wort mit mir.  
Ja, ich seh's an Deinen Augen,  
Daß Du viel geweinet hast.

Und wenn ich auch geweinet hab',  
Was geht denn Dich das an?  
Denn ich trag unter meinem Herzen  
Ein kleines Kindelein.

Darum brauchst Du nicht zu weinen  
Und brauchst auch nicht traurig sein.  
Denn ich will's Dir schon ernähren  
Und will auch sein Vater sein.

Was hilft mir Dein Ernähren?  
Meine Ehre ist doch dahin,  
Lieber wär' ich schon gestorben  
Und läg' im Grabe drin.

Und wärst Du auch gestorben  
Und lägst im kühlen Grab,  
So thät mein Herz sich tranken  
Wis an den jüngsten Tag.

Es ist aber in anderen benachbarten Gegenden mindestens ebenso frei hergegangen wie im Braunschweigischen<sup>1)</sup>.

Besonders ausgeprägte Spinnstubenspiele und -Sitten herrschten in den Drömlingsdörfern, Amt Vorsfelde, wo viel altertümliches sich bis auf die neuere Zeit erhalten hat<sup>2)</sup>. Zu Anfang und Ende der Spinnstube fand das krüselan-

<sup>1)</sup> Pastor Röber in Bernigerode berichtete 1739 an den Grafen Christian Ernst v. Stolberg über die Zusammenkünfte in den Spinnstuben, die oft bis spät in die Nacht dauerten. Erst wurde eine kurze Zeit gesponnen und dabei ein Lied aus dem Gesangbuche gesungen, bald folgten aber die „Schelmenlieder“ und allerlei Spiel und Heiratswahrererei.

<sup>2)</sup> Ebeling, Blide in vergessene Winkel, II, S. 247.

und abtrinken statt, wenn der von der Decke der Spinnstube herabhängende Krümel zuerst angezündet und zuletzt wieder verlöscht wurde. Man trank Bier und Brantwein und speiste Milchsuppe, Eier, Wurst u. dergl. Ein Hauptsturz war die Veranstaltung eines niphauens, Riechuhns, welches wahr sagen mußte. Ein Mädchen wurde zwischen Stöden eingeklemmt und mit weißen Laken so ver mummt, daß es nur den Kopf frei bewegen und mit ihm nicken konnte. Dann wurden ihm allerlei Fragen vorgelegt, zumal wurde nach den Schätzen der anwesenden Mädchen gefragt, wobei es, wurde der richtige Name genannt, nickte.

In der Adventzeit erschien der Schimmelreiter in den Spinnstuben, während er in anderen Gegenden bei anderen Gelegenheiten auftrat. Es ist ihm ja oft mythischer Inhalt zugesprochen worden. Hier im Drömling wurde ein Bursche in weiße Laken gehüllt, vorn trug er etwas, was einem Pferdekopfe entfernt ähnlich war (eine ausgestopfte weiße Hose oder dergl.); begleitet von anderen Burschen, die Hemden übergezogen hatten und mit Peitschen knallten, jagte er durchs Dorf.

Auch der Erbgander, der Gänserich, der auf einem ererbten Hofe groß geworden war, spielte eine Rolle in jenen Spinnstuben. Er erschien am Tage Petri (24. März) schon mit bunten Bändern gepußt, wurde mit Brantwein dünn gemacht und in diesem Zustande als Orakel benutzt. Mit den Flügeln schlagend und aufgeregte wankte das betrunkene Tier zwischen den Spinnerinnen umher, welche brennende Lichter in der Hand hielten. Verlöschte eines durch den Flügelschlag des Ganders, so mußte die betreffende Spinnerin im Laufe des Jahres sterben; die aber, deren Kerzen brennen blieben, wurden Bräute.

Allzuviel Zeit durfte übrigens auf die Spiele und Thorheiten nicht verwendet werden, denn die Mädchen hatten ihr bestimmtes Maß Garn abzuliefern. Der Tanz, der manchmal die Arbeit unterbrach und der auf der Dale stattfand, dauerte nur kurze Zeit. Gegen ihn, der in den Grenzen der Sittsamkeit blieb, ließ sich nicht viel einwenden; aber schlimmer war die „Blusterstunde“, dann wurden die Lichter ausgeblasen. Es wird manches, wahrscheinlich übertrieben, von dieser Blusterstunde erzählt; nimmt man aber nur einen kleinen Teil des Erzählten für wahr, so waren die Vorgänge vom Standpunkte der Sittlichkeit schlimm genug.

In den Högumer Spinnstuben wurde die Frage aufgeworfen: Wollen wir Blusterstunde oder sløpenschau spielen? Beides nicht ohne Bedenken. Bei letzterem kam es darauf an, daß die Mädchen sich auf den Schoß der Burschen setzten und daß hierbei die Paare so lange wechselten, bis die zu einander passenden zusammen gekommen waren. Das wurde durch das Weiterchieben oder „Schleifen“ eines holschen (Holzschuhs) angedeutet, mit dem einer der Knechte im Kreise der Spielenden stand, wobei er fragte:

Sløpenschau  
Wem betau?  
User ölen bunten kau.  
Sløp w'er Krischan Suco.

wobei der Holzschuh diesem Christian zugeschoben wurde und dessen Schöne nun das Recht hatte, sich auf seinen Schoß zu setzen.

Besonders stolz waren die Mädchen auf ihre Spinnräder, die sie schön upflieten, herauspußten. Das um den Flachß gewickelte bunte Pappblatt, das Wochenblatt<sup>1)</sup>, heißt auch wockenbreif, wenn darauf ein Spruch in Goldschrift steht. Diese Sprüche sind teils allgemeiner Natur oder bringen Widmungen von Freunden und Freundinnen, teils aber beziehen sie sich auf das Spinnen selbst und hier ist die niederdeutsche Sprache noch oft in ihrem Rechte. Ich habe folgende gesammelt:

Top, top, top,  
Alle stunne en lop.

\* \* \*

Spinne liebe Kleine,  
Was du spinnst ist deine.

\* \* \*

Wut du nich spinnen,  
Krigst du kein linnen.

\* \* \*

Spinne fein,  
Das Garn ist dein.

\* \* \*

Die Spinnerin ist ein fleißiges Mädchen,  
Drum ist auch schön ihr Wochenblättchen.

\* \* \*

Tocke flitig immer dulle,  
Von'r disse hen nár rulle.

\* \* \*

Fleißig mußt du sein,  
Liebes Mädelein.

\* \* \*

Mädchen spinne flint und fein,  
Es soll zu deiner Aussteuer sein.

\* \* \*

Spinnen is man lütjes gewinnen.  
Wer et nich deit, mot seien, wo et geit.

\* \* \*

Tock üt, tock üt,  
So warst du brüt.

\* \* \*

Mâken most nich schrien,  
Ik will dik ja frien.

\* \* \*

Gelegenheit macht Liebe,  
Das sieht man bei der Liebe.

\* \* \*

Stoht an, ruht laut:  
Es lebe die Braut.

\* \* \*

<sup>1)</sup> In der Gegend von Seeßen (s. B. Kl.-Rhüden) führt das Wochenblatt den auffallenden Namen ark.



Gesucht hab ich dies Herz für Dich.



Ich bitte Dich, vergiß es nicht.

Früh heran, tummelt Euch,  
Spinnen macht uns ja alle reich.

Mein Spinnrad hat drei Beine,  
Mein Schatz liebt mich alleine.

Zum Schmucke der Spinnräder, namentlich des Brautwockens, gehörten auch die wockenplöcke, kleine zierliche Schnitzwerke, welche an das Gestell gesteckt wurden. Sie waren mit Kettchen, Händen oder dergleichen versehen, meist aus hellem Holz und mit Kerbschnitten oder Blumenranken verziert, die mit farbigem Wachs ausgelegt waren (Fig. 39). Selbst der wockenhäken wurde verziert mit bunten Glasperlen, auch wohl einem kleinen Spiegel. Er diente dazu, um das Ende eines abgerissenen Fadens von der Rolle durch das spill-lock, die Tülle, zu ziehen.



Fig. 39.

Hölzerner Wockenpflock  
(Sammlung Basel)  $\frac{1}{2}$ .

Die verschiedenen Thätigkeiten und Handgriffe, welche beim Flachse, von der Ernte bis zu seiner Ablieferung an den Leineweber, vorkamen oder noch vorkommen, in vielen Gegenden aber heute schon der Vergangenheit angehören, sind sprachlich von Belang. Ich führe sie hier der Reihe nach auf.

Sie beginnen mit dem trocken, dem Ausziehen der Flachspflanzen, die nicht gemäht werden. Nachdem diese in Bündel gebunden sind, werden sie zunächst auf dem reppelböm ereppelt, d. h. sie werden durch eiserne Zähne, die senkrecht auf einem Balken (böm) sitzen, durchgezogen, damit die knutten, die Samentapseln, abgehen. Letztere, welche den Leinsamen enthalten, werden gedroschen und durch das knuttensew gesiebt.

Der so gerepeltte Flach wird in faustdicke Bündel (böten) gebunden, von denen wieder je zehn gemeinschaftlich zusammengebunden werden.

Es folgt alsdann das Rotten (röten, rauten) in flachen Gruben mit Wasser<sup>1)</sup>. Der faulende Flach lag hier ungefähr eine Woche, damit die Epidermis sich zersetzte und löste; er wurde dann auf dem Stoppelfelde ausgebreitet und getrocknet, edröget. Alsdann lag er in der Scheune bis zum Frühjahr, worauf er an sonnigen Tagen an der Luft ausgebreitet wurde.

Jetzt begann eine neue Folge von Thätigkeiten. Zunächst das treiten, die Auflockerung durch Aufschlagen mit

<sup>1)</sup> Flachsröten durften bei 20 Mariengulden Strafe oder entsprechendem Gefängnis nicht in Strömen, Bächen oder Teichen angelegt werden, sondern nur in besonderen

der treite, einem Holzgerät, und das klöppeln oder Schlagen mit Holzschlägeln. Ferner diente zur Auflöderung und Absonderung der schëve das bräken, Brechen auf einem Holzbock, in den oben scherenartig ein Hebel eingriff. Die letzte Reinigung von allem Anhängenden erfuhr der Flachs durch das swingen, wobei die hède (Werg) entfernt wurde. Dazu dienten swingebrett und swingebock.

Die nächste Thätigkeit umfaßte das rippen. Was beim bräken und swingen noch nicht vom Flachse losgegangen war, wurde auf einem Lederpöfster mit dem, wie ein Gerbermesser gestalteten rippisen abgeschabt; endlich kam der Flachs durch die heckele, ein sammartiges, aus engen Eisenstacheln bestehendes Gerät, welches auf dem heckelstaul aufsaß und wobei die letzte Hebe abfiel. Nun war er fertig zum Verspinnen und wurde in Bündel zu zehn Rippen knotenartig zusammengebunden, welche knocke hießen.

Die Ausdrücke für die Bestandteile am Spinnrade sind die folgenden: Das ganze Gerät heißt der wocken. Der auf dem dissenstock aufgewidelte Flachs bildet die disse; er wird daran festgehalten durch ein umgeschlagenes Pappblatt, das wockenblatt, welches mit dem bunten wockenbend zusammengebunden ist. Unter der disse sitzt eine kleine Blechschale mit Wasser, in welcher die Finger beim Spinnen angefeuchtet werden; sie heißt stippeding.

Aus der Dieße wird der Spinnfaden gezogen; er läuft von der Hand durch die tülle zur hufeisenförmigen, mit Haken versehenen spille (Spule). Auf der spille sitzt die rulle und hinter dieser der radförmige werbel. Über rulle und werbel kommt von unten her die treibende snaur, die über das Rad oder die drift geht. Durch trê'er (Trittbrett) und swengel wird das Rad in Bewegung gesetzt<sup>1)</sup>.

Verschiedene landesherrliche Verordnungen von 1697 bis 1767 beschäftigten sich mit der Beschaffenheit des Haspels, der genau 4 braunschweigische Ellen, später 3 $\frac{3}{4}$  Ellen im Umfang haben mußte. Auf jedes lop Garn, es sei grob oder fein, mußten zehn Bind, auf jedes Bind hundert Faden kommen, so daß ein ganzes lop eintaufend Faden enthielt. Die Bauermeister mußten in jedem Hause die Spinner kontrollieren, ob diese Verordnung auch eingehalten wurde und unrichtig gehaspeltes Garn wurde weggenommen. Der Haspel mußte, um seine Richtigkeit zu beweisen, einen amtlichen Brand tragen. Man besaß auch falsche Haspel, sogenannte krucken, welche, sofern man sie (landesherrliche Ver-

---

Gruben, so daß der Inhalt (das rôtwater) das fließende Wasser nicht verunreinigen konnte. Landesherrl. Verordnungen vom 29. April 1692 und 24. Juli 1721. Auch die Städte bauten Flachs. Die Stadtordnung von Braunschweig aus dem Jahre 1573 verordnet § 89: Es soll Niemand in der Oker zwischen der Stadt und Rüningen, auch nicht im Brucke (damals unbaut) oder in den Stadt- und Neustadt-Marschgraben Flachs rotten (bei Festungsstraße).

<sup>1)</sup> Die entsprechenden, größtenteils übereinstimmenden Ausdrücke der Bestandteile des Spinnrades im Lüneburgischen und Göttingenschen sind verzeichnet im Korrespondenzblatt für niederb. Sprache I, S. 77 und II, S. 29.

ordnung vom 20. November 1734) noch irgendwo antraf, sofort zer schlagen werden sollten. Diese kruck war eine lose Stange (Speiche) mit Knie, welche willkürlich in den Haspel eingesetzt oder herausgenommen werden konnte, wodurch Fälschungen verursacht wurden. Wer dreimal beim Haspeln mit der kruck betroffen wurde, kam an den kâk oder Schandpfahl<sup>1)</sup>.

Der Haspel ist mit einem klöppel versehen, der durch eine einfache Vorrichtung an ein kleines Brett (wohl auch Metallglocke) anschlug, um anzuzeigen, daß ein lop voll sei.

---

<sup>1)</sup> Braunschv. Anzeigen von 1776, Stück 76.

## Gerät in Hof und Haus.

---

Wenn ich hier auf die landwirtschaftlichen Geräte eingehe, so kann es nicht meine Absicht sein, dieselben nach der technischen und landwirtschaftlichen Seite zu behandeln. Aber das kulturgeschichtliche und sprachliche Interesse, welches denselben anhaftet, muß ich hervorheben. Auch sie sind in einer Umänderung begriffen und im Verlaufe eines Menschenalters ganz andere, weit vollkommene geworden. Die alten Geräte, bei denen das Holz noch eine große Rolle spielte, beginnen zu verschwinden, oder haben schon als Brennstoff Verwendung gefunden, so daß sie nicht leicht noch in ihrer Urwürdigkeit aufzutreiben sind. In den nördlichen Gegenden des Herzogtums mit ärmerem Boden, wo die Fortschritte der Landwirtschaft langsamer Platz greifen, sind die alten Geräte am ehesten zu finden und bei kleinen Bauern teilweise noch im Gebrauch.

Der Pflug. Das gilt zunächst von dem wichtigsten zur Bodenlockerung benutzten Ackerwerkzeuge, dem Pfluge, dessen Erfindung sich in der Urzeit verliert und der durch die Jahrhunderte hindurch sich, wiewohl in manchen Spielarten, unverändert erhielt. Schon die römischen Schriftsteller über Landwirtschaft warnten eindringlich davor, am Pfluge Veränderungen vorzunehmen und diese Lehre ist bis ins vorige Jahrhundert beherzigt worden<sup>1)</sup>. Unser deutscher Pflug, von dem der niederländische nur eine Abart bildet, ist über 1000 Jahre alt, was sich durch eine angelsächsische Abbildung desselben aus dem 8. Jahrhundert beweisen läßt.

Der Pflug, wie er bis vor kurzem allgemein benutzt wurde, besteht aus zwei Hauptteilen; dem eigentlichen arbeitenden, die Bodenlockerung besorgenden Hinterteil, mit dem das Erdreich durchwühlenden und zerschneidenden Eisen, der Pflugsschar, und dem Vorderteil, welcher zum Anspannen der Zugtiere dient und außerdem die Einrichtungen zum Stellen des Pfluges trägt, je nachdem mit diesem tief oder flach (flöte), breit oder schmal geardet werden soll. Ein Sech steht bei diesen Pflügen älterer Art.

Die einzelnen Teile des Holzpfluges älterer Art sind aus den Abbildungen ersichtlich. Ich habe sie nach einem Exemplar in Harvesse gezeichnet (Fig. 40

---

<sup>1)</sup> Vergleiche L. v. Rau, Die Geschichte des Pfluges. Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie 1882, S. 134.

und 41). Der rüel ist eine kleine eiserne Schaufel, mit welcher der Pflügende die am Pfluge sich anhängende Erde abstößt; er hängt, wenn nicht benutzt, in einem Ringe, welcher an einer der störten sitzt. Die strike oder das strikbrett ist von Holz und im Grundriß dreieckig; es heißt auch polterbrett. Nach vorn, der Spitze zu, sitzt einseitig die Pflugchar, kurzweg isen oder plaugisen genannt. Zur Verbindung des Pflugs mit dem fahrenden Teile desselben dient der sichtböm.

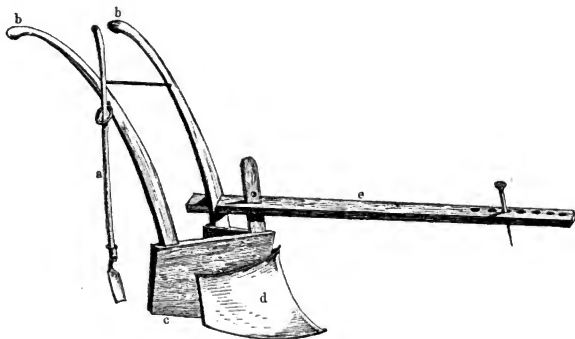


Fig. 40. Hölzerner Pflug älterer Art.

a rüel. b b störten. c strike oder polterbrett. d plaugisen. e sichtböm.

Der fahrende Teil, an den die Zugtiere gespannt werden, heißt das vortüg oder stell. Von letzterem Ausdruck kommt die Benennung stellwanne, d. h. jener Landstreifen, auf dem das linke Rad des stells geht, was sich auch der Nachbar beim Pflügen gefallen lassen muß. Die Befestigung des vortügs am sichtböm geschieht durch eine eiserne Kette, plaugkette, die durch einen vorgesteckten Nagel oder Pflock am sichtböm festgehalten wird. Hauptteil des vortügs ist der plaugrump oder das asseholt. Er trägt oben das zum Stellen benutzte gerisen und hat zwei ungleich große Räder. Das linke oder sä'lrade (Sattelrad) ist kleiner als das rechte oder handrade, welches letztere in der tiefen Furche geht. Wenn das sä'lrade beim Auseinanderpflügen in der Furche geht, so heißt der Landrest, welcher zwischen ihm und dem handrade liegt, balken. Im plaugrump sind zwei Einschnitte, durch welche die plaugtunge und der plaugschickelmann durchgreifen. Der letztere ist ein gekrümmtes Holz, welches zum Stellen des Pfluges dient, die tunge ist eine kleine Deichsel, an ihr hängt vorn der swengel, auch scherr oder scherrholt genannt, an welchen unmittelbar das oder die Tiere angespannt werden. Die Verbindung

des swengels mit der tunge wird durch einen eisernen Ring bewerkstelligt, welcher w'e heißt, was darauf deutet, daß er ursprünglich aus Weidenruten bestand<sup>1)</sup>.

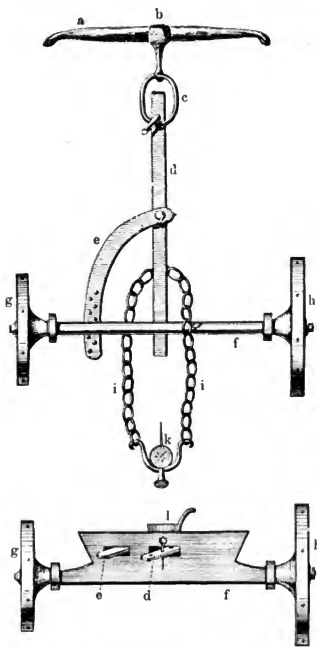


Fig. 41. Hölzerner Pflug älterer Art.

Das vortüg oder dat stell, Ansicht von oben und von hinten.

a swengel oder scherr, verbunden durch die kappe b mit der w'e c. d plaugtunge. e plaugschickelmann (zum Stellen des Pfluges). f asse, assholt oder plaugrump. g sa'rad, das linke, es ist kleiner als das rechte in der Furche gehende handrad h. l plaugketto. k Querschnitt des sichtboms. l gürtsen.

Die alte Holzegge besteht aus den balken und tacken; die Stricke, welche sie mit dem swengel verbunden (an dem das Zugtier angepannt ist), heißen heitstricke. Um Sueden und anderes Unkraut, welches sich in die Faden der Egge fest, zu entfernen, wird der lichte-häke benutzt. Einmal eggen heißt ein tind, je öfter geeget wird, desto mehr tind.

Die Form der vierräderigen Aderwagen (Weiterwagen, Mistwagen, Kastenwagen) ist im allgemeinen dieselbe wie früher geblieben; nur sehr selten noch findet man bei einem außer Gebrauch gestellten Wagen eine hölzerne Achse, die im Anfange des 19. Jahrhunderts noch vielfach bekannt war; überall sind eiserne im Gebrauche. An niederdeutschen Ausdrücken beim Wagen sind folgende zu bemerken: Der vordere Teil des Wagens heißt afsschemel; auf ihm sitzt der wenneschemel, welcher das Ummwenden des Wagens ermöglicht. Die Deichsel heißt dilze, sie ist mit der vorderen Achse durch die beiden waugarme verbunden. Die hintere eiserne Achse geht durch ein Holzgehäuse, das emm. Von den Hinterachsen gehen zwei starke Hölzer senkrecht aufwärts, die rungen, welche beim Kastenwagen die Seitenbretter desselben, oder beim

<sup>1)</sup> Es sind natürlich schon früher auch andere, abweichende Pflugarten im Braunschweigischen, je nach den Bodenverhältnissen, im Gebrauche gewesen, als der hier geschilderte Pflug. Vergl. darüber die Festgabe für die 20. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte, Braunschweig 1858, S. 7.

Weiterwagen die hört (Hürde) halten. Soll der Wagen verbreitert werden, so dienen statt der rungen die nach auswärtz gekrümmten nissen. Die Kapfel an der Achse heißt schinkel. Der Kastenwagen ist hinten mit einem Querbrette, dem schütt, abgeschlossen. Das große Laten (oder die Plane), welches man über den Wagen zieht, heißt slachläken, der lange Strick, den man über den beladenen Heuwagen zieht, heureit.

Die Pferde sind mit den köppelketten an der Deichsel befestigt. Ihr Geschirr heißt selenütig (Seilzeug). Es besteht aus hostblatt (Brustblatt), lanken (den langen, an den Seiten der Tiere verlaufenden Lederriemen), dem selenkissen auf dem Rücken und dem swansreimen. Das eiserne Gebiß heißt bêt; mit ihm sind verbunden koppreimen samt schüklappen (Scheuklappen), toggel und leite (Zügel).

Unter den Mähwerkzeugen tritt die seitze oder Sense in den Vordergrund. Die einzelnen niederdeutschen Ausdrücke, welche bei derselben im Gebrauche sind, können aus der Erklärung der Abbildung ersehen werden (Fig. 42). Das

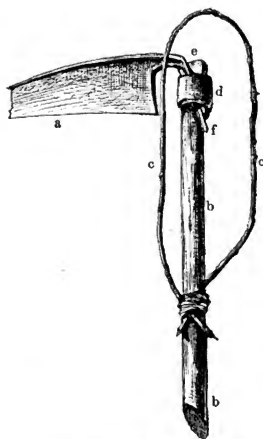


Fig. 42. Die Sense.

a seitze, b höm, c grasboggel, d bend aus Eisen, e pöen oder kll zur Befestigung des Senzenblattes im bend, f angelo der seitze.

Wintergetreide, der Klee, der Rapz, die Hülsenfrüchte werden mit der großen Sense, das Sommergetreide mit der Gestellsense abgebracht. Bei der letzteren ist das haberstell mit seinen langen Holzzinken am Senzenbaum. Das Dängeln der Sense heißt seitze kloppen; man benutz dazu hämer und stäwel. Zum Schärfsen der Sense dient die ströke, das Streichbrett, ein flaches, mit Pech und scharfem Sande überzogenes Holz.

Noch vor dreißig und vierzig Jahren war ein altertümliches Mähwerkzeug bei uns im Gebrauche, wenn auch nicht allgemein; im Amte Salder hat es sich noch länger erhalten und mag hier und da noch zur Anwendung gelangen. Es ist dieses die sie, gewöhnlich arktensie genannt, eine kurze Kniesense, welche zum Schneiden der Hülsenfrüchte benutz wurde (Fig. 43). Ein von mir in Lobmächtersen noch aufgefundenes Exemplar befindet sich im städtischen Museum.

Diese sie hat einen 50 cm langen Stil, welcher snée und nicht höm, wie bei der Sense, heißt; im stumpfen Winkel steht von ihm das 25 cm lange Kniesüüd ab, welches mit einer Höhlung an dem Arme des Mähenden anliegt. Das Senzenblatt ist kürzer als bei der eigentlichen Sense und nur 60 cm lang.

Während nun die sie in der Rechten geführt wird, faßt die Linke den mät-haken (Mähkaten), einen 15 cm langen eisernen Haken, der an einem 85 cm langen Stiele und zum Zusammenraffen der Erbsen, Linzen u. s. w. dient. Dieses eigentümliche, überall im Verschwinden begriffene Mähwerkzeug (bei Ein-



Fig. 43.

Sie (Knieense) und mät-hake aus Lobmacherten.  
Städt. Museum.

bed soll es als sidhake noch vorkommen) hat sich in der letzten Zeit der besonderen Aufmerksamkeit der Volkskundigen zu erfreuen gehabt, seit Virchow es in den Vierlanden bei Hamburg beobachtete<sup>1)</sup>. Nach den sich daran knüpfenden Erläuterungen von Dr. L. v. Rau stammt dieses Doppelmähwerkzeug aus Flandern; er bezeichnete es als Sichte; es ist auf alten Häusern Hildesheims abgebildet, bei den Siebenbürger Sachsen bekannt, nach England, Frankreich und Nordamerika mit den Belgiern eingewandert, und außer den angeführten Gegenden noch hier und da an der Mosel, im Elsaß und in Norddeutschland verbreitet<sup>2)</sup>.

Was die beim Dreckslegel vorkommenden Bezeichnungen betrifft, so erhellen sie gleichfalls aus der Zeichnung (Fig. 44). Man braucht beim Dreschen noch einen Rechen, ne harke, um das korttüg aftoharken, einen Gängeflügel mit Holzstiel zum asfitjen, eine worpschüffel und ein sew, Sieb. Von Rechen giebt es verschiedene Arten; ich erwähne nur die große smachtharke, mit der man die beim Binden auf dem Felde zurückbleibenden Halme (naharkelse) zusammenbringt.

Ohne irgendwie erschöpfend sein zu können, nenne ich von den landwirtschaftlichen Geräten noch die grêpe, messgrêpe, die dreizadige Mistgabel, die forke oder zweizadige Heugabel, die schüttgaffel, eine zweizinkige Holzgabel zum Umwenden des gedroschenen Strohs, die plaggenkwicko, eine Hacke mit sehr breitem, schaufelartigem, rückwärts stehendem Eisen, benutz zum Loslösen der Heidestrücker (plaggen), die als Streu im Stalle dienen.

Das Butterfaß. Zu den Geräten, welche der neuen Zeit zum Opfer fallen, gehören auch die alten Butterfässer, die in den Hauswirtschaften, wo noch gebuttert wird, allmählich durch weit vollkommenere Apparate ersetzt werden und außer Gebrauch kommen. Noch mehr aber zum Untergange der alten

<sup>1)</sup> Verhandl. d. Berl. Anthropol. Ges. 1889, S. 485.

<sup>2)</sup> Verhandl. d. Berl. Anthropol. Ges. 1890, S. 153, 318, 396.



Butterjässer tragen die auch schon vielfach auf den Dörfern verbreiteten Molkereigenossenschaften bei, welchen die Milch eingeliefert wird und die ganz fabrikmäßig betrieben werden. Auf diese Weise werden nicht nur die alten Geräte hinfällig, sondern auch die sprachlichen Ausdrücke, welche mit der Milchwirtschaft

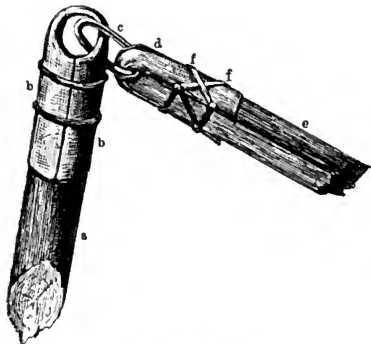


Fig. 44. Der Dreschflegel.

a handhabe. b die zweitheilige holzkappe. c mittelbend. d lederkappe. e stärknüttel. f neirömen.

verknüpft sind, gehen verloren, desgleichen mancher Brauch und Aberglauben, der sich an das alte Buttern knüpfte.

Nur Europa und Asien sind die Heimat der Butterbereitung; in Afrika, Australien und Amerika ist sie unbekannt gewesen. Freilich läßt sich auch eine besondere Heimat der Buttererfindung schwerlich annehmen oder nachweisen; die Butterbereitung ist selbständig hier und da, wo man Milchvieh hielt, erfunden worden, aber den nord-

germanischen Stämmen kommt jedenfalls die größte Ausbildung der Eßbutter zu, wie die sprachlichen Ausdrücke beim Buttern beweisen<sup>1)</sup>.

Es giebt ältere Methoden zur Bereitung der Butter als jene mit dem Stoßbutterfaß, das nun auch verschwindet, aber über dieses hinaus vermögen wir andere Verfahrensarten bei uns nicht nachzuweisen. Das Stoßbutterfaß hat den Zweck, durch die auf- und abgehende Bewegung eines Stempels in der Milch ober dem Rahm das in der Flüssigkeit verteilte Fett zu Butter zu vereinigen. In den Dörfern, wo noch selbständig gebuttert wird und die Molkereigenossenschaft mit ihren Maschinen noch nicht Einzug gehalten hat, finden wir das alte Butterfaß noch im Gebrauche. Gewöhnlich besorgen die Frauen das Buttern und nur selten wird der Stößer durch ein an der Wand angebrachtes, die Arbeit erleichterndes Wippgerät unterstützt.

Die sprachlichen Ausdrücke, die bei der Butterbereitung noch vorkommen, und Gefahr laufen verloren zu gehen, sind im Braunschweigischen folgende. Die molk wird in thönernen Schüsseln, satt, so lange hingestellt, bis der Rahm, flot, sich oben abgeschieden hat. Unter ihm bleibt die „dicke Milch“, aus welcher der Käse bereitet wird. Das von der dicken Milch ablaufende

<sup>1)</sup> Vergl. das Werk von Benno Martiny, Kirne und Girbe. Ein Beitrag zur Geschichte der Milchwirtschaft. Berlin 1894.

Wasser mit den Milchsalzen, die Mollen, heißt waddeke oder warke; es dient gewöhnlich als Schweinesutter. Der Rahm wird abgenommen, afeklötet, und (15 bis 20 Liter) in das botterfat gebracht, wo er sich durch Stoßen in botter, die feste Fettmasse, und die übrig bleibende Flüssigkeit, hottermelk, scheidet.

Das Butterfaß ist stets von Holz; thönerne, wie sie im Hildesheimischen im Gebrauche sind, habe ich bei uns nicht gefunden. Es ist nach oben zu etwas kegelförmig, etwa 60 cm hoch und hat eine ungefähr 20 cm breite Öffnung; auf dieser sitzt das swëw oder der lütge tubben, ein kleines Gefäß, welches in der Mitte eine wagerechte durchlochte Scheidewand hat, durch die der Stößer hindurchgeht. Es dient dazu, die beim Buttern herauspringende Milch aufzufangen. Der Stößer heißt stël; er endigt nach unten in eine durchlochte Holzscheibe, die trampe (Fig. 45).

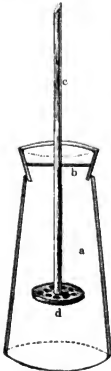


Fig. 45.

Das alte hölzerne  
Butterfaß.  
a botterfat, b swëw,  
c stël, d trampe.

Mit dem Buttern ist allerlei Aberglauben verknüpft. Ein gabelförmiger Haselzweig, der im Frühjahr abgeschnitten und am nächsten Sonntage unter dem hostdauke verborgen mit zur Kirche genommen war, beschleunigte das Buttern, wenn er in den Rahm gesteckt wurde.

Ein Rätsel vom Buttern besagt: Slapp geit et erin, stif kummt et herut.

Die Figur im Monde ist ein Mädchen, das zur Strafe dorthin verjagt worden ist, weil es am Sonntage gebuttert hat.

Kerbhölzer (karfstöcke). Bis Ende des 18. Jahrhunderts hinein galt im täglichen Gebrauche bei Anschließungen und Abrechnungen das Kerbholz; der kleine Mann in der Stadt und der Bauer auf dem Lande bediente sich desselben mit Vorliebe; dem Bauern wurden seine Leistungen an Zehnten, Fuhren und Arbeitstagen auf Kerbhölzern bezeugt; in der Stadt und beim Wirt nahm man Bier und Waren mittels des Kerbholzes auf Borg. Erst mit den Fortschritten im Schreiben und der zunehmenden Schulbildung ist das Kerbholz bei uns verschwunden, während es, wiewohl in beschränktem Maße, sich hier und da in Deutschland und den Nachbarstaaten bis auf unseren Tag erhalten hat<sup>1)</sup>. Einstmals aber hat das Kerbholz eine große Rolle in unserm Volksleben gespielt, bei uns in Braunschweig, wie anderswo. Wir sind in der

<sup>1)</sup> So zu Neuendorf bei Suhl in Thüringen (nach Kunze in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde II, S. 50), bei der Molkerei der Schweizer Sennen, wo es „Alpsheit“ heißt (Korbholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel heidnischer Vorzeit II, S. 179). Das heute noch gebrauchte Zigeunerkerbholz ist geschildert in den Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn III, S. 157 (1893); in Bosnien ist es noch immer im Schwunge (Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegovina I, S. 424, Wien 1893); es sieht genau so aus wie die erhaltenen alten braunschweiger

glücklichen Lage, aus den erhaltenen Resten uns gut über den ehemaligen Brauch unterrichten zu können.

Das städtische Museum in Braunschweig besitzt etwa ein Duzend alter Kerbhölzer, die als Rechnungsbelege hinterlegt waren, und aus dem städtischen Archiv an das Museum abgeliefert wurden. Da sie meist mit Aufschriften in Tinte versehen und datiert sind, so können wir uns ein recht gutes Bild ihres Gebrauches machen; das älteste ist von 1582, das jüngste von 1741, so daß sie, kaum in der Form und Art des Gebrauches voneinander abweichend, über einen Zeitraum von 160 Jahren sich erstrecken. Die Länge dieser Kerbhölzer wechselt zwischen 12 und 25 cm, alle halten in der Stärke etwa 1 qcm, sind quadratisch und der Länge nach gespalten, wie aus der Figur ersichtlich, so daß sie aus zwei, genau in einander passenden Hälften bestehen. Die eine Hälfte behielt der Auftrag- oder Kreditgeber, die andere empfing der Schuldner; die Kerben gingen über beide Hälften hinweg und paßten genau aneinander.

Das abgebildete, von 1613 stammende Kerbholz (Fig. 46) diente offenbar zur Kontrolle von Fuhrn, die für den Rat nach dem nahen Eisenbüttel geleistet



Fig. 46. Kerbholz von 1613, natürliche Größe. Städt. Museum.

wurden, denn auf der einen Seite steht mit Tinte: Nach Eisenbüttel 1613; auf der zweiten ist eingeschnitten mit kräftigen Kerben XXII, auf der dritten steht mit Tinte die Abrechnung: 27 forn jhe 4 3 — 1 ₰ 24 β. Auf einem andern Kerbholze, von welchem nur die eine Hälfte, der Einsatz, erhalten ist, steht: win und most tom schotellag 1 Stobichen 82, das ist: Wein und Most zum Steuergelage ein Stübchen, 1582. Das Kerbholz ist voll und beiderseits mit Kerben, im ganzen 49, versehen, was auf guten Durst deutet. Wieder ein anderes bezeugt die Abrechnung mit einem Hufschmied vom Jahre 1629 durch die alte Aufschrift mit Tinte: „Hof Slach“. Wahrscheinlich handelt es sich um das Beschlagen der Pferde des Rats; 37 Kerbe auf der einen, 39 auf der anderen des nicht ganz vollständigen Holzes bezeugen die Thätigkeit des Hufschmieds. Um dieses Kerbholz ist erläuternd und gleichsam zu den Rechnungen gehörig ein Zettel gewickelt mit der Bemerkung: „Was dem

Kerbhölzer. In Seedorf in der Priegnitz wird das Kerbholz jetzt noch bei Fischlieferungen benutzt (Verhandl. d. Berliner Anthropol. Ges. 1889, S. 763) und im Januar 1895 fand es Verwendung bei der Abrechnung der Schneeschaufler in Wien (Zeitschrift für österr. Volkskunde 1895, S. 54). Auch Tschuwachen und Tschere-missen in Rußland gebrauchen jetzt noch Kerbhölzer, worüber schon G. F. Müller berichtet (Sammlung Russischer Geschichte. St. Petersburg 1758, III, S. 364). Über die weite Verbreitung des Kerbholzes bei afrikanischen und asiatischen Völkern habe ich berichtet in meinen Ethnographischen Parallelen. Stuttgart 1878, S. 187.

Rahrferdt aufgegeschlagen ist 37 neue Hufeisen für das neue 2 gute Großen, 3 alte Hufeisen für das alte 1 gute Große, thut ihn alles 8 fl. 9 gr. 3 3/4". Übermals ein anderes Kerbholz trägt die Bezeichnung „Smehr Stock auf der Kamer“ und auf einer anderen Seite „Smehr geholledt“, sowie 20 Kerbe, woraus hervorgeht, daß zwanzigmal Schmer oder Fett für die Kammerei geholt wurde, wenn es nicht Wagenschmiere war.

Auf dem Lande fand das Kerbholz seine Anwendung bei den Leistungen der Bauern an die Herrschaft und die Kirche, wo ihnen Fuhrn, Arbeitstage u. dergl. darauf bestätigt wurden. Die Bauermeister, welche die Einnahmen und Ausgaben der Gemeinde zu führen hatten, mußten, wie die Allgemeine Landesordnung ihnen vorschrieb, über das bei den Krügeren eingehende Bier mit Kerbhölzern Rechnung halten und diese Kerbhölzer wurden dann bei Amt oder Gericht eingetragen <sup>1)</sup>.

Herzog Julius (1568 bis 1589) verordnete, daß seine Handwerker und Diener Wein, Bier, Rotdurst zu Kindtaufen u. s. w. auf ein Kerbholz bekommen konnten. Die drei römischen Zahlbuchstaben I V X, welche am leichtesten einzuschneiden waren, wurden allgemein dabei angewendet <sup>2)</sup>.

Wir wissen, daß in Kriegszeiten der „Gehrstod“, nämlich die Kirchenlade, samt dem darin befindlichen Gelde und den Kerbhölzern aus Woltorf nach der Stadt Braunschweig gebracht wurde, wo sie sich sicher befand <sup>3)</sup>. Die Kerbhölzer wurden also als Beläge aufbewahrt, wie jetzt quittierte Rechnungen.

Signalgeräte. Zu den Gemeindeversammlungen wird heute durch eine schriftliche Aufforderung des Gemeindevorstandes geladen, die manchmal an ein Brett befestigt ist. Sie ist an die Stelle des Knüppels getreten, der in der analphabetischen Zeit eine größere Rolle spielte, aber heute noch nicht ganz ausgestorben ist. In Voltmarode und Waggum z. B. wird noch der Knüppel durch den Pannemann oder Gemeinbediener umhergetragen. Auch in den Drömlingdörfern wandert der Knüppel noch von Haus zu Haus <sup>4)</sup>, er besteht aus einem gedrehten Holze, an welches die Ladung befestigt ist. Wer den umgehenden Knüppel nicht rechtzeitig weiter befördert und liegen läßt, muß eine Strafe bezahlen <sup>5)</sup>.

Im Wirtshause zu Vortfeld werden noch zwei alte „Steuerknüppel“ vom Ende des 18. Jahrhundert aufbewahrt, auf denen für jeden Gemeindeangehörigen die zu

<sup>1)</sup> Fredericksdorff, Promptuarium der Landesverordnungen. Blankenburg 1775, I, S. 63.

<sup>2)</sup> Braunsch. Magazin 1823, S. 519.

<sup>3)</sup> Nach dem Woltorfer Kirchenbuche. Braunsch. Magazin 1848, Nr. 14.

<sup>4)</sup> Ebeling, Blicke in vergessene Winkel I, 62.

<sup>5)</sup> Das Umherfenden eines Stockes zum Berufen der Gemeinde ist eine sehr alte, weit verbreitete Sitte. Bei Scandinaviern und Friesen (Burstod, Thingwall) ist sie wohlbekannt; für die wendische Lausitz und das Königreich Sachsen und Böhmen habe ich früher schon Beläge beigebracht (Andree, Wendische Wanderstudien, Stuttgart 1874, S. 67). Für andere Gegenden (Pomerellen, Littauen) vergl. Verhandlungen der Berl. Anthropol. Ges. XIV, S. 11 und XVI, S. 74, 76.

zahlenden Geldbeträge mit Tinte aufgeschrieben sind, auch sie wurden, wenn die Beträge fällig waren, von Haus zu Haus gesendet.

Ein anderes, durch hohes Alter ausgezeichnetes Verfahren beim Zusammenrufen der Gemeinde war in den Dörfern Walle und Groß-Schwülper (nicht an der Landesgrenze im Kreise Bifhorn) noch bis vor wenigen Jahren im Gebrauche. Dort sendete man, zum Zeichen, daß eine Gemeindeversammlung bevorstehe, einen hölzernen Hammer herum. War dieses geschehen, so schlug der Bauernmeister mit zweien solcher Hämmer an ein aufgehängtes dünnes Brett, wodurch ein weithin schallendes Getöse entstand und die Gemeinde sich zur Beratung versammelte (Mittheilung des Ackermanns Boges in Klein-Schwülper<sup>1)</sup>).

Verwandt damit und ähnlichen Zwecken dienend, ist eine hölzerne Klapper, die allerdings auch zur Vertreibung der Sperlinge aus den Feldern dient, aber gleichfalls zum Zusammenrufen der Gemeinde. In Kästorf z. B. werden die Gläubigen dadurch zur Betstunde aufgefordert, weil dort Glocken fehlen. Und so mag es in den übrigen Dörfern im Werder sein. In Sizum benutzte von 1854 bis 1895 der Gemeinbediener Andreas Schliephake eine solche Klapper beim Anrufen von Gemeindeankündigungen; seit 1895 ist sie abgeschafft und in das städtische Museum in Braunschweig gewandert. (Fig. 47.)

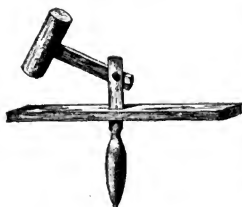


Fig. 47. Klapper.

Der Krüsel. Die Beleuchtung auf dem Lande, bis in die niedrigste Hütte hinein, wird jetzt durch Petroleum bewerkstelligt und in jedem Dorfe kann man Lampen und Cylinder kaufen; Öllampen sind ganz außer Gebrauch gekommen. Sie standen auf einem Luchter, einem hölzernen Lampenständer, der als Fuß ein hölzernes plummes, auf dem Fußboden stehendes Kreuz hatte, aus dem ein runder Stab emporragte, welcher in Tischhöhe eine runde oder viereckige Platte trug, die von einer kleinen Holzgalerie umgeben war. Darauf befand sich die Öllampe.

<sup>1)</sup> Damit liefere ich einen neuen Beitrag zur Verbreitung der Hillebille. Ich habe dieses aus einem aufgehängten Holzbrette und einem Holzschlägel bestehende uralte Signalinstrument der Harzer Köhler in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1895, S. 103 beschrieben. Mit dem Rückgange der Köhlerei im Harze ist auch die Hillebille seit der Mitte unseres Jahrhunderts verstummt. Wie alt sie ist, erkennt man daran, daß sie schon bei der im sächsischen Prinzenraub vorkommenden Köhlerei eine Rolle spielte. Weitere Beläge für die Verwendung des Gerätes im Mittelalter hat dann Karl Weinhold beigebracht; um 1170 waren solche Instrumente in Frankreich im Gebrauch; in den mittelalterlichen Klöstern wurden Mönche und Nonnen durch Anschlagen an hölzerne Tafeln zur Mette gerufen, die auch statt der Glocken in der Karwoche zur Verwendung kamen (in derselben Zeitschrift 1895, S. 328). Andere Nachrichten über die Verbreitung im Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung XVIII, S. 31 (im Ravensbergischen, wo auch der Name vorkommt,

Älter als die Lampe und einfacher ist der Krüsel. Nach Breusing<sup>1)</sup> soll das Wort von den Basken über See an die deutsche Küste gelangt und weiter durch Niedersachsen sich verbreitet haben, denn im Baskischen heißt eine Lampe *crisuela*. Einen alten krüsel zu finden, das kleine blecherne Thran- oder Öllämpchen, welches neben der Lichte, der Laterne mit Hornscheiben, die Beleuchtung in der Stube und auf der Däle besorgte, ist heute schon schwierig. Der Krüsel selbst ist auch eine jüngere Einrichtung, denn noch bis ins 18. Jahrhundert hat man an seiner Stelle den trübe brennenden Rienspan verwendet, der in einer eisernen Klammer saß und oft erneuert werden mußte. In der Lüneburger Heide soll er sich hier und da noch finden. Der Krüsel hing herab von einer an der Decke des Zimmers verlaufenden langen Stange, dem krüselwocken, an welcher er verschoben werden konnte. Statt des Bindfadens oder Drahts, der hierzu diente, hatte man auch kunstreich von den Schäfern geschnitzte Krüselketten, wie ich eine solche noch in Danndorf erhalten habe. (Fig. 48.) Sie ist aus einem einzigen Holzstabe geschnitzt und besteht aus länglichen Gliedern verschiedener Form, mit Zwischenstücken in Gestalt kleiner Laternen, in denen bewegliche Kugeln (gleichfalls aus dem Ganzen geschnitzt) liegen, ähnlich, wie dieses bei chinesischen Spielzeugen der Fall ist. Der Krüsel gab nur ein kleines trübes Licht, er qualmte oft und an seinem Dochte setzte sich, das Licht noch mehr verhindernd, verkohlte Masse an, der nössel, mit dem abergläubige Vorstellungen verknüpft waren. So z. B. kündigte der Nössel die Ankunft eines Briefes an.



Fig. 48. Teil einer  
hölzernen Krüsel-  
kette aus Danndorf.  
Stadt. Museum.

Die Elle. In einem jeden Haushalt mußte eine Elle sein, die eine um so größere Rolle spielte, als es sich fast in jedem Hause um selbstgespinnene Leinwand handelte, die der Weber abzuliefern hatte und die nachgemessen werden mußte. Eine Elle gehörte daher auch zur Aussteuer eines jeden Mädchens. Die Ellen waren der behördlichen Untersuchung unterworfen und nicht geacht wurden entfernt. Gültig war (wie bei Maß und Gewicht) die braunschweigische (Stadt-) Elle nach der Taxordnung vom 29. November 1645, Tit. I (etwa 57 cm lang). Wer unrechtes Maß oder Gewicht führte, wurde nach der allgemeinen Landesordnung Art. 95 willkürlich bestraft.

Die Ellen verzierte man und schmückte sie mit Bildern und Inschriften. Am oberen Ende ist häufig Schußwerk angebracht, auch hängen daran, aus einem Stücke mit

und bei Hamburg), in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde I, 127 (in Ungarn, Steiermark, Kurland), im Internationalen Archiv für Ethnographie, Band VIII, S. 121. Auf die ganz ähnlichen und gleichem Zwecke dienenden Geräte bei Naturvölkern, die ich anderweitig behandelte, gebe ich hier nicht ein.

<sup>1)</sup> Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung 1879, S. 1.

der Elle selbst geschnitzt, Ringe, Hände, Kugeln u. dergl. Die Ranken und Blumen, sowie die Inschriften und Kertschnitte waren mit rotem, grünem oder schwarzem Wachs ausgelegt. Fabrikmäßig wurden sie nicht gemacht, sondern sie waren meist Arbeit der Schäfer. So die Ellen, die bis etwa 1800 hergestellt wurden. Dann kamen solche aus poliertem Holze auf, eingelegt mit anderem Holze, Perlmutter oder Elfenbein. Damit außer ihrem Zwecke die Ellen auch lehrreich wirkten, enthielten sie in einer Zeit, als Analphabeten noch häufig waren, oft das ABC. Alle vier Seiten waren mit eingeritzten Inschriften versehen, die, wenn es sich um Sinnsprüche oder Sprichwörter handelte, manchmal bunt, kreuz und quer durcheinander liefen, so daß man die einzelnen Teile sich erst zusammensuchen mußte, um den Sinn zu verstehen. Ellen dienten auch als Brautgeschenk und Liebesgabe, wie die Inschriften zeigen. Nachstehende entstammen der Sammlung des Herrn Vasel in Veierstedt.

1817. Diese Elle gehöret mein und wer mich sie nimmt, das ist ein Dip.

\* \* \*

Diese L habe ich gemacht mit allen Fleiß und die gab ich ir selber hin und sie wird von ihr halten so gros als wenn ich sihe auf iren schoß. Anno 1800. Maria Brinkmanns. Christoph Sigmund Richard.

\* \* \*

Treue, Liebe, Glaube, Recht, die 4 haben sich schlafen gelegt, wenn die wieder erwachen werden, so wirds besser auf der Erden 1776.

\* \* \*

Als ich kam ins fremde Land ging mir dies Mädchen an die Hand. Heinrich Julius Schliephate. Elisabeth Heyers.

\* \* \*

Diese Elle ist mir lieb,  
Wer sie stilt der ist ein Dieb,  
Wird ehr nicht gefangen,  
So fressen ihm die Schlangen,  
Wird er nicht begraben,  
So fressen ihn die Raben.

Gniedel- oder Gniewelsteine. Ein altertümliches Hausgerät, das noch vor 30 oder 40 Jahren allgemein auf dem Lande im Gebrauch war, ist der gniel-, gniwel- oder schüerstein. Man findet diese tief dunkelgrünen, fast schwarzen halbkugeligen Glasklumpen noch ziemlich häufig, sie haben einen Durchmesser von 7 bis 8 cm und wiegen  $\frac{1}{2}$  Pfund und darüber. Die kugelige Fläche ist glatt und zeigt die Spuren des Gebrauches durch abgeriebene Stellen. Diese gniwelsteine, deren Name von gniedeln, gniweln, glatt streichen, kommt, sind gleichsam Vorläufer der Plätt- oder Bügeleisen, denn man gebrauchte sie wie diese zum Glätten der Wäsche, namentlich der faltigen und festeren Teile, z. B. der Queder.

Der Gniewelstein ist ein nordisches Gerät, das in keiner Haushaltung fehlte und von den Niederlanden bis nach Livland durch ganz Norddeutschland reicht, im Süden geht er bis Thüringen; er ist ferner durch ganz Scandinavien verbreitet, für sein hohes Alter sprechen die Ausgrabungen in der alten schwedischen Handelsstadt Birka (Mälارينsel Björkö), die im elften Jahrhundert,

noch in der heidnischen Zeit, zu Grunde ging. Auch bei anderweitigen Ausgrabungen, die der Eisenperiode angehören, hat man diese „Steine“ entdeckt. In der Mark Brandenburg, Holstein und Livland sagt man Gnidelstein, nordfriesisch gnidjalstian. In schleswigschen Märchen haben Kobolde „Augen so groß wie ein Gnidelstein“<sup>1)</sup>.

Die alte steinerne Handmühle oder Kverne, nach der bei uns Orte, wie Querum (Querheim) und Querenhorst, benannt sind, hat sich bis auf die letzte Zeit wenigstens in einem Ableger, der sempmöle, erhalten; sie besteht aus einem runden trogartigen Unterteil von etwa 38 cm Durchmesser, in welchem der oben durchlochte Läufer geht. Ein von mir in Klein-Schwülper gefundenes Exemplar befindet sich im städtischen Museum. Man benutzte sie früher zum Zerkleinern des Senfs und ähnlicher Gewürze. Nach Bauart und Benutzung ist sie vollständig ein Kind der alten Handmühle. (Fig. 49.)

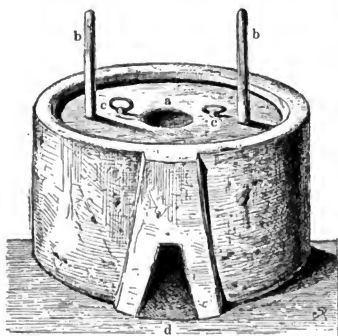


Fig. 49. Steinerne Handmühle (sempmöle).

a Einwurf in den Läufer. b b Holzene Stiele zum Drehen.  
c c Eisene Ringe zum Heranschieben des Läufers. d Ansaß.

Zum Haushalte gehörte auch eine hêsepumpe, eine Hirsestampfe. Jeder Bauer baute ein kleines Stückchen Land mit Hirse, dessen Ertrag nur für die Küche zur Herstellung der hêsegrütze (Hirsegrütze) diente. Jetzt findet man schwerlich noch Hirse angebaut. Die hêsepumpe bestand aus einem ausgehöhlten Eichenkloß, in dem eine passende Keule auf- und abging. Das urtümliche Gerät ging im Herbst in den Häusern des Dorfes up'r rige, d. h. reihum. Ein von mir aufgefundenes Exemplar im städtischen Museum.

Nicht zu vergessen ist die fûerkike oder der huchtelpott, ein viereckiges kupfernes oder messingenes Gefäß, dessen Wände hübsche durchbrochene Muster zeigten. Man stellte ein Kohlenbecken hinein und alte Frauen setzten sich darüber, um sich die Füße zu wärmen.

Ein schönes und zierliches Hausgerät, das früher nirgends fehlte und seine Entstehung der Kunstfertigkeit der Schäfer verdankt, ist der schöttelkrans, der Schüsselkranz, der als Unterlage für heiße Schüsseln und Töpfe diente, welche

<sup>1)</sup> Vergl. über die Ausgrabungen in Birka J. Meistorf im Korrespondenzblatt der Anthropol. Ges. 1874, S. 30, und für die Verbreitung Friedel in den Verhänbl. der Berliner Anthropol. Ges. 1874, S. 155 u. 200.



so auf den Tisch gestellt werden konnten, wo dann ein jeder, Herr und Knecht, der Reihe nach mit Löffel oder Gabel aus der dampfenden Schüssel zugriff.

Der schöttelkranz besteht aus kleinen durchbohrten Holzpflöden, die kunstvoll ineinander gefügt sind. (Fig. 50.)

Holzgefäße und Holzlöffel waren überhaupt sehr verbreitet und oft mit Kerbholzschnitzerei geschmückt oder mit eingegrabenen Inschriften und Namen versehen. Dahin gehören die Butterformen, die schannen, welche mit breitem Ausschnitte über dem Raden getragen wurden und an deren hervorstehenden beiden Enden die



Fig. 50. Schöttelkranz. Unterlage für heiße Schüsseln. Städt. Museum.

Wassereimer getragen wurden, die batterswarwe, eine hölzerne Büchse, in welcher die Bauern und Arbeiter die Butter mit aufs Feld nahmen. Der kattentrüel, ein kleiner Trog, aus welchem die Kaze ihr Futter erhielt.

Feuerzeuge. Erst das Aufkommen der Streichhölzer in ihren verschiedenen Formen von den alten swewelsticken bis zum schwedischen Reibzündholz hat die alte allgemeine gültige Form des Feuermachens durch Feuerstein und Stahl verdrängt. Man pinkte das Feuer durch den Stein am Stahl und fing den Funken mit Zunder (Schwamm) auf, eine uralte Art, da sie sich schon in der Steinzeit sicher nachweisen läßt und die alten Griechen sie im fünften Jahrhundert vor Christus kannten, selbstverständlich auch die Römer<sup>1)</sup>. Im städtischen Museum befinden sich mehrere alte Feuerzeuge; der Pinkstahl ist halenförmig und etwa 10 cm lang. Wie die alte Art des Feuermachens durch Reibung zweier Hölzer, wenn auch nur zu einem bestimmten abergläubischen Zwecke, sich bei uns bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts erhalten hatte, wird weiter unten unter „Notfeuer“ erörtert werden.

In den ländlichen Haushalt gehörten auch die Nähkästen, die sich vielfach erhalten haben. Sie stammen meist aus dem vorigen Jahrhundert und haben

<sup>1)</sup> Sophokles, Philoktet S. 295 bis 297 und Lucretius, de natura rerum VI, S. 161 bis 162 (angeführt nach D. Döhlhausen).

pultförmige Gestalt. Vielfach sind sie mit verschiedenfarbigen Hölzern eingelegt und mit den Anfangsbuchstaben des Namens der Besitzerin versehen.

Die Windmühlen. Malerisch die Landschaft belebend findet man bei den meisten Dörfern noch die nach alter Art wesentlich aus Holz erbauten Wind- oder Bodmühlen mit den vier langen Flügeln. Der Müller schläft meist darin in einer kleinen Koje, welche feise heißt. Von den technischen Ausdrücken, welche die Bestandteile betreffen, sind als eigentümlich niederdeutsch hier zu erwähnen: Die weunen, mächtige, dicke Eichenholzbalken, welche, über dem Bodgestelle liegend, dem ganzen Mühlenhause zur Grundlage dienen, ferner das schrick, eine Art gabelförmige Stütze aus Holzstangen, die unter den mölenswans gestellt wird. Letzterer dient zur Drehung der ganzen Mühle.

Bei ganz alter Bauart findet man auch noch den klapstock, ein Gefänge, welches das siebende Beuteltuch in Bewegung setzt und der im Sprichwort 'n klapstock is häter as'n ackerhof auf die Einträglichkeit des Müllergewerbes hindeutet, dem man früher nachsagte, daß man es mit der Ehrlichkeit dabei nicht genau nehme, wie das in dem Verse

De möller stellt de môle klip klap,  
Hei stält üt allen säcken wat

ausgedrückt ist. Ein anderer Vers lautet:

Klip klap in üsen sack,  
De möller kri't dat beste,  
Dat annere for de gäste.

Aus solchen Gründen enthält denn auch die landesherrliche Verordnung vom 29. Oktober 1698 genaue Vorschriften, wie es beim Mahlen zu halten, damit der Müller nicht betrügen könne. Unverhofft hatten „Laudreuter“ die Mühlen zu untersuchen (Landesherrliche Verordnung vom 23. November 1744) und die Müller hatten einen besonderen Eid zu leisten, daß sie alles redlich betreiben wollten. Früher des Schreibens gewöhnlich unkundig, hatten sie die abgemessenen Getreidemengen zu beglaubigen, wobei ein X für Himpten stand und jeder Strich dabei die Zahl der eingelieferten Himpten bedeutet (Landesherrliche Verordnung vom 17. Dezember 1695), was etwa dem Kerbholze gleich kommt.

## Bauernkleidung und Schmuck.

---

Das Lumpenzeug, welches heute der durchschnittliche Städter und Landmann trägt, das meist fertig von Kleiderhändlern kommt, schnell abgelegt wird und dann nochmals als Wolle aufgetraht abermals Lumpenzeug liefert, wird schwerlich später einmal in den Museen einen Platz einnehmen. Die Kleidungsstücke unserer Bauern aber, die ich, wenn auch mit Mühe und Not, auf den Dörfern noch aufgefunden habe, zeigen alle einen tüchtigen dauerhaften Stoff und werden, entsprechend bewahrt, noch lange in unserem städtischen Museum davon Kunde geben, wie der Braunschweiger Bauer sich in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts kleidete. Freilich alt war diese Tracht auch nicht, hundert Jahre und etwas darüber, denn die Bauertracht ist allezeit und immer im Flusse gewesen, wenn sie sich auch langsamer änderte als die der Städter. Es war schon vor 400 Jahren so, als Sebastian Brant sein Narrenschiff dichtete, wo es von den Landleuten heißt:

Der Zwilch schmeckt ihnen nicht mehr sehr,  
Sie wollen keine Kittel mehr.

Alle gehen sie heute städtisch und wenn sie in die Stadt kommen, suchen sie den Städter möglichst nachzuahmen, oder wie Brant sagt:

Der Bauernnarz tritt auch daher,  
Als ob er ganz was Bornehm's wär'.

Dafür spottet aber der Städter über den „Pifang“. Ich erinnere mich noch, wie beim fünfzigjährigen Regierungsjubiläum Herzog Wilhelms 1881 die verschiedenen Landgemeinden aufzogen; alle städtisch gekleidet, nur die Vortfelder in ihren Kitteln und mit den großen Hüten nicht — und die schossen den Vogel ab. Alles jubelte ihnen zu und freute sich der Tracht.

Trotzdem muß der Prozeß des Unterganges der alten Tracht als ein natürlicher und unaufhaltbarer betrachtet werden und ich verspreche mir auch nicht allzuviel von den an sich lobenswerten Bestrebungen zur Erhaltung der Volkstrachten<sup>1)</sup>. Alle socialen und politischen Verhältnisse der Gegenwart mit gleichmachendem Streben vereinigen sich zum Untergange der Volkstrachten.

---

<sup>1)</sup> Hansjakob, Unsere Volkstrachten. Ein Wort zu ihrer Erhaltung. Dritte Auflage. Freiburg i. B., 1893. Am ehesten wird sich die praktische, den Bedürfnissen angepasste Tracht der Alpenländer erhalten, die ja mit dem Alpenverein erobernd vor-  
dringt. Besondere Gesellschaften sind in dieser Richtung thätig, z. B. „die Wallberger“ zu Egern-Notlach am Tegernsee u. a.

Ein Grund für das Eingehen der alten Tracht war auch deren Kostspieligkeit gegenüber der sie verdrängenden städtischen. Schon 1845 heißt es von den Bauern in Ingeleben: „Sie gehen im Mittel ins Feld und ihre Frauen im roten Rock nach dem Flachswehen, die sich sonst und aus Sparfamkeit noch städtischer als die Männer tragen. Ihr bloßes mehr braunes als blondes Haar glatt zu binden macht ihnen viel Mühe, erspart aber das viele Geld für Mützen mit dem langen Geflatter von Band zum Thaler die Elle, ihre Kattunkleider sind wohlfeiler als die leinenen, wenn die Reichsten dazu auch das Garn auf zwei Nocken spinnen; und ihre seidenen Feiertkleider kosten nicht so viel, als die vielfaltigen, bunt behänderten Röcke mit ausgenähten Verzierungen<sup>1)</sup>.“

Zunächst betone ich, daß das, was an Volkstracht noch in das 19. Jahrhundert bei uns herübergerettet wurde, nicht eigentlich alt war, sondern meistens dem 18. Jahrhundert entstammte, höchstens bis zur Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege zurückreicht. Es war die Zeit Lessings, in welcher das meiste sich feststellte, zumal bei der männlichen Bevölkerung: der lange, mit vielen Knöpfen besetzte, tragenlose Rock, die lange, gleichfalls knopfreiche Weste, die Kniehosen, der breitkrämpige, meist aufgeschlagene Hut<sup>2)</sup>.

Manche über das 18. Jahrhundert zurückreichende Stammeseigentümlichkeiten in der Tracht, namentlich in den Kopfbedeckungen der Frauen, mögen sich dabei mit in die neue Zeit hinübergerettet haben; zu staten kam den absonderlichen „Nationaltrachten“ im Deutschen Reiche dessen arge politische Zerrissenheit in verkehrsarmer Zeit, wo sich in kleinen Landschaften derartige Trachten festsetzen, ausbilden und mit der Grenze abschneiden konnten. Auch die religiösen Verhältnisse spielten, wenn auch nicht bei uns, eine Rolle; in vielen süddeutschen Gegenden oder in der wendischen Lausitz kann man heute noch Katholiken und Protestanten an der abweichenden Tracht erkennen. Wie gesagt, ist die Mitte des 18. Jahrhunderts wesentlich bestimmend für die braunschweigische Bauerntracht gewesen, besonders für jene der Männer; auch die Stoffe, die damals tonangebend waren, Wolle, Leinwand, Seide und Sammet, blieben bis ins 19. Jahrhundert herrschend bei unseren Bauern; einfarbige oder geblümte Stoffe, seltener gestreifte, bildeten die Regel.

Die braunschweiger Tracht, die allgemein, wenigstens was die weibliche anbetrifft, als eine der schmadfsten, reichsten und kleidsamsten in ganz Deutschland galt, ist aber nur der Mittelpunkt der mehr oder weniger ihr gleichen allgemein niederjächsischen, welche bei den Männern durch den rot gefütterten, vorherrschend weißen Kittel, bei den Frauen durch roten Faltenrock und Bandmütze gekennzeichnet war. Nach Westen zu bis Schaumburg und Minden, nach Norden hin

<sup>1)</sup> Braunschw. Magazin 1845, S. 278.

<sup>2)</sup> Selbst so originell erscheinende Trachten, wie die der Altenburger Bauern, sind kaum hundert Jahre alt. Für Altenburg können wir den Trachtenwechsel der Bauern seit dem Jahre 1703 genau verfolgen. Geyer, Die Altenburger Bauern. Globus, Band 61, Nr. 11.



[Lit. Anst. Julius Klinkhardt, Leipzig]

Mädchen aus Waggum.  
(Sophie K.)

bis Gifhorn und Celle, nach Süden bis zum Harze und der Halberstädter Gegend herrschten nahe verwandte oder fast gleiche Trachten.

Auch innerhalb eines so kleinen Bezirkes, wie das Herzogtum Braunschweig (stets dessen Hauptstück um die Städte Braunschweig, Helmstedt, Wolfenbüttel herum in Betracht gezogen), bestanden noch keine Unterschiede, an denen man die Bewohner einzelner Dörfer erkennen konnte. Dazu kamen noch die Abänderungen, welche die Tracht je nach Alter und Familienstand erlitt. In Bezug auf Schnitt und Form herrschte allerdings in demselben Dorfe ziemliche Einheit und die Unterschiede erstreckten sich vorzugsweise auf die Farben der Kleider: heller bei der Jugend, dunkler beim Alter, während die Güte des Stoffes je nach dem Reichtum wechselte. Dazu der Unterschied der Fest- und Alltagskleidung.

Der Stoff war, wie die erhaltenen Kleidungsstücke beweisen, früher ein weit festerer und soliderer, als jetzt. Wolle, Leinen, Sammet (Sammetmanchester) und Seide waren die hauptsächlichlichen Materialien, zu denen sich dann im 19. Jahrhundert die Baumwolle gesellte, namentlich bei den Schürzen der Weiber. Baumwollene Hemden zu tragen, erachtete man nicht für anständig. Es galt das Wort:

Sülwest espunnen,  
Sülwest emäkt,  
Dat is de beste büerndracht.

Die reicheren Landbewohner haben es trotzdem von jeher an Luxus und Pracht in der Kleidung nicht fehlen lassen, und es hat den Bauern gegenüber so wenig an Kleiderordnungen gefehlt, wie den Städtern. Die landesherrliche Verordnung vom 27. Oktober 1740 schreibt vor, „daß kein Bauer sich kostbare Tücher, davon die Elle einige Thaler kostet, noch der Bauern Weiber, Töchter und Gesinde keines Goldes oder Silbers, imgleichen keiner Spitzen, bei Strafe der Konfiskation, zu ihrer Kleidung bedienen, sondern jeder nach seinem Stande oder Vermögen sich kleiden solle“. Es sind wohl keine Verordnungen fruchtloser gewesen und weniger befolgt worden, als die gegen den Kleiderluxus gerichteten und so hat auch unter unseren Bauern, solange sie die alte Tracht noch beibehielten, bei jenen, die es vermochten, immer ein gewisser Luxus geherrscht.

Leise Andeutungen einer Trachtänderung beginnen schon um das Jahr 1800, denn damals „ging der Bauer an, seinen Kittel mit feinen Tuchröden, jedoch nach altväterischem Schnitt geformt, zu vertauschen“<sup>1)</sup>. Mit der Mitte des 19. Jahrhunderts und seinen politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen trat das Absterben der Bauerntracht im Braunschweigischen ein und die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts brachte ihr den völligen Tod. Ein kümmerlicher Rest bei einem kleinen Teile der männlichen Bevölkerung des großen Dorfes Bortfeld (sowie vereinzelt in Wendezelle) hat sich noch erhalten, aber dieser Erhaltung

<sup>1)</sup> Hassel und Bege, Beschreib. der Fürstent. Wolfenbüttel und Blankenburg (1802), I, S. 64.

liegt ein praktischer Gesichtspunkt zu Grunde. Nicht mehr der wohlhabende Bauer trägt dort die alte Tracht, sondern kleine Neubauer und derartige Leute, welche, in die Stadt ziehend, mit der wohlschmeckenden Vortfelder Rübe handeln. Die Tracht macht sie als Rübenhändler kenntlich und gilt als Gewähr für die Echtheit der von ihnen vertriebenen Feldfrucht. Auch diese Vortfelder werden nicht mehr lange eine bekannte Erscheinung in Braunschweigs Straßen sein. Der letzte Schneider in Vortfeld, der noch die „weißen Kittel“ und was dazu gehört, anzufertigen versteht, Johann Heinrich Wolter, hat das siebzigste Jahr erreicht und mit ihm wird der letzte braunschweigische Bauernschneider zu Grabe gehen.

Es war ein malerisches und farbiges Bild, dessen ich gern gedenke, wenn auf dem herrlichen Markt zu Braunschweig die Bauern mit ihren Erzeugnissen feil hielten. Reihenweise standen in ihrer bunten Tracht die Mädchen vor Kiepen und Körben, überall sah man die stämmigen Figuren der Bauern mit den breiten Hüten, in den weißen oder schwarzen Kitteln, und wer auf den Dörfern Bescheid wußte, unterschied nach feinen Einzelheiten der Tracht, nach der Farbe der Kittel, der Form der Hüten bei den Weibern, aus welchem Dorfe dieses oder jenes stammte. Denn so einheitlich auch im allgemeinen die Landbevölkerung in der Kleidung dem Fremden erscheinen mochte, es gab viele von Gegend zu Gegend wechselnde Unterschiede. Heute sie alle festzustellen, ist nicht mehr möglich; einen allzu großen Wert haben diese feineren Abschattierungen auch nicht und darum möge man hier auch nach dieser Richtung keine Vollständigkeit suchen. Wir können auch die Tracht nicht mehr am Körper des Bauern schildern, sondern müssen Erinnerung, Überlieferung und den Inhalt der Museen zu Hilfe nehmen.

Außer dem Inhalte der Museen geben nur wenige Schilderungen mit Abbildungen uns Kunde von der Tracht der Braunschweiger Bauern. In den Jahren 1867 bis 1870, wo viele Trachten schon im Eingehen waren, bereiste der Berliner Maler Albert Kretschmer Deutschland, um die vorhandenen Reste noch zu zeichnen. Sein mit schönen Abbildungen versehenes Werk „Deutsche Volkstrachten“ (Leipzig, J. G. Bach, 1870) bringt auch zwei wohlgelungene Tafeln aus Braunschweig, leider ohne nähere Bezeichnung der Ortschaften, wo die Aufnahme erfolgte. Die eine ist entschieden in Vortfeld gezeichnet. Eine wünschenswerte Mitteilung der niederdeutschen Ausdrücke für die einzelnen Kleidungsstücke fehlt bei Kretschmer. Ungefähr gleichzeitig hat unser Landsmann, der bekannte Maler Bernhard Blochhorst, einen Vortfelder Bauern und ein dortiges Bauermädchen gezeichnet, die in den Blättern für Kostümfunde, Neue Folge, als Nr. 63 und 64 erschienen sind. Eine Schilderung der Volkstracht im Dorfe Eikum von Pastor Schattenberg steht im Braunschweigischen Magazin 1896, Nr. 4. Der verdiente volkskundige Verfasser konnte aber auch nicht mehr die Tracht am lebenden Geschlechte schildern, sondern mußte sich auf die noch in den Truhen der Bewohner Eikums befindlichen Kleidungsstücke, zumal des weiblichen Geschlechtes, beschränken.

Im Anfange der fiebziger Jahre hat der Berliner Maler Franz Meyerheim Groß-Deufte an der Affe befucht und dort eine alte Frau und ein junges Mädchen in der alten Tracht gezeichnet. Die beiden Bilder find gleichfalls farbig in den „Blättern für Kostümkunde“, Neue Folge, als Nr. 23 und 24 erschienen. Diese waren der Illustrierten Frauenzeitung vom 5. und 19. Juni 1876 (Verlag von Franz Lipperheide in Berlin) beigegeben und von einem Texte begleitet, der von einem Kenner (F. S.) herrührt. Da wir heute nur noch nach den in den Museen und Privatfammlungen <sup>1)</sup> befindlichen Resten unserer Bauertracht urteilen können, so gebe ich hier diese „nach der Natur“ gemachten Beschreibungen im wörtlichen Auszuge wieder.

Die Töchter der reichen Bauern in Groß-Deufte tragen das meist blonde Haar geschheitelt und zu beiden Seiten glatt hinter die Ohren gekämmt <sup>2)</sup>; die Flechte ist auf dem Hintertopfe zusammengebunden und wird von der kleinen, spizen, mit schwarzer Seide überzogenen Mütze bedeckt. Diese selbst ist von so geringem Umfange, daß sie eben nur das Haarnest in sich aufnimmt und gleichsam auf demselben hängt, den übrigen Kopf aber frei läßt; ihrer Form wegen, weil sie einer halben Eierschale an Form und Größe ähnelt, wird sie gemeinhin eidop genannt. Von ihr fallen schwere, schwarzseidene Taffet- und Atlasbänder in reicher Zahl über den Rücken bis zur Kniekehle hinab, sind unten mit Franzen benäht und kehren ungeteilt und unaufgeschnitten zur Mütze zurück, so daß der ganze Vandreichtum aus einem einzigen Stücke Band besteht. Daß eine solche Mütze ihres Schmudes wegen — es werden oft 30 bis 40 Ellen zu einer einzigen Mütze verwendet — einen beträchtlichen Wert hat, läßt sich denken. Zu beiden Seiten des Kopfes fallen vorn gleich breite, schwarze Bänder auf die Brust herab, während die Mütze selbst durch ein schmales, unter dem Rinn hindurchgehendes Band gehalten wird. Das Nieder mit sehr kurzer Taille von schwarzem Tuch mit Seidenstickerei wird durch das schwere, um die Schulter geschlagene Seidentuch von schwarzer oder violetter Farbe mit reicher Seidenstickerei in Plattstich und langen gelben, oder schwarzen Franzen gänzlich bedeckt; über dieses Tuch legt sich die schneeweiße, vom feinsten Leinen gefertigte und steif gestärkte, gefältelte Halskrause. Ein schmales Halsband von schwarzem Sammet mit ovalen schweren Silberbuckeln von der Größe einer Walnuß (sogenannte Bohnen) besetzt und bei hohen Festen und besonderen feierlichen Gelegenheiten ein Halsband von starken Bernsteinperlen umschließt den Hals. Unter dem Tuche sieht das feine, den Oberarm bedeckende, den Unterarm frei lassende, mit schmalen Spizen am Queder (Händchen) besetzte Hemd hervor. Von dem Nieder herab bis auf die Füße fällt Winter wie Sommer der rote,

<sup>1)</sup> Sammlungen des städtischen, herzoglichen und vaterländischen Museums in Braunschweig; Sammlung des Herrn A. Basel in Weierstedt bei Jerxheim.

<sup>2)</sup> Das war aber Ausnahme gegenüber der allgemeinen Landesfitte; nach dieser wurde das Haar der Frauen und Mädchen von der Stirne nach dem Scheitel hin straff zurückgestrichen und hier zu einem Knoten, knäuel oder kip, vereinigt, auf dem die winzige Mütze saß.



reich gefältelte Rod von feinstem Flanell unten in zwei Reihen mit handbreitem, grünem Frisoletband oder mit schwarzem Sammet besetzt. Eine lange, ebenfalls bis zu den Füßen reichende, gewöhnlich schwarzseidene oder auch kattunene oder bunte, mit Blumen gemusterte Schürze bedeckt diesen Rod. Breite seidene Schürzenbänder, meistens in den Landesfarben blau und gelb und an den Enden mit gelbblauen Franzen benäht, flattern an derselben entlang. Hellblaue, baumwollene Strümpfe mit weißen Zwickeln und ausgeschnittene Schuhe vollenden den malerischen Anzug.

Minder kostspielig und von gröberem Stoffe ist der Anzug der Mädchen aus den geringeren ländlichen Klassen. Die Mügenbänder fallen nur auf den Rücken herab; alles ist von derberem Stoffe, die Halskrause legt sich in wenigen schlichten, ungesteiften Falten auf die Schultern; unter dem Halsstücke schiebt das bunte Nieder von geblütem Kattun hervor. Die Schürze besteht aus gelbem Kattun oder ähnlichem Zeuge, die Schürzenbänder sind schmal und von geringer Beschaffenheit. Der Rod ist von schwarzer oder dunkler Weiderwand (meist selbstgefertigter, halbwollener Stoff) und die Ärmel der groben Hemden sind am Cueder mit blauer Lize eingefast. Das Sammethalsband entbehrt der silbernen Zieraten oft gänzlich und statt der Bernsteinperlen begnügt sich das Landmädchen geringeren Standes mit dicken Perlen von gelbem Glase.

Bei den alten Frauen in Groß-Deukte waren die hellen lebhaften Farben in der Kleidung der jungen Mädchen verschwunden; der Spitzkopf der schwarzseidenen Mütze ist größer geworden, die breiten schwarzseidenen Bänder sind kürzer, gehen nicht bis zu den Kniehelen, sondern nur über den Rücken hinab und werden auf der Vorderseite unter dem Kinn durch eine Nadel zusammengehalten. Die Haare werden nicht mehr geschheitelt hinter das Ohr gestrichen, sondern glatt von der Stirn zum Wirbel hinaufgelännt. Die breite, blendendweiße Fraise wird nicht mehr kotett steif gebrannt, sondern fällt ehrbar in Falten auf Schultern, Nacken und Brust. Das Halsband ist zwar stärker und schwerer geworden, wird aber durch ein kleines schwarzes oder violettes Tuch verdeckt. Unter der Halskrause durch ist das schwere, schwarze, mitunter wohl auch violette, mit Plattstich in weißer Seide bestickte Atlastuch um Schultern und Oberarm geschlagen, so daß das feine, mit Sammet besetzte Nieder von schwarzem Tuche nicht sichtbar ist. Den Unterarm bedecken im Sommer beim Kirchgange oder bei Besuchen lange Fingerhandschuhe von feinem Leder, welche bis zum Ellbogen reichen; hier vielfach mit Schleifen von buntem Bande geschmückt. Im Winter werden dieselben mit langen Handschuhen von schwarzem Sammet vertauscht, die mit weißem Pelzwerk besetzt und verbräunt sind. Eigentümlicher Weise wird durch die Winterhandschuhe nur die obere Seite der Hand bedeckt, während die untere Handfläche und die Finger frei und unbeschützt bleiben. Die Schürze, von welcher breite schwarzseidene Bänder vorn bis auf die Knie herabfallen, ist von schwarzer oder dunkelfarbiger Seide und geht bis auf die Füße, welche in Strümpfen, im Sommer von weißer Baumwolle, im Winter von feiner hellblauer Wolle, und in Schuhen stecken, die vorn aus-

geschnitten, mit Schleifen von schwarzseidenem Bande besetzt sind. Der rote Rock hat meistens einem schwarzen Platz gemacht oder wird doch, wenn die rote Farbe beibehalten wird, unten nicht mit zwei Reihen von grünem Bande, sondern mit einem zwei Hände breiten Streifen von schwarzem Sammet eingefasst. Jedes Kleidungsstück der reichen Frauen giebt Zeugnis von der soliden Wohlhabenheit der braunschweigischen Bäuerinnen.

Dieser allgemeinen, auf Groß-Denkte sich beziehenden Schilderung der Weibertracht füge ich Einzelheiten hinzu.

Die Frauenmütze (Fig. 51) wechselte von dem kleinen 7 bis 8 cm hohen eidop, der in der That kaum größer wie ein Ei war, bis zu der spitzen, etwa 12 bis 14 cm hohen röhrenförmigen törnmütze, der röhrenförmigen Turm-

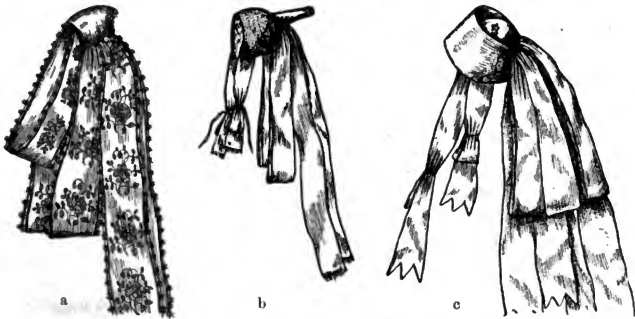


Fig. 51. Formen der Bandmütze.

a bandmütze mit eidop. b törnmütze. c grüne Seidenmütze aus Wallstedt.  
Städt. Museum.

mütze, die namentlich im Norden der Stadt Braunschweig, nach den Büttels zu, herrschte. Die Farbe war stets schwarz und nur zuweilen hatte sich ein geringer Rest von bunter Seiden- und Goldstickerei an diesen Mützen erhalten. Meist galt der Name bandmütze mit Rücksicht auf den übermäßigen Reichtum der breiten, mit Fransen besetzten, lang herabhängenden, den Rücken und die Brust deckenden schweren, schwarzen, gemusterten Seidenbänder. Griff die Mütze auf dem Scheitel weiter vor, so nannte man sie spurle; dieses war namentlich bei älteren Frauen der Fall, denen die Haare infolge des straffen Zurückkämmens nach dem Scheitel zu leicht ausgingen. Auch den eidop trugen ältere Frauen in einigen Gegenden (Verzheim) etwas größer als die Mädchen, dagegen waren die Bänder kürzer und schmaler. Bei der Feldarbeit trugen die Frauen einen Strohhut, welcher den ganzen Kopf umhüllte und nur das Gesicht frei ließ; man bezeichnet ihn wohl als kipe und er ist jetzt noch im Gebrauche. Während im allgemeinen die Bandmütze schwarz war, wurden in einzelnen Dörfern des Amtes Wechselde auch farbige, von abweichender Form und größer

getragen. So in Vallstedt grünseidene mit schweren, breiten, grünen Seidenbändern (Fig. 51 c). Von hinten gesehen, hüllten die Bänder, wenn sie breit auseinander gingen, die Hälfte der Figur ein; sie reichten bis auf die Füße hinab und deuteten je nach Stoff und Güte auf Wohlhabenheit oder geringen Besitz der Trägerin, die stolz auf diese Ausstattung war (Fig. 52).



Fig. 52. Bauernmädchen aus Waggum.  
Rückenansicht, um den Bänderreichtum der Mütze  
zu zeigen.

Sommer ärmellos, vorn wurde es mit vielen Knöpfen geschlossen. Am Halse trat das Hemd aus dem Ausschnitte heraus und umhüllte diesen ganz; im Sommer fielen die bauschigen, weiten Ärmel bis zum Ellbogen herab, wo sie mit einem gestickten Queder geschlossen waren.

Die kleine Wandmütze scheint erst um den Schluß des 18. Jahrhunderts aufgekommen zu sein, denn im Laufe desselben finden wir wesentlich anders gestaltete, den Kopf umschließende oder doch den Hinterkopf ausgiebig deckende Hauben, von denen manche sich erhalten haben. Sie sind meist aus kostbaren geblühten Seidenstoffen hergestellt und reich mit Gold- und Silberstickerei versehen, offenbar Nachbildungen der Hauben der Städterinnen im 18. Jahrhundert (Fig. 53).

Kennzeichnend für die Weibtracht ist das viele übereinander sich verdeckender Kleidungsstücke; ein Stück wird über das andere gelegt und verhüllt dieses, wobei aber die verhüllten nicht etwa aus minderwertigen Stoffen oder weniger gut ausgeführt sind, als das letzte deckende Schlußstück. Das gilt zunächst vom Oberkörper. Das Nieder mit kurzer Taille (wams) der Weiber war aus schwarzem Tuch von farbiger, gemusterter Seide oder von gemustertem Sammetmanchester, im Winter mit langen, am Oberarm weiten Ärmeln, im

Über das Nieder legte sich nun zunächst ein besonderes kostbares Stück, das Tuch, Schultern, Rücken und Brust deckend. Die erhaltenen Exemplare, selbst ärmerer Frauen, sind aus schwarzer Seide, seltener schwarzem Sammet, gewöhnlich viereckig und bis  $1\frac{1}{2}$  m im Geviert haltend, bei ärmeren auch kleiner.



Fig. 53. Goldbrofathaupe aus Liebdingen mit Seidenbändern aus dem 18. Jahrh. Städt. Museum.

Auf dem dunklen Grunde nun war den Rändern entlang besonders schöne Seidenstickerei in Plattstich, Blumen und Ranken darstellend, angebracht. Um den Rand des Tuches zogen sich Franzen hin. Je nachdem das Tuch für den gewöhnlichen Gebrauch oder bei Trauer diente, war es verschieden: schwarz mit Silberstickerei und Silberfranzen bei Trauer (Fig. 54), schwarz mit sehr bunten Blumen und Goldstickerei nebst orangegeblen Franzen für den gewöhnlichen Gebrauch. Man vereinigte praktisch solche Tücher auch zu einem „Freuden- und Trauertuch“, indem man zwei Ranten bunt, zwei in Silber oder weißer Seide stickte und es im Dreieck einschlug, so daß dann nur die „Freuden-“ oder die „Trauerseite“ beim Tragen zu sehen war. Solche Tücher wurden namentlich in Schöningen und Helmstedt für den Bedarf der Bäuerinnen gefertigt, aber

auch, wie erhaltene Musterbücher (Sammlung Vafel) beweisen, auf dem Lande selbst sehr schön und mit großer Sorgfalt gestickt. Man schlug diese Tücher



Fig. 54.  
Trauertuch,  
schwarzer Sammet  
mit Silberstickerei.

Aus dem  
Jahre 1840.  
Sammlung Vafel.

nicht bloß in einfacher Dreiecksform über den Oberkörper, sondern faltete sie am Rücken in ganz besonderer Weise, so daß nur der untere Dreieckszipfel dort kurz herabhäng, während die Seitenteile sich haushig über den Oberarm legten und nur den weißen Hemdärmel hervorschauen ließen. Vorn wurde das Tuch

auf der Brust durch eine Nadel oder Spange zusammengesteckt, die Enden wurden von der darüber getnüpften Schürze festgehalten.

Über das Tuch legte man die weite, bis auf die Schultern vorstehende, vielfaltige weiße Halskrause, die frëse (Fig. 55), die mit ihrem blendenden Weiß schön von der sonst bunten oder dunklen Tracht abstach. Sie ist bei Wohlhabenden mit guten Spitzen versehen.



Fig. 55. Die frëse.

Der Weiberrock, bei dem die rote Farbe unten mit grünem Besäze vorherrschte und der die Hüfte frei ließ, hieß sölenrock. Die Falten waren aber nur hinten und an den Seiten vorhanden; vorn war der Rock glatt, weil da die Schürze ihn verdeckte. Zur Herstellung dieser ungemein haltbaren und schönen Röcke gebrauchte man erstens die Wolle von abgelegten Strumpfsocken und zweitens „swingehö'e“, die beim Flachschwingen erhaltene Heede. Beides wurde zu einem sehr dauerhaften Garne versponnen, das die pümpellöppe lieferte, welche nur 5 bind außs lop (= 500mal der Haspelumfang) enthielten, welche auch rote Röcke aus ganz fein gewebtem Tuch gesehen. Der Rock hing an hofenträgerartigen Gurten über den Schultern, da er einen Schluß über den Hüften nicht besäzt. Neben den roten wurden von älteren Frauen auch schwarze getragen, auch kamen grüne, unten schwarz besetzte vor und in den Büttels rot-grün gestreifte, unten mit breitem, schwarzem Besäze.

Die Schürze deckte den vorderen Teil und die Seiten des Rockes. Sie war je nach dem Gebrauche aus geringerem oder kostbarerem Stoffe, bei älteren Frauen oft dunkel; beim Kirchgange und bei Festen aus geblütem Seidenstoffe. Auch an ihr wurde Luxus entfaltet, durch die besonders schön, ähnlich den Tüchern, gestickten, vorn herabfallenden Schürzenbänder aus Seide oder Sammet, oft mit schöner Stiderei in Gold und Silber.

Die Strümpfe, welche in vorn ausgeschnittenen, schnallenbesetzten Lederschuhen steckten, waren weiße oder blaue, „selbstgeknüttete“ Zwickelstrümpfe aus Wolle (Fig. 56).

Von den langen Handschuhen (hanschen) aus Leder ist oben (S. 196) die Rede gewesen. Man strickte aber auch solche aus Wolle und stickte auf den Handrücken einige bunte Verzierungen in Rot, Gelb und Blau ein (Fig. 57).

Im Winter trug man über dem ganzen Anzug einen weiten, lang herabgehenden Kragenmantel, die hoike oder heike.

Die Abendmahlskracht der Frauen dürfte besonders zu erwähnen sein. Sie bestand (Gegend von Zerzheim u. s. w.) aus einem schwarzen Wandrocke und schwarzem Nieder, weißer Schürze und ebenfolchem Tuch, dazu die bend-

mütse. Bei älteren und ärmeren Frauen waren Schürze und Tuch schlicht, bei wohlhabenderen mit kunstvoller Weißstickerei versehen.

Auch die Männertracht wechselte in Einzelheiten von Gegend zu Gegend, zeigte aber, daß sie der städtischen Tracht des 18. Jahrhunderts entsprossen war



Fig. 56.



Fig. 57.

Fig. 56. Zwickelstrumpf, blau mit eingestickter weißer Verzierung. Städt. Museum.

Fig. 57. Wollener gestrickter Handschuh, grün, mit farbiger Seide gestickt. Städt. Museum.

und zum niederländischen Trachttypus gehörte. Allgemein kennzeichnend war der lange weiße, mit zahlreichen, thalergroßen Metallknöpfen besetzte leinene Kittel, entweder hinten völlig geschlossen (wie z. B. in Vortfeld) oder mit langem, bis zur Taille (wofür unser Bauer knöp sagt) durchgehendem Schliß, wo dann an der Stelle, wo man sonst unnütze Knöpfe am Rocke anbringt, ein rot aufgenähtes M sich befand (Kautheim, Gremlingen, Kleinschöppenstedt u. s. w.). Bald hatte der Kittel einen kleinen Stehtragen, bald war er ohne solchen, bald war er ringsum rot eingefasst, bald war er ohne Einfassung, bald hatte er Taschen aufgesetzt, bald nicht. Stets aber war er mit rotem Fries gefüttert. An die Stelle des weißen Kittels trat in einigen Gegenden der schwarze oder dunkel-

blaue, aber auch rot gefütterte, namentlich in den Dörfern nördlich von der Stadt Braunschweig und nach Bisshorn zu. Auch Sonntags legte man, selbst da, wo der weiße Kittel herrschte, schwarze Kirchenröcke von demselben Schnitt an. Die vielen Metallknöpfe waren bei Wohlhabenderen von Silber, bei Ärmern von Messing. Sie wurden auf eine sehr praktische Art an den Stoff (auch bei den Jaden der Frauen) befestigt. Die Knöpfe wurden nämlich nicht angenäht, sondern die Öhre derselben durch den Stoff gesteckt, und dann wurde ein langer, dünner Lederriemen an der inneren Seite des Kleidungsstückes durch die Reihe der Öhre gezogen.

Ich bringe hier (Tafel I, Titelbild) die Abbildung eines der letzten Exemplare der noch in ursprünglicher Tracht einhergehenden Vortfelder Bauern, der eines Tages mit Rüben handelnd an meiner Thür vorsprach und den ich sofort zum Photographen führte. Der Anbauer Johann Heinrich Rischbieter ist 1822 geboren und stand im 73. Lebensjahre, als ich ihn abbilden ließ. Er ist ein vortreffliches Beispiel unserer niederländischen Bauern mit dem charakteristischen, glattrasierten Gesichte, dem vollen, in der Mitte gescheitelten und gerade von Ohr zu Ohr abgesechnittenen Haare. Er trägt den schwarzen breitkrämpigen Filzhut (Dreispiß, wenn er auch nicht aufgekämpft ist), dessen Rand durch Stränge am runden Kopfteile festgehalten wird. Darunter ein abgestepptes

Käppchen, dips oder peckel genannt (Fig. 58). Der lange weiße Zwillichmittel ist in Vierschacht oder Viertamm gewoben, d. h. mit vier Tritt und vier Ramm. Er reicht bis auf die halbe Wade, ist ohne Kragen, mit vielen Messingknöpfen besetzt und mit rotem Fries gefüttert. Die blaue, mit Hornknöpfen besetzte lange Weste Rischbieters ist schon jüngerer Art. Den Hals umgiebt ein schwarzes Seidentuch, über das der weiße Hemdtragen hervorsteht. Die fernere Bekleidung machen ein paar dunkle Kniehosen (büxen) aus, statt deren früher durchgängig gelblederne getragen wurden, gelbgraue Gamaschen und derbe Schuhe. An der Seite des Rockes sind die dunklen Wollhandschuhe angeheftet. Seine langen blauen Strümpfe hat Rischbieter selbst eknüttet. Ist das Wetter sehr rauh, dann reicht der Kittel nicht mehr und über denselben wird dann der lange graue bälwänder (Beiderwänder) geworfen, halb aus dickem Wollgarn, halb aus Leinwandfäden gewoben<sup>1)</sup>. Die erwähnten Gamaschen sind übrigens nicht allgemein getragen worden; der Bauer ging im Sommer mit langen blauen Strümpfen und Schnallenschuhen, im Winter mit hohen Stiefeln.

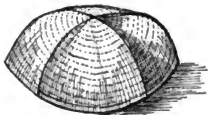


Fig. 58. Dips oder peckel aus Vortfeld. Städt. Museum.

Ein sehr wesentliches und kennzeichnendes Kleidungsstück der Vortfelder Bauern fehlt bei dem hier abgebildeten Rischbieter, nämlich das bostdauk

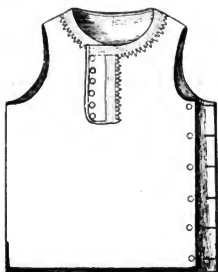


Fig. 59. Bostdauk aus Vortfeld. Rotes Tuch, grüner Besatz. Städt. Museum.



Fig. 60. Knabenwams. Blaue Leinwand, weiße Stickerei. Sammlung Basel.

(Brusttuch) älterer Art, statt dessen er die lange blaue Weste trägt. Es ist ein weites Unterkleid aus rotem Tuch oder Fries in der Form eines kurzen Hemdes,

<sup>1)</sup> Die balwand, Weiserwand oder Beiderwand, bekam ihre dunkelbraune Farbe dadurch, daß man das Gewebe in sogenannten modderkülen färbte, welche Torfbrei enthielten.

das bis auf den halben Unterleib reicht und hinten und vorn geschlossen ist; für den rechten Arm ist ein Loch zum Durchsteden vorhanden, an der linken Seite ist das hosedauk aufgeschligt; hier wird es mit Knöpfen oder Bändern geschlossen. Um den weit ausgeschnittenen Hals zieht sich grüner Bandbesatz, der auch vorn angebracht ist (Fig. 59). Die lederne Hose wurde über das hosedauk gezogen, das hauschig darüber herabhing. Abweichend von allen westenartigen Kleidungsstücken, die vorn mit Knöpfen geschlossen sind, ist der seitliche Schluß dieses Unterkleides, das auf höheres Alter, als die übrigen Kleidungsstücke der Männer deutet und (soviel ich beobachtete) ähnlich nur noch und gleichfalls von roter Farbe im südlichen Baden und im Zillerthale vorkommt.

Der weiße Kittel kam früher auch bei Knaben vor. Im allgemeinen aber trugen die Burschen in der Taille sehr kurze Jacken aus Tuch, Sammetmanchester,

Leinwand, oft sehr bunt geblümt und selbst gestickt, mit vielen Knöpfen aus Metall oder Glasflüssen besetzt (Fig. 60). Im Winter mit Ärmeln, im Sommer ärmellos, so daß die weißen Hemdsärmel frei hervortraten. Bei ihnen waren auch die roten, braunen, grünen runden Sammetmützen mit Goldschmüren, Quasten und Otterfellbesatz beliebt (Fig. 61).

Der Schmuck, den unsere Bauernfrauen trugen, war ein sehr mannigfaltiger und bestand aus Ohrringen, Halsketten, Fingerringen, Brustschnallen, die sämtlich in den Städten für den besondern Geschmack der Landbevölkerung meistens unter Anlehnung an ältere Muster gearbeitet wurden. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein hatten die Braunschweiger Goldschmiede Abteilungen in ihren Schaufenstern und Läden, welche Waren enthielten, die für den besondern Geschmack der Bauern berechnet waren. Heute



Fig. 61. Braunschweiger Bauernbursche.  
Aus E. Duller, Das deutsche Volk 1845.

ist der alte Bauernschmuck so gut wie die ländliche Kleidung verschwunden; er findet sich nur noch hier und da in den Truhen und in den Museen. Besonders beliebt



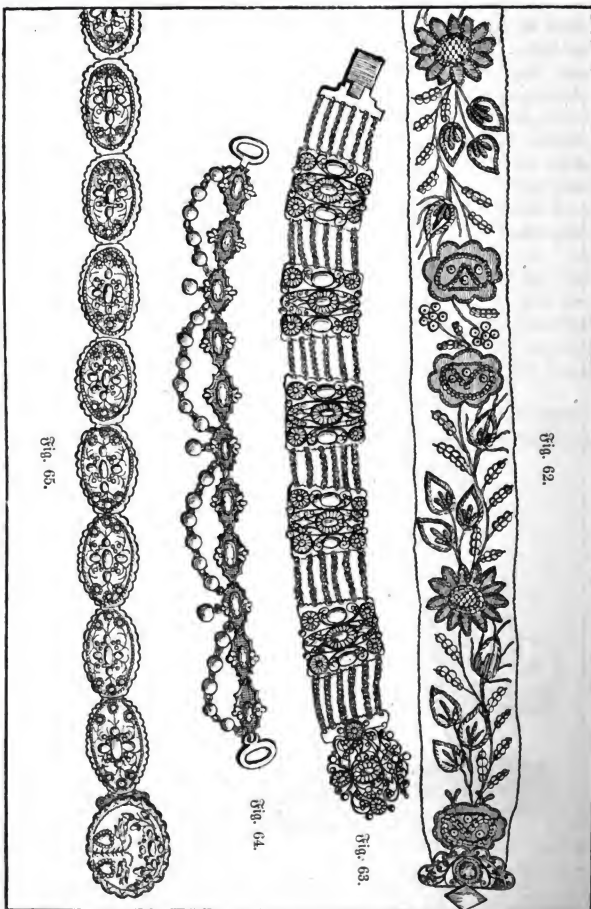


Fig. 62, 63 bis 65. Krautblättriger Bauernschmud.

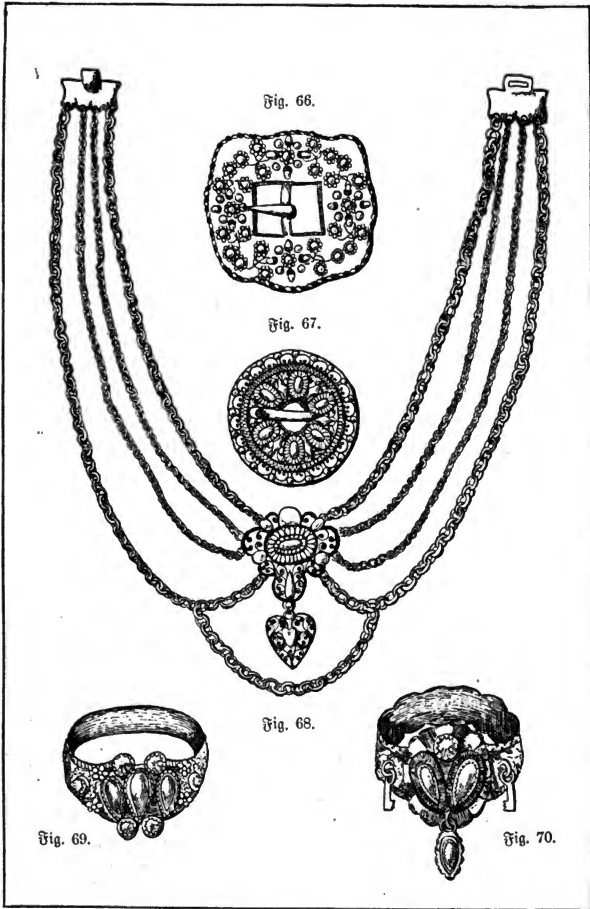


Fig. 66 bis 70. Braunschweiger Bauernschmud.

waren die massigen Halsketten aus dunkelfarbigem Bernstein, dessen „Perlen“ oft Stücke von Hühnereigröße zeigten, die bis  $1\frac{1}{2}$  Pfund wogen, und sich vielfach erhalten haben. Man nannte sie „kralen“ (Korallen). Als Halsschmuck beliebt waren auch die sogenannten Mondsteinperlen oder Magdalenthänen (aus Fasergips?). Die noch vorhandenen Fingerringe, von Männern und Frauen getragen, deuten auf kräftige Finger hin. Eine Anzahl von den Dörfern aus der Umgegend der Stadt Braunschweig besitzt das städtische Museum. Alle sind aus Silber, in freier Handarbeit getrieben, gesägt und gelötet, mit Mittelstücken aus Glasfluß oder Hirschzähnen (Fig. 69 u. 70). Die Ornamente sind aufgelötet. Bei einem Exemplare finden sich als Anhängsel zwei kleine Schüsseln zu Seiten des Mittelstückes, die wohl symbolische Bedeutung hatten. Aller dieser Schmuck stammt aus der Zeit von etwa 1750 bis 1850. Im allgemeinen trugen die Männer keinen Schmuck; doch waren bei ihnen silberne Filigranknöpfe zum Zusammenhalten des Hemdes am Halse im Gebrauche.



Fig. 71. Die sämtlichen hier (Fig. 62 bis 70) abgebildeten Bauernsilberner Ohrring. Schmuckstücke sind im Besitze des städtischen Museums (Abt. Natürl. Größe. Vaterländ. Museum. teilung A. I. c.) mit Ausnahme des Ohrringes (Fig. 71).

Fig. 62. Schwarzer Sammetgürtel mit silbernen Filigranschloß: Reich mit Goldstickerei und aufgelegten Goldplättchen verziert. 61 cm lang; nur ein Teil ist abgebildet. Anfang des 19. Jahrhunderts. Wurde um die Taille über dem Schürzenschluß getragen.

Fig. 63. Halskette aus Silber, einzelne Teile vergoldet. Besteht aus fünf Gliedern, die je durch fünf Kettchen verbunden sind. Filigranschloß. 40 cm lang, 4 cm breit.

Fig. 64. Silberner, vergoldeter Halsschmuck, gute Arbeit aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, bestehend aus elf ciselierten Gliedern, welche eingeklappte rote Glasflüsse tragen. Daran vier Kugelfestons. 33 cm lang. Aus Volkmarode.

Fig. 65. „Bohnenchmuck“, der besonders beliebt war. Es ist eine Halskette aus getriebenen, gewölbten Gliedern von Silberblech, die etwa walnußgroß sind. Aus Olper.

Fig. 66. Schnalle, wahrscheinlich Männerhufschnalle, aus getriebenem Silber, nach Art des Bohnenschmucks. 9 cm breit.

Fig. 67. Brosche aus Silber, Filigranarbeit, teilweise vergoldet. Diente zum Feststecken des übergeschlagenen dreieckigen Tuches vor der Brust.

Fig. 68. Silberner Halsschmuck, das Mittelstück aus Filigranarbeit mit rotem Glasfluß, darunter ein Filigranherz. Vom Mittelstück gehen zwei dünnere und zwei stärkere Ketten zum Schloß. Um 1800. Aus Drilite.

Von alten Ohrringen, die zum echten Bauernschmuck gehörten, ist mir nur ein Paar bekannt geworden (Sammlung des Prof. H. Seidel †). Es zeigt oben eine 3 cm lange silberne „Bohne“ mit wenigen Verzierungen, daran hängend ein länglicher roter Glasfluß in Silber gefaßt (Fig. 71). Aus Gebhardshagen.

# Geburt, Hochzeit und Tod.

## Geburt und Taufe. Das Kind.

Es ist heute im ganzen wenig Eigentümliches im Volksleben übrig geblieben, was sich auf Geburt und Taufe bezieht, während einzelne Überbleibsel erkennen lassen, daß früher die Sitten bei der Taufe reicher gestaltet waren und namentlich die Taufschmausereien eine weit größere Rolle spielten. Vorhanden ist noch mancherlei Aberglauben, der sich auf die Schwangerschaft und Taufe bezieht.

Während der Schwangerschaft darf eine Frau nichts ansehen, worüber sie erschrecken könnte, denn das schadet der Leibesfrucht. Ist das doch geschehen, dann muß sie so lange auf den gefürchteten Gegenstand schauen, „bis das Zittern wieder aus den Knochen ist“.

Erschrickt die Schwangere vor einer Maus, so bekommt das Kind einen „Mausfleck“; vor einem Hasen, so bekommt es eine Hasenscharte. Verbrennt sich die Schwangere, so bekommt ihr Kind ein Feuermaal. Der Glaube, daß eine Schwangere sich „versehen“ könnte, ist allgemein.

Auch moralische Eigenschaften können zur Zeit der Schwangerschaft auf die Leibesfrucht übertragen werden. Man erklärt den Hang der Kinder zum Stehlen damit, daß die Mutter des oder der Betreffenden während der Schwangerschaft gestohlen hat.

Eine Schwangere darf nicht durch ein Schlüsselloch sehen, sonst lernt das Kind schielen oder es wird neugierig. Auch darf sie nicht unter einer Waschleine durchgehen, sonst schlingt sich die Nabelschnur um den Hals ihrer Leibesfrucht; ebensowenig darf sie sich ärgern, sonst wird das Kind ein Schreihsals; vor dem offenen Brotstübel darf sie nicht essen, sonst leidet ihr Kind später viel an Heißhunger. Näht eine Schwangere, so darf sie den Zwirn (wie das gewöhnlich geschieht) sich nicht um den Hals hängen, sonst wird sich das Kind, das sie gebiert, später erhängen. Leidet die Schwangere viel an Sörbrand, so gebiert sie ein Kind mit langen Haaren.

Wenn eine Schwangere wörens up nirig is, d. h. besondere Gelüste nach Speisen hat, so muß man diese Begierde erfüllen. Auf die Schwangerschaft hat folgendes Sprichwort Bezug:

Friet de frù ok noch sau rike,  
Se geit doch mit'r kau in't like.

D. h. sie geht neun Monate schwanger, gleich dieser und muß Geburtschmerzen ertragen.

Gebiert eine Frau bei zunehmendem Monde, so wird sie noch mehr Kinder bekommen; findet aber die Geburt bei abnehmendem Monde statt, so erfolgt keine weitere.

Um die Mutter vor Nachwehen zu schützen, legt man ihr die Hofe des Mannes auf den Leib, so daß der Schliß auf dem Nabel liegt.

Eine Hebamme (Bademutter, bademoime früher, scherzweise „Mutter Greif“) soll stets Kreuzdorn bei sich führen, denn wenn die Geburt nicht leicht von statten gehen will, muß sie zur Beförderung derselben vor der betreffenden Stelle dreimal mit dem Kreuzdorn ein Kreuz schlagen. Wird jetzt noch viel angewandt. Der vom Kinde abfallende Rest der Nabelschnur wird verbrannt.

Der Storch bringt die Kinder aus Teichen und beißt die Mutter dabei ins Bein, die nun krank zu Bette liegt. Die kleinen Stadtbraunschweiger stammen aus dem Gödebrunnen (Jugendbrunnen), der im Osten der Stadt liegt<sup>1)</sup>. Den bereits vorhandenen Kindern bringt das Neugeborene eine Tute mit Zuckerwerk, daher der Spruch:

Gottlow un dank, mine mudder is krank,  
Nu krigt wi en lütjen brauder.

In den ersten 24 Stunden nach der Geburt darf das Kind nicht bei der Mutter liegen, süs kann de mudder (nämlich die Gebärmutter) nich to güs wèren un well dat kind wedder hebbben. Die Gebärmutter soll dann an der Leibesseite der Frau „wie eine große Maus“ mit Krallen kragen, die Gebärmutter ist ein selbständiges Geschöpf mit eigenem Willen.

Der Zusammenhang zwischen Mutter und Kind ist innig. Sind beide voneinander entfernt und de melk schütt tau bei der Mutter, so weint der von ihr entfernte Säugling.

Die Entbindungen bei der ländlichen Bevölkerung fanden noch im vorigen Jahrhundert und wahrscheinlich bis in das laufende hinein auf dem merkwürdigen Gebärstuhle statt. Dieses „Foltergerüst“, wie ältere Ärzte es genannt haben, das nun außer Gebrauch ist, war schon den alten Griechen und Römern bekannt und wurde durch arabische Ärzte den europäischen Völkern übermittelte, die ihm eine hohe Wichtigkeit beimäßen, so daß allerlei Verbesserungen und Veränderungen daran angebracht wurden, bis man über 30 verschiedene Arten kannte. In der Levante, Syrien, Ägypten, China und Japan ist der Gebärstuhl noch im Gebrauche, in Deutschland aber wohl ganz verschwunden<sup>2)</sup>. Ein solcher Stuhl, welcher je nach Bedarf verliehen wurde und Gemeindecigentum war, hat sich

<sup>1)</sup> Weit verbreiteter Glaube, daß die Kinder aus Teichen, Brunnen, Sümpfen stammen! Eine Zusammenstellung der verschiedenen örtlichkeiten giebt D. Schall in der Zeitschrift „Am Urquell“ IV, S. 224.

<sup>2)</sup> Ploß, Das Weib. Dritte Auflage von M. Bartels II, S. 161.

noch 1895 in der Kirche in Engelnstedt gefunden und ist von da in das Vaterländische Museum in Braunschweig gelangt.

Die Zahl der Kinder, die in einer Ehe geboren werden, kann man durch das Wegblattoratel erfahren. Durchreißt man das Blatt nahe am Stiele, so treten die „Blattnerven“ hervor und die Zahl derselben deutet die Anzahl der zu erwartenden Kinder an. — Sitzen die Haseln dicht voll Nüsse, dann giebt's in demselben Jahre auch viele Kinder.

Zunächst wird bei dem Neugeborenen nach dem Geschlechte geforscht. Ist's ein Mädchen, so heißt es gleich: der Vater muß eine Blasenwurst geben, bei einem Jungen aber ist eine Schlackwurst zu stiften. Hat das Kind irgend ein Mal, ein Zeichen am Körper, so muß dessen Ursache klar gestellt werden. Die Mutter weiß dann, daß sie während der Schwangerschaft sich an der korrespondierenden Körperstelle gestoßen hat oder sie hat sich „versehen“.

Dann wird nach der Ader zwischen den Augen gesehen; tritt diese quer über der Nase stark als blauer Streifen hervor, so heißt das „Kirchhof“ und man glaubt, das Kind lebe nicht lange (allgemein). Gähnt ein neugeborenes Kind zum erstenmal, so fährt nach Ansicht der Wärterinnen und Hebammen (auch in der Stadt Braunschweig) der Teufel aus ihm aus. Damit der Teufel nicht wieder hineinfahren könne, machen jene das Zeichen des Kreuzes vor dem Munde des Kindes. Vor der Taufe eines Kindes muß immer jemand bei dessen Wiege wachen, damit es nicht vertauscht werde<sup>1)</sup>.

Von Freunden, Nachbarn und Gevattern erhält die Wöchnerin die Wochensuppe, allerlei gute Speisen, gesendet. In einigen Dörfern am Drömling ist es noch Sitte, daß etwa acht Tage nach der Geburt die Familie ein Wurfstessen im engsten Kreise abhält. Das nennt man kinnsfüttjen-vertëren.

Fliegt der Storch übers Haus, während die Wöchnerin noch im Bette liegt, so giebt es übers Jahr wiederum Taufe.

Das neugeborene Kind darf, bis es getauft ist, von keinem Kinde getüßt werden, das noch nicht sprechen kann, sonst lernt es selbst nie sprechen und bleibt stumm. Während das Kind getauft wird, muß in der Wiege desselben ein Gesangbuch liegen; dann wird es klug und fromm.

Nachdem die Wöchnerin genesen, ist ihr erster Gang zur Kirche. Sollte sie aber durch irgend welche Umstände veranlaßt werden, zuvor einen anderen Gang zu machen, was ihr schaden würde, so klopft sie dreimal an die verschlossene Kirchenthür; dann schadet der Gang nicht. Hat die Mutter den ersten Kirchengang gemacht, so schlägt sie, heimgekehrt, den Hauptgefang auf und legt dem Kinde das aufgeschlagene Gesangbuch unter das Kopfstiffen. Dann wird es fromm und glücklich.

Von großer Wichtigkeit ist die Wahl der Gevattern (gewöhnlich drei Männer und drei Frauen). Von ihnen sagt man: Vadder wëren is ne ère vor'n lüen, awer ne schanne in'n geldbü'el.

<sup>1)</sup> Braunschweiger Anzeigen 1760, S. 1391.

Die Gevatterbriefe (bottervögel genannt) sind sehr formell gehalten, früher wie jetzt, wo sie allerdings ziemlich aus der Mode gekommen sind. Man wendete bei ihnen immer die hochdeutsche Sprache an und ließ sie meistens durch den Schulmeister schreiben. Hier ein Beispiel.

„Dem ehr- und achtbaren Junggesellen Hennig Wunderling. Ehr- und achtbarer Jungeselle, besonders lieber Freund und Gevatter. Montag morgen um 5 Uhr ist meine Frau, geborene Brunen, mit Hilfe Gottes von einem Sohn glücklich entbunden worden. Weil wir nun willens sind, den Donnerstag Mittag um 12 Uhr dieses Kind taufen zu lassen, so bitten wir Euch inständig, um die besagte Zeit Gevatternstelle bei diesem Kinde zu vertreten, und hernach in unserm Hause eine freundschaftliche Mahlzeit vorlieb zu nehmen. — Wir werden diese Gefälligkeit jederzeit dankbarlich erkennen und verspreche ich mich immer zu betragen als Euer aufrichtiger Freund und Gevatter Heinrich Kiegeband. Weierstedt, den 21. August 1787.“

Neuere Gevatterbriefe sind gedruckt oder lithographiert und zeigen oben ein Bild, Christus die Kinder zu sich kommen lassend. Ein solcher lautet:

„Der barmherzige Gott hat unser Haus gesegnet und am 5. August 1894 durch die glückliche Geburt einer Tochter erfreut. Wir gedenken unser Kindlein am nächsten Sonntag, 9. September 1894 um  $\frac{3}{4}$  2 Uhr in der hiesigen Kirche zur heiligen Taufe zu bringen und bitten Frau K. A. freundlich, bei dem heiligen Sakramente unser Kind mit Gebet und gutem Bekenntnis zu vertreten, als treuer Taufzeuge ihr ferner Liebe zu schenken und so zu helfen, daß es zu Gottes Ehre und seiner Seligkeit lebe. Mit freundlichem Gruße und der Hoffnung auf Gewährung des erbetenen Liebesbeweises verbleibe ich Friß Grabenhorst und Frau. Abbenrode, 1. September 1894.“

In den Drömlingsdörfern steckt man die Gevatterbriefe bis zum Taufstage ans Fenster, so daß sie jeder Vorübergehende lesen kann.

Während des Kirchganges zur Taufe darf ein Gevatter unter keiner Bedingung seinen Urin lassen. Wird er doch dazu gedrängt, so muß er wenigstens währenddem einen Handschuh ausziehen, damit he nich in vullen tüge is, sonst wird das Kind ein Bettnäßer. Keinesfalls aber darf er am Taufstage zu Stuhle gehen, da das Kind sonst stets das Bett beschmutzen wird. Alles beides Vorstellungen, die den Zusammenhang zwischen Gevatter und Patherkind dathun sollen. Die Gevattern halten das Kind bei der Taufe abwechselnd auf den Armen; derjenige, auf dessen Arm während des Aktes das Kind weint, hat diesem zu Weihnachten ein neues Kleid zu schenken.

Eine Frau, die guter Hoffnung ist, soll nicht Gevatter stehen, das schadet dem Täufling und ihrer Leibesfrucht, ja, beide können infolgedessen zu Grunde gehen. Dem kann aber vorgebeugt werden, wenn die schwangere Patin zwei Schürzen statt einer während des Taufaktes anzieht.

Der Täufling nimmt geistige Eigenschaften vom Vaten an, wie schon das Sprichwort andeutet de dritdde ädere sleit na'n päen.

Früher erhielt der Knabe seinen Rufnamen nach dem ältesten Gevatter, das Mädchen nach der ältesten Gevatterin, auch wurde unter den Gevattern wegen des Namens gelost.

Der Täufling wird noch jetzt möglichst schön aufgeputzt zur Taufe getragen. Früher war es Sitte, daß einzelne Gemeinden zu diesem Zwecke für die ärmeren

Gemeindemitglieder besonders feine Taufanzüge stifteten, welche bei der jedesmaligen Gelegenheit hergeliehen wurden. Ein solcher, sehr schön gearbeiteter Taufanzug aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts, den die Gemeinde Hondelage stiftete, befindet sich im städtischen Museum zu Braunschweig.

Er besteht zunächst aus einem 35 cm langen und 27 cm breiten Steckfassen aus feinstem Leinenbatist mit weißer Handstickerei und Durchbrucharbeit, ist mit roter Seide unterlegt und einer rotseidenen Bandrüsche eingefasst. Von der Befleibung des Täuflings selbst sind (abgesehen von Hemdchen und Windeln) vorhanden Unterärmel aus Leinenbatist mit angefehter Handstickerei und Durchbrucharbeit; ein Kragen bestehend aus einer Krause in Leinen mit angefehter Handstickerei. Das Täschchen entspricht dem Steckbettchen in Stoff und Ausführung und ist am Halsauschnitt mit rotseidenem Bande eingekraust; das gleiche gilt von der an beiden Längsseiten mit roter Seide eingefassten Binde. Dazu gehören noch zwei den Kopf umfassende Mützen, welche in Schnitt und Stoff sich den Mützen nähern, die im vorigen Jahrhundert von den Bäuerinnen getragen wurden. Die eine aus violetttem geblühtem Atlas, ringsum mit rotseidenem Bande besetzt und über und über mit silberner Borde benäht, am Hinterkopf mit rotseidenen Bandrosetten geziert und die ganze Mütze mit einer gekrausten Leinenspitze eingefasst. Die zweite Mütze ganz ähnlich, aber mit rotem Grunde.

Die Taufe erfolgt auf dem Lande gewöhnlich Sonntags. Die Gevattern halten den Täufling während des Aktes abwechselnd, nach demselben wird er in einigen Gegenden noch um den Altar getragen. Früher mußte die Taufe bei Strafe am sechsten Tage erfolgen<sup>1)</sup>. Der Geistliche wurde für eine Taufe früher meist schlecht bezahlt. In Diblesdorf z. B. erhielt der Volkmaroder Pfarrer für jede Taufe 8 gute Groschen, von unehelichen Kindern aber „à Stück“ 12 gute Groschen. In Schandelah für ein Kind zu taufen, „einschließlich der Fürbitte, der Dankagung und des Gevatterbriefes und der Mahlzeit“ 24 Mariengroschen<sup>2)</sup>. Bei der Taufe unehelicher Kinder mußte die Mutter früher buchstäblich in Sack und Asche trauern; sie erschien in einem weißen Laken in der Kirche und mit Asche auf dem Haupte (Mitteilung aus Kl. Schöppenstedt).

Auf dem Wege zur Kirche wird das Kind von der Hebamme getragen, sie, oder die jüngste Gevatterin trägt es auch wieder nach vollzogener Taufe zurück. Dann muß sie aber schnell gehen, damit das Neugeborene gut laufen lernt. Zurückgekehrt ins Haus spricht herkömmlich die Hebamme: 'N heiden hebbe ik midde wegenömen un en kristen bringe ik jich wèer. Nu wünsche ik'r jich vèl glücke midde.

Es folgt das Taufessen, an dessen Schluß die Hebamme von den Anwesenden auf einem Teller Geld für sich einsammelt. Ist sie damit fertig und hat sie das Geld eingestrichen, so giebt sie den Teller zurück mit dem ständigen Hebammenwitz: Ik nème man de lütjen stücke (das Geld) un gèwe dat gröte (den Teller) torügge. Die großen Taufschmausereien wurden schon früh<sup>3)</sup> bei 100 Thaler Strafe verboten.

1) Landesherrliche Verordnung vom 20. April 1636.

2) Handschriftliche Dorfbeschreibungen von Diblesdorf und von Schandelah, beide von 1754.

3) Landesherrliche Verordnung vom 20. April 1636.



Eine auffallende, früher beim Taufessen vorkommende Sitte betraf die Absonderung des Vaters von den Gästen. Während diese am Tische saßen, mußte der Vater auf einem Holzloke in der Stubenecke sitzen, gewöhnlich dem Kloze, auf dem man die Wäsche zu klopfen pflegte (Ml. Schöppenstedt).

Das Säugen der Kinder dauert gewöhnlich ein Jahr lang, doch glaubt man, daß ein weiter fortgesetztes Säugen ganz besonders vorteilhaft für die Kräfteentwicklung der Kinder sei. So findet man denn nicht selten zweijährige und noch ältere Kinder, denen die Brust gereicht wird und die dann, wie man erzählt, rufen: mudder gif mik mal de titte! Wie stark aber dadurch die Kinder werden können, berichtet die Erzählung von dem Jungen, der bis zu seinem 15. Jahre die Mutterbrust erhielt und nun so gewaltige Kräfte entwickelte, daß er Bäume aus der Erde reißen konnte. Der Junge trat bei einem reichen, aber sehr geizigen Bauern in Dienst und als Lohn wurde ausgemacht, daß der Junge dem Bauer eine Ohrfeige geben dürfe, wenn das erste Dienstjahr zu Ende sei. Als nun dieser Zeitpunkt herannahte und der Bauer sah, welche Rieskräfte der Junge entwickelte, begann er sich zu fürchten und bereute sein Versprechen. Er beredete seinen Schäfer, daß dieser gegen Zahlung von hundert Thalern für ihn die Ohrfeige in Empfang nähme; damit war auch der Junge einverstanden und als nun der Termin abgelaufen, gab er dem Schäfer einen so gewaltigen Backenstreich, daß er in der Luft verschwand und erst nach sieben Jahren wieder auf die Erde zurückfiel.

Beim Entwöhnen wandten die Frauen früher ein eigenes Mittel an, welches hier und da noch gebraucht werden soll. Sie setzten sich nämlich vor den heißen Herd oder Ofen, machten dort einen dicken Kieselstein heiß, den sie auf den Schoß nahmen, und gossen Eßig darauf; die Dämpfe ließen sie auf die Brüste einwirken. Das Verfahren wurde lange wiederholt.

In den ersten sechs Wochen muß dem Kinde oft das Köpfschen mit einem engen Kamme gekämmt werden; geschieht das nicht, so bekommt das Kind einen järschorf oder padkopp, welchen es sein lebenslang behält.

Auf das Hervorbrechen des ersten Zahnes wird geachtet und eifrig danach gesucht. Wer en ersten tån find't, krigt en niet klöd heißt es, wenn auch die Gabe nicht erfolgt. Kinder, welche beim Stillen das Däumchen einschlagen, sind fromme und gute Kinder.

Im ersten Vierteljahre dürfen Kindern die Nägel nicht geschnitten werden — die Mutter muß sie abbeißen.

Ist das Kind gefallen und man fürchtet, der Fall könne ihm schaden, so zieht man es dreimal durch die Sprossen einer Leiter hindurch und spricht dabei: „Im Namen des Vaters u. s. w.“

Lobt man Eltern gegenüber ein Kind, so sagt Vater oder Mutter: beraupet et man nich. Wie schädlich das Berufen ist, hat jener Vater erkennen müssen, dem sechs Töchter hintereinander geboren wurden und der sich dann stets einen Sohn wünschte. Kam ein Mädchen zur Welt, so sagte er jedesmal: „Ach, leider!“ Endlich wurde ihm ein Sohn geboren und da rief

der Vater: „Gottlob!“ Als nun die Kinder heranwuchsen, blieben die Mädchen zu Hause und es ging ihnen gut; der Sohn aber wanderte in die Fremde und kam ganz zerlumpt wieder heim. Da sagte der Vater:

Ah leider — tragen schöne Hüte und Kleider.  
Gottlob — hat weder Rod noch Stod.

Das kam aber davon, weil er die Kinder bei der Geburt „berufen“ hatte.

Vom Mairegen wachsen die Kinder. Regnet es, während die Sonne scheint, so gehen die Kinder ins Freie und singen:

Sonnenrä'en mak mik nich nat,  
Mak de ölen wiwer nat.  
Leiwe sunne kumm erunder,  
Lat den rä'en boven.

Sieht ein kleines Kind viel in den Spiegel, so wird es ein Affe. — Eine leere Wiege darf man nicht schaukeln, sonst stirbt das Kind, welches hineingeschürt. — Wenn Schnee liegt, darf man Kinder nicht entwöhnen; sie bekommen sonst graue Haare. — Kinder, die mit dem Feuer spielen, werden Bettnäßer. — Kluge Kinder werden nicht alt; auch nicht solche, die von Engeln reden. — Kindern, welche ihre Eltern schlagen, wächst die Hand aus dem Grabe.

Wenn die Kinder ihre Milchzähne verlieren, so werfen sie dieselben in ein Mauseloch und sagen dabei:

Müs, ik bringe dik en ölen tån,  
Bring du mik en nien.

Oder:

Müs, müs hol minen tån,  
Gif mik en nien wedder.

Man soll keinem Kinde über den Kopf sehen, es lernt sonst das Schielen. — Eine Kaze darf man nicht allein mit dem Kinde lassen; sie „fängt sonst dem Kinde den Atem ab“.

Von der Erziehung der Kinder auf dem Lande läßt sich zunächst sagen, daß dieselbe wesentlich durch die verschiedenen Vermögensverhältnisse der Eltern bedingt ist und bei den Wohlhabenderen sich völlig den Verhältnissen der Städte angepaßt hat. Es ist schon ein Geschlecht herangewachsen, das auf den Schulen und in den Pensionen der Städte ausgebildet ist. Die Kinder der geringeren Stände wachsen dagegen noch wie früher ganz auf dem Lande auf, wiewohl durch die allgemeine Wehrpflicht und dadurch, daß die Mädchen viel in die Städte in Dienst gehen, auch städtisches Wesen und hochdeutsche Sprache um sich greifen. Je ferner von der Stadt, desto urwüchziger bleibt aber das junge Volk, wenn es auch gegenüber der früheren Zeit die guten Dorfschulen voraus hat. Es ist da noch ähnlich, wie die handschriftliche Dorfbeschreibung von Velm aus dem Jahre 1756 berichtet: „Wie der Bauer an den meisten Orten seine Kinder frühzeitig dazu anlernt, daß sie ihm im Hofe bei seinen Arbeiten und der Viehzucht Dienste thun müssen, so ist es auch hier. Außer dem, daß die Knaben mit Pflügen, Eggen, Dreschen und Viehfüttern verrichten müssen, werden sie zu keiner anderen Art von Arbeit gewöhnt. Die Mädchen müssen außer diesen knüthen, spinnen und diejenige Arbeit verrichten, welche in

der innerlichen Haushaltung vorfällt. Andere Arbeiten sind unter den Bauern hiesiger Gegend nicht bekannt.“ Die latinschen büern sind eine Errungenschaft späterer Zeit.

Nachdrücklich sieht der Bauer darauf, daß seine Kinder zu tüchtigen Menschen heranwachsen und er giebt sich in seiner Art Mühe, dieses Ziel zu erreichen. Freilich ist ihm die Schulzeit derselben mit dem vorgeschriebenen Schulzwang manchmal recht lästig, da er es für praktischer erachtet, daß ihm die Kinder in der Wirtschaft beistehen, als daß sie auf den Schulbänken sitzen. Der Durchschnitt der ländlichen Bevölkerung ist darum auch froh, wenn mit der Konfirmation der Unterricht aufhört und die Kinder, entweder selbständig im Dienste oder in der Wirtschaft der Eltern, schon verdienen können. Früh treten die meisten aus dem Kreise der Familie heraus und verkehren mehr mit ihresgleichen, als mit den Eltern.

Allzu viel Kinder hat der Bauer nicht und Kenner behaupten, daß das bekannte Zweikindersystem namentlich bei den Wohlhabenderen eine nicht seltene Erscheinung sei.

Das Sprichwort sagt von den Kindern:

Ein väder kann er tein kinner ernären, as tein kinner einen väder.  
Lütje kinner, lütje sorgen; gröte kinner, gröte sorgen.  
Et is lichter, en sack vull floie hoiën, as en mäken.

### Heirat und Hochzeit.

Auch in diesem Abschnitte habe ich mehr vom Vergangenen als vom Gegenwärtigen zu berichten, wo es sich um kennzeichnende Sitten und Gebräuche handelt, von denen aber immer noch Reste vorhanden sind, die um so kräftiger auftreten, je weiter wir uns von den Mittelpunkten der Kultur entfernen.

Daß viel Sentimentalität im Verkehre der beiden Geschlechter auf dem Lande herrsche, kann man nicht sagen. Romantische Liebe, wenn vorhanden, wird nicht gern gezeigt, da sie zu Spott herausfordert. Die Liebe, und oft in ihrer freiesten Form, spielt wohl auch ihre Rolle, aber im allgemeinen sind die materiellen Verhältnisse bei den Verlobungen ausschlaggebend. Man hört wohl das Wort:

Tänweidäge gröte pläge,  
Awer leif hebben un nich frien  
Is noch ne grötere pin —

aber allzu oft mögen solche Schmerzen nicht vorkommen. Es giebt genug Regeln, die man bei der Wahl einer Braut zu beachten hat und darin liegt manche Lebensweisheit.

De de ögen nich updeit mot'n bü'l updaun.

Also Vorsicht bei der Wahl! Was das Äußere anbelangt, so weiß auch hier das Sprichwort Rat:

Kort un dick hat kein schick,  
Lang un smäl hat kein gefall.  
Awer en mäken von mittelmät  
Geit am wackersteu öwer de strät.

Weiter besagen Aberglauben und Sprichwort in bezug auf Liebe und Ehe:

Ein Mädchen, welches das Essen versalzt, ist verliebt.

Glück im Spiel deutet auf Unglück in der Liebe.

Bekommt ein Mädchen beim Waschen leicht eine nasse Schürze, so deutet das darauf, daß ihr zukünftiger Mann ein Trunkenbold sein wird.

Fällt einem Mädchen die Schürze herab, so denkt sie an den Geliebten. Geht ihr das Strumpfband auf, so denkt der Geliebte an sie.

Wo viel Spinnen in den Häusern, haben die Jungfern viel Freier (Braunschw. Anz. 1760, S. 1392).

Findet ein junger Mann (ein junges Mädchen) ein Stück altes Eisen, so denkt die Geliebte (der Geliebte) an ihn.

Alte Liebe rostet nicht,  
Aber auch die neue fadelt nicht.

Zieht man einem Mädchen die Finger, daß die Gelenke knacken, so melden sich soviele Freier, als es oftmals knackte.

Sturmwind während der Brautwäsche bedeutet Unfrieden in der Ehe.

Das Mädchen, welches die Ragen gut füttert, bekommt einen guten Mann.

En måken, dat keinen schatz hat, is wi en hund ône swans.

Wer sik hebben sal, de krigt sik ôk — un wenn't de dûwel up'r schubkarre tohope fârt.

Köp nåwers rind, frie nåwers kind, sau wirst de nich bedrogen.

Frien is kein pâreköp. — Mahnt zur Vorsicht beim Freien.

Frien hat moie,  
Gift bedden un kâue.

Eigen hêrd is goldes wêrt.

Jung efriet hat keinen erûet.

Wenn de kinners friet, môttest de ôlen dôdeslagen weren.

Dat is so as wenn Johann frien wöll un kann keine brât kri'en.

Heiratsfähige Mädchen dürfen kein frisches Stück Butter anschnneiden, sonst erhalten sie keinen Mann.

Ein Liebesorakel, das ich aus Waggum kenne, ist das Schürzenfieber. Von jedem der anwesenden Mädchen wird die Schürze genommen und in ein festes Knäuel zusammengebunden. Diese Knäuel werden in einem großen Futterstiebe zusammen „gesiebt“, bis eines herausfliegt. Das Mädchen, dem diese Schürze gehört, heiratet zuerst.

Eine Redensart, der die neue Zeit mit ihren Umwälzungen viel von ihrer gesunden Grundlage entzogen hat, lautet: Wenn en måken frien will, mott et en'n kuffer vull knocken (Flachs), en'n kuffer vull lennewand un en botterfatt vull strümpe hebben.

Die Zaubermittel, um Liebe hervorzurufen, sind ähnlich den aus anderen deutschen Gegenden bekannten. Um die Liebe des Burschen zu erregen, muß ein Mädchen heimlich etwas von ihren menses ihm in sein Getränk thun. Hat er davon getrunken, dann kann he nich mêr vor dat måken te gâe wêren. Umgekehrt giebt der Bursche dem Mädchen ein Stück Brot heimlich

zu essen, das mit dem Schweiß seiner Achselhöhle getränkt ist, mit dem gleichen Erfolge.

Wo nicht unmittelbare Übereinkunft zwischen den jungen Leuten und deren beiderseitigen Eltern die Verlobung herbeiführt, was jetzt mehr und mehr der Fall ist, treten der Freier oder die Freierin ihr Geschäft an; sie betreiben es genau so, wie die jüdischen Ehevermittler oder Schachchen und bringen gegen Entgelt die Paare weniger nach der Neigung, als nach den Vermögensverhältnissen zusammen. So ist die Verlobung, löfste oder handlöfste, häufig nur ein Geschäft. Oft wird ein Ehekontrakt geschlossen, wie z. B. Ebeling einen solchen aus dem Drömbling mitteilt<sup>1)</sup>. Nach einigen einleitenden Worten über Liebe und Treue folgt die Hauptsache: „Der Bräutigam heiratet seiner lieben Braut seinen Halbspännerhof nebst sämtlichem Zubehör, Feld, Vieh und Wirtschaftsgütern zu. Dagegen verspricht die Jungfer Braut ihrem Bräutigam zur Mitgift 50 Thaler, 2 Ochsen, 2 Kühe, 1 Pferd, 1 Stier, 2 halbjährige Schweine, 2 Schafe mit Lämmern, 2 Säde mit Roggen, 1 Bett, 3 Überzüge, 1 großes und 2 gewöhnliche Bettlaken, 6 ganze und 6 halbe Drelltischdecken, 12 Handtücher, 1 Ehrenkleid, 1 Kiste, 1 Lade, 1 Stuhl und 1 Spinnrad“. Der Bräutigam erklärt darauf ausdrücklich, daß er damit zufrieden sei; im Todesfalle setzen sich die Verlobten gegenseitig zu Erben ein.

Es kann nun an die Hochzeit und das Aufgebot in der Kirche gedacht werden. Bei letzterem dürfen Verwandte der Aufzubietenden nicht zugegen sein, da sonst die Ehe unglücklich ausfallen wird (selbst in der Stadt Braunschweig üblich).

So einfach und ungehindert nach der Erfüllung der gesetzlich vorgeschriebenen Formalitäten heute die Trauung erfolgt, so schwer wurde dieselbe früher gemacht. Der Prediger durfte noch im ganzen 18. Jahrhundert keinen Bauern trauen, ehe er nicht einen amtlichen Schein darüber besaß, daß die Bedemund entrichtet sei<sup>2)</sup>. Da die Unfreien nämlich unter dem Hofrecht standen, so hing die Ehe eines Unfreien von der Zustimmung seines Hofherrn ab. Dafür, daß die Zustimmung erteilt wurde, mußte von Hörigen und Leibeigenen eine Abgabe an ihren Hofherrn (adliges Gut, Kloster, Gammer u. s. w.) gezahlt werden, welche Bedemund hieß. Wenn z. B. in dem Dorfe Eßum eines Adermanns oder Halbspanners Tochter in die Ehe trat, so mußten 12 Himpten Hafer und 10 gute Groschen, wenn eines Kotsassen Sohn oder Tochter heiratete, 6 Himpten Hafer und 5 gute Groschen an das adlige Gut Schließedt entrichtet werden. Als Gegenleistung wurde bei der nächsten Holzteilung die sogenannte Brautrute angewiesen; diese bestand aus einem Klasten sechsfüßig Buchenholz und einem Schock Wafen<sup>3)</sup>.

Einfache mündliche Einladung oder Karten sind jetzt meist an die Stelle der feierlichen Einladung durch reitende, bandgeschmückte Burschen, die umme-

<sup>1)</sup> Blicke in vergessene Winkel II, S. 192.

<sup>2)</sup> Konsistorialreskript vom 20. Januar 1706.

<sup>3)</sup> Schattenberg, Chronikalische Schilderung von Eßum, S. 15.

bidders, getreten, von denen noch Reste in den Dörfern nach der Heide hin und bei Borsfelde vorhanden sind.

Die Einladung, welche die ummebidders sprachen, hat sich auch noch teilweise erhalten; nach den Bruchstücken, die mir in Klein-Schwülper mitgeteilt wurden, ist sie ähnlich oder dieselbe gewesen, wie sie im Lüneburgischen gesprochen wurde:

Ich grüß' euch alle insgemein  
Alle, die hier versammelt sein,  
Weil ich jetzt komme zu dieser Zeit  
Trag ich einen Strauß an meinem Kleid,  
Auch einen Strauß am Hute sein  
Den hat mir verehrt ein Jüngferlein.  
Diesen trag ich Braut und Bräutigam zur Ehr',  
Auf deren Bitten und Begehr.  
Wir sind zu Euch hereingeritten  
Und wollen Euch zur Hochzeit bitten.

Wenn Ihr ihnen wollt den Willen thun  
Und am Freitag bei dem Bräutigam einkehren,  
Mit blanken Gewehren,  
Mit allerhand Rossen,  
Mit Schimmeln und Fossen,  
Mit Schwarzen und Braunen,  
Mit Gelben und Grauen,  
Mit Schwarzbraunen oder Weißen  
Oder wie sonst eine Farbe mag heißen  
Und wollt den christlichen Kirchengesang helfen mehrten,  
Und die Kopulation mit anhören,  
Dann wollen wir einkehren in das Hochzeitshaus  
Da wollen wir leben sieben Tage in vollem Schmaus.

Zwei Männer haben wir ausgesandt  
Übers Meer und übers Land,  
Den Jäger auf der Höh,  
Den Fischer in der See.  
Was diese beiden schießen und fangen,  
Das wird in den sieben Tagen auslangen.  
An Aufwartung solls auch fehlen nicht,  
Da wir was Gutes zugericht.  
Der Koch, der soll Zurichter sein,  
Der Schenke, der soll schenken ein:  
Bald Bier, bald Wein,  
Bald Branttewein.  
Guten Tabak und lange Pfeifen,  
Die werden wir auf dem Tische greifen.  
Es wird auch sonst lustig hergehen,  
Neun Musikanten, die werden wir hören und sehen,  
Dieselben sollen fleißig musizieren,  
Damit die Männer die Frauen zum Tanze führen.

Die nachstehende Einladung der ummebidders ist früher in Klein-Schöppenstedt gebräuchlich gewesen; man erkennt daraus die lange Dauer einer alten Hochzeit.

Lieben Leute, ich komme zu Euch geritten  
Um Euch alle einzuladen und zu bitten,  
Keinen von den Hausleuten ausgenommen  
Freitag Morgen zu N. N. zur Hochzeit zu kommen.  
Kommt aber nicht mit vollem Magen,  
Denn sie werden tüchtig auftragen.  
Bräutigam und Braut thut die Myrte zieren,  
Mit Trompetenklang wollen zum Altar wir sie führen.

Und kommen wir zur Kirche heraus  
 Dann giebt es einen großen Schmaus.  
 Dann wird getrunken und kurant  
 Und die ganze Nacht hindurch getanzt.  
 Am andern Tag mit heiterm Sinn  
 Geh't wieder zum Hochzeitshause hin  
 Da tanzen und schmaulen wir wieder so  
 Wie am vorigen Tage froh.  
 Am Sonntag wird der Brautschmuck wieder angelegt  
 Und im Hochzeitszuge zur Kirche sich bewegt.  
 Und ist die Kirche wieder aus  
 Geh't's wiederum ins Hochzeitshaus.  
 Nach dem Schmause tanzen wir weiter  
 Nach der Musil ganz lustig und heiter.  
 Am Montag wird an nichts gedacht,  
 Denn der wird völlig blau gemacht.  
 Am Dienstag sind wir lustig und wohl  
 Es schmeckt dann vortreflich der saure Kohl.  
 Darauf an dem lieben Mittwoch  
 Sind wir wieder vergnügt, doch!  
 Wenn dann Küche und Keller noch was vermag  
 Feiern wir auch noch den Donnerstag.  
 Dann aber ist die Hochzeit aus  
 Und jeder geht wieder in sein Haus.

Vorgänge, Sitten und Gebräuche bei der Trauung und Hochzeit wechselten vielfach je nach der Gegend, anders waren sie teilweise am Elm, anders im Amte Salber und in den nach der Heide zu gelegenen Dörfern, wo noch die meisten und ursprünglichsten Gebräuche in Bruchstücken wenigstens sich erhalten haben. Im nachfolgenden sind einige der kennzeichnenden und allgemeiner gültigen Bräuche hervorgehoben.

Eine Hauptsache, dem ganzen materiellen Zuge, der durch die Heirat geht, entsprechend, war die Übergabe der Mitgift an den Bräutigam, die durch den oder die kästewagen erfolgt. Mit schön geschmückten Pferden, zuweilen mit einigen Musikanten, führte er (meist am Tage vor der Hochzeit) die Aussteuer in das Haus des Bräutigams. Er brachte Kisten und Kasten mit der Leinwand, von der man annahm, daß sie teilweise so fein wie Spinnweben sein müsse, daher der Ausdruck brütläken für Spinnweben. Salz und Brot fehlten nicht auf dem Wagen; sie mußten als erstes Erfordernis in die neue Wirtschaft gebracht werden und auch wo jetzt kein Kästewagen mehr vorfährt, bringt man sie zuerst ins Haus. Buntbemalte Koffer, ein Schranf (schap), Betten, Spiegel, allerlei Hausrat, oben (als Zeichen des häuslichen Fleißes) thronend Haspel und Spinnrad, beide schön mit Bändern geschmückt oder mit „boltjen“ und „bratjen“ behängt, waren aufgeladen. Überall, wo der kästewagen durchfuhr, wurde er jubelnd aufgenommen und die Kinder erhielten Kuchen oder gedörrtes Obst (daher brätjensmiten) zugeworfen. Auch fand das Schnüren (snoiren) statt, d. h. eine Schnur wurde über den Weg gezogen, bis der Wagen sich durch eine kleine Geldsumme gelöst hatte. Der Fuhrmann, welcher den Kästewagen führte, der gewöhnlich mit vier Pferden bespannt war, saß auf dem hintern Sattelpferde. In der Gegend nach dem Elme zu erhielt er für sein Fahren ein Hemd, gewöhnlich aber nur das Leinen zu einem solchen und dieses Stück

Leinen hatte er beim Fahren des Kistenwagens nach Art einer Schärpe umzubinden.

In einzelnen Gegenden, so am Drömling, erschien mit dem Wagen zugleich die Braut, um mit dem Bräutigam die Brautsuppe zu essen, welche symbolische Bedeutung hatte. Man kochte nämlich mit der Fleischbrühe zugleich kleine Teile des hölzernen Küchengefäßes und von den Rippen des Viehs, und je besser diese Suppe schmeckte, desto besser gedieh dann die Wirtschaft des jungen Paares <sup>1)</sup>.

Einige, auf uralten Brauch deutende Sitten, die noch vor der Hochzeit stattfanden, hatten sich bis in unser Jahrhundert erhalten, sind aber jetzt eingegangen. In einigen Drömlingsdörfern und in Radenbed (schon im Lüneburgischen bei Brome) mußte nämlich der Bräutigam die Braut im Dunkeln aus dem Kreise der Genossinnen herausgreifen und mit sich wegholen <sup>2)</sup>, vielleicht ein Anklang an den Brautraub. Auf sehr alte Rechtsgebräuche deutet auch die Form des Abforderns der Braut am Hochzeitstage aus dem elterlichen Hause, wie sie im Amte Gifhorn stattfand <sup>3)</sup>. Die Braut wurde dort sehr ceremoniell eöschet, geheißt.

Vor dem Gange des Brautpaares zur Kirche versammelten sich die Hochzeitsgäste auf der Däle des elterlichen Hauses der Braut. Dort erschienen dann die vom Bräutigam geladenen Gäste unter der Anführung des brütöschers, eines Bruders oder nahen Verwandten des Bräutigams, welcher mit Bändern geschmückt und mit einem starken Stab bewehrt eintritt. Mitten auf der Däle stehend redet der Brautheischer die Versammelten an: er sei beauftragt, die Braut zu öschen. Dann tritt er an den Dössel (vergl. oben S. 113) des langen Thores und schlägt mit seinem Stab so stark dagegen, daß ein Stück davon abspringt, wobei er ruft: ik öschere minen brö'er sine brüt ton ersten male, worauf allgemeines Jubelgeschrei und Lusch der Musik folgt. Der Heischer wiederholt diesen Vorgang noch zwei Male und ruft beim letzten Male: ik öschere minen brö'er sine brüt ton dridden mäle, nü' lát' se herkömen in Goddes namen! Dann schreitet er zum Herde im Hintergumde der Däle und wirft auf denselben die zerbrochenen Stücke seines Stabes. Als dann übergiebt der Brautvater dem Heischer die Braut in Gottes Namen, dieser tanzt mit ihr und der Kirchgang über den eingefallenen Dössel beginnt.

Fast alles an diesem dramatischen Akt trägt das Gepräge hohen Altertums, da hier die alten Rechtsgebräuche bei Übergabe und Empfangnahme sich erhalten haben. Feierliche Entsagung erfolgte mit dem Zerbrechen des Stabes, der bei Rechtsgeschäften eine große Rolle spielte. Die Braut entsagt hier auf diese Weise der Familie des Vaters. Drei ist eine heilige Zahl und drei

<sup>1)</sup> Ebeling II, S. 195.

<sup>2)</sup> Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, S. 433.

<sup>3)</sup> Mitteilung des Rüstlers Blume im vaterländischen Archiv des historischen Vereins für Niedersachsen, 1838, S. 322.



Schläge thut der Heißer mit seinem Stabe, wie der Sachsenspiegel (III, 68) drei Beilschläge bei Güterabtretungen anordnet. Die Übergabe erfolgt an der geheiligten Schwelle des alten Sachsenhauses, denn der Dössel ist der Pfahl, an dem die beiden Thorflügel sich schließen; bei Übergaben wurde nach altem Brauche das Herdfeuer gelöscht, worauf vielleicht das Werfen der Stabreste auf den Herd deuten mag.

Zu den weiteren Vorbereitungen gehört der Polterabend, der auch in den Städten noch gefeiert wird. Bekannte, das Gesinde u. s. w., werfen alte Thon- und Porzellangefäße möglichst geräuschvoll vor die Thür des Brautpaares, was man klappottsmiten nennt; oft entstehen ganze Scherbenberge, denn je m<sup>er</sup> pötte, je m<sup>er</sup> glücke.

Eine hübsche Sitte, welche auf den Fleiß der zukünftigen Frau hindeutet, fand am Tage vor der Hochzeit in Groß-Denke statt, wo am Abend unter der Linde der Brauttanz getanzet wurde. Dabei mußte die Braut bei jedem Tanze eine mit bunten Bändern geschmückte Brautdieße halten, die ihr von den Brautjungfern verehrt war.

In Rautheim wurde (noch im Anfange der sechziger Jahre) am Polterabend ein Schimmelreiten abgehalten; eine Pferdemaske war dazu vorhanden, fehlte sie, so nahm man einen swingebock (vergl. S. 174). Als Begleiter des Schimmels erschienen verschiedene Handwerker mit ihren Attributen, welche im Hochzeitshause Proben ihrer Kunst ablegten; der Barbier schneidet einem den Hals ab; Tod und Teufel, die auch im Zuge waren, stritten sich um den Toten, welcher dem Teufel zufiel. Dabei wurden Sprüche aufgesagt, deren mein Gewährsmann sich leider nicht mehr entsinnen konnte.

Mit dem Polterabend schlossen die Vorbereitungen der Hochzeit und nun endlich kann der Gang zur Kirche stattfinden, doch sind einige abergläubische Vorstellungen zu beachten.

Am Hochzeitstage darf die Braut keine Perlen tragen, denn die bedeuten Thränen. — Ist am Hochzeitstage stürmisches Wetter, so geht es auch in der Ehe stürmisch zu. — Wenn der Braut am Hochzeitstage eine Handvoll Roggen über den Kopf gestreut wird, so hat sie niemals Mangel an Brot (Braunschweigische Anzeigen 1760, S. 1391). — Erhält die Braut zwei Brautkränze geschenkt, so darf sie nicht einen allein brauchen, sondern muß aus beiden einen neuen machen, sonst hat sie kein Glück in der Ehe. — Regnet es am Hochzeitstage in den Brautkranz, so deutet das auf Unglück in der Ehe. — Auf dem Wege zur Trauung darf man sich nicht umsehen, sonst schaut man sich in der Ehe nach einem oder einer andern um.

Heute trägt allgemein die Braut den Myrtenkranz und Schleier, der Bräutigam ein Myrtensträußchen; auch die Gäste haben ein Sträußchen (Rosmarin u. dergl.), gewöhnlich mit dutzen, Bandschleifen, daran. In der Zeit der alten Tracht und noch vor 30 oder 40 Jahren trug die Braut als jungfräulichen Schmud eine besondere kleine Krone, die je nach der Gegend etwas verschieden gestaltet war. In ihren Grundzügen ist sie die Brautkrone, die

auch anderweitig in deutschen Landschaften vorkommt. Es ist ein erhöhter Kopfsputz, korbartig aus Drahtgestell gestaltet, gewöhnlich nicht über 10 oder 12 cm hoch und mit roten, hinten herabhängenden Bändern versehen. Um das leichte Gestell der „Krone“ winden sich künstliche Blumen, Filztergold, zitternde Spiralen aus Gold- und Silberdraht, häufig sind in den Rand kleine Spiegelscheiben, auch Halbedelsteine, wie Amethyst und Topas, eingelassen. Die Brautkronen wurden aufbewahrt und so haben sich Exemplare in den Sammlungen erhalten (Fig. 72).

Auffallend an einer solchen Brautkrone aus Vichtenberg (Sammlung des Prof. H. Seidel †) war eine Anzahl fingerlanger, kleiner Haarzöpfchen, welche, an derselben befestigt, herabhingen. Nach der Auskunft der 70 jährigen von dort stammenden Frau Otte wurden diese Kronen schon bei der Konfirmation von den Mädchen getragen, dann, wenn sie etwa Gebatter standen und zum letztenmal bei der Trauung. In den beiden ersten Fällen hatte die Krone vier nach hinten hängende rote Bänder, bei der Hochzeit wurden noch zwei über die Schultern und Brust herabfallende hinzugefügt. Was die Haarzöpfchen betrifft, so flocht die Besitzerin sie allmählich aus ihrem eigenen Haar und fügte sie als Schmuck der Krone ein.

In der Gegend von Jerrheim wurde von der Braut eine Brautkrone getragen, die sich wesentlich von der in Bortfeld, Waggum, Zweidorf und den Büttels getragenen unterschied. Dieselbe bestand aus grüner Seide, kleinen künstlichen Blumen, Perlen oder unechten Steinen, war sehr klein (kaum 5 cm hoch, bei einem unteren Durchmesser von 5½ cm) und wurde auf dem „kip“ befestigt. Darunter fiel ein langes, reich gesticktes Band (kopbend) in zwei Leisen über den Rücken herab.

Der Bräutigam trug hier den kleinen Kranz mit den goldenen Anfangsbuchstaben des Namens seiner Braut auf dem linken Arme, und darunter hing ebenfalls ein schön gesticktes Band herab. Die Bänder pflegten an einem Ende die Anfangsbuchstaben des Namens der Braut, am andern die des Bräutigams zu tragen.

Während des Ganges zur Kirche wurden in einigen Dörfern das Brautpaar von Kindern, auch Erwachsenen, durch einen vorgezogenen Strick „geschnürt“, so daß der Zug nicht weiter konnte und sich erst durch eine Geldgabe lösen mußte (wie der Kästewagen).

Vor dem Altar spielen zunächst einige abergläubische Bräuche sich stillschweigend ab, die Hochzeitsgesellschaft achtet aber darauf. Die Brautleute versuchen nämlich Einer dem Andern einen Fuß oben auf zu setzen — ein leises



Fig. 72. Brautkrone.  
Städt. Museum.

Treten ist bemerkbar und wer schließlich den Fuß oben behält, hat die Herrschaft in der Ehe. Damit läuft parallel der Vorgang beim Ringewechseln: jeder Teil sucht dabei seine Hand oben auf zu bekommen. Fallenlassen des Trauringes deutet auf baldigen Tod desjenigen, der ihn fallen läßt. Hübscher und voll symbolischer Bedeutung ist der Brauch, Roggen- oder Weizenkörner der Braut in die Haare zu stecken, als Zeichen der Fruchtbarkeit; auch halten sich vor dem Altare die Brautleute dicht, Schulter an Schulter, zusammen, damit keine Lücke zwischen ihnen besteht, die auf spätere Scheidung deuten würde.

Nach der Heimkehr aus der Kirche ist ein Trunk das erste, was dem neuvermählten Paare gereicht wird. Entweder begrüßt sie der Brautvater mit den Worten „Euren Eingang und Ausgang segne Gott“, oder der „Platzmeister“, dem die Anordnungen bei der Hochzeit obliegen. Der junge Ehemann trinkt das Glas Wein oder Bier nicht ganz aus und reicht den Rest der Frau mit einem Prost! Nachdem diese getrunken, wirft sie, ohne sich umzuwenden, das Glas hinterrücks über den Kopf. Zerbricht es dabei, so deutet das wiederum auf Glück in der Ehe. In anderen Gegenden hat die junge Frau den Rest des Trunkes in einem weiten Bogen um ihren Mann herum zu gießen, damit andeutend, daß sie ihn fest an sich kette<sup>1)</sup>.

Nun folgt das Hochzeitsmahl und der Tanz mit örtlich wechselnden Bräuchen. Wo eine große Dale vorhanden, beides auf dieser, jetzt meist im Wirtshaus. Die Ausdehnung dieser Festlichkeiten war früher viel größer und man tafelte und tanzte mehrere Tage hintereinander. Zu einem richtigen Hochzeitsmahl nach älterer Art gehörte eine große Anzahl von Schüsseln und jeder Gast hatte von allen zu essen. Eine Speisefolge z. B. ist die nachstehende: Hühnerjuppe, Rindfleisch mit Rosinenjauce, Reisbrei mit Zucker und Zimmt und dazu Zwetschen, Kalbs- und Schweinebraten. Man trank Schnaps, Bier, Wein, je nach den Verhältnissen. Starkes Nötigen gehörte zur guten Sitte: ach, ätet man, wi gewet et süs doch man den katten, wurde dabei prozend gesagt. Der große Reiskbreitessel — gewöhnlich ein Waschtessel — wurde mit reichlichen Resten auf den Misthaufen vor dem Hause gebracht; hier erschienen die pracher und stritten sich um den Inhalt (so in Salzbadlum). Die letzte Schüssel beim Hochzeitsmahl bringt die Köchin herein, welche das Mahl zubereitete. Die Schüssel ist verdeckt, ihr Inhalt besteht aus Salz oder Asche. Die Köchin sagt

<sup>1)</sup> Wie sehr die Hochzeitsgebräuche durch weite Strecken Deutschlands, oft bis in seine Einzelheiten hinein, übereinstimmen und darauf deuten, daß sie eine gemeinsame Quelle besitzen, ergibt ein Blick auf das „Hochzeitsbuch“ von Reinsberg-Düringsfeld (Leipzig 1871). Namentlich stimmen heßische Bräuche (S. 149, Brautjuppe, Brautwagen, die Einladung, Werfen des Glases) und selbst deutsch-böhmische (S. 181, das Schnüren, Werfen des Glases u. s. w.) überein. Sehr viel Verwandtes, wie zu erwarten, zeigen die Gebräuche und Sprüche aus dem Lüneburgischen, die Colshorn mitteilt (Hoffmann v. F. und Schade, Weimarsches Jahrbuch I [1854]). Natürlich ist überall auch viel Besonderes vorhanden, zu einem weiteren Vergleiche aber hier nicht der Platz.

dabei: ik bringe jich ôk noch 'n gericht, da könn ji ôk emal na smecken, dann wirft jeder Hochzeitsgast ein Geldstück in die Schüssel.

Der Geistliche nimmt beim Hochzeitmahl den Ehrenplatz ein. Die verschiedenen Abgaben, die er für die Trauung empfangt, sind jetzt meist abgelöst. Allgemein erhielt er ein Schnupftuch von der Braut und die Brautsuppe, worüber genaue Vorschriften bestanden, ferner Geld. So z. B. in Semmenstedt (Dorfbeschreibung von 1748) 1 Thaler, in Dibbesdorf (Volkmarode) 1 Thaler 8 gute Groschen. Die Brautsuppe in Schandelah, welche der Pastor erhielt, mußte (nach der handschriftlichen Dorfbeschreibung von 1754) bestehen aus: „1 Schüssel voll Rindfleisch, 1 Schüssel voll Schweinefleisch, 1/2 Schweinstopf, 1 Brot oder Semmel, 1 Kuchen und 1 Flasche Bier, was zu 18 gute Groschen angeschlagen wird. Geht der Pastor aber nicht zur Hochzeit, so werden ihm zwei Mahlzeiten bezahlt, facit 9 Mariengroschen. Von einer Hochzeit, bei welcher eingeschlächtet wird, gebürt der Pfarre des Abends nachher ein Kuchen und eine Wurst.“

Bei dem Hochzeitmahle war diejenige die Ehrentafel, an welcher Braut und Bräutigam saßen und an dieser wurden auch die „Brauttafelgelder“ geopfert. Dort legten die Gäste Geld oder Geschenke (Silbergerät und dergl.) nieder, in verschiedenem Werte, je nach dem Vermögen der geladenen Gäste. Es fehlt nicht an Beispielen, daß noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Brauttafelgelder die Höhe von 300 Thalern erreichten<sup>1)</sup>.

Das junge Paar eröffnete die Reihe der Tänze; die Braut zog manchmal sich nach den verschiedenen Tänzen um, damit die Gäste den Reichtum ihrer Kleidung bewundern konnten. Mit den nächsten Verwandten macht sie Ehrentänze und nachts um 12 Uhr wird ihr der Kranz abgenommen und der Schleier in Stücken zerrissen, die unter die Anwesenden verteilt werden. Dann wird der Frau die Haube aufgesetzt; sie „kommt unter die Haube“; vom Manne aber heißt es, er „tritt in den Stand der geflickten Hose“. Auch ein Schlüsselbund, als Symbol der Hausfrau, wird dem jungen Weibe übergeben.

In Groß-Zwülpsfeldt und den dahin eingepfarrten Dörfern (Klein-Zwülpsfeldt, Klein-Eisbed und Rümmer) war es im 18. Jahrhundert Sitte, daß derjenige, welcher sich dort trauen und zur Kirche mit Musik begleiten ließ, am folgenden Tage mit den Hochzeitsgästen unter den großen Linden des dortigen Thies erscheinen, gewisse Tänze aufführen und den Zwülpsfeldtern einige Stübchen Bier zum besten geben mußte. Als 1760 ein Eisbeder sich dessen weigerte, entstand aus dieser Weigerung sogar ein Rechtsstreit<sup>2)</sup>.

Zum Schluß hat der Ehemann jedem Diensthoten ein Geschenk zu geben

<sup>1)</sup> Vergl. dazu: Scholz der Dritte, über die Eigenschaft der Brauttafelgelder im Bauernstande. Zeitschrift für Landwirtschaftsrecht (Braunschweig 1840), Band II, S. 137.

<sup>2)</sup> P. Zimmermann, Der Tanz unter der Linde in Groß-Zwülpsfeldt. Braunschweigische Anzeigen, 3. Dezember, 1894.

und von dieser Zeit an wird ihm von diesen erst das Prädikat „Herr“ zu teil. So lange er unverheiratet ist, wird er nur mit dem Vornamen und „Du“ angeredet; erst nach der Heirat kommt ihm das *ji* zu.

Die Ehen verlaufen meist ruhig und glücklich; oft führt die Frau das Regiment, sie ist häufig der thatkräftigere Teil des Paares, der Mann der langsamere und trägere. Scheidungen sind weniger häufig als in der Stadt. Wittver heiraten bald wieder, wenn sie nicht zu alt sind. Eine neue Frau bringt dem Hofe neues Gut, daher das häßliche Sprichwort: wenn de päre gut stät un de früen gut asgät, kann de man wol rike wëren. Daß solche Anschauung unter den deutschen Bauern aber nicht selten ist, mag man aus der hessischen Fassung dieses Wortes erkennen: Weibersterben — kein Verderben! Gäl' verdecken — großer Schreden!

### Tod und Begräbnis.

Es giebt viele Vorzeichen, welche den Tod ankündigen und auf diese achtet man teilweise noch mit abergläubischer Scheu.

Schreit die kleine Gule am Hause, so deutet dieses auf einen bevorstehenden Todesfall in demselben. Da der Kauz gern dem im Krankenzimmer brennenden Lichte nachfliegt, so dient dieses zur Verstärkung des allgemeinen Aberglaubens.

Das Klopfen der Totenuhr (ein Klopfläßer, *Anobium pertinax*) im Holze der Wand oder des Fußbodens deutet auf Tod im Hause. Allgemein <sup>1)</sup>.

Wenn eine von Natur gewöhnlich grüne Pflanze (Kohl, Rübe u. s. w.) im Garten plötzlich mit weißen Blättern erscheint, so gilt dieses als Anzeichen, daß jemand im Hause bald stirbt.

Ebenso, wenn der Maulwurf dicht am Hause oder gar in demselben seinen Hügel aufwirft.

Wenn Kinder „Begräbnis spielen“, d. h. Puppen oder Holzklöße begraben, so stirbt bald einer in dem Hause, in dessen Nähe das Spiel stattfindet.

Wenn man einen Sterbenden beklagt, so erschwert man ihm das Sterben.

Dem Sterbenden zieht man das Kopfkissen weg, damit er leichter stirbt. Das wird auch bewirkt, wenn man die Uhr anhält.

Ist der Tod eingetreten, so wird die Waschschaale, aus der man den Kranken gewaschen hat, zer schlagen. Alle Blumen, die im Sterbezimmer stehen, werden hinausgetragen, damit sie nicht eingehen.

Gleich nach eingetretenem Tode öffnet man die Fenster des Sterbezimmers.

Auf einen Toten dürfen keine Thränen fallen, sonst kann dieser im Grabe nicht ruhen. Aus der Wäsche des Gestorbenen schneidet man dessen Namenszeichen aus; er kann sonst im Grabe nicht ruhen und muß einen Verwandten „nachziehen“.

Den Toten soll man an die große Zehe fassen, dann vergeht einem das Gruseln. Hat man Warzen, so streiche man mit diesen über die Hand des Toten; sie vergehen, weil jener sie mit ins Grab nimmt.

Ist ein Säugling gestorben, so streicht die Mutter mit dessen Händchen über ihre Brustwarzen, damit ihr die Milch vergehe.

<sup>1)</sup> The tapping of the beetle, known by the ominous name of the death-watch is in Sussex, as elsewhere, deemed a warning, that death is near at hand. Folklore-Record I, p. 57 (1878).

Das Tuch, mit dem dem Sterbenden der Schweiß abgetrocknet wurde, wird aufbewahrt, denn man kann mit ihm leicht Wunden heilen.

Kunde vom Tode eines Gemeindegliedes erhält das Dorf dadurch, daß sofort drei „Schauer“ geläutet werden.

Es giebt verschiedene, zum Teil wenig feine Ausdrücke für Sterben, wie z. B. den lepel wegsmiten, den ärs tauknipen. Mit ersterem hängt der Aberglaube zusammen, daß das Fallenlassen eines Löffels Tod anzeige.

Die Totenwäscherin heißt dödenbebindersche, weil sie die Kränze auf dem Grabe nach dem Begräbnis zu ordnen (bebinden) hat. Ist der Tote an einer ansteckenden Krankheit gestorben, so glaubt sie sich beim Waschen desselben dadurch zu schützen, daß sie einige Pfefferkörner in den Mund nimmt. Sie heißt auch likhaun (Leichenhuhn).

Der Tote wird in seinen guten Kleidern in den Sarg gebettet, entgegen dem Sprichworte: en hemd un en dauk is in't graf enaug. In einigen Gegenden heißt der Sarg noch rustekäste<sup>1)</sup>. Das Haar, welches dem Verstorbenen ausgekämmt wird, und der Kamm, mit dem dieses geschah, werden der Leiche zu Füßen in den Sarg gelegt. In Dorfstedt erhält der Tote einen Wermutstrauß mit in das Grab, welcher des Lebens Bitterkeit andeuten soll. Noch sehr verbreitet ist die Mitgabe des tärpenwigs, von dem ich unten spreche.

Die beiden Lichter, welche zwei Stunden vor dem Wegbringen des Sarges auf diesem brennen, müssen mit den Fingern ausgelöscht werden; man darf sie nicht ausblasen, kann sie aber auch ganz herabbrennen lassen.

Ältere Leute (Altväter u. s. w.) schaffen sich oft schon bei Lebzeiten ihren Sarg an — der dann gelegentlich als Äpfelkiste dient.

Allgemein trauert man in dunklen Gewändern und die sogenannten Trauertücher der Frauen waren schwarz mit weißer oder Silberstickerei (S. 199). Auffallend erscheint die Mitteilung von Pastor Schattenberg, daß die Frauen in Eghum zum Zeichen der Trauer ein breites rotes Band an der Mütze befestigt hätten<sup>2)</sup>.

Die Leichenfeierlichkeiten im Dorfe finden gewöhnlich unter Teilnahme einer großen Anzahl Gemeindeglieder statt. Die zum Begräbnis erschienenen gehen zunächst an den Sarg, wo sie ein stilles Vaterunser beten und dann den nächsten Leidtragenden die Hand drücken. Schullehrer und Opfermann erscheinen mit den älteren Schulknaben, welche im Trauerhause ein paar Trauerlieder singen. Diese Kinder eröffnen auch den Leichenzug, paarweise unter der Anführung des Lehrers dem Sarge voranschreitend. Die Leiche selbst wird von Freunden und Bekannten getragen; war der Verstorbene verheiratet, so tragen ihn auch Verheiratete zu Grabe; Unverheiratete und Kinder werden von Junggesellen getragen. Der Pastor geht entweder mit im Zuge bei den nächsten Leidtragenden oder er empfängt den Zug an der Thür des Kirchhofes, wo das

<sup>1)</sup> Vergl. Braunsch. Magazin 1838, S. 208.

<sup>2)</sup> Braunsch. Magazin 1896, S. 29.

Grab schon zurecht gemacht ist. Früher wurde von zwei oder drei der nächsten Nachbarn und Verwandten das Grab hergestellt, und zwar möglichst glatt an den Wänden, ein sogenanntes „schönes“ Grab, worauf viel gegeben wird. Denn schießt ein Teil des Grabes ein, so hält man das für ein Zeichen, daß bald jemand aus der Familie dem Vorgegangenen nachfolgt. Als Grabgesang ist gewöhnlich das Lied gewählt:

Begrabt den Leib in seine Gruft  
 Bis ihn des Richters Stimme ruft!  
 Wir säen ihn, einst blüht er auf  
 Und steigt verkärt zu Gott hinauf.

Eine Nachfeier in der Kirche schloß sich früher an, bei der ein förmlicher Gottesdienst abgehalten wurde<sup>1)</sup>.

Bei der Beerdigung wird geläutet; schlägt die große Glocke zuletzt beim Grabgeläute an, so stirbt das nächste Mal ein Erwachsener; schlägt aber die kleine Glocke zuletzt, so stirbt ein Kind. Während des Totengeläutes darf niemand im Dorfe etwas essen.

Lotgeborene oder ungetaufte Kinder erhalten in einigen Dörfern keine Blumen aufs Grab, sondern ein viereckiges, weißleinenes Tuch wird über dem Grabhügel befestigt. Auch die im Wochenbette gestorbene Frau bekommt ein weißes Laken mit schwarzen Dußen an den Ecken auf ihr Grab gelegt; ursprünglich ist dies das Betttuch, auf dem die Entschlafene ihr Kind geboren hat, das kleine Tuch des Säuglings ist dessen Windel. Dieser Brauch ist vorherrschend in den westlichen Dörfern (Sierße, Liedingen u. s. w.)<sup>2)</sup>.

Kränze, Schleifen, Bänder u. s. w., welche einem Kinde mit aufs Grab gegeben werden, sind in kleinen Glashäuschen auf den Gräbern aufbewahrt (Amt Wolfenbüttel, Schöppenstedt u. s. w.).

Auf Gräbern im Drömling wird das Totengestell errichtet: eine lange Stange, die bis zur halben Höhe von einer Anzahl gleichmäßig geordneter Weidenstäbe umgeben ist, gleich den Graden eines Globus. Sie sind bunt gestrichen und mit buntem Papier umwickelt. An der Spitze eine Wetterfahne aus Knattergold und darauf der Name des Verstorbenen. Der alte Brauch ist im Absterben<sup>3)</sup>.

Nach dem Begräbnis findet oder fand der Leichenschmaus statt, eine Sitte, die immer mehr abkommt<sup>4)</sup>. Im Trauerhause ist alles aufgeräumt,

1) Kuhn, Über Leichenfeierlichkeiten auf dem Lande. Braunschw. Magazin vom 30. Juni 1838.

2) Der Brauch ist auch anderwärts in Deutschland verbreitet. Vergl. Kolbe, Hessische Volksitten, Marburg 1886, S. 51.

3) Ebeling II, S. 209.

4) Die Braunschw. Anzeigen melden aus Wenzeln, 24. Juni 1895: Gestern Abend wurde auf Veranlassung des Gemeindevorstehers Buschbom im Wielertschen Gasthause eine Gemeindeversammlung abgehalten, um über die Abschaffung des sog. „Leichenschmauses“ bei Beerdigungen zu beraten. Hier wie in den meisten umliegenden Ort-

Eische und Bänke sind gesetzt, das Laten aufgelegt; während dieses bei einer Hochzeit Namen und Ornamente von roter Farbe zeigt, tragen die Eischlaten bei Leichenfeiern schwarze. Die Speisefolge ist gewöhnlich die nachstehende: Fleischbrühsuppe mit Trabennudeln und Hühnerfleisch; Reis in Milch gekocht mit geschmolzener Butter übergossen; gekochtes Rindfleisch mit Rosinenbrühe; fettes Schweinefleisch mit Korinthen. Dazu wird Brauntewein (Bier) getrunken. Das Essen findet gewöhnlich an der Stelle statt, wo noch kurz zuvor der Sarg gestanden — was aber für die Teilnehmer am Leichenschmaus nichts anstößiges hat, da sie einer alten Sitte folgen, die sie von Jugend auf gesehen und mitgemacht haben. Sie betrachten den Leichenschmaus als etwas, was dem Dahingegangenen von Rechtswegen gebührt, betrachten es als eine heilige Pflicht der Pietät, als die letzte Ehre, die sie dem Verstorbenen erweisen. Darum unterziehen sich die Anverwandten und Hausgenossen dieser letzten Mühen gern. Auch bleibt zu bedenken, daß der Leichenschmaus kein Gelage ist, sondern eine Vereinigung der Verwandtschaft von nah und fern<sup>1)</sup>.

In voller Blüte steht noch die Versammlung der Leidtragenden nach dem Begräbnis im nächsten Wirtshause, wo eine Zecherei beginnt, die man das Fell versüppen nennt, selbst in der Stadt Braunschweig. In dem Gasthose Bella viska, nahe bei dem Hauptfriedhofe, geschieht das regelmäßig von gewissen Kreisen; dabei legt man den Hausschlüssel auf den Tisch zum Zeichen, daß man lange bleiben will.

Der Ausdruck, das Fell (die Haut, den Bast) verkaufen, ist noch unaufgeklärt, trotzdem Reinhold Köhler ihn zu erforschen versuchte<sup>2)</sup>.

Anmutender ist ein anderer Brauch. Tritt auf einem Hofe ein Todesfall

schaften ist es althergebrachte Sitte, daß bei vorkommenden Todesfällen am Tage der Beerdigung die Verwandten und Freunde des Verstorbenen zum Trauerhause geladen und vor Wegführung der Leiche reich bewirtet werden. Bei großer Verwandtschaft sind die Gäste oft kaum im Hause unterzubringen, und die Vorbereitungen zur Bewirtung derselben nehmen alle Kräfte der Leidtragenden in Anspruch. Nach einer Ansprache des Gemeindevorsethers erklärten sich sämtliche Anwesende damit einverstanden, daß es wünschenswert sei, diese von den Alten übernommene Unsitte endlich abzuschaffen. Es wurde beschlossen, daß sich jeder durch Unterschrift eines entsprechenden Schriftstückes verpflichten sollte, vorkommendenfalls weder einen Leichenschmaus zu veranstalten, noch auf Einladung anderer an einem solchen teilzunehmen. Alle Anwesenden erklärten sich dazu bereit.

<sup>1)</sup> Braunschw. Magazin 1838, S. 209.

<sup>2)</sup> Er ist aus dem 17. Jahrhundert aus Mecklenburg belegt, kommt vor in Thüringen, Schleswig-Holstein, Pommern, Westfalen, Lippe, bei den Wenden der Lausitz, im Hannoverischen, in Berlin, Nassau u. s. w. Vergl. die Zeitschrift „Am Urquell“ I, S. 113; II, S. 81, 147; V, S. 161; VI, S. 34. — Vielleicht giebt das Folgende einen Fingerzeig zur Erklärung des Ausdruckes. Wenn, was alle paar Jahre der Fall war, in braunschweigischen Dörfern ein Gemeindefulle geschlachtet wurde, so wurde das Tier von der ganzen Gemeinde verzehrt; es fand das Bullenfest statt. Während man den peisel (penis) als getrocknete Reliquie auf einer Tüte aufbewahrte, verkaufte man das Fell und vertrank den Erlös gemeinschaftlich.



ein, so hat der Besitzer den Diensthoten die Trauerkleider zu schenken, den Mädchen mindestens eine Schürze und ein Tuch, den Knechten eine Weste.

Mit dem Begräbnisse aber hat der Verkehr des Toten mit den Zurückgebliebenen sein Ende noch nicht erreicht. Es ist noch vielfach der Aberglaube an das „Umgehen“ Verstorbener verbreitet und daß diesen die Kraft innewohnt, Lebende sich „nachzuziehen“. Der Tote kehrt wieder und tritt mit den Lebenden in Verkehr. Anfang Dezember 1895 heiratete ein Arbeiter aus Klein-Schöppenstein, dessen Frau erst vor vier Wochen gestorben war, ein Mädchen aus Ribdagshausen. Die schnelle Heirat muß doch Anstoß erregt haben und allgemein hieß es in Klein-Schöppenstein: die erste Frau sei wieder erschienen und habe zu ihrem Manne gesagt, er möchte ihr doch erst die Füße kalt werden lassen, bevor er wieder heirate.

Spuren von Vampyrismus sind bei der Landbevölkerung vorhanden. Ein älteres Beispiel berichtet Harenberg<sup>1)</sup> aus dem Dorfe Adenhausen. Dort hatten sich zwei Bauern um ein Gehölz gestritten. Als der eine starb, ward dem überlebenden bange, daß er aus Rache von dem anderen werde „nachgezogen“ werden können. Er ging deshalb zum Leichnam seines Gegners und pflöckte ihm durch die Zunge einen runden Stod durch den Mund. Als ein Kind, welches die Sache gesehen hatte, davon Anzeige machte, berief jener sich auf die allgemeine Gewohnheit der Landleute<sup>2)</sup>.

An das „Nachziehen“ durch einen Verstorbenen wird heute noch geglaubt. Wenn eine Leiche nicht bald steif wird, so holt sie bald einen nach<sup>3)</sup>. Dasselbe ist der Fall, wenn die Leiche freundliche Gesichtszüge zeigt. Jedenfalls geht der Tote um, wenn seine Angehörigen nicht eine Bestimmung, die er bei Lebzeiten getroffen, seinem Willen gemäß ausführen. Im Anfange des Jahres 1890 wurde in Schöningen die Frau des Gärtners Gl. von einem Eisenbahnzuge überfahren. Es hieß, die Frau sei nur mit einem Arme begraben und hämmere nun allabendlich vor dem Gl.'schen Hause. Große dort versammelte Menschenjahren hörten das deutlich und der Auflauf wurde so stark, daß die Polizei einschreiten mußte.

Térpennig nennt unser Volk die kleine Münze, die dem Toten mit auf den Weg gegeben wird, damit er unterwegs, bis er ins Jenseits kommt, davon zehren kann. Diese heidnische Sitte ist heute noch vollkommen lebendig im ganzen Herzogtume und darüber hinaus. Gewöhnlich entzieht sie sich dem Blicke, aber wer nachsuchen will, der findet sie. Schambach<sup>4)</sup> kennt sie auch: „Der zu begrabenden Leiche giebt der Erde einen Pfennig mit in den Sarg

<sup>1)</sup> Vernünftige und christliche Gedanken über die Vampyr. Wolfenbüttel 1733, S. 26.

<sup>2)</sup> Über den gleichen Glauben in der Altmark siehe Kuhn, Märkische Sagen, S. 30.

<sup>3)</sup> Man vergleiche dazu folgenden Aberglauben aus Sussex: If a corpse does not stiffen soon after death, it is regarded as a token that another member of the family will soon die. Folklore Record I, 51 (1878).

<sup>4)</sup> Wörterbuch der niederdeutschen Mundart von Göttingen und Grubenhagen unter minige.

und spricht dabei die Worte: ik gēwe dik dat dinige, blif mik von den minigen.“ Das ist also eine Art Ablösung; bei uns ist es aber der Zehrpennig. Innerhalb 14 Tagen sind mir zwei Fälle bekannt geworden.

Am 12. Februar 1895 wurde zu Lutter am Barenberge der 82 jährige Hartung begraben. Seine Angehörigen gaben ihm seine Tabakspfeife und kleine Geldstücke als Lötpennig mit in den Sarg, wie mir Hartungs eigene Tochter mittheilte.

Am 25. Februar 1895 verunglückte zu Hedeper der Pferdeträcht Wilhelm Schmidt durch einen Sturz aus dem Wagen. Die von seiten des herzoglichen Amtsgerichtes Wolfenbüttel vorgenommene Besichtigung der Leiche zeigte unter anderen Befunden, daß in der zusammengekrümmten Hand der Leiche sich ein Zweipfennigstück befand. Die darüber angestellten Ermittlungen ergaben, daß das Geldstück von der Totenfrau, der Witwe Dorothea Krengge, geb. Fuhrmeister in Hedeper, der Leiche in die Hand gegeben war. Der Gendarm Ernst in Börßum, welcher die Ermittlungen anstellte, sagt in seinem Berichte an die herzogliche Staatsanwaltschaft in Braunschweig, daß die Krengge dieses gethan habe, weil in Hedeper, besonders bei älteren Leuten, der Aberglaube herrsche, daß die Toten einen Zehrpennig mit auf den Weg haben müßten<sup>1)</sup>.

Es geschieht noch aus einem anderen Grunde, daß Tote kleine Münzen mit in den Sarg bekommen. Wenn nämlich ein Toter die Augen offen oder Füße oder Hände durch Krämpfe schief gezogen hat, dann wird ihm auf die Augen oder die Glieder ein Zweipfennigstück gelegt, in der Annahme, daß dadurch die Augen sich schließen und die krummen Glieder wieder gerade werden. Gegenstände aber, welche mit einem Toten in Berührung gekommen sind, dürfen nicht wieder in Gebrauch genommen werden und so wird das Geld mit in den Sarg gelegt.

<sup>1)</sup> Lindenschmit (Handbuch der deutschen Altertumskunde I, S. 133) hat gezeigt, wie die altheidnische Sitte der Beigabe einer Totenmünze sich auf den germanischen Norden erstreckte und hier noch längere Zeit, nachdem das Christentum zur Annahme gelangt war, fortbestand. Münzen mit Prägungen christlicher römischer Kaiser wurden in Sarkophagen in Trier und selbst im Munde der Toten gefunden; römische und merovingische Gold- und Silbermünzen wurden in den Friedhöfen von Selzen und Oberolm am Rhein entdeckt. „Toten lege man Geld in den Mund“, heißt es in der Chemnitzer Nothenphilosophie, eine Stelle, die J. Grimm (D. M. 4, S. 694) anzog, um die Fortdauer des Brauches in neuer Zeit zu erhärten. Rochholz (Deutscher Glaube und Brauch I, S. 190) bringt Beispiele aus der Altmark, Neumark, Thüringen, Oberpfalz, dem Harze, der Lausitz aus neuester Zeit. Beispiel aus Bitzingsleben bei Cölleda in Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1889, S. 29, aus Ostpreußen daselbst 1890, S. 608. Derselbe Brauch bei anderen Völkern, Andree, Ethnographische Parallelen, Neue Folge, S. 24 bis 29 (Leipzig 1889).

## Das Jahr und die Feste.

Wie die neue Zeit auf die Dörfer gedrungen ist, erkennt man schon oberflächlich bei einem Besuche im Krüge, der jetzt Restauration heißt und ein Schild führt, was früher nicht der Fall war. Gewöhnlich ist schon ein Billard vorhanden und das Bier wird unter Kohlensäurepressung verzapft. An der Wand des Gastzimmers hängen die verschiedensten bunten Tafeln und Anschläge mit Anpreisungen von Dingen, die sonst unerhört auf dem Dorfe waren, und Zeitungen verschiedener Richtung liegen auf. Neue Kartenspiele, wie *Stat*, sind eingedrungen und *Schützen*-, *Krieger*-, *Turner*-, Sängervereine halten ihre Zusammenkünfte im Krüge. Es wird politisiert und wandernde Aufseher tragen die Unzufriedenheit aufs Land. Ich habe schon in weit entfernten Dörfern Hausierwagen mit Delikatessen gefunden, welche den Landmann an neue Genüsse gewöhnen. Es liegt auf der Hand, daß bei solcher Änderung über die alten Sitten, Bräuche und Anschauungen das Todesurteil gesprochen ist. Reisend schnell schwinden sie dahin und nur eine Nachlese kann im folgenden geboten werden, wobei Rückblicke — soweit die dürftigen Quellen reichen — zeigen mögen, was einst war und verloren ist.

### Weihnacht.

Das Weihnachtsfest wird eingeleitet durch den *Busselklaus*, oder *Bötklaus*, wie er wechselnd nach der Gegend heißt, eine Figur, die sich eigentlich auf den heiligen Nikolaus, den Schutzpatron der Schuljugend, bezieht, dessen Kalendertag der 6. Dezember ist. Seine ver mummtete Gestalt tritt aber erst kurz vor den Feiertagen auf und sein Erscheinen wird durch allerlei Lärm angekündigt, indem die Beteiligten mit Wagentetten oder Karren durch das Dorf jagen, um die Kinder gehörig vorzubereiten. Unkenntlich eingehüllt in verschiedene Kleidungsstücke, gewöhnlich mit einem langen Flachsbarte, mit einer Rute oder einem Sack voll Sand und Asche erscheint der *Busselklaus* da, wo Kinder sind und fragt, ob sie beten können. Sagen sie ihren Spruch gut auf, so erhalten sie Äpfel und Nüsse aus einem Sack, sonst einen Streich mit der Rute oder dem *Aschenjad*. Um die Sache recht feierlich zu machen, wird oder wurde auch in einigen Dörfern am Elm der „*Erbsbär*“, eine bärenartig in rauhes Erbsstroh gefüllte Gestalt mitgeführt, der auch, z. B. in *Oremlingen*, zur Fastnacht

auftritt. In Madendorf, Saalsdorf u. a. Dörfern dortiger Gegend soll der Busselläus von einem Schimmelreiter begleitet gewesen sein.

Bermummungen am Nikolaustage und damit verbundene Umzüge werden schon im Jahre 1400 in Braunschweig erwähnt. Die Schüler des Blasiusstiftes stellten damals einen Pöpanz, der allerlei Pöffen und Thorheiten ausführte; dann wählten sie einen Bischof und Abt, der die priesterlichen Handlungen nachahmte. Der Unfug war so groß, daß 1407 das Kapitel dagegen einschritt<sup>1)</sup>. Ob ein Zusammenhang zwischen diesen Bermummungen und dem Busselläus vorhanden, kann nicht erwiesen werden; nur der Nikolaustag, an dem sie stattfanden, deutet darauf hin.

Wie überall in Deutschland, ist das Anzünden eines Weihnachtsbaumes auch bei uns eine verhältnismäßig junge Erscheinung, die allmählich ihre Ausbreitung auf das flache Land gefunden hat und jetzt im kleinsten Dorfe nicht mehr fehlt<sup>2)</sup>. Die Weihnachtsfeier konnte dadurch sich so ausbreiten, weil sie mit der hochheiligen Zeit der alten Germanen zusammenfiel, mit der Winterjonnennwende, wo das erstorbene Naturleben wieder erwacht und diese Feier sich vereinigte mit dem höchsten christlichen Feste.

Weit verbreitet war im Braunschweigischen einst das Weihnachtssingen der Schüler, die auch zu Weihnachten Vorstellungen gaben und vermummt in die Häuser gingen. Es erhellt dieses aus einer Eingabe der Schüler des Martinigymnasiums an den Geh. Rat und Kanzler Ph. L. Probst vom 9. Dezember 1682<sup>3)</sup>, in welcher ausgeführt wird, „daß eßliche der studierenden Schuljugend in memoriam Dei incarnati et ex pia de Christo homine nato annunciatione vor dem heiligen Weihnachtsfeste abends umherzogen und zur Ergöpflichkeit der kleinen Kinder um ein beliebiges Honorarium“ eingelassen worden seien. Dieses sei ihnen aber verboten worden und dadurch entginge ihnen, die ja außerordentlich arm seien, und deren Eltern unter der Pest gelitten hätten, eine wesentliche Beihülfe, um ihre Studien beendigen zu können. Sie bäten um Erlaubnis, den Umgang weiter fortsetzen zu dürfen, wollten sich auch auf der Straße „in dergleichen Habit nicht präsentieren, sondern stille mit Mänteln bedeckt umher gehen“. Es wird sich also um Vorstellungen gehandelt haben. Verboten wird später noch das Umhergehen zu Weihnachten (und

<sup>1)</sup> Dürre, Gesch. d. Stadt Braunschweig, S. 567.

<sup>2)</sup> Die älteste Nachricht über das Vorkommen unseres Weihnachtsbaumes ist aus dem Jahre 1604 und findet sich in einem von Straßburg handelnden Buche: *Memorabilia quaedam Argentorati observata*. Herausgegeben von Tille, Straßburg 1890. Sie lautet: „Auf Weihnachten richtet man Dennenbäum zu Straßburg in den Stuben auff, daran hendet man roßen aus vielfarbigem Papier geschnitten, Äpfel, Oblaten, Zischgold, Zucker“. Er hat sich ganz allmählich ausgebreitet; er wird erst häufiger um das Jahr 1800 und ist aus Deutschland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach den übrigen Ländern Europas und Nordamerika gewandert. Bergl. F. Ortwein, Deutsche Weihnachten. Gotha 1892.

<sup>3)</sup> Original im Sammelbände „Sitten und Gebräuche“ auf der Stadtbibliothek, S. 125.

Martini, Nikolai, Neujahr) teils bei Geld-, teils bei Leibesstrafen durch landesherrliche Verordnungen vom 21. Oktober 1743 und 1. Dezember 1747.

Von einzelnen Sitten, die für Weihnachten gelten, sei noch bemerkt, daß man in Salzdaßlum ein besonderes Gebäck herstellte, bürjungens nach der Form genannt.

### Die Zwölften.

Von Weihnachten bis zum Dreikönigstage heißen die Tage die Zwölften. Dann herrscht allerlei Aberglaube und werden die Zeichen genau beobachtet. Es durfte dann nicht gesponnen werden und die Spinnerinnen hatten darauf zu achten, daß bis zum Weihnachtsfest aller Flachs vom Woden verschwunden war. Bei Borsfelde sagte man, der Flachs gerät im neuen Jahre nicht, wenn zwischen Weihnachten und Neujahr noch Flachs auf dem Woden sitzt. Der Mist bleibt in dieser Zeit im Stalle liegen und wird nicht ausgefahren — oder wurde, denn auch daran kehrt man sich nicht mehr. Vor Zeiten wurde als Grund angegeben: der Wolf hole sonst das Vieh; da es den schon lange nicht mehr giebt, hört man höchstens noch: der Fuchs hole sonst die Gänse oder der Marder ginge den Tauben nach. Stirbt jemand in den Zwölften, dann sterben im folgenden Jahre dreizehn im Dorfe (Waggum). Außer dem Spinnen ist noch allerlei Handwerk und Arbeit in den Zwölften unterjagt, so z. B. das Flicken; wer dann flickt, hat das ganze Jahr zerrissene Hosen (Klein-Schöppenstein). Dieses Abstecken von der Arbeit und der Warnung vor derselben hängt mit der ursprünglichen Heiligkeit der Tage zusammen, die beginnen, wenn die Sonne ihren Wendepunkt erreichte und bis zu der Frist reichte, wenn die Tage sich wieder zu längen anfangen. Es ist eine heilige, dem Frieden und der Ruhe gewidmete Zeit gewesen, wovon allerdings nur noch wenige Reste des Volksglaubens und der Sitte uns heute erzählen.

Wenn Kuhn und Schwarz noch an die Nennung besonderer heidnischer Gottheiten in den Zwölften erinnern<sup>1)</sup> und dabei die olle Häksche als Rest einer solchen weiblichen Gottheit für das Braunschweiger Land anführen, so ist dabei zu bemerken, daß allerdings der Ausdruck heute noch vorkommt, aber nur als spottweise Bezeichnung irgend eines Frauenzimmers, ohne daß ich zu ergründen vermochte, weshalb diese Benennung erteilt wird. Hat sie jemals einen mythologischen Inhalt gehabt? Die Häksche kommt in den Volksreimen vor.

In den Dörfern östlich von Braunschweig ziehen am Sylvesterabend die Schultnaben peitschentallend von Haus zu Haus. Einer tritt hinein und

<sup>1)</sup> „Im größten Teile Norddeutschlands knüpft sich noch, besonders beim Landvolke, an die Zwölften der Glaube an den Anzug gewisser heidnischer Gottheiten, doch ist an die Stelle jener älteren Form dieses Glaubens jetzt die der bloßen Androhung gewisser Strafen getreten für den, welcher das Gebot der Heilighaltung dieser Zeit durch Arbeit, namentlich das Spinnen, bricht. Indessen wird der Name jener Gottheiten noch immer, wenn auch oft im Scherze, mit der angedrohten Strafe verbunden; allein der Glaube an dieselben wird fast allgemein schon als Aberglaube bezeichnet.“ Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen. Leipzig 1848, S. 412.

bringt seinen Neujahrswunsch an: Ik wünsche jich en frölich niët jår, gesundheit, langes lewen un allens, wat taur liwesnårung un notdurft, ehört, worauf dann gewöhnlich eine kleine Gabe an Geld oder Lebensmitteln erfolgt. Bekommt der Knabe jedoch nichts, so wird der Unzufriedenheit über den Geiz des Hausbewohners durch folgenden Spruch Ausdruck gegeben:

Ik wünsche jich en slechtet niët jår,  
Hunderdüsènd lüse up einen hår.  
En kop vull schörwe  
Un en års vull wörme.

Ist das ganze Dorf auf diese Weise abgestreift, so werden die gesammelten Gaben zu gleichen Teilen geteilt.

Gesitteter benehmen sich am Morgen des Sylvestertages die Kinder in Beierstedt, welche, in kleinen Trupps von Haus zu Haus ziehend, Gesangbuchslieder („Wiederum ein Jahr verschwunden“ u. dergl.) singen, aber auch, Gaben sammelnd:

Ich bin ein kleiner König,  
Gebt mir nicht zu wenig. —  
Låt't mik nich to lange stån,  
Ik mot noch en hüs wi'er gån.

Erstere Verse ein Überrest von dem eingegangenen Dreikönigsingen? Auch hört man (z. B. in Eikum) folgende Verse singen.

Schöne, jöhne Rosen,  
Die blühen auf dem Stengel.  
Der Herr ist schön, der Herr ist schön,  
Die Frau ist wie ein Engel.

In letztgenanntem Dorfe ziehen am Sylvesterabend die größeren Kinder und Knechte noch verkleidet umher, Lieder singend, Gaben und Geld heischend zum gemeinsamen fröhlichen Sylvesterjchmaus.

In Lobmacherfen wünschen Knaben und Mädchen gemeinschaftlich Neujahr mit einem Spruche, der teilweise mit dem am Martinitage gesungenen übereinstimmt, wie denn überhaupt Lieder und Sprüche ineinander übergehen und ganz oder teilweise bei Festen benutzt werden, zu denen sie nicht ursprünglich bestimmt waren. So sagen die Kinder in diesem Dorfe:

Ik wünsche jich en frölich niët jår,  
Gesundheit, langet lèwen  
Un alles, wat nütte un gut is.  
Ik ståe up kólem steine,  
Mik freiset mine beine.  
Gewet mik en betjen, ik mot en hüs noch wi'er gån.

Weit verbreitet, wie überall in Deutschland, ist das Bleigießen in Stadt und Land und das Wahrsagen aus den im Wasser gegossenen Bleigebilden; Mädchen werfen langgeschälte Apfelschalen über die Schulter und sehen die Verschlingungen derselben an, welche, als Anfangsbuchstaben gedeutet, den Namen des künftigen Bräutigams offenbaren. Im Amte Vorkselde schmücken Mädchen in der Neujahrnacht im Dunkeln ihr Haar und sehen dann früh in einen vollen Wassereimer, der ihr Spiegelbild zurückwirft; erscheint der Kopf wie mit einer Haube oder einem Krauze umgeben, so erfolgt Heirat in einem Jahre.

Auch klopfen sie früh an den Hühnerstall; antwortet zuerst der Hahn, so bedeutet das Verlobung, während die Stimme der Henne ein verneinendes Zeichen ist.

Ein anderes Orakel, welches in der Sylvesternacht besondere Kraft hat, ist das noch geübte Schuhorakel der Knechte und Mägde auf dem Lande. Sie setzen sich auf den Fußboden und werfen ihre Schuhe über den Kopf weg nach hinten. Steht dann die Spitze des Schuhs nach der Thür zu, so müssen sie sich im Laufe des Jahres eine neue Stelle suchen; umgekehrt aber bleiben sie im alten Dienste.

Der Bauer selbst dagegen denkt an praktischere Dinge; er geht, allgemein, in der Neujahrnacht oder am Morgen hinaus in den Garten zu seinen Obstbäumen, die er mit Strohschleifen umwindet, damit sie im kommenden Jahre tüchtig tragen<sup>1)</sup>. Was liegt diesem Brauche zu Grunde? Sollen vielleicht die Obstbäume durch das Umwickeln geschützt werden gegen die bösen Geister, die in den Zwölften umgehen?

Das Neujahrssingen hat sich am längsten in den Dörfern am Drömling erhalten, wo Lehrer und Schuljugend einen Choral singend von Hof zu Hof zogen und dafür Speisen erhielten. Hirten und Hütejungen schlossen sich an und erschienen im Zuge. Voran die Schäfer, welche auf den Fingern pfeiften, da sie kein Instrument spielen, dann der Kuhhirt, der auf großem, glatten Horn blies; die Kalberhirten mit kleinem, gewundenem Horn, die Schweinehirten mit einer laugen Tute, endlich Pferde- und Gänsehirten, die mit ihren Peitschen knallten<sup>2)</sup>. Auch das ist anders geworden, seit die Gemeindefeiden in Aderland verwandelt wurden und nur der Gemeindevorsteher und Nachtwächter stößt noch ins Horn.

### Heilige drei Könige.

Mit dem heiligen Dreikönigsabend, 6. Januar, endigt die unheimliche Zeit der Zwölfnächte. Besondere Festlichkeiten und Umzüge, wie sie in anderen Gegenden Deutschlands noch üblich sind, finden jedoch bei uns meines Wissens nicht mehr statt. Sie sind aber früher und noch bis ans Ende des 17. Jahrhunderts auch im Braunschweigischen Sitte gewesen, wie aus den folgenden Mitteilungen erhellt.

„Actum den 6. Januarii anno 1637 durch Gerichtsherren und Voigte im Hagen. Heute am heil. Dreikönigstage abends um 7 Uhr haben eßliche Knaben, als Heinrich Gehren beide Söhne und sein Schaperjunge zusamt Heinrich Hoyer's beiden Söhnen mit dem Stern uf der Wendensstraße umgejungen und indem sie vor Warners, des Riemenschneiders, Thür kommen und singen

<sup>1)</sup> Solches geschieht auch in der Magdeburger Gegend, wie die Zeitschrift „Am Urquell“ I, S. 50 berichtet. Ungemein wichtig erscheint das Umbinden der Bäume mit Strohschleifen in Hessen, wobei sie angerebet und zum Fruchttragen aufgefördert werden (Kolbe, Hessische Volksitten. Marburg 1886, S. 20). Aus Dänemark erzählt uns dasselbe R. F. Zeilberg, „Am Urquell“ V, S. 119.

<sup>2)</sup> M. Ebeling, Blide in vergessene Winkel II, S. 51.

wollen, waren ihrer drei ziemlich starke Knechte zu ihnen eingefallen und geschlagen, also daß der Stern erloschen und sie voneinander geflohen.“ Einer der Knaben war dabei erschlagen worden, deshalb die Untersuchung<sup>1)</sup>.

Es geht daraus hervor, daß die Knaben singend und mit einem erleuchteten Sterne versehen, umherzogen und wohl Gaben heischten. Dieses „Singen mit dem Stern“, wie man es nannte, scheint ausgeartet zu sein, denn am 27. Dezember 1673 sieht sich der Herzog genötigt, den Rat zu Braunschweig zu vermahnen und die alten Verordnungen zu erneuern, damit das wüste Geschrei, der Mutwille und die gefährlichen Schlägereien, die dabei vorfielen, endlich aufhörten.

### Lichtmeß. 2. Februar.

Es ist das Fest Maria Reinigung, an welchem in katholischen Gegenden die zum gottesdienstlichen Gebrauche bestimmten Kerzen geweiht werden; einiger Aberglauben und etliche Wetterregeln ist alles, was noch an diesem Tage haftet. Daß um diese Zeit der Winter am schärfsten ist, bezeugt das Wort: Lichtmissen, hebbet wi winter wissen. In der Viehzucht hat dieser Tag auch Bedeutung: Lichtmissen kalwet de kau un legget de häuner. Im Amte Vorsfelde aß man tüchtig Semmeln und Milch zu Lichtmeß, damit der Flachs gut gerate. Allgemein heißt es:

Lichtmissen dunkel,  
Makt den bäer tom junker.  
Lichtmissen hell un klär,  
Gifft en gut flasjår.

In einigen Dörfern galt es für unrecht, zu Lichtmeßen zu spinnen. Das Wort ist nur im Dativ noch üblich<sup>2)</sup>.

### Fastnacht, Fassläbend,

auch fastelåbend, der Fastnachtsabend, ist der Dienstag vor dem Beginne der Fasten, welcher im Nachhange aus der katholischen Zeit noch mit zahlreichen Lustbarkeiten auch auf den Dörfern begangen wird. Dann müssen die „prilleken“ gebaden sein, die anderwärts Pfannkuchen oder Krapsen heißen. Weit durch Niedersachsen werden zur Fastenzeit die „heißen Weden“ gebaden und verzehrt. Für Braunschweig kann ich sie allein in der Stadt Wolfenbüttel nachweisen, wo sie in der Woche nach dem Sonntage Esto mihi gebaden und heidwegge genannt wurden<sup>3)</sup>; in der Stadt Braunschweig und auf den Dörfern waren die

<sup>1)</sup> Originalakten im Sammelbände, betitelt „Sitten und Gebrånche“, Braunschweiger Stadtbibliothek.

<sup>2)</sup> Lichtmeß ist überall ein Tag, der von Einfluß auf das Wetter ist. In England:

If Candlemas day be fair and bright  
Winter will have another flight.

<sup>3)</sup> Braunsch. Anzeigen (Gelehrte Beiträge) 21. Februar 1787.



Heidweggen unbefannt. In Einbed heißen sie heidwek, in Hamburg (Nischen Dbiotifon) heetweg, in Bremen heet-wege (Bremisches Wörterbuch 1767).

Eine Hauptfeste zu Fastnacht, die jedoch in den Dörfern nördlich und nordöstlich der Stadt Braunschweig weniger bekannt zu sein scheint und mehr im Amte Salder und am Elbe herrscht, ist nämlich das süen, das Schlagen mit dem süebusch. Knechte, Mägde, Kinder ziehen mit einem Busche aus Fichtenzweigen, Wacholder oder sonstiger stacheliger Pflanze umher und schlagen, mitunter nicht ganz säuberlich, auf die Umhergehenden damit ein. In Lobmacherjen gehen die Kinder dabei von Haus zu Haus und singen:

Füe, füe, éren,  
Wat wilt jü mik beschèren?  
Appel oder bëren,  
Geld nôm ik gëren.

Dabei wird „esküet“, mit den stacheligen Zweigen geschlagen, bis die betreffenden sich mit einer kleinen Gabe lösen. Es wird dabei von der Schar kein Stand verschont. Damit hat es aber auch, wenigstens in unseren Dörfern, sein Bewenden, während weiter nach Westen hin (im Hannoverschen, Hildesheimischen, bis nach Westfalen) das süen mit ausgedehnteren Sitten und Sprüchen gehandhabt wird <sup>1)</sup>.

### Die Fastnachtsbräuche der Knechte.

Von den Einrichtungen und Gebräuchen der Handwerkerinnungen und dem Pennalismus der Studenten, wie er bis ins vorige Jahrhundert auf unseren Universitäten herrschte, und die beide darauf hinausliefen, daß die jüngeren den älteren Gliedern willig und zu Diensten sein und sich necken oder nach Umständen auch mißhandeln lassen mußten, haben sich offenbar schon frühzeitig Ausläufer zu unserer Landbevölkerung verbreitet, welche Nachahmungen der studentischen und Handwerkersitten hervorriefen. Was man etwa in Helmstedt den „alten Häufern“ abjah, welche die „Pennale“ und „Füchse“ hänselten, wurde auf die Dörfer übertragen, wobei die Knechte die Rolle der ersteren, die „Enken“ und „Jungens“ die der letzteren einnahmen. Derartige Sitten, die in gemilderten Resten sich heute noch auf dem Lande finden, herrschten einst viel ausgedehnter in Niedersachsen und waren z. B. im Magdeburgischen in ein

<sup>1)</sup> Wie Landau, Archiv für hessische Geschichte II, S. 278 mitteilt, mußte der Fürst von Bückeburg sich 1584 zu Fastnacht von den Mägden, die ihn süen wollten, mit einem halben Thaler loskaufen, in den beiden folgenden Jahren giebt er „Fubelgeld“ und „Futelgeld“. Die älteren in Niedersachsen für süen gebräuchlichen Formen sind fadeln und futteln, welches auf die ursprünglich sehr rohe Art des Gebrauchs zurückgeht, indem die Mägd auf die entblößten posteriora gesuet wurden. Vergl. mehr bei Mannhardt, der Baumkultus, S. 256. Für die Gegend der Stadt Hannover, wo der stachelige Hülsenstrauch (Hex) zu den Fuebüschen benutzt wird, vergleiche die Schilderung von B. Seemann, hannoversche Sitten in ihrer Beziehung zur Pflanzenwelt. Leipzig 1862, S. 24.

förmliches System gebracht<sup>1)</sup>. Mag auch ursprünglich der Grund solcher Genossenschaften auf Selbstzucht, gute Sitte und Einföhrung der Ehrfurcht gegen ältere gerichtet gewesen sein, so ist doch dieser Zweck längst geschwunden und ein Hänfeln zur Fastnachtzeit alles, was bei unserem Landvolke übrig geblieben ist.

Über das Vossprechen der Pferdejungen (Enten) und deren Knechtwerden erhielt ich von einem Beteiligten folgende Schilderungen nach seinen eigenen Erlebnissen in Högum, wobei er bemerkt, daß heute die Bedingungen nicht mehr so streng eingehalten werden, wie früher. Die Bedingungen für die Pferdejungen und andere Lehrlinge, um Knecht werden zu können, sind folgende.

1. Der junge Mensch muß 17 Jahre alt sein.

2. Er muß zwei Centner Korn tragen können. Ist er das nicht im stande, so muß er 20 Jahre alt sein, um unter die Knechte aufgenommen zu werden.

Sind diese Vorbedingungen vorhanden, so kann zur Aufnahme geschritten werden. Zu diesem Zwecke versammeln sich die Knechte schon früh im Kruge. Die „Jungens“ kommen dann auch und der älteste von ihnen klopft an die Thür. „Wer ist da?“ ruft der älteste Knecht. Antwort: „Jungens.“ Knecht: „Was wollen die?“ Antwort: „Knechte werden.“ Knecht: „Kommt herein.“ — Nach dem Eintritt fragt der Knecht: „Hat euer Herr nichts dagegen?“ und nachdem die Antwort befriedigend ausgefallen, fragt er die übrigen Knechte, ob auch sie der Aufnahme zustimmen. Ist dieses geschehen, so wird den Aufgenommenen noch folgendes zur Pflicht gemacht: 1. Sie haben, wenn sie sitzen, aufzustehen, falls ein älterer Knecht eintritt. 2. Sie haben diesem kleinere Dienstleistungen zu thun, etwa ein Streichholz zu bringen. 3. Dürfen sie noch keine „jungemäkens“ nach Hause begleiten.

Bei solcher Gelegenheit erhalten die jungen Knechte auch ihren ständigen Spitznamen oder terneizname, welcher von jetzt ab der allein gültige ist; auf diesen müssen sie hören, ohne sich beleidigt zu fühlen, alle anderen Spitznamen dürfen sie zurückweisen. Hat einer knépe, kniffe, im Kopfe, so nennt man ihn „knips“; ist er stark, „Simson“; hat er eine raube Stimme „Baß“; räsonniert er viel „Prötzel“; ist er klein mit hüpfendem Gange „ütsche“; spricht er salbungsvoll „Pastor“ u. s. w. Wird einem Knechte sein terneizname zum Eckel, so kann er sich davon bei den Genossen loskaufen; er erhält dann einen andern. (Mitteilung aus Salzdaßlum.) Über die Etymologie von terneizname weiß ich nichts beizubringen.

In Cremlingen, Weddel und Nachbarorten gehen die Knechte zu Fastnacht Gaben sammelnd umher, namentlich verlangen sie Würste, welche auf den zwei-

<sup>1)</sup> Danneil, die Brüderschaft der Ackerknechte auf den Magdeburgischen Dörfern und das Hänfeln. Magdeburg 1873. Aufnahme der Jungknechte unter die Altknechte unter bestimmten Trinkgebräuchen zu Jamund bei Köstlin in Pommern. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde I, 83, Berlin 1891.

zünftigen Holzgaffeln aufgehangen und mit herumgetragen werden; auch Besen, die mit „Duzen“ (Bändern und Schleifen) geschmückt sind, führen sie mit sich. In der folgenden Nacht wird der geschmückte Besen verkauft. Öfter, doch nicht immer, führen die Knechte auch den „Erbssär“ in ihrer Schar mit von Haus zu Haus; das ist einer der ihrigen, welcher dicht in rauhes Erbsenstroh eingehüllt ist und auf allen vierein läuft. In Weddel ist das Führen des Erbsärens 1895 verboten worden.

Ein gleichfalls auf Pannalismus beruhender Fastnachtsbrauch, der mehr oder minder häufig auf unseren Dörfern stattfindet, ist das Barbieren der Enken oder Kleinknechte. In der Gegend von Schöppenstein werden oder wurden die zu barbierenden Enken im Tanzsaale auf Stühle mit dem Rücken gegeneinandergesetzt und an Nase und Kinn, wo ihnen später der Bart sprossen soll, mit Heede bestopft. Dann erscheint der Altknecht mit einem großen hölzernen Rasiermesser bewaffnet und einem Halsseile, welches die Stelle des Streichriemens vertritt; er hängt letzteres dem Enken um den Hals, setzt ihm nicht gerade sanft einen Fuß auf die Brust und beginnt nun sein Messer zu schärfen, das gelegentlich dem Enken ins Gesicht fährt. Ist das Messer endlich scharf, so geht das Bartabnehmen in der Weise vor sich, daß die den Bart vertretende Heede dem Enken zopfweise losgerissen, mit einem Besen auf eine Holzschaukel gefegt und in eine Kiepe geworfen wird. Nach Beendigung dieses Vorganges, welcher mit 1 bis 1½ Mark bezahlt werden muß, ist der Enke Knecht. Er hat nun das Recht, an den Spinnstuben teilzunehmen und, ohne durch die übrigen Knechte gehindert zu sein, mit den Mädchen zu verkehren.

Das Fußwaschen der Mädchen durch umherziehende Knechte ist ein anderer Fastnachtsbrauch, welcher sich bis auf unsere Tage erhalten hat, aber grob ausgeartet ist. Ob diese Sitte oder Unsitte mit dem uralten Brauch zusammenfällt, der aus Gastfreundschaft an Fremdlingen geübt wurde und später als Zeichen der Demut und Erniedrigung häufig wiederkehrt, will ich dahingestellt sein lassen. Abraham sprach zu den drei fremden Männern, die ihm im Haine Mamre erschienen: „Man soll euch ein wenig Wasser bringen und eure Füße waschen“<sup>1)</sup>, Christus wusch seinen Jüngern während der letzten Mahlzeit vor dem Tode die Füße, und frühzeitig liegen schon Nachrichten darüber vor, daß, hieran anknüpfend, fürstliche Personen aus Demut Armen die Füße wuschen. So that dies Mathilde, die Witwe König Heinrichs, stets am Jahrestage des Todes ihres Mannes († 936)<sup>2)</sup>. Bekannt ist, daß noch in unseren Tagen der Kaiser von Österreich und der König von Bayern armen hochbetagten Greisen in ihren Schlössern am Gründonnerstage die Füße wuschen.

Liegt nun, was nicht nachweisbar, zwischen diesem Fußwaschen mit tief sittlichem Ernst und dem Fastnachts-Fußwaschen der Knechte auf unseren Dörfern ein Zusammenhang vor, so ist doch das innere Band zerrissen und die Sitte

1) I. Mos. 18, 4.

2) Friede, Die Schloßkirche in Quedlinburg. Berlin 1838, S. 46.

schon längst zur rohen Unsitte entartet, denn bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts mußten die Behörden dagegen einschreiten. Die erste Nachricht darüber finde ich in einem Erlasse des Herzogs Karl I. vom 20. Dezember 1745, der am 2. November 1767 wiederholt werden mußte<sup>1)</sup>, worin gesagt ist, daß einiger Orten sich bei den unziemlichen Fastnachtschwärmereien ein ärgerliches Fußwaschen eingeschlichen habe, wogegen (sowie einige Spinnstubenmißbräuche) die Behörden einschreiten sollten. Zuwiderhandelnde sind mit einem Mariengulden oder 24 Stunden Gefängnis bei Wasser und Brot zu bestrafen. Trotzdem erhielt sich der Brauch bis heute.

Nach einem Berichte aus Küblingen<sup>2)</sup> wurden dort 1867 am 4. März in einer nicht anständigen Weise den jungen Mädchen von den Burschen des Dorfes die Füße gewaschen, und zwar mit Branntwein und einem die Seife vertretenden Stück Stedtrübe. Dabei wurde ein grüner Tannenzweig benutzt, an welchen jede Gewaschene einen bunten Duxen (Wandschleife) stiften mußte; außerdem hatten die Mädchen Bürste und dergleichen für das Waschen zu entrichten<sup>3)</sup>.

Noch mehr Licht auf die Roheiten der Unsitte fällt durch eine Schwurgerichtssitzung zu Braunschweig am 1. Juni 1893, die unter Ausschluß der Öffentlichkeit verhandelt wurde. Es wurde gegen acht Knechte aus Denstorf wegen „gemeinsamen Hausfriedensbruches, gefährlicher Körperverletzung und unzüchtiger Gewalt“ verhandelt und vier von ihnen wurden zu 2 Monaten bis 1 Jahr Gefängnis verurteilt. Auch hier hatte es sich um das gröblich ausgeartete Fußwaschen zu Fastnacht gehandelt. Die Folge war ein Erlaß der Kreisdirektion Braunschweig an die Gemeindevorsteher der Ämter Niddagshausen und Bechelde, welcher auf Abstellung der in den dortigen Gemeinden herrschenden Unsitte dringt; 150 Jahre nach dem Erlasse Herzog Karls I., der schon mit Strafe drohte, hatte der Unfug sich also noch immer ungeschwächt erhalten!

Das „Fußwaschen“ reicht über die Grenze unseres Ländchens hinaus, wenn es auch hier seinen Hauptsitz haben mag. Für Gardelegen und Bismark in der Altmark ist es belegt<sup>4)</sup>, hier waschen junge Burschen besfreundeten Mädchen mit nassem Buchsbaum die Füße und werden dafür von deren Eltern bewirtet.

### Matthias. 24. Februar.

Der Tag wird besonders hervorgehoben und hat auch für das Wetter seine Bedeutung

Matis brikt dat is,  
Finnet he keins  
Mäkt he eins.

Das Bleigießen, wie in der Neujahrsnacht, findet in einigen Gegenden am Matthiasabend statt, wobei das Gießen durch einen arfslöttel (Erbschlüssel)

<sup>1)</sup> Abgedruckt Braunschweigische Anzeigen, 28. November 1767. Nummer 1, Einkommen von Geld und Bürsten wurde schon 1623 bei 50 Thlr. Strafe verboten.

<sup>2)</sup> Braunschweiger Tageblatt 1867, Nr. 69.

<sup>3)</sup> Dieses deutet auf einen Zusammenhang der Sitte mit dem süen.

<sup>4)</sup> K. Ed. Haase in Neuruppin in der Zeitschrift „Am Urquell“ I, 124 (1890).

geschieht. In Waggum holen die Mädchen am Matthiasabend stillschweigend Wasser aus neun Brunnen, sie gießen es zusammen und legen zwei Zimmergrünblätter darauf; schwimmen die zusammen, so deutet das auf Heirat im laufenden Jahre.

Ein anderes am Matthiasabend vielfach auf dem Lande ausgeführtes Orakel ist folgendes. Ein Mädchen wird mit verbundenen Augen an einen Tisch geführt, an dessen vier Ecken ein Ring, ein Häufchen Asche, Salz und ein paar Geldstücke liegen. Sie muß nun, nachdem sie mehreremale um den Tisch geführt ist, auf eine der Ecken schlagen. Trifft sie den Ring, so deutet das Heirat, die Asche Tod, das Geld Reichtum und das Salz auf den Verlust der Jungfernschaft.

### Ostern.

Der angelsächsische Geschichtsschreiber Beda Venerabilis († 735) erwähnt die Eastre, eine alte Göttin seines heidnischen Volkes, welche von Jakob Grimm <sup>1)</sup> gleich der Ostara, der Gottheit des strahlenden Morgens, des aufsteigenden Lichtes gesetzt worden ist. Ihr Begriff konnte leicht für das Auferstehungsfest des christlichen Gottes verwendet werden, auf sie geht danach der Name Ostern zurück und die heidnischen Sitten, die an das Osterfest sich knüpfen <sup>2)</sup>. Sicher ist, daß der althochdeutsche ostarmānoth mit unserm neuhochdeutschen Ostern zusammenhängt. Freilich ist in niedersächsischen Landen nach der Einführung des Christentums auch oft dafür das aus dem Hebräischen stammende paschen (Passah) gebraucht worden, um aber bei uns wieder dem alten Ostern Platz zu machen, während es im Holländischen noch hastet.

Ein jeder Tag in der Osterwoche hat seine besondere Bezeichnung: füle mōndag, scheiwe dinstag, krumpuckelde middewochen, groiner donnersdag, stiller fridag und kaukenbackensonabend. Ursprünglich wurde von der Kirche die ganze Karwoche gefeiert, bis eine Beschränkung auf die letzten drei Tage eintrat, an welchen in katholischen Ländern die Glocken nicht läuten, daher auch „stille Woche“. Die einzelnen Bezeichnungen der Wochentage erklären sich teilweise durch sich selbst. Was krumpuckelde middewochen betrifft, so wird dieses darauf zurückgeführt, daß am Mittwoch die Richter Christum zum Tode verurteilten und dabei das Recht „krümmten“, wie denn auch anderwärts die Benennung „krummer Mittwoch“ vorkommt.

Besonders kennzeichnend für unser Ländchen sind zu Ostern die hell vor jedem Dorfe lodernden Osterfeuer, die aus heidnischer Zeit überkommen sind und die Auferstehung der Natur, das Heranbrechen des Frühlings begrüßen. Sie verschmolzen mit dem christlichen Auferstehungsfest und wurden von der

<sup>1)</sup> D. M.<sup>1</sup>, S. 181.

<sup>2)</sup> Die Ostara ist neuerdings von Weinhold (Deutsche Monatsnamen) stark bezweifelt worden. Ihm folgte Eard Hugo Meyer (Lehrb. d. germ. Mythologie S. 17, 283). Kluge, Etymolog. Wörterbuch der Deutschen Sprache (unter Ostern) hält wieder an der Göttin fest.

Kirche selbst übernommen als Symbol des neuen Lichtes, welches über die Völker sich ergoß<sup>1)</sup>. Von der Altmark an durch Braunschweig, Hannover, Oldenburg, die Harzlande, Hessen bis Westfalen leuchten noch jetzt gleichzeitig die Osterfeuer.

In einer vor dreihundert Jahren erschienenen Schrift<sup>2)</sup> erzählt Johann Limeus, Prediger zu Linden bei Hannover, daß zu seiner Zeit im braunschweigisch-lüneburgischen und hildesheimischen Lande fast allgemein die Bewohner der Orte auf eine Anhöhe hinausgegangen seien, ein großes Feuer angezündet und sich dabei belustigt hätten. Sang, Spiel und Musik waren vielfach dabei in Gebrauch. War das Feuer niedergebrannt, so sprangen Alt und Jung darüber hin, ja das Vieh wurde oft durch dasselbe getrieben. Solcher Brauch saß fest und sitzt auch heute noch fest trotz des § 20 der Landesordnung des Herzogs August vom 7. März 1647, welcher bestimmt:

„Die Pfingst- und Fastnachts-, wie auch Sonntags- und andere Gelage, dabei Knechte und Mägde zusammen zu kommen und Tänze zu halten pflegen, in Häusern oder auf den Ängern, ingleichen auch die Osterfeuer neben den dabei gebräuchlichen Gräsechaften, sollen ganz und gar abgeschafft, auch solche Gelage von der Pfingst- oder Fastnachtswoche auf andere Zeit, ohne ausdrückliches Vorwissen, Bewilligung und Bestimmung der Beambten zu verlegen hiermit verboten sein, bei Strafe von dreißig Reichsthaler“<sup>3)</sup>.

Schon lange vor Ostern haben die jungen Leute Holz gesammelt; jeder Hofbesitzer giebt gern dazu und der Vorrat an Brennstoff wird durch alte Theertonnen, Petroleumfässer u. dergl. vermehrt, so daß an dem bestimmten Tage, der alljährlich wieder benutzt wird, zu Ostern ein stattlicher Scheiterhaufen bereit liegt. Die benachbarten Dörfer wetzeln darin, wer das größte und am weitesten hinleuchtende Feuer hat. Oft haftet der Name des Osterfeuers an der Stätte, daher der Flurname Osterberg, Osterstidde, Bodshorn (siehe diese). Es ist ein prächtiger Anblick, wenn man von einem erhöhten Platze aus ein Feuer

<sup>1)</sup> Es sind schon viele Beispiele angeführt, welche die ursprüngliche Beteiligung der christlichen Kirche an den Osterfeuern nachweisen; es handelte sich hier stets darum, der heidnischen Vorstellung die Spitze abzubreaken und sie in eine christliche überzuführen. In Marburg wurden die Osterfeuer noch 1447 von den Opferleuten der Pfarrkirche besorgt, welche, laut den alten Kirchenrechnungen, „zu dem Fure uff den osterabind“ für Baumöl und Holz eine eigene Vergütung, sowie einen Trunk Wein erhielten. Während das Osterfeuer braunte, wurden in der Kirche alle Lichter gelöscht. (Zeitschr. d. Ver. für hessische Geschichte. N. F., Band V, S. 245.)

<sup>2)</sup> Vom Osterfeuer. Hamburg 1590.

<sup>3)</sup> Nicht minder hat die Kirche später trotz ursprünglicher Begünstigung gegen die Osterfeuer, als eine aus dem Heidentum stammende Einrichtung, geeifert. In Oldenburg z. B. wurden 1702 die Prediger des Landes aufgefordert, den Osterfeuern durch Predigten entgegenzutreten und über den Erfolg Bericht zu erstatten. Da meldete der Prediger von Eszleth, daß er am Morgen gegen den Molochsdienst der Osterfeuer gepredigt, „aber dennoch des abends drauf sehen müssen, daß das Osterfeuer pompose gebrunnet wurde“. (Straderjan, Aberglaube aus Oldenburg II, S. 44.)

nach dem andern auffladern sieht. So weit die Feuer leuchten, werden die Felder fruchtbar und auch die Häuser, die von dem Scheine des Osterfeuers beleuchtet werden, sind im folgenden Jahre vor Feuersbrunst geschützt oder vor Krankheit bewahrt. Die Asche, die zurückbleibt, erhöht die Fruchtbarkeit der Felder, schützt diese vor Mäusefraß und soll, ins Trintwasser geschüttet, das Vieh vor Seuchen bewahren<sup>1)</sup>.

Wie das Feuer zu Ostern besonders wirkt, so auch das Wasser, das an diesem Tage, sei es zum Baden oder Trinken, benutzt wird. An manchen Orten treiben die Landleute ihre Pferde am Ostermorgen vor Sonnenaufgang in den benachbarten Bach oder Teich, um sie so gegen Krankheiten sicher zu machen. Ganz allgemein ist das Schöpfen des Osterwassers am Ostermorgen durch die stillschweigend zum Bache gehenden Mädchen. Es wird gegen den Strom geschöpft und kein Wort darf dabei verlauten. Das Waschen mit diesem Wasser macht schön und vertreibt die Sommerpocken. Man hebt es in Flaschen auf und braucht es als Arznei bei Menschen und Tieren; schwer Kranke werden damit gewaschen. Es ist besonders gut gegen das „Durchliegen“. In Klein-Schöppenstedt wird das Osterwasser zu einem Orakel benutzt: es wird mit einem Fingerhut, Asche, einem Stückchen Brot und einem Gerstenkorn aufs Feuer gestellt und gekocht; es bedeutet Freude, wenn der Fingerhut zuerst aufwallt, einen Sterbefall, wenn die Asche zuerst obenschwimmt, das Brot Hochzeit, das Gerstenkorn Fruchtbarkeit im Felde. Ein Liebesorakel (in demselben Dorfe) in der Osterwoche gebietet, daß ein Mädchen nackt einen Tisch scheuern solle; dann erscheint ihr der Liebste durch den Schornstein, aber nur, wenn er tren geblieben ist.

<sup>1)</sup> Wie lebendig die Sitte des Osterfeuerabbrennens in unserm Lande noch ist, mag man aus folgenden Mittheilungen der Braunschweigischen Anzeigen vom 16. April 1895 erkennen.

Schön in gen, 15. April. Daß die alte gute Sitte des Abbrennens von Osterfeuern noch keineswegs eine Einbuße erlitten hat, konnte man gestern Abend vom Eichenvalse deutlich beobachten. Sobald es zu dämmern begann, sah man im weiten Umkreise die Osterfeuer aufflanzen. Mächtige Feuer sah man namentlich vor dem Hun und dem Harze. Von unserm Standpunkte aus zählten wir über 100 solcher Feuer. — Bad Harzburg, 15. April. Das prächtige Osterwetter brachte uns gestern schon recht lebhaften Verkehr. Am Abend war auf dem Burgberge und dem Silberborne eine große Menschenmenge versammelt, um dem Schaupiele der von dort aus zu beobachtenden Osterfeuer zuzusehen. — Am Hils, 15. April. Begünstigt vom schönsten Wetter leuchteten gestern Abend von den umgebenden Bergen zahlreiche Osterfeuer weit ins Land hinein. Von der „fahlen Platte“ bei Bartschausen aus, wo man eine weite Fernsicht auf Solling, Hils, Selter mit deren Vorbergen und Thälern hat, konnte man nahezu 100 Osterfeuer zählen. In der Nacht zum ersten Ostertage, um 12 Uhr, wird in zahlreichen Ortschaften unserer Gegend von den Knechten und Mägden Osterwasser geholt und das Vieh damit getränkt. Ein Theil des Osterwassers wird auf Flaschen gezogen und aufbewahrt. —

Am ersten Ostertage 1896 stand ich mit meinem Freunde Hänfelmann an dem haushohen Osterfeuer des Dorfes Wenden, das von der ganzen Benobnerschaft des Ortes umgeben war. Wir zählten von hier aus gegen 50 verschiedene Osterfeuer.

Ganz allgemein sagt man auf unseren Dörfern: Wer am Ostermorgen die Sonne beim Aufgehen beobachtet, sieht deutlich, wie sie drei Freudenstrünge macht, oder sie tanzt, aus Freude über die Auferstehung Christi. Der Glaube daran ist keineswegs geschwunden und manche gehen aus, um das Schauspiel zu sehen.

Es giebt noch verschiedene Sitten und Unsitten, die mit der Osterzeit verknüpft sind. Wenn auch nicht in dem Grade wie Pfingsten, so ist doch auch Ostern ein Frühlingsfest, bei dem Lustbarkeit herrscht. Die Kinder singen:

Wenn't östern is, wenn't östern is,  
Dann slacht't min vår en bock.  
Dann danze ik, dann danze ik,  
Krig ik en nien rock.

oder:

Dann danzt mine mudder, dann danzt mine mudder,  
Dann fligt de rø'e rock.

Das junge Volk auf den Dörfern, die Knechte und die ältesten jungemåkens, d. h. diejenigen, welche schon 16 Jahre alt sind, machen dann ihren Osterpaziergang, gewöhnlich ins benachbarte Holz, wobei die österfoilje betrieben wird, ein erotischer Vorgang, der sich gewöhnlich abspielt, wenn die Schar in bunter Reihe auf einem abgeschlagenen Baumstamme sitzt und bei dem die jungen Mädchen in gewisse Unsitten eingeweiht werden, die man aus der dabei geltenden Regel: bet an de knie is frie erkennen mag. Der Name der Unsitte stammt von foilen, fühlen.

Im Amte Salder schlugen die Erwachsenen am zweiten Ostertage Ball, ob in anderen Gegenden Braunschweigs auch, ist mir nicht belegt. Die einzelnen Ballspiele führten die Namen: Feuerschlag, Häring, „himmel ut'r hölle“.

Der Hase ist das Sinnbild der Fruchtbarkeit, er legt daher auch nach dem Volksglauben die Ostereier, die bunt (früher gewöhnlich mit Zwiebelschalen) gefärbt und versteckt werden, damit die Kinder sie suchen. Das Osterei heißt auch „Paschei“ und „Kennei“<sup>1)</sup>; es wird von den Knechten in manchen Dörfern (z. B. Cremlingen) gefordert. Das ist alter Brauch. In einer Rechnung von Neubrück aus dem Jahre 1478 wird in den Ausgaben gesagt: 3 s 3 s gekk ik usen knechten vor 3½ schock eier, de hadden se beden mit ören eiern in den paschen öre plicht<sup>2)</sup>. Unter den Abgaben an Geistliche und Lehrer auf den Dörfern kommen lange Zeit auch Ostereier vor. So erhielt z. B. der Oppermann von Thiede im Jahre 1753 von jedem Ackermann und Halbspänner des Dorfes 6 Stück Ostereier, von jedem Rotmann 3, was zusammen 169 Stück machte<sup>3)</sup>. Damit verschwindet aber das alte Eieropfer, denn alle derartige Verpflichtungen sind abgelöst worden.

1) Entweder weil die Kinder nach ihren Patschen, um es zu holen, rennen, oder weil sie früher hinter gefüllten Eiern herrennten? Paschei = Passabei.

2) Sammelband „Sitten und Gebräuche“, S. 105. Stadtbibliothek.

3) Nach der handschriftlichen Dorf- und Feldbeschreibung aus obigen Jahre.



Wie bei den Osterfeuern bemächtigte sich die christliche Kirche auch der Ostereier, oder vielmehr ihres symbolischen Gebrauches, indem man das Ei als Sinnbild des Todeschlafes und der Auferstehung Christi in den Kreis der christlichen Osterceremonien aufnahm. Im Mittelalter legte man in das künstlich erbaute Grab Christi, welches zu Ostern in den Kirchen hergestellt wurde, neben einem Kreuze auch Eier, um dadurch die Auferstehung Christi symbolisch anzudeuten; am Osterfeste wurden dann die Eier dem Grabe entnommen, geweiht und in Procession umhergetragen. In Rußland und den slavischen Ländern, wo das Osterei eine noch größere Rolle als bei uns spielt, findet zu Ostern noch eine kirchliche Weihe desselben statt.

Meist sind die Ostereier auf dem Lande einfach braunrot mit Zwiebel-schalen gefärbt, neuerdings kommen immer mehr Anilinfarben auf. Eine recht sinnreiche Art der Färbung wurde früher (vielleicht jetzt noch?) angewendet, um den Ostereiern ein hübsches Muster zu verleihen. Man umwickelte sie fest mit den feinzadigen Blättern des Kälwerkropfs (*Chaerophyllum*) und kochte sie dann mit rotgefärbtem Wasser. Die Muster des Pflanzenblattes blieben auf den Eiern zurück. Auch bemalte man sie gelegentlich mit Blumen und Sprüchen; ein solches Ei aus Runstedt (Sammlung Vajel) trägt die Inschrift: „Zum Andenken aus Freundschaft 1837“<sup>1)</sup>.

Im Zusammenhange hiermit traut man daher den zu Ostern gelegten Eiern ganz besondere Eigenschaften zu. Bei uns jagt man, daß aus einem am Gründonnerstage gelegten Ei ein Huhn erwachse, welches jedes Jahr anders gefärbte Federn bekomme<sup>2)</sup>.

Nêgenstârke. Ein jedenfalls uraltes, in die heidnische Zeit hinaufreichendes, am grünen Donnerstage genossenes Gericht ist die nêgenstârke. Der Gebrauch ist auf dem Lande noch vollkommen lebendig.

Die Zahl neun, welche dem Gemüse den Namen giebt, besißt symbolische

<sup>1)</sup> Namentlich verstehen es die Slawen, die Ostereier mit sehr schönen Ornamenten in verschiedenen Farben zu versehen, die althergebrachten Motiven entsprechen (Verhandl. Berliner Anthr. Ges. 1883, S. 524). — Throughout Yorkshire it is customary to hide the coloured eggs in little nests out of doors and send the children to hunt after them and see what eggs the „hares“ have been lying (Henderson, Folklore of the Northern Counties, 2. Aufl. London 1879, S. 84). — Über eine Art gefärbter, hart gefottener Eier, die zur Frühlingszeit in China genossen werden, ein Brauch, der dort über 2000 Jahre alt ist, berichtet Gustav Schlegel (Chinesische Bräuche in Europa. Zenaer Inauguraldissertation 1869, S. 5), wenn wir uns auch mit seiner Ausföhrung, daß diese „Ostereier“ der Ursprung unseres europäischen Brauches seien, durchaus nicht einverstanden erklären können.

<sup>2)</sup> Der gleiche Aberglaube in Hessen (Kolbe, Hessische Volksföitten. Marburg 1886, S. 4); in Oldenburg gilt das gleiche von einem am Karfreitag gelegten Ei (Straderjan, Aberglaube aus Oldenburg II, S. 41). Auf welche Abwege die mythologische Deutung föhrt, mag man hier erkennen, wo Kolbe (a. a. O.) erklärt, der Donnerstag sei dem Donar geheiligt gewesen, das Licht breche sich in sieben Farben, daher der Farbenwechsel des Gefieders des auch dem Donar geheiligten Huhnes u. s. w.! Unsere heidnischen Vorfahren und das Prisma!

und mystische Bedeutung, worauf namentlich Karl Weinhold schon hingewiesen hat. Sie entstand aus der bedeutsamen 3 mit der 3 multipliziert und wirkt vielfach in volkstümlichen Gebräuchen. In der nordischen Mythologie gab es 9 Walküren, 9 riesige Meerweiber, und im ausgehenden Mittelalter wurden 9 Helden — je drei heidnische, jüdische und christliche — zusammengruppiert, wie es z. B. am schönen Brunnen in Nürnberg zu sehen ist. Die Aufschauung von der Bedeutung der 9 geht weiter<sup>1)</sup>, sie findet sich in den kosmischen Vorstellungen der Azteken, es gehören hierher die novem sphaerae celestes der Lateiner und im Sanskrit heißt der Körper der neunthorige, wegen seiner neun Öffnungen.

Also neun Kräuter müssen es sein, die zum Frühjahrsgerichte gesammelt werden. Nun richtet sich das allerdings wesentlich danach, ob Ostern früh oder spät fällt und die nötigen Kräuter schon vorhanden sind. Die hauptsächlichsten aber bleiben sich gleich und kehren überall da wieder, wo im niedersächsischen Gebiete die Neunstärke genossen wird. Eine Vorschrift aus Klein-Schöppenstedt, wo die negenstärke auch „grauer Kohl“ heißt, schreibt folgende Pflanzen vor: 1. Sprosskohl; 2. Brennessel; 3. döve nettel (*Lamium album*); 4. gésche (*Aegopodium podagraria*); 5. kälwerkrop (*Chaerophyllum*); 6. schörbock (*Ranunculus ficaria*); 7. rabütje; 8. Vorntruffe (*Nasturtium*) und 9. käsekrüt (*Malva*). Ganz ähnlich in Waggun, wo mir statt rabütje kaublöme (*Leontodon taraxacum*) genannt wurde<sup>2)</sup>.

Das merkwürdigste ist aber für unsere Neunstärke ihr Zusammenhang mit dem aus dem zehnten Jahrhundert stammenden angelsächsischen Neunkräutersegen, der sicher in noch ältere Zeit reicht, wie die heidnischen Elemente darin beweisen, denn es kommt darin Wodan, die Hegerci kleiner Wichte u. s. w.

<sup>1)</sup> Brinton, The origin of sacred numbers. (American Anthropologist VII, p. 168, 1894.)

<sup>2)</sup> Es sind fast überall dieselben Pflanzen, die zur Neunstärke benutzt werden. Für die Umgegend der Stadt Hannover führt B. Seemann (Hannoversche Sitten in ihrer Beziehung zur Pflanzenwelt. Leipzig 1862, S. 8) an: Taubnessel, Spinat, Körbel, Porro, Pimpinelle, Gesehel, Sauerampfer, braunen Kohl und Kuhblume. In Mecklenburg (wo man in der Schweriner Gegend sich ängstlich an die Zahl 9 bindet) scheint der Name nicht bekannt; aber die Kräuter, die am grünen Donnerstag zu dem Gerichte gesammelt werden, sind die gleichen wie im Braunschweigischen. Vartsk, Mecklenburgische Sagen u. s. w. II, S. 257. In Oldenburg heißt die Speise „Sammelkohl“; sie besteht auch aus 9 Kräutern. Strackerjan, Aberglaube aus Oldenburg II, S. 41. — In den Zaubermitteln, welche die Hexen nach den Wernigeröbischen Hegerprozeßakten kochten (16. und 17. Jahrhundert), kommen stets neun Kräuter vor (Zeitschrift des Harzvereins IV, S. 298). In der Altmark tritt der aus neun Kräutern bereite kräderköl an die Stelle unserer negenstärke. — Rollenbogen (ein Märker von Geburt) im Froschneufeler (1595) hat folgende Stelle:

Am grünen Donnerstag im Mai  
Kocht eine bewrin ihren drei  
Von neunerlei Kohlkrauterlein,  
Solt wider alle Krankheit sein.

neben christlichen Bestandteilen vor. Hier werden zu einer Wundsalbe, die mit einem langen Segensspruche verbunden aufgestrichen wird, folgende neun Pflanzen verwendet: Beifuß (muegwyrnt, Müdenkraut), Wegeric (wegbråde), Lammkresse oder Stune (lombes cyrse), attorlathe, Kamille (mägthe), Kessel (wergula), Holzappel (wudusüräppel), Kerbel (fille) und Fenchel (finul). Wie es im Segen heißt:

Run haben diese neun Kräuter Macht gegen neun böse Geister,

Gegen neun Gifte und gegen neun ansteckende Krankheiten,

die der Reihe nach aufgeführt werden<sup>1)</sup>.

Es ist dieses Zusammentreffen wohl ein Beweis von der Wichtigkeit, die das Sammeln und Beobachten unserer Volksbräuche für die Sittengeschichte besitzt.

Von einzelnen Osterfitten und Osteraberglauben sei noch folgendes angemerkt. Am Karfreitag erhält der Haushund ein Butterbrot, auf dessen Butter ein Kreuz eingekraht ist. Man darf zu Ostern keine Erbsen essen, sonst bekommt man Schwären.

Die männlichen Blütenkätzchen der Salweide (*Salix Caprea*), die als „Palmen“ bezeichnet werden, sucht man auf und steckt sie hinter den Spiegel oder stellt sie ins Wasser, was wohl eine Erinnerung an die Palmenweihe der katholischen Kirche am Palmsonntage ist.

#### Der erste April.

An diesem Tage schickt man in Stadt und Land Erwachsene und Kinder „in den April“, indem man ihnen kleine Unwahrheiten aufbindet und sie mit unerfüllbaren Aufträgen zum Kaufmann oder Apotheker sendet. Die Kinder sagen dabei:

April, kann ik minen narren schicken, wo ik will.

Manche setzen das am letzten April fort und bemerken dabei:

April is üte,  
Du kri'st ne dicke snüte.

So fehlt auch bei uns dieser weit durch Europa verbreitete Brauch nicht, wobei bloß an das englische making an April fool zu erinnern und daß man in Frankreich den Gefoppten, wie den Streich, den man ihm spielt, poisson d'Avril nennt.

#### Der erste Mai. Wolperdag = Walpurgis.

Der Tag ist dadurch ausgezeichnet, daß an ihm nach dem ganz allgemein verbreiteten Glauben die Hexenfahrten nach dem Bloßberge stattfanden, worüber unter „Hexen“ das nötige gesammelt ist. Sonst ist noch zu bemerken, daß am ersten Mai die Kinder rufen:

Mai, mai, mai,  
De katte leggt en ei,

<sup>1)</sup> J. Hoops, Pflanzenaberglaube bei den Angelsachsen. Globus, Band 63, S. 326 (1893).

was wohl des Reimes wegen geſchieht. Aber mit dem erſten Mai beginnt auch das „Rudelsvierteljahr“ oder „Hungervierteljahr“ der Arbeiter; denn die Wintervorräte ſind aufgezehrt, neue Nahrung noch nicht vorhanden.

### Das Pfinſtfeſt

iſt bei uns immer weſentlich ein Feſt geweſen, das den beginnenden Sommer feiert. Die alten Pfinſtgebräuche ſind Feſtlichkeiten, mit denen man den Mai begrüßte und die in der Chriſtlichen Zeit auf Pfinſten übergingen, das Feſt der Ausgießung des heiligen Geiſtes.

Der Maibaum. Die ſchöne und freundliche, kräftig fortlebende Sitte, zu Pfinſten mit jungem Birkenlaub, mit den Maibäumen, die Häuſer in Dorf und Stadt zu ſchmücken, iſt nicht nur in deutſchen Landen weit und allgemein verbreitet, ſondern geht auch durch die romanischen und weſtſlawiſchen Völker. Wie uralt der Brauch iſt, erkennt man aus einem bei Caſarius von Heiſterbach erzählten, ums Jahr 1225 zu Aachen ſpielenden Vorſalle, wo der mit Kränzen geſchmückte Maibaum von einem Prieſter umgehauen, aber durch einen höheren erſetzt wurde<sup>1)</sup>. Also ſaß 700 Jahre läßt ſich in Deutſchland der Baum zurüd verfolgen.

Für unſer Herzogtum finde ich die älteſte Angabe über den Maibaum in einem Kopialbuche des Kloſters Marienthal aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts<sup>2)</sup>, wo von dem Lappwalde die Rede iſt, welcher dem Kloſter gehörte: we dar hawet eyn meyhom de ſchal geven dem holtgreven eynen ammer honyges van veer ſchillinge. Aus dem Jahre 1678 haben ſich alte Braunſchweiger Stadthorzetzel vom 8. Mai erhalten<sup>3)</sup>, auf welchen die ſuderweiße Einfuhr von „May“ beſtätigt wird. Es muß alſo damals ſchon eine ins Große gehende Ausſchmückung der Häuſer und Kirchen mit Maibäumen ſtattgefunden haben, für die auch der Ausdruck wolpermaie (Walpurziſmaien) vorkommt.

Vergeblich haben die Behörden und Waldbefitzer anderwärts<sup>4)</sup> und hier in Braunſchweig ſich gegen die mit dem Maibuſchholen verbundene Waldverwüſtung gewendet. Am 1. April 1743 ſchreibt Herzog Karl I. an den Rat der Stadt Braunſchweig, er habe höchſt mißfällig vernommen, daß trotz ſeiner früheren Verordnung, „daß gar kein mit Laub bewachſenes Birkenholz oder die jogenannte Mayen mehr gehauen werden ſolle, dennoch dergleichen Holz inſonderheit in denen Tagen vor Himmelfahrt und Pfinſten ſowohl in einzelnen Trachten als auch auf Wagens in die Stadt gebracht werde“. Damit das

<sup>1)</sup> M. Kaufmann, Caſarius v. Heiſterbach. Köln 1862, S. 190, citiert bei Mannhardt, Baumkultus.

<sup>2)</sup> Mitgeteilt in der Zeiſchr. d. Harzvereins XI, S. 100 (1878).

<sup>3)</sup> Die Originale im Sammelband „Sitten und Gebräuche“, S. 117. Stadtbibliothek.

<sup>4)</sup> Im Jahre 1659 läßt der Winterthurer Rat in der Kirche verkünden, „daß bei hoher Strafe die jüngeren Knaben am Maitag weder Rot- noch Weißbündli in Mayen hauen ſollen“. Roßholz, Alemanniſches Kinderlied, 507.

endlich aufhöre, habe er den Generalmajor v. Niepage beordert, kein Maien mehr in die Stadt passieren zu lassen, sondern solche wegzunehmen. Grund dieser Maßregel ist Schonung der Wälder, wie das später noch in einer „Verordnung das Mayenhanen betreffend“ vom 15. Februar 1762 näher begründet wird<sup>1)</sup>.

Der Maibaum soll den Geist des Frühlings oder Sommers, die personifizierte schöne Jahreszeit darstellen und so geht er parallel sonstigen Frühjahrsgebräuchen, wie sie z. B. anderwärts um Lätare gefeiert werden; er hat sich darum auch so zähe erhalten, weil er symbolisch andeutet: Fort mit dem Winter, herein mit dem Sommer!

In den Städten kauft man jetzt die zu Markte getragenen Maien; auf dem Lande suchen die Burschen, soweit sie nicht mit den Forstleuten in Streit geraten, die Maien dem Walde zu entnehmen und möglichst große Bäume vor den Thüren ihrer Mädchen nächtlischerweile aufzustellen. Freilich gehen sie auch dann weiter und pflanzen unbeliebten oder unkeuschen Mädchen statt des Maien Tornwasen vor die Thür, streuen Häcksel und Schewe, oder errichten gar Strohuppen mit einem Phallus, gebildet aus einer Kürbe und darunter ein paar Kartoffeln oder Zwiebeln. Derselben symbolische Warnungen und Andeutungen werden noch mehrfach, auch zu anderer Jahreszeit, den Mädchen vor die Thüre gestellt oder geworfen. In Eikum deuten Pappelzweige vor des Mädchens Thür gesteckt: Schwachhaftigkeit; Brennesseln und Disteln: Unbeliebtheit. Im Herbst, wenn Pflaumenmus gekocht wird, schüttet man „angebrannten“ (deflorierten) Mädchen die Kerne vor die Thür und im Winter, wenn die Federn geschliffen sind, die Federkiele.

Die jungen Burschen gehen (Höham, Klein-Schöppenstedt, Cremlingen) in der Pfingstnacht ins Holz, wo sie soviel Maien holen, daß sie vor jedes Haus ein paar „külle“ (Büschel) setzen können. Am ersten Pfingsttage nachmittags machen sie dann die

### Maibrüt.

Der zweitjüngste Bursche wird ganz in Birkenlaub eingekleidet und ist nun die Maibrant; der jüngste aber ist der paias (Hanswurst, Bajazzo) und dem entsprechend mit Larve und Pritsche versehen. Einige der Burschen tragen Klepen, andere führen Senfen bei sich, auf welche sie mit großen Eisenstücken klopfen, so die Musik zum Umzuge machend, welcher nun von Hof zu Hof geht. Einer der älteren Burschen „betet“ dabei folgendes:

Ik bringe jüch den lütjen vogt,  
Den gröten vogt,  
Den Pingstemaï,  
Ik woll' jüch bitten um en half schock eier.

<sup>1)</sup> Wer in den herrschaftlichen Forsten Mayen haut und nach Hause schleppt, soll mit der doppelten bisherigen Geldstrafe (1719 auf 10 Thaler festgesetzt) bestraft werden und wenn er nicht zahlen kann, in den kleinen Karren gespannt werden.

'n stücker fiwe, sesse  
 Ligget in jüen neste,  
 'n stücker fiwe, fofteine  
 Maket jüe nester reine.  
 Gêwet üsch en stücke kauken  
 Da künn we gut na raupen,  
 Gêwet üsch en stücke schinke  
 Da künn we gut na drinken.  
 Gêwet üsch en stücke speck wi en arm lang,  
 Denn ward üse eierkauke noch mal sau blank.  
 Gêwet üsch en enne wost,  
 Denn fât't we jüe mâkens ôk mal an'n tost.  
 Gêwet üsch en stücke semmele,  
 Denn fât't we jüe mâkens ôk mal an de pemmele.  
 Gêwet üsch en paar gröschen geld,  
 Da komet we ôk mide dorch de weld.  
 Pingstema!

Hierauf jagt die „Maibraut“: mik ôk en ei! und der Hanswurst: süss slâ ik schötteln un pötteln entwei!

Es erfolgt eine Gabe von den gewünschten Sachen. Das erbetete Gut wird in ein Haus gebracht, am zweiten Pfingsttag früh morgens wieder abgeholt und nach dem Walbe getragen, wo in einer mitgenommenen Pfanne das Eierkuchenbaden und der Schmaus beginnt.

Weit poetischer erscheint uns die Maibraut, wie sie in Waggum am ersten Pfingsttage, wenn die Kirche beendet ist, von den Mädchen des Dorfes dargestellt wird. Sie sind freundlich in helle oder weiße Kleider gekleidet, mit Blumen geschmückt und haben Kränze von Frühjahrsblumen im Haar. Eine von ihnen stellt die „Maibraut“ dar; sie ist am besten „upgefiat“ und führt auf einem Stabe eine aus Blumen gewundene Krone als Zeichen ihrer Würde. Auch diese Kinder ziehen, Eier, Würste, Kuchen oder Geld heischend, von Hof zu Hof. Dabei wird gesungen:

Buschbôm harre sin lóf verloren,  
 Wer will davor sorgen,  
 Am abend un am morgen?  
 Gêwet ji wat, so hat se wat<sup>1)</sup>.  
 Lâtet se üsch nich so lange stân  
 Môt en hús noch wider gân.

In Wahrstedt (Amt Vorsfelde) versammelt (ob heute noch?) sich die Jugend zu Pfingsten und macht Lose aus Weidenstäben von ungleicher Länge; darauf wird gezogen und der, welcher den größten Stab zieht, wird König, der zweite füstje-meier, der dritte pennigmeister, der letzte tobeldräger (Tobel = eine kleine Kiepe). Der König erhält einen Hohnstod mit rotem Bande in die Hand und einen Blumenstranz an die Mütze, der füstje-meier wird ganz in Maibusch eingehüllt, erhält einen Holzsäbel in die Hand und es wird ihm eine mit Blumen umwundene Holzkrone aufgesetzt, außerdem wird ihm noch ein Blumenkranz umgehängt. Darauf setzt sich der Zug in Bewegung und zieht von Haus zu Haus, singend:

1) Nämlich die Braut, auf die hierbei geedeutet wird.

Da danzt de herr könig met'n füstje-meier,  
 He let se wol bidden um en half schock eier.  
 Geven se us de eier nich,  
 So leggen de häuner up't jår ok nich.

Ähnlich in dem benachbarten Bahrdorf. Auch hier wird mit Weidenstäben gelöst und alle, außer dem füstje-meier, haben Holzsäbel. Beamtete sind: der füstje-meier, der leier, der ihn leitet, da jener, ganz in Laub eingehüllt, nicht sehen kann, der korfdträger (mit dem Eierkorb), der hunnesläger und der kattensläger, um Hunde und Katzen abzuhalten. Die Knabenschar singt:

Füstje-meier  
 Drei halve schock eier.  
 Wat gëben se üsen füstje-meier?  
 Hög in de höchte  
 Hanget de langen wöste.  
 Geben se us de langen,  
 Lätet se de korten hangen,  
 Bet up dat jår  
 Willt wi de korten nahålen.  
 Halleluja, halleluja,  
 De klümpe wereu går,  
 Wi kregen en pår,  
 De weren noch nich går.  
 Romdideldom de füstje-meier!

Die Lanbeinkleidung eines Knaben und seine Benennung füstje-meier fand sich ehemals auch in anderen Dörfern bei Vorsfelde, so in Brackstedt, Hehlingen. An letzterem Orte wurde auch zu Ostern das Pfingstgras abgestedt, von dem am ersten Pfingsttage ein großes Reiten des gesamten Mannsvolkes nach dem Dorfe stattfand<sup>1)</sup>.

Je weiter nach dem Trömling zu, desto ausführlicher wird der Pfingstbrauch und es tritt, ganz an die Lätarebräuche in der Pfalz gemahnend, eine Darstellung des Winters, der vertrieben wird, und des einrückenden Sommers hinzu. Im Trömling sind Doppelschöre der Knaben und Mädchen bis auf diesen Tag noch Sitte<sup>2)</sup>. Erstere toben mit Glocken und Schellen singend und schreiend von Haus zu Haus, um den Winter zu verjagen; hinter ihnen her, leise singend, die Mädchen, geführt von der Maibraut, alle in hellen Kleidern, mit Blumen und Kränzen geschmückt, so den einziehenden Frühling darstellend. In früheren Zeiten hatten die Knaben noch eine Strohputze, die den Winter vorstellte und nach dem Umzuge vernichtet wurde; an ihre Stelle ist jetzt ein verummelter Mann getreten. Die Kinder sammeln Gaben: Würste, Eier, Speck, Kuchen, Geld. Dabei singen die Knaben:

Jetzt gät de königesknecht  
 Met'n fistemeier rum, meier rum.  
 He let se wol bidden um en half schock eier,  
 Half schock eier.

<sup>1)</sup> Diese Nachrichten über Wahrstedt, Bahrdorf und Hehlingen, nach Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, Leipzig 1848, S. 382, gehören auch schon zum Teil der Vergangenheit an.

<sup>2)</sup> M. Ebeling, Blide in vergessene Winkel. Leipzig 1889, II, S. 229. Nach ihm der hier folgende Chorgesang.

Gêven se üsch keine fûlen eier,  
 Fûlen eier.  
 De smiten wi öwer 'n pingstmeier her,  
 Pingstmeier her,  
 Hangele, hangele hôte,  
 Boben in de fôte  
 Da hangen de langen wôte.  
 Gêw't se üsch de langen,  
 Lât't se de korten hangen.  
 Bet't annere jâr um düsse tid  
 Will wi de korten nahâlen.  
 Gêw't se üsch den kauken,  
 Denn will't wi us propfull raupen<sup>1)</sup>,  
 Speck, wost, schinken  
 Denn will't wi us propfull drinken.  
 Un wenn ji dat nich daun willt,  
 So will't wi alle selbe jâr  
 Vor ju wischen un korn nich wêren (!)  
 Heidideldom, spring mal rom.

Nun folgen, die Maifönigin in ihrer Mitte fûhrend, die Mädchen, deren  
 Lieb dramatisch aufgefaßt werden muß, da es Frage und Antwort enthält:

Gûen dag, gûen dag!  
 Wat gêwet se usrer maibrût?  
 Gêwet se wat, so hat se wat,  
 Hat se et ganze jâr wat.  
 Gêwet se nich, hat se nich,  
 Hat se et ganze jâr nich.  
 Kloppe, kloppe ringelken  
 Hier stân par lüttje kinnerken.

(Es folgt nun zunächst Abweijung.)

Lât se stân, lât se gân,  
 Lât se en enne w'er gân.

Nun erinnern die Kinder an den Besitz des Bauers, an den rûlstock,  
 den er beim Pflügen gebraucht (vergl. S. 177), und den jökstock, das Ochsen-  
 joch. So lange sie im Gebrauche, hat der Ackermann zu leben:

Rûl, rûl, jökstock  
 Ackermann de lewet noch!

Die Kinder halten eine Schnur vor die Thür, welche die gabenpendende  
 Bauerntochter passieren muß:

Holt snaur um dat hûs,  
 Kunt de snære jumfer herût.

Die Maibraut tritt vor:

Lât de jumfer brüd rût trê'en.

Alle Mädchen knien und fordern die Bauerntochter auch dazu auf:

Jumfer mot datselbe daun.

Nun stampfen, nachdem die Gabe empfangen ist, alle Kinder zum Schluß  
 mit den Füßen und singen:

Tram, tram trittchen,  
 Up min midchen.  
 Up min blaut,  
 Jumfer tritt herût.

<sup>1)</sup> propfull, gefroßt voll.



Je weiter von den Mittelpunkten der Kultur und den Städten entfernt, desto frischer haben sich die alten Sitten noch erhalten; wie ausführlich und dramatisch belebt ist diese Darstellung der Maibraut in den Drömlingdörfern, wie sehr zusammengeschrumpft in Waggum, wo die mitgetheilten Reste (S. 249) erkennen lassen, daß es sich ursprünglich um dieselbe Darstellung handelte<sup>1)</sup>.

**Das Fahnenjagen.** Die altgermanischen Wettspiele und Übungen der Körperkraft haben noch einen Niederschlag in den Wettläufen zu Pfingsten hinterlassen, welche heute im Fahnenjagen unserer Dorfbewohner den letzten Ausläufer haben. Wie Weinhold gezeigt hat, sind die Wettrennen zu Fuß und zu Roß um die Frühlingszeit als ein Teil des Festes zu nehmen, das Hirten und Landbauer in Dankbarkeit und Verehrung der segenspendenden Gottheit veranstalteten, im Frühjahr wie im Herbst bei der Ernte<sup>2)</sup>. Bis in die Mitte unseres Jahrhunderts waren Wettläufe im Mai oder zu Pfingsten in Niedersachsen, Franken, Thüringen, Schlesien, Schwaben und Bayern noch sehr verbreitet.

Den Untergang der Sitte führten Verbote nur zum Teil mit herbei; auch das Wettlaufen und Wettreiten ist dem Zuge der Zeit unterlegen und der wohlhabende Bauer, dessen Großvater vielleicht noch am Hammellaufen sich beteiligte, fährt heute mit der Eisenbahn zu den Rennen nach Harzburg.

Durch Erlaß aus Wolfenbüttel vom 20. Dezember 1745 verfügte Herzog Karl I. „weß maßen es eine zwar sehr unvernünftige, aber doch ziemlich gemeine Gewohnheit sei, daß die Pferdejugens auf den Dörfern am dritten Pfingsttag einen Wettlauf mit den Pferden anstellen und als wilde Leute auf die unbändigste Weise in den Feldern und Wiesen herumjagen. Wie dadurch nicht nur die Pferde zu Schanden gejagt, sondern auch die Jungens in die Gefahr ihr Leben und die Gesundheit zu verlieren gesetzt werden“ — so wird dieses auf das schärfste verboten und sollen die Jungens, wenn sie nicht gehorchen, geächtigt werden.

Aus diesem Wettreiten der Pferdejugens ist nun das heute noch sehr verbreitete und beliebte Fahnenjagen hervorgegangen, das alljährlich um die Pfingstzeit oder auch sonst im Sommer unter großem Zulauf gefeiert wird. Wie

<sup>1)</sup> Über die Maibraut oder Pfingstkönigin im allgemeinen, ihre weite Verbreitung durch Europa und das hohe Alter der Sitte (schon im 12. Jahrhundert nachweisbar) vergleiche Mannhardt, Baumkultus, S. 344. Die den unseren verwandten altmärkischen Bräuche und Lieber stehen in den Altmärkischen Jahresberichten III, S. 87. Die Sitte, einen gabensammelnden, in Laub verhüllten Burschen zu Pfingsten umherzuführen, ist auch sonst in der Provinz Sachsen weit verbreitet. Er heißt dort Fiezmeier, Fißmeier, Fischmeier; überall ist hier die Deutung des siegreich aus dem Kampfe mit dem Winter hervorgehenden Sommers sicher (Ph. Wegener, Pfingstbräuche des Magdeburger Landes, Magdeb. Geschichtsblätter 1880, S. 266). Zu der Grafschaft Wernigerode war der Brauch unter dem Namen des Stinpfüsters im 17. Jahrhundert bekannt und führte, wegen Ausschreitungen, zu Verboten (Zeitschr. d. Harzvereins 1891, S. 302).

<sup>2)</sup> Weinhold, der Wettlauf im deutschen Volksleben. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde III, 3.

an den Häusern in unsern Dörfern die Scheiben den Schützentönig andeuten, so die über den Hausthüren angebrachten hölzernen Fahnen den Sieger im Fahnenreiten. Es wird bei diesem Wettreiten unendlich viel in schwülstigen hochdeutschen Versen geredet und das ganze hat eine Art militärischen Anstrich erhalten. Dabei fließen allerlei städtische Gewohnheiten ein, wie die langatmigen oft mit Anleihen aus bekannten Gedichten versehenen Verse beweisen. Erfrischend wirkt dabei nur der plattdeutsch redende „Paiaß“.

Die jungen Leute, welche sich zur Abhaltung des Fahnenjagens vereinigen, kommen gewöhnlich schon lange vor Ostern zusammen, um alles gehörig vorzubereiten und die Rollen einzustudieren. Ein jeder leistet einen Beitrag in die Kasse, gewöhnlich drei Mark. Teilnehmen dürfen nur Junggesellen und Jungfrauen; sogenannte „Angebrannte“ beiderlei Geschlechts, d. h. diejenigen, welche uneheliche Kinder haben, sind ausgeschlossen. Zunächst wird der „Offizier“ und der „Fahnenjunker“ gewählt; das sind die beiden Hauptpersonen, welche am meisten zu reden haben und ihre langen Sprüche gut auswendig lernen müssen. Auch die Mädchen müssen schon vier Wochen vor Pfingsten gewählt sein, d. h. ein jeder der Teilnehmer muß aus den Dorfschönen sich seine Partnerin für das Fest erkoren haben.

Ist der Festtag erschienen, früher anschließend, heute noch oft ein Pfingsttag, so versammeln sich sämtliche Teilnehmer, mit Ausnahme des Offiziers auf eigenen oder geliebten Pferden vor dem Wirtshaus. Letztere sind schön aufgepußt, mit roten seidenen Bändern geschmückt und auch an den Reitpeitschen der Teilnehmer sitzen solche „Düsen“ oder Bandschleifen. Der Fahnenjunker, der zunächst in Thätigkeit tritt, hat eine Schärpe um den Leib und der Hals seines Pferdes ist mit einem Kranze geschmückt. Er hält nun eine Anrede, in der er auf das Fest hinweist, alle zur Einigkeit ermahnt und schließlich die beiden ältesten Festesbrüder abfindet, um den Offizier zu holen. Dieser, mit zwei Schärpen geschmückt, erscheint, von der Musik begrüßt, und wird vom Fahnenjunker wieder in gebundener Rede gefragt, ob er mit Ernst und Anstand seinen Pflichten nachkommen und die Schar beim Reiten und Tanzen nach besten Kräften führen wolle? Nachdem dieses bejaht und der Fahnenjunker in Reih und Glied zurückgeritten ist, hält der Offizier seine ermahnende Anrede, in welcher er Gehorsam verlangt, damit das Fest gut verlaufe.

Unter Vorantritt der Musiker ordnet sich nun der Zug der Reiter, zunächst Offizier und Fahnenjunker, dann die anderen Festteilnehmer (gewöhnlich 12 bis 20) zu zweien nach dem Alter und nun geht es nach dem Hofe hin, wo unterdessen die festlich geschmückten Mädchen sich versammelt haben. Der Bauer, auf dessen Hofe sie sich versammeln, stellt gewöhnlich auch den Festwagen, auf dem die Mädchen sich nach dem Festplatze begeben. Wagen, Pferde und Fuhrmann sind mit Bändern und Blumen geschmückt und auf dem Wagen thront zwischen den Mädchen die Fahne, das Siegeszeichen (Fig. 73, a. f. S.). Sie ist in Form einer Wetterfahne aus Holz gearbeitet, gewöhnlich blau und gelb (in den Landesfarben) und mit einem kleinen, aus Holz geschnitzten Pferde versehen. Daran

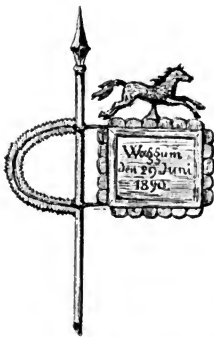


Fig. 73.

Hölzerne Fahne vom Fahnenjagen.

Ich gebe hier die 1894 in Klein-Schöppenstedt gesprochenen.

hängen kostbare seidene Tücher und Schleifen herab. Oft auch nimmt der Fahnenjunker die Standarte an sich und trägt sie zu Pferde nach dem Festplatze hinaus. Vorher aber haben noch sowohl der Offizier wie der Fahnenjunker Anreden gehalten, wobei namentlich dem Hofbesitzer gedankt wird, welcher den Wagen für die „Damen“ lieferte. Zunächst begiebt sich der Zug nach dem Dorfplatze, wo der Offizier „den Haupttext thut“, ein Glas auf das Wohl aller trinkt und in langer salbungsvoller gebundener Rede zur Festfreude, Frieden und Eintracht ermuntert. Endlich mahnt der Fuhrmann gleichfalls in Versen zum Aufbruch und verlangt Lohn für seine Fahrt, die ihm in Gestalt einer Flasche Wein zu teil wird. Die Schlussworte spricht der Hanswurst plattdeutsch.

Ha, ha, ha, hoch, hoch, hoch!  
 Sau geit et immer in eins weg noch!  
 Nu is et awer balle üte!  
 Nu dau ik awer mal up mine snüte!  
 O, wat is dat vor ne welt,  
 Wenn man sik böwen up'n wa'n stellt,  
 Un sau von böwen herunner kiket  
 Un up de „festgeschmückten“ lüe kiket.  
 Ja, ik freue mik all up näher,  
 Giwt mik jeder man en markstück her,  
 Denn danke ik mit fründlicher mine,  
 Dann kôp ik mik morgen en pâr grôte swine.  
 Denn dat olle is sau wit uppe,  
 Eben kri'e ik man kâle kartoffelsuppe.  
 Dat lât jich nu tau herten gân  
 Und lât mik nich ledig na huse hin gân.  
 Wenn ik vor jich kôme, daut ja nich stutzen  
 Denn dau 'k jich jûe steuweln putzen.  
 Un wer mik denn giwt 'ne gue gâbe  
 Den löwe ik näher noch in'n grâwe.  
 Wer mik awer gar nist gewen deit,  
 Dei kann naher seien, wo et ne geit.  
 Dei kummt bi dat böse ungeheuer  
 Bi Beelzebub in't fegefener.  
 Ja, ik mot doch hûte bi dissen sâken  
 En betjen hokuspokus mâken.  
 As paia's un richtigen âlfânger  
 Denn ji seiet woll: de kransuphânger  
 Seggt nich, wate geten hat, ôk nich en wort,  
 Hei freut sick man in einen fort.

Wenn ik vonabend mik man kann freuen,  
 Denn deit mik disse dag nich gereuen,  
 Un ik hewwe mine taschen vuller geld  
 Dann segg ik: ô, wat vor'ne schöne welt!

Et solle ja noch mër hokuspokus sin,  
 Ik wolle ja hüte en essel r'ien.  
 Awer wi ik'r dene nafr'ä,  
 Da sä'en se: ik solle up schaustersrappen gäu.  
 De essels sä'en: j-a un de lüe sä'en: ne!  
 Nu hebb ik kein p'ärd un kein' essel kre'en.  
 Ik daue darum nich verzagen  
 Und sette mik up'n jumfernwä'en.  
 Ik dâe gern noch vël seggen,  
 Awer ik mot uphören.  
 Doch dat mot ik noch jeden an't herze leggen:  
 Gëwt mik nich tau vël un nich tau wenig,  
 Nich öwer 100 mark und nich under 50 pennig!

Schließlich erfolgt der Aufbruch des Zuges nach dem Festplatze, wo um die Fahne gejagt wird; denn diese, die während des ganzen Reitens auf dem Mädchenwagen und zwischen diesen aufbewahrt wird, ist der Siegespreis. Das Reiten selbst ist ähnlich wie bei einem Ringelspiel: unter einer auf dem Festplatze erbauten Ehrenpforte, die mit grünem Laub und Fahnen geschmückt ist, hängt ein Kranz herab und dieser muß von den im Galopp unter der Pforte durchreitenden Festteilnehmern mit der Reitpeitsche herabgestochen werden. Wer beim ersten Ritt den Kranz nicht absticht, wird für den nächsten Ritt ausgeschlossen und so lange wiederholt sich das Stechen um den Kranz, bis einer Sieger bleibt. Jetzt geht der Zug ins Dorf zurück und nun folgt der Tanz bis tief in die Nacht hinein. Dem Sieger wird am folgenden Tage die Fahne überbracht; er giebt dafür den Genossen ein Essen und befestigt nun die schwer errungene Fahne an seiner Thür als Siegeszeichen<sup>1)</sup>.

Selbst die mit ländlichem Grundbesitze ausgestatteten Gemeinden der Stadt Braunschweig (Hägener-Gemeinde, Altwiek-Gemeinde) veranstalten im Sommer noch solche Fahnenjagen<sup>2)</sup>.

**Das Hammellaufen.** Während das Fahnenjagen in voller Blüte steht und einen anderen Mantel umgeschlagen hat, ist das alte Hammellaufen, das auch zu den Wettläufen unsrer Altvordern gehörte, ganz abgekommen. Auch hier haben Verbote mitgeholfen. Am 29. August 1798 verbot Herzog Karl Wilhelm Ferdinand das Hammellaufen, da ein derartiger Wettlauf, zumal in heißer Jahreszeit und bei großer Anstrengung der Kräfte, auf die Gesundheit einen höchst schädlichen Einfluß habe. Ich habe von dieser Sitte keine Spur

<sup>1)</sup> Über verwandte Sitten des Fingstwettrittes, das Kranzstechen und Buschstechen siehe Mannhardt, Baumkultus, S. 387, wo mythologische Deutungen angezogen werden.

<sup>2)</sup> Die Altwiek-Gemeinde z. B. im Juli 1895 auf dem großen Exerzierplatz, wobei Ehrenpreise, silberne Pokale, Bowlen u. s. w. errungen wurden. Voran ging ein Festzug, den ein Mohr zu Pferde eröffnete. Dann folgten Herolde in bunter Tracht, bekränzte Wagen mit der Musik und den Ehrenjungfrauen, zahlreiche Kutschwagen mit Festgenossen und die am Rennen teilnehmenden Reiter in Jockeysracht. Die von den letzteren mittels ihrer Reitpeitschen zu erlangenden Kränze wurden in einem auf dem Festplatze errichteten Thorbogen aufgehängt.

mehr in der Gegenwart ausfindig machen können und muß mich in der Beschreibung daher auf benachbarte hannoversche Ämter beschränken, wo im Jahre 1748 auch die hannoversche Regierung „bei harter Leibstrafe“ das Volksfest verbot und darüber Bericht einforderte<sup>1)</sup>. Aus den von den Ämtern Langenhagen, Calenberg und Blumenau ergangenen Mitteilungen über diesen Wettlauf der Schäfer erhellt, daß damals das Hammellaufen schon in der Abnahme begriffen war. Am ausführlichsten ist der Calenbergische Bericht. Danach hatte bei Gelegenheit einer Schäferhochzeit der Bräutigam einen Hammel als Preis auszusetzen, der von den verheirateten Frauen des Ortes mit Knittergold, Bändern und Buntpapier geschmückt wurde. Die Schäfer liefen alsdann um die Wette um diesen Hammel, der zuerst bei ihm anlangende erhielt ihn als Preis und hatte ihn mit einem Stode gegen die Mitbewerber zu verteidigen, welche das Knittergold, die Bänder u. s. w. zu erfassen strebten. Der schlechteste Läufer mußte zur Strafe einen schweren Holzkloß nach Hause tragen, wobei er von den Dorfjungen mit Stöcken geschlagen wurde, er hingegen sich mit einem Prügel verteidigte.

Verwandt damit ist das Lamböm-Laufen der Mädchen bei Halberstadt zu Pfingsten um ein am Maibaum aufgestelltes Lamm, wobei die schlechteste Läuferin einen Kloß erhielt. So noch vor fünfzig Jahren. Auch von Klettenberg am Südrhaz war das Hammellaufen bekannt; in Woltersdorf bei Köpenick „bozelte“ (legelte) man zu Pfingsten um einen Hammel<sup>2)</sup>. Es ergibt sich daraus eine ziemlich ausgedehnte Verbreitung des Hammellaufens.

Das **Bullenstoiten** oder -stöten gehörte zu den Frühlingsfestlichkeiten, bei denen das ganze Dorf sich auf dem Pfingstanger versammelte. Es war eine Art Stierkampf, der abgehalten wurde, wenn die Herde zum erstenmal zur Weide ausgetrieben wurde und der auch anderweitig in Niedersachsen stattfand<sup>3)</sup>. Auch diese jedenfalls alte Sitte ist der Separation zum Opfer gefallen, denn mit der Teilung der Gemeindeweiden fand das Austreiben der Rindviehherden ihr Ende. Die Stierkämpfe entsprangen übrigens einem sehr praktischen Grunde. Die Gemeinde hielt gewöhnlich zwei Bullen, die, wenn sie mit den Kühen zusammen auf die Weide getrieben wurden, natürlich miteinander rivalisierten, sich auf der Weide verfolgten und die ganze Herde in Aufruhr brachten. Dieses zu vermeiden, galt es, die Hegemonie des einen Bullen über den anderen herzustellen, den einen zum Sieger zu machen, dem der Besiegte sich unterwarf, so daß den Sommer über Frieden auf der Weide herrschte. Die Bullen, welche bei verschiedenen Bauern den Winter über in Verpflegung waren, wofür gewöhnlich die Nutzung und der Ertrag der sogenannten, den Gemeinden

1) Zeitschr. des histor. Vereins für Niedersachsen, 1873, S. 180.

2) Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, S. 386.

3) Das „Bullenstoßen“ in Mecklenburg ist geschildert bei K. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, II, S. 284; aus Henustedt in Dithmarschen von Volkemann in der Zeitschrift „Am Urquell“ I, S. 129.

gehörigen „Bullenwiesen“ ausgeworfen war<sup>1)</sup>, wurden gleich beim ersten Austreiben, zu Pfingsten, auf dem Pfingstanger oder sonst einem öffentlichen Plage zum „stöten“ zusammengebracht. In Grashorst, von wo uns eine Schilderung eines Augenzeugen aus den vierziger Jahren vorliegt, geschah dieses auf einer Wiese an der Aller<sup>2)</sup>; dabei strömte Alt und Jung aus dem Dorfe wie zu einer Haupt- und Staatsaktion zusammen, Parteien bildeten sich für den einen oder anderen der Stiere, die nun im wütenden Kampfe unter dem Heßen der Zuschauer einander anfielen. Die Ehre des Sieges wurde zunächst der Viehmagd zu teil, die den siegenden Bullen den Winter über gepflegt hatte, ebenso wie jene Magd Spott erntete, deren Pflegling unterlag. Aber der Zweck wurde erreicht; der Bulle, welcher den Gegner niedergestoßen hatte, blieb Herr auf der Weide und wurde von dem Besiegten dort nicht mehr belästigt. Es herrschte also Frieden. Ganz so lautet ein Bericht aus dem Dorfe Ölper.

Der Pfingstochse ist eine Erscheinung gewesen, welche bis vor nicht langer Zeit in den kleineren Städten des Landes, wenige Tage vor dem Feste, für Alt und Jung von Bedeutung war und dessen Umherführen wie ein Volksfest gefeiert wurde. In Wolfenbüttel ist er noch in den sechziger Jahren umhergeführt worden. Ob er auf irgend einen alten Brauch mit besonderer Bedeutung zurückgeht, lasse ich dahingestellt; jedenfalls war er zuletzt nur eine Speculation der Schlächter, um Kunden für einen fetten Festbraten anzuloden. Zwei bis drei Tage vor Pfingsten erschienen ein, zwei oder auch mehr fette blumenbekränzte, an den Hörnern mit Kränzen geschmückte Ochsen unter gewaltigem Lärm und Peitschengeknall der führenden Schlächtergesellen in den Straßen Wolfenbüttels. Vor den Häusern der guten Kunden wurde Halt gemacht und der erste Gesell ging in deren Haus, um auf das schöne Stück Vieh aufmerksam zu machen. Hier bekam derselbe dann ein buntes Taschentuch geschenkt, welches dem Ochsen am Horne befestigt wurde. Diese vielen um die Hörner gebundenen Tücher, welche dann in der Luft flatterten, mögen wohl zu dem noch heute geläufigen Sprichworte die Veranlassung gewesen sein: dat mâken hat sik as en pingstosse upefliet.

Jeder Schlächter zog für sich allein mit seinem Ochsen die Straßen entlang. Sobald der Umzug beendet war, kam das Tier wieder in seinen Stall, um dann für das Fest geschlachtet zu werden.

In Schöningen ist der Pfingstochse 1878 (?) zum letzten Male durch die Straßen der Stadt geführt worden. Ein dortiger Fleischer hatte einen besonders schönen und fetten Ochsen von der Schloßdomäne durch die Straßen geführt, statt seiner aber eine Kuh geschlachtet. Der große Unwille, welcher deshalb

1) Dorfbeschreibung von Wenbhausen von 1754: „Der eine Brummochse wird auf der Reihe unterhalten. Den anderen Bullen füttert der ein ganzes Jahr, welcher der Reihe nach in die Heilige Wiese kommt.“

2) Ganz ähnlich die Schilderung aus den Drömlingbüchern bei M. Ebefing, Blicke in vergessene Winkel II, 50.

unter den Leuten entstand, brachte den Pfingstochsen um sein Ansehen und er verschwand für immer.

### 8. Juni. Medardus.

Dieser Heilige wird noch oft genannt und muß in großem Ansehen gestanden haben. In den Dorfbeschreibungen des vorigen Jahrhunderts wird vielerlei „vor“ und „nach“ Medardus bestimmt. Ich habe von ihm erfahren, daß er Bischof von Noyon war, 545 starb und zu Soissons begraben liegt. Seine Seele ist in Gestalt einer weißen Taube zum Himmel gefahren. Warum er aber gerade in unserer Gegend zu hohem Ansehen gelangte, vermag ich nicht zu sagen. Er war sogar von Einfluß aufs Wetter und noch kann man die Regel hören:

Was Medardus für Wetter hält,  
Solch Wetter stets zur Ernte fällt.

Auch ist Medardus gut für die Vertreibung von Ratten, Mäusen und allerhand Ungeziefer. Man macht an seinem Tage drei Kreuze an die Stubenthür und schreibt dazu „Medardus verschwunden“, dann laufen die Ratten und Mäuse davon.

### Flurumgänge und Hagelfeier.

Besonders strenge wird der Hagelfeiertag gehalten; jegliche Arbeit unterbleibt an ihm, wiewohl er auf einen Wochentag fällt<sup>1)</sup>. Dem Landmanne ist kein Feiertag im Jahre so wichtig wie dieser, an dem es sich um das Wohlergehen seiner Feldfrüchte handelt. „Die Saat würde nicht geraten, wenn einer an diesem Tage die geringste Arbeit verrichtet“, heißt es. Hervorgegangen scheint dieser christliche Feiertag aus den alten Umgängen um die Felder, die in die heidnische Zeit zurückreichen. Der Vergleich mit den römischen Ambarvalien liegt auf der Hand und bei unseren heidnischen Vorfahren sind auch Flurumgänge mit Vortragung von Bildnissen bezeugt. De simulacro quod per campos portant handelt schon das listinische Konzil 743, wo dieser heidnische Brauch verdammt wird. Flurumgänge unter Vortritt der Geistlichkeit und Schuljugend, wobei Heiligenbilder getragen werden und der Segen Gottes auf die Felder herabgesielet wird, sind eine ständige Erscheinung heute noch in katholischen Gegenden. Bei uns sind sie ganz verschwunden, aber nur allmählich.

In den Lüneburger Artikeln aus dem Jahre 1527, welche die Prediger zu Celle an den Herzog Ernst den Befehrer richteten, um Abstellung der darin angegebenen Mißstände zu erbitten, ist der zehnte Paragraph überschrieben „Van der Hagelvyre“. Darin heißt es: Andere feste schollen alle afgedaon wesen, sunderlicker de, der sick der gemene Buersmann bruket, also

<sup>1)</sup> Die 1887 vom landwirtschaftlichen Centralverein beantragte Verlegung des Hagelfeiertages auf einen Sonntag wurde vom Ministerium mit Rücksicht auf das hohe Ansehen, in welchem der Hagelfeiertag im Lande steht, abgelehnt. [Amtsblatt des herzogl. Konsistoriums II (1889), S. 25.]

hylligen Drachte, Hagelyvre, kese eetent edder wo solke mögen genömet werden, darynne nicht gerynge teken des vngelouens gespörth werden<sup>1)</sup>.

Unter der hylligen Drachte sind die Umzüge (englisch draught), die Flurproressionen zu verstehen, die damals noch nach alter Sitte im Schwange waren; das Käseessen bezog sich wahrscheinlich auf ehemals geweihte Käse (wie auch andere Speisen und Gegenstände von der katholischen Kirche geweiht wurden) und ob es sich bei dem Hagelyvre um ein „Feuer“ oder eine „Feier“ handelt, läßt sich nach dem Worte allein nicht entscheiden, da es beides bedeuten kann. Aus Hefsen, Nassau, dem Trierschen sind wirkliche Hagelfeuer bekannt geworden, die mit dem Hagel zusammenhingen, um dessen Abwendung man bei den Flurumgängen bat<sup>2)</sup>. Was die Flurumgänge betrifft, so sah sich Herzog Julius veranlaßt, gegen dieselben, als „abgöttisch“, einzuschreiten und sie zu verbieten<sup>3)</sup>; wir erfahren daraus, daß die Umgänge in der Kreuzwoche stattfanden, dabei Kreuze um das Feld getragen und die „abgestorbenen Heiligen“ angerufen wurden. Aber trotzdem wich der aus heidnischer Zeit stammende, von der katholischen Kirche übernommene Brauch dem Protestantismus nur schwer. Der Pastor zu Velm, Johann Christian Dünnhaupt, hörte noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts alte Leute davon erzählen. Man hielt die Flurumgänge für eine gottesdienstliche Handlung, bei der der Schulmeister mit den Schulkindern und in älteren Zeiten auch der Prediger mit der ganzen Gemeinde mit Gesang und abergläubischen Ceremonien um die Äder gehen mußte, um eine gesegnete Ernte zu erhalten<sup>4)</sup>. Auch für die Gegend am Drömling ist der feierliche Umgang in der Feldmark zur Weiße der Früchte um Pfingsten oder in der Bittwoche (Rogate) in der Zeit vor der Reformation bestätigt. Die ganze Gemeinde samt der Schuljugend beteiligte sich daran unter der Führung des Pfarrers<sup>5)</sup>. Danach scheinen die Flurumgänge auch bei uns allgemein gebräuchlich gewesen zu sein. An ihre Stelle trat dann, dem Protestantismus entsprechend, ein feierlicher Bittgottesdienst, welcher unter dem Namen Hagelfeier sich bis jetzt in den ländlichen Gemeinden (in der Stadt Braunschweig nur in der Magnikirche, wegen des dorthin eingepfarrten Dorfes Nühme) erhalten hat. Die revidierte Kirchenordnung von 1657 beklagt, daß früher die Hagelfeier in Saufgelage ausgeartet sei und bestimmt, daß in der Woche Vocem Jucunditatis, d. i. Rogate, Gebete um Segnung der Feldfrüchte gehalten werden sollten. Im Jahre 1823 wurde die Hagelfeier auf den zweiten Montag im Monate

1) Richter, Evangelische Kirchenordnungen I, S. 71, citiert nach Pfannenschmidt, Germanische Erntefeste. Hannover 1878, S. 65.

2) Pfannenschmidt a. a. O., S. 68.

3) In der Kirchenordnung, Wolfenbüttel 1569. Revidierte Ausgabe, Helmstedt 1615, S. 41 der Agenda.

4) Dünnhaupt, Beiträge zur niederländischen Geschichte. Helmstedt 1778, S. 96, 97.

5) Obeling, Blide in vergessene Winkel I, S. 109.



Juni verlegt<sup>1)</sup>. Beste<sup>2)</sup> giebt dazu noch folgende Erläuterung: „Damit büßte dieser Gottesdienst seinen ursprünglichen Charakter als Erntebittfest, als Buß- und Betttag ein.“ Bisher hatten viele Gemeinden den Geistlichen für die Hagelfeier extra bezahlt oder ihn, z. B. in Barbede, durch mehrnächtlichen Hürdeschlag zur Düngung seines Acker durch die Gemeindegeldschäfer, den er zu jeder beliebigen Zeit in Anspruch nehmen und auch verkaufen konnte, entschädigt. Leider hatten die Geistlichen den Glauben an die Kraft der Fürbitte vielfach verloren, wie denn z. B. Generalsuperintendent Ludewig in Helmstedt 1821 folgende Synodalthese stellte: „Was ist von den Bitten um Sonnenschein bei anhaltendem Regen und um Regen bei anhaltender Trockenis zu halten? Kann man sie mit einiger Hoffnung auf Erhörung thun, solange man nicht Wunder glaubt, durch welche die bestimmte Ordnung in der Natur durchbrochen wird?“

### Die Ernte.

Trotz der damit verbundenen Mühen und gesteigerter Arbeit gilt die Zeit der Ernte auf dem Lande noch als eine festliche. Der Segen des Jahres wird eingebracht, die Mahlzeiten sind gesteigert, aber von besonderen Erntebräuchen ist nicht viel mehr vorhanden. Wo die Maschine eingreift, hört die alte Volkssitte auf. In Meerdorf, Essinghausen, Dittensstedt soll die Überreichung eines Erntekranzes an den Guts- oder Hofherrn von seiten der Feldarbeiter noch vor kurzem stattgefunden haben. Der Kranz wurde auf der Däle aufgehangen, wo er blieb, bis der neue im nächsten Jahre ihn ersetzte. Dabei wurden Erntesprüche gesagt, wofür eine Gabe in Geld oder ein Trunk gespendet wurde. Der nachstehende ist in Klein-Schöppenstedt aufgezeichnet:

Wir bringen hier den Erntekranz,  
Er ist nicht halb, sondern ganz,  
Er ist nicht von Disteln und Dorn,  
Sondern von Winter- und Sommerkorn.  
Unter Sorgen, Plagen und Müh'  
Sammelten wir es ein für Sie.  
Gott schenkte reichlich dieses Jahr  
Und das in großer Fülle zwar.  
Auch waren wir immer fleißig beim Mäh'n,  
Wie Sie das selber konnten sehn.  
Und auch beim Hacken, Hacken und Binden,  
Wie Sie das immer konnten finden.  
Von allen, die dabei waren beim Mähen  
Fehlt keiner wie wir sehen.  
Drum haben wir uns kurz bedacht  
Und Euch einen Erntekranz gemacht.  
Es ist nicht geschehen wegen das Trinken,  
Wenn wir auch nicht gerade abwinken,  
Sondern zu der Herrschaft Ehre und Aht,  
Weil das uns eine Freude macht.

In der Umgegend von Vorsfelde ließ man, nachdem aller Roggen eingefahren war, einen Busch Roggen oder ein paar Stiegen auf dem Felde stehen,

<sup>1)</sup> Verordnungsammlung des Herzogtums Braunschweig, Nr. 18, veröffentlicht Braunschweig, 5. September 1823.

<sup>2)</sup> Braunschw. Kirchengeschichte, S. 588.

die später mit Musik in das Dorf geholt wurden. Der Name ist de êren (die Ernte). Weiter nördlich, schon auf Lüneburger Gebiet, bei Brome, Boïge, Barwedel, also dicht an der braunschweigischen Grenze, heißt der letzte stehbleibende Roggen vergödendëlsträfs. Knechte und Mägde tanzen um denselben, der Vormäher schneidet ihn dann ab und jubelnd wird er heimgebracht. Man singt „Nun danket alle Gott“ und tanzt abends<sup>1)</sup>.

Trotz des christlichen Liedes soll sich das ganze als ein Rest heidnischen Glaubens, eine Anknüpfung an Wodan geben, für den der letzte Roggenbusch stehen bleibt. Denn Schwarz deutet vergödendël als Abtürzung von Fro G(w)oden, also als Teil für den Herrn Wodan<sup>2)</sup>. Bestätigung soll diese Ansicht durch einen niederländischen Brauch erhalten, wo von einem Busch berichtet wird, der bei der Ernte stehen bleibt und dann mit Blumen bekränzt wird. Um diesen sammelten sich dann die Hausleute und riefen dreimal Zu Gaue folgendermaßen an:

Fru Gaue, haltet ju fauer  
Düt jâr up den wagen,  
Det ander jâr up de kare.

Wenn auch der Vers nicht ganz klar, so scheint es wenigstens die Beziehung auf Fro Gwoden<sup>3)</sup>.

Das klingt alles sehr künstlich. Wer die sehr klare und ausführliche Abhandlung von D. Knoop über Frau Gode liest<sup>4)</sup>, wird eher an eine gute Frau als an Wodan glauben. Ich rühre diese Frage hier nur an, bemerke dabei aber, daß ich heute im Vorkeldischen nichts mehr vom vergödendël erfahren konnte.

### Martini. 10. November.

Im Julianischen Kalender fällt der Anfang des Winters auf den 10. November und dadurch erhielt der Martinstag seine Bedeutung; auf ihn wurde dann religiöser und bürgerlicher Gebrauch von dem germanischen Jahresanfang verschoben, welcher zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, Ende September, gelegen war. Daß der Tag selbst im protestantischen Bewußtsein haftet, ist durch den auf diesen Tag fallenden Geburtstag Luthers beeinflusst gewesen.

Aber der gute Heilige, dem dieser Tag geweiht, ist darum nicht vergessen. Über dem Thorwege des ehemaligen Martinigymnasiums zu Braunschweig, welches heute statt seines alten geistigen Inhaltes eine Schokoladenfabrik birgt, ist der heilige Martin hoch zu Pferde ausgehauen, wie er seinen Mantel mit dem Schwerte zerschneidet und dessen eine Hälfte einem Bettler darreicht. Er ist so vollstümlich bei uns gewesen wie wenige andere Heilige, den lieben Herrn

<sup>1)</sup> Kuhn und Schwarz, Nordd. Sagen, S. 394.

<sup>2)</sup> Schwarz, Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum. Berlin 1862, S. 82.

<sup>3)</sup> Nach Grimm, D. M., der aus den Hannov. und Braunschw. Gelehrten Anzeigen für 1751 schöpfte. Schwarz a. a. O., S. 82.

<sup>4)</sup> Am Urquell V, S. 9 ff.

Autor etwa ausgenommen. Martinus war geboren 336 zu Stein am Anger in Ungarn (damals Sabaria), trat als Jüngling in Parma zum Christentum über, führte einen gottseligen Wandel, that viel Gutes, verrichtete zahlreiche Wunder, wurde Bischof in Tours und starb 401. Erst 250 Jahre nach seinem Tode wurde er vom Papste Martin heilig gesprochen; sein Gedächtnis wird am 11. November, seinem Todestage, gefeiert<sup>1)</sup>.

Der heilige Martin ist der Schutzpatron der reinigen Sünder, der Fruchtbarkeit, der Hirten, Herden und Gänse. Daß sein Fest so allgemein und schnell auch in Deutschland in Aufnahme kam, hat man damit zu erklären versucht, daß es an die Stelle eines heidnischen Wodanfestes getreten sei. Zu Martini wurde in der Kirche vielfach geopfert, der Martinstag war seit dem 9. Jahrhundert allgemeiner Zinsstag und da der Heilige ein so guter und wohlthätiger Herr war, sammelte man in seinem Namen Gaben ein.

Alter Brauch war das Martinisingen, selbst in den Städten, wobei Gaben erbeten wurden. Die nachfolgenden beiden Martinilieder habe ich in meiner Jugend in den Straßen Braunschweigs singen hören und mitgesungen, wobei wir mit Laternen aus ausgehöhlten Kürbissen umherzogen. Auch heute singen noch Jungens vom Klinte und der Mauernstraße; es ist aber ein Bettelsingen ohne Inhalt und Verständnis und am 10. November 1894 sang eine solche zudringliche Schar vor meiner Thür: „Der Mai ist gekommen!“ Auch ein Zeichen des Verfalls der Volksitten.

Marten is en gauen mann,  
 De mik wöl wat gewen kann.  
 Appel oder bëren,  
 Nötte èt ik gëren.  
 Gif üsch wat, lät üsch nich so lange stän,  
 Wi möt' en hüs noch wider gän.  
 Ik stäe up'n steine  
 Mik freiset mine beine,  
 Ik stäe an der wand  
 Mik freiset mine hand.  
 Sei sind doch ök en gauen mann,  
 De üsch wöl wat gewen kann<sup>2)</sup>.

1) Reinkens, Martin von Tours. Breslau 1866.

2) Wie weit und gleichartig dieses Martinlied durch Norddeutschland geht, mag an der im Lippischen geltenden Fassung gezeigt werden, die Schierenberg im Urquell I, S. 125 mitteilt:

Sünste Marten göd man  
 De us wat vertellen kann  
 Van aappel un van biren.  
 Nötte göt wul mie.  
 Junge früe, gëbet us wat!  
 Latet us nich to lange stän,  
 Wi mötet noch en hüsken föder gän.

Auch am Harze wird es ganz ähnlich gesungen, Bröhle in Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie I, S. 84. In Westpreußen, Treichel, Volkslieder aus Westpreußen, S. 88.

Wir singen wohl umme den Martensabend,  
 Daß Sie uns was geben und nicht wejagen.  
 Sie haben ein junges Töchterlein schon,  
 Von Golde trägt sie 'ne feine Kron.  
 Die Krone, die Krone, die reicht so weit,  
 Bededet die ganze Christenheit,  
 Bededet das Laub und grüne Gras,  
 Daß Gott der Herr erschaffen hat.  
 Wir wünschen dem Hausherrn 'nen weißen Schimmel,  
 Damit er kann reiten bis an den Himmel.  
 Wir wünschen der Hausfrau 'nen goldnen Tisch,  
 An allen vier Ecken 'nen gebratenen Fisch,  
 Und in der Mitte 'ne Kanne Wein,  
 Damit sie könn'n alle recht lustig sein.  
 Wir wünschen dem Großvater 'ne Pudelmütze,  
 Womit er kann hinterm Ofen sitzen.  
 Wir wünschen der Großmutter 'nen Spinnewoden,  
 Womit sie kann hinterm Ofen hoden.  
 Wir wünschen der Köchin 'n paar lange Finger,  
 Womit sie kann stippen in alle Dinger.  
 Wir wünschen der Magd 'nen großen Besen,  
 Womit sie kann alle Ecken ausfegen.  
 Zuleht da wünschen wir allerlei,  
 Daß Euch der Weihnachtsmann bringt herbei.

Noch mancher andere Brauch ist mit dem Martinitage verknüpft. Dazu haben die Feldarbeiten im Freien aufgehört, die Ernte ist vorüber und es beginnt ein neues Jahr. Der Anfang des Winters ist da, die Dienftboten wechseln an diesem Tage und die alten Pachtverhältnisse schlossen mit Martini und mußten erneuert werden.

Für die Witterung ist der Martinstag von Bedeutung. Friert es an diesem Tage, so giebt es zu Weihnachten Thauwetter, was folgendermaßen ausgedrückt wird:

Wenn de martensgaus up'n ise steit,  
 Kristkinneken in'n drecke geit<sup>1)</sup>.

Das Schweineschlachten steht um Martini in Blüte, zumal schlachtet dann der kleine Mann das sorgfältig genährte Tier.

Up Martin slachtet de arme sin swin,  
 (Up lichtmissen hat et allwe'er upefräten).

Beim Schweineschlachten („Schlachtfest“) wird allerlei Scherz getrieben. In Eizum ziehen Verkleidete umher, um sich eine Wurst zu betteln; der Schweineschwanz wird unbemerkt einem hinten angehängt und Kinder werden fortgeschickt, um den wostebörör zu holen, mit dem die Wurst ange schnitten werden soll.

Vor allem spielt aber die Gans ihre Rolle, sie ist zu Martini am fettesten. Die Sitte, sie am Martinstage zu verzehren, an der man bei uns noch vielfach festhält, ist nicht nur weit über Deutschland, sondern auch über den skandinavischen Norden und England verbreitet. Auch hält man in Tours, der

<sup>1)</sup> Womit zu vergleichen das englische (Folk-Lore Record IV, S. 128):

If ducks do slide at Hollandtide  
 At Christmas they will swim.

Bischofsstadt des heiligen Martinus, daran fest. Schon in frühen Darstellungen wird der Heilige mit der Gans abgebildet; auf altnorwegischen Runentalendern ist der Martinstag durch die Gans bezeichnet, wie jetzt noch in tirolischen Bauernkalendern. Von der Entstehung der Sitte des Gänseessens am Martinstage berichtet die Legende, daß die Gänse den Heiligen durch ihr Geschnatter beim Predigen gestört hätten, wofür er sie schlachten und verspeisen ließ<sup>1)</sup>. Urkundlich wird der Sitte aus unserer Gegend 1171 zum erstenmal Erwähnung gethan, als Ulrich vom Schwalenberg der Abtei von Corvey eine silberne Gans zum Martinsfeste schenkte<sup>2)</sup>.

Endlich ist der Martinstag besonders geeignet für das Gänsebeinorakel; man weißsagt aus dem Brustknochen (Schlitten) der Gans. Ist er braunrot gefärbt, so deutet das auf harten, weiß auf milden Winter.

<sup>1)</sup> v. Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr, S. 347.

<sup>2)</sup> Annales Corbejenses bei Leibniz II, S. 308. Othelricus de Svalenberg argenteum anserem in festo S. Martini pro fraternitate (obtulit).

## Geisterwelt und mythische Erscheinungen.

---

Unstreitig besitzt der Volksglaube, der überall in Deutschland mit regem Eifer gesammelt wurde, seinen hohen Wert für den Aufbau des verschwundenen deutschen Heidentums. Man ist aber in dieser Beziehung zu weit gegangen und hat mit lebhafter Phantasie und kühnen Kombinationen zu viel herausgedeutet und echten oder zweifelhaften Göttern und Göttinnen zugeschoben, was oft genug spätere Schöpfung oder gar aus der Fremde entlehnt war. Dabei hat man nur in den aller seltensten Fällen einen wirklichen Zusammenhang zwischen den Volksüberlieferungen, Sprüchen, Sitten und den heidnischen Göttern nachzuweisen vermocht, aber in kühnen Vermutungen und Hypothesen starkes geleistet. Wo daher diese Unsicherheit herrscht, die übrigens mehr und mehr von nüchternen Forschern auf dem Gebiete deutscher Mythologie betont wird, gehe ich mythologischen Deutungen aus dem Wege, die übrigens bei der vorliegenden Stoffsammlung nicht der Hauptzweck sind. Mir liegt daran, aufzuschreiben, was an Überlieferungen noch vorhanden ist; der Wert derselben als Erzeugnisse des Volksgeistes bleibt unangetastet, auch wenn nicht hinter jeder Erscheinung ein alter Gott, eine Göttin oder deren Begleiter hervorschaut.

Der größte Teil der übersinnlichen Erscheinungen, von denen der Volksglaube bei uns noch zu berichten weiß, und ein guter Teil des Aberglaubens deckt sich mit den religiösen Vorstellungen der sogenannten Naturvölker und läßt sich bei diesen in vielfachen Parallelen nachweisen. Freilich sind die Reste solcher Vorstellungen bei uns heute noch gering und mehr und mehr der Kirche, Schule und Kultur gewichen; was aber noch vorhanden, läßt uns erkennen, daß es sich hier in sehr vielen Fällen noch um Animismus, Seelenglauben, handelt. Der Glaube der Fortdauer der Seele nach dem Tode und an böse und gute Geister bildet die wesentliche Grundlage dieser Religion der Urzeit und der Barbarei. Ihre Entstehung läßt sich leicht erklären, wenn man bedenkt, daß auf tiefen Kulturstufen über das Wesen des Lebens die wunderbarsten Vorstellungen herrschen. Für diesen Kulturzustand ist der Schlaf oder gar eine Ohnmacht gleichbedeutend mit einem zeitweiligen Aufhören des Lebens, das erst wieder beginnt, wenn die Seele in den Körper zurückkehrt. Diese aber vermag während des Schlafes den Körper zu verlassen und umher zu wandern, entfernte Dinge zu sehen, wofür die Träume den Beweis liefern müssen. Mit dem

Körper aber stirbt die Seele nicht, sie wandert fort, nimmt andere Formen an und erscheint den Hinterbliebenen<sup>1)</sup>.

Entfliehen der Seele. Gleich nach eingetretenerm Tode werden im Sterbezimmer die Fenster geöffnet, eine allgemeine Sitte, die man nicht verläßt. Es hängt dieses mit der Vorstellung zusammen, daß die Seele in irgend einer Gestalt dem Körper entflieht und nun ihren Weg durch das Fenster in den Himmel nimmt. Darauf deuten manche umgehende Erzählungen. Ein Mann, der mit seiner Frau in Unfrieden lebte, wollte nicht, daß deren Seele in den Himmel komme. Darum ließ er auch, als sie starb, die Fenster des Sterbezimmers verschlossen und stellte sich mit einem spitzen Messer 24 Stunden vor das Schlüsselloch, um die etwa durch dasselbe fliegende Seele zu erstechen (Höfmann). Die Seele kann die Schlafenden entweder in Gestalt einer weißen Maus oder eines kleinen Vögeleins durch den Mund verlassen, verhindert man die Rückkehr des Tieres, so muß die betreffende Person sterben<sup>2)</sup>.

**Das Vörlät.** Die Seele kann also den Körper eines Menschen verlassen und in Gestalt eines Tieres, eines Hauchs u. s. w. fremde Gegenden besuchen und dann zurückkommen. Verkehrt die Seele unterdessen mit einem anderen Menschen, so kann sie diesem Mitteilungen machen, er erfährt und sieht mit geistigem Auge alsdann Dinge, die er im gewöhnlichen Zustande und an seine Scholle gefesselt nicht zu erkennen vermag. Er ist Visionär geworden und glaubt, daß er gleichzeitig an zwei Orten sein könne. Daß solche Vorstellung herrscht, ergibt sich aus den Beispielen. Man bezeichnet nun bei uns das Behaftetsein mit der Gabe etwas zu ahnen, vorauszusehen und an einem fernem Orte sich ereignendes zu erkennen mit den Worten dat vörlät hebbben. Für sich allein bedeutet vörlät auch einen Spuk, ein Vorzeichen. Fällt z. B. ein Gegenstand ohne sichtbare Ursache um, so kann dieses ein vörlät, ein übles Vorzeichen sein. Vörspoik dafür wird wohl kaum noch bei uns gebraucht, war aber früher eine bekannte Bezeichnung. Der Glaube an das vörlät ist noch allgemein auf dem Lande verbreitet und kam selbst in den Städten vor<sup>3)</sup>. Ein Mann in unseren Landen, der in ungewöhnlichem Grade mit dem vörlät begabt gewesen sein soll, ist berühmt geworden, wenn seine Wiege auch jenseit der braunschweigischen Grenze im hannoverschen Orte Burgdorf stand. Aber der Name des Wickenthies (Wahrsage-Matthias) ist noch

<sup>1)</sup> Die hier angedeutete Lehre vom Animismus ist von Edward B. Tylor in seinem Werk „Die Anfänge der Kultur“ (Leipzig 1873) und vielen ihm nachfolgenden Anthropologen ausgebildet worden. Sie giebt uns einen einfachen und natürlichen Schlüssel zu vielen Vorstellungen des Volksglaubens.

<sup>2)</sup> Vergl. die zwei von Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 55, mitgeteilten Spinnfußengeschichten. Ähnlich in anderen deutschen Gegenden.

<sup>3)</sup> In der Jugendgeschichte des Kammerrats Joh. H. v. Schrader, die L. Hänselmann mitgeteilt hat (Werktüde, Braunschweig 1887, II, S. 194), findet sich die gruselige Geschichte von einem „Vörlät“, das sich in Wolfenbüttel in der Mitte des 18. Jahrhunderts ereignete.

heute oder war es wenigstens noch vor kurzem auf unseren Dörfern gleichbedeutend mit dem eines Zauberers und Wahrsagers und man hört auch die Redensart „Wår mot et sin, Wickentis hat et eseggt“. Jetzt, scheint es, als ob die Erinnerung an ihn im Erlöschen begriffen ist, da nur alte Leute von ihm etwas wissen, aber ich habe früher noch viel von ihm erzählen gehört, wiewohl seine Hauptthätigkeit in das 17. Jahrhundert fällt. Seine Prophezeiungen wurden noch lange auf den Jahrmärkten und Messen als Flugblätter verkauft und immer wieder neu gedruckt, zumal in der Zeit der napoleonischen Kriege, da darin von großen Schlachten die Rede war, in denen die „undeutschen“ Völker vernichtet werden sollten. Das war namentlich der Fall, als Braunschweig das Oberdepartement des Königreichs Westfalen bildete und die Schlacht bei Leipzig geschlagen wurde, welche nach dem Volksglauben Wickenthies vorhergesagt hatte.

Der Mann, der zu solcher Berühmtheit gelangte und dessen Name schlechtweg die Bedeutung eines Zauberers hatte, lebte im 17. Jahrhundert in dem kleinen Orte Burgdorf, zwischen Lehrte und Gelle, wo er der Überlieferung nach das Schusterhandwerk betrieben haben soll. Auf dem Amte in Burgdorf befinden sich noch verschiedene Altstücke, die von ihm handeln und die Hauptmann Schneider veröffentlicht hat<sup>1)</sup>. Man ersieht daraus, daß noch lange nach dem Tode des Propheten die Behörden sich mit ihm beschäftigen mußten, wie denn noch am 26. Oktober 1757 der Landdrost v. Alvensleben und der Amtmann Heinzius den 61jährigen Hennig Hillewerth zu Protokoll darüber vernahmen, was er von den Prophezeiungen des Wickenthies wisse. „als von den Wickenthiesischen Prophezeiungen viel Redens vorgefallen und einige Chartequen davon sich bei dem Amte befinden“. Diese „Chartequen“ sind auch im Auszuge wiedergegeben in einer kleinen Broschüre: „Extrakt aus dem Archive zu Burgdorf, welches von einem Manne Namens Thies gewahrsetzt und teils schon wirklich eingetroffen.“ Schneider druckt sie ab und giebt 1774 als Jahr des Erscheinens an.

Danach hat Thies 1618 zu Burgdorf gelebt, und da er zukünftige Dinge voraussagen konnte, so nannte man ihn Wickenthies. Für Burgdorf und Umgegend hat er auf 200 Jahre hinaus alle wichtigen Dinge, die da kommen sollten, prophezeit. Im allgemeinen unterscheiden sich diese Prophezeiungen von ähnlichen, anderwärts gestellten, nicht, und sind teilweise mit den, allerdings jüngeren, des alten Schäfers Thomas zu vergleichen, die heute noch wieder aufgelegt werden. Die wichtigsten darunter sind folgende, zum Teil allerdings recht einfache:

Ein Hund werde in einer Weide mitten im Teiche auf der Aue bei Burgdorf fünf junge Hunde werfen. Ist eingetroffen.

Das Dorf Dätmiffen wird ganz rot werden. Ist eingetroffen, denn das

<sup>1)</sup> Der Prophet Wickenthies. Neues vaterländisches Archiv des Königreichs Hannover und des Herzogtums Braunschweig. Jahrgang 1827, I, S. 128 ff.



Vornvert daselbst erhielt statt des früher allein üblichen dunklen Strohdaches ein solches aus roten Ziegeln.

Ein großer, 21 Fuß im Durchmesser haltender Stein vor dem Rathhause in Burgdorf werde bersten. Ist eingetroffen.

Eine Kuh werde in Burgdorf ein Kalb mit zwei Köpfen zur Welt bringen, wovon der eine jaugen, der andere blöten werde. Ist eingetroffen.

Die große Linde vor dem Kirchhose in Burgdorf werde vom Winde umgeweht werden. Ist eingetroffen 1757.

Der eiserne Klöppel der großen Glocke zu Burgdorf werde bersten. Ist 1715 eingetroffen.

Einst steht Widenthies nachts auf und geht fort. Als er zurückkommt, fragt ihn sein Weib, was er gesehen habe. Er nannte ein Haus, aus dem eine vornehme Leiche herausgetragen würde, könne aber nicht wissen, wer das sein solle, denn es wohne nur ein armer Mann darin. Bald darauf kam ein fremder Prediger nach Burgdorf, der in jenem Hause starb und daraus mit großem Gefolge begraben ward.

Als Widenthies einst wieder nachts umhergegangen, kam er andern morgens zum Amtmann und sagte ihm: man werde ihm heute einen Kerl mit gelben krausen Haaren und braunem Kamisol bringen, der werde gerädert werden. Und richtig, man brachte einen so beschriebenen Burtschen, der seinen Vater erschlagen und zu Burgdorf gerädert wurde.

Am ausführlichsten aber hat Widenthies eine große Schlacht vorhergesagt, die bei der Windmühle vor Burgdorf geschlagen werden sollte. Das Blut solle dabei gleich Strömen in den Stadtgraben laufen, so daß kein Wasser zu erkennen sei, aber die Undeutschen würden geschlagen, in Burgdorf blieben große Schätze zurück, allein neun Fuder Geld, das wird „der Vater der sieben Söhne, der König“ erhalten. Die Stadt Hannover wird ein Steinklumpen werden; wer fliehen wolle, der solle nach dem Rischmoor fliehen, in Braunschweig aber werde er ganz sicher sein.

Gewiß liegen hier spätere Einschiebungen in die ursprünglichen Prophezeiungen des Widenthies vor, denn der König, der sieben Söhne hat, kann nur auf Georg III. bezogen werden, dem 1774 der siebente Sohn geboren wurde, zu einer Zeit, als Widenthies längst gestorben war.

Solche spätere Prophezeiungen, die auf Widenthies Namen umliefen, habe ich jezt noch gefunden. Noch 1895 erzählte mir die 84jährige Witwe Latermann in Meerdorf: Wickentis hat ewicket, dat 'n förwerk upkoime, dat ginge öne päre von Brunsewik na Hannover. Ist eingetroffen, denn das war die Eisenbahn. Ihr Vater, so erklärte die Alte, habe Widenthies noch genannt, was natürlich auf Täuschung beruht.

In wie großem Ansehen aber die Prophezeiungen des Widenthies in welfischen Landen gestanden und welche Wichtigkeit man seinen Voraussagungen beimaß, erkennt man aus den verschiedenen Vernehmungen von Personen auf dem Amte Burgdorf, worüber die Akten von Schneider mitgeteilt worden sind.

So wird am 7. Oktober 1757 bezeugt, daß ein Reiter vom wendischen Regiment in der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag 5. Oktober 1740 auf dem Wege zwischen Burgdorf und Schillerslage die große, von Widenthies vorausgesagte Schlacht gesehen habe. Desgleichen hat sie, laut Protokoll, ein Mädchen aus Röddenen und der Kirchenvorstand Kracke aus Heezel gesehen. Man erkennt daraus, wie noch hundert Jahre nach Thies seine Prophezeiungen ansteckend wirkten und, da der Glaube an das Vorlat einmal im Volke steckte, allgemein auf den Dörfern für wahr genommen wurden. Daß auch die höchsten Beamten dem Glauben nicht fern standen, beweist das vom Landdrosten und Amtmann 1757 aufgenommene Protokoll. Die große Schlacht bei Burgdorf, die Widenthies vorausgesagt, ist freilich ausgeblieben, was aber seinem Ruhm und dem Glauben an ihn bis in unser Jahrhundert hinein keinen Eintrag gethan hat.

Natürlich hat der Glaube an solche Prophezeiungen stark abgenommen. Der alte Schmiedemeister Linke in Klein-Schöppenstedt, welcher die Vorahnungen vom Tode anerkennt, erläutert folgendermaßen, daß der Vorspuk heute nicht mehr so häufig sei, wie früher: „Wir schreiben jetzt die Hundert der Jahreszahl (1800) mit einer geraden Zahl, da spukt es weniger; aber im kommenden Jahrhundert (1900), wenn die ungerade Zahl wieder an der Reihe, dann wird es viel spuken.“

Linkes Vater besuchte mit einem anderen abends einen erkrankten Freund, den Schäfer Schunter in Kunsfeldt. Als beide von dem Krankenbesuche heimkehrten, ging Linke mitten auf der Straße, der andere aber an der Seite; da sah der letztere, wie Linke mitten durch einen Leichenzug hindurchschritt, ohne etwas davon zu merken, und erst am anderen Morgen bekannte er auf Befragen, es sei ihm „eifig“ zu Mute gewesen. Das war Schunters Leichenzug, der war noch in der Nacht gestorben, als jene beiden ihn besucht. „Ein jeder wird aber noch vor seinem Tode nach dem Kirchhofe getragen.“

Linke erzählte weiter: Ich habe einen Freund gehabt, der war Stellmachergefell und ein starker, aber übermütiger Mensch, der sich vor niemand fürchtete. Aber er glaubte nicht an Gott und die Gebote. Eines Abends ist er von Ludlum nach Weltheim a. d. Ohe gegangen; da hat er seinen eigenen Leichenzug gesehen. Von da an glaubte er wieder an Gott.

Die alte Mutter Brandes in Oberg war einst zum Kindtauffchmause eingeladen; als sie nachts 12 Uhr mit der Hebamme nach Hause geht und am Pfarrhause vorüberkam, faßte sie die Hebamme plötzlich beim Arm und zog sie zur Seite. Auf die Frage, weshalb dieses geschehen, antwortete die Hebamme: hast du denn nist esseen? de olle pastor Bock lag midden up'n wäe und wenn ick dik nich taur site trecket härre, werst'e öwer'n fallen. Pastor Bod war damals aber schon zehn Jahre tot.

Der Nachtwächter Lüdecke in Hözum war in ausgezeichnete Weise mit dem Vorlat behaftet. Er sah die Leichenzüge vorher zum Kirchhofe ziehen und kündigte den Tod eines jeden vorher an. Auch in Weddel hat ein Mann gelebt, welcher den nächsten, der sterben mußte, vorausbezeichnen konnte, daß

war der alte Hendl. Gleichfalls in Weddel ist ein alter Knecht, Ernst, gewesen, der hatte auch das Vorlat. Als er abends mit einem gewissen Beese auf der Straße geht, ruft er diesem zu, er solle seitwärts ausweichen. Aber Beese, der nichts sieht, geht ruhig weiter — da fällt er der Länge nach über einen unsichtbaren Gegenstand. Es war ein Leichenzug, den Ernst voraussah. In den nächsten Tagen starb auch einer. Ernst wollte das Vorlat gern los sein; er mochte aber das Übel auf keinen anderen Menschen übertragen; da ließ er sich von einem Hunde über die Schulter sehen, auf den ging die Sache über und der Hund mußte sich zu Tode heulen. Allgemein ist dieser Glaube, daß man das Vorlat übertragen kann. Ein Mann in Groß-Denke „that es einem Hunde an“, der nun stets jämmerlich zu heulen begann; da machte er dem Dinge ein Ende und schoß den Hund tot<sup>1)</sup>.

Vom Übertragen des Geistersehens oder des Vorlats auf andere Geschöpfe sind mir noch zwei Fälle bekannt geworden. Der alte Pape hatte als Großknecht auf einem Ackerhofe in Klein-Schöppenstedt gedient. Der Besitzer desselben aber hatte einen Meineid geschworen und fand keine Ruhe im Grabe. Er ging als Geist auf dem Futterboden um, wo ihn Pape sehen konnte. Ein anderer Knecht, Ramens Kreye, wollte den Geist auch einmal sehen; da ließ ihn Pape sich über die Schulter schauen und nun erblickte Kreye den Geist. Er war darüber so erschrocken, daß er Pape bat, ihn von dem Anblick zu befreien; das geschah dadurch, daß Kreye nun wieder umgekehrt über Papes Schulter schaute.

Auf dem Ijenbüttler Kirchhof ging ein großer Hund mit glühenden Augen um, den konnte aber nur ein Mädchen sehen. Eine Freundin von ihr, die lahme war, wollte den Hund auch gern einmal erblicken und wurde zu diesem Zwecke mit nach dem Kirchhofe genommen. Hier mußte die Lahme der anderen über die linke Schulter sehen; nun hatte sie das Gesicht, war aber so erschrocken darüber, daß sie sofort starb.

Niemals, so erläuterte man mir, ist das Vorlat angeboren; es wird nur absichtlich oder unabsichtlich erworben und ist übertragbar von dem einen auf den anderen. Der Mensch ohne Vorlat ist glücklicher als einer, der diese Gabe besitzt<sup>2)</sup>.

**Geisterspuk.** Mit dem Seelenglauben hängt eine Anzahl Geistererscheinungen zusammen, an welche unter dem Volke noch mehr oder minder geglaubt wird. Die körperlosen Seelen der Toten gehen nämlich in verschiedene andere Gestalten und Körper über, in denen sie ein neues Dasein beginnen und mit den Menschen in Berührung treten können. Daß die Seele dabei wieder Menschengestalt annimmt, ist oft der Fall, aber durchaus nicht nötig, denn auch in Tierform kann sie auftreten oder in ganz neuer wunderbarer Gestalt. Diese

<sup>1)</sup> Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 147.

<sup>2)</sup> Dieser Aberglauben ist weit bei europäischen Völkern verbreitet. There is in Sussex a strong persuasion that certain persons have a supernatural and mysteriously acquired foreknowledge. Folklore Record I, p. 24 (1878).

geisterhaften, umherschweifenden Seelen machen sich nun mit den Menschen, zu denen sie ehemals gehörten, zu schaffen und es entstehen zwischen beiden Theilen die mannigfachsten Beziehungen, bald feindlicher, bald freundlicher Art. Es soll nun von diesen Spukgeistern und Dämonen, den Gespenstern, Tüdeboten, Marten, Wermölsen, Hexen und was dahin gehört, hier die Rede sein.

**Gespenster.** Altvater Brandes, gebürtig aus Oberg, jetzt in Klein-Schöppenstedt, erzählt folgendes: Als mein Vater in Olsburg (braunschweigische Enklave südlich von Peine) diente, starb dort der alte Rittmeister. Nun ging alle Nacht ein mächtiger Spektakel in dessen Hause los; es rumorte oben und unten, denn Rittmeister ging als Geist um. Um den Geist zu bannen, ließ man einen katholischen Pater<sup>1)</sup> kommen, denn ein lutherischer kann so was nicht. Nachdem der Geist gebannt war, mußte mein Vater ihn und den katholischen Pater fortfahren; er durfte sich dabei aber nicht umsehen, auch keine Frage an die hinter ihm Sitzenden richten. Als mein Vater nun mit seiner seltsamen Fracht über die Pißter gekommen war, erhielt er Weisung, im gestreckten Galopp wieder nach Hause zu fahren, sich aber nicht umzusehen, und so kam er in Schweiß gebadet wieder nach Olsburg. Was aber aus dem gebannten Geiste geworden, erfährt man später: Ein Mann aus Schmedenstedt war in Peine zum Markte gewesen und auf dem Rückwege kam er an den Pißtergraben, da sieht er einen verlassenen großen Ochsen stehen, den er mitnehmen will: der aber stößt ihn in den Graben und ist verschwunden. Das war der alte Rittmeister.

**Kopflose Geister.** Der Glaube an sie ist ziemlich weit verbreitet bei uns gewesen und das stimmt mit dem allgemeinen deutschen Volksglauben überein, welcher namentlich die Verrücker der Grenzsteine nach dem Tode kopflos umgehen läßt.

Der Leineweber Pape in Klein-Schöppenstedt, der etwa um 1880 gestorben ist, ging nachts nicht durch den Wald oder überhaupt spät aus, seit er einem früheren Pastor des Dorfes begegnet war, der seinen Kopf unter dem Arme trug und ihm eine gewaltige Ohrfeige versetzt hatte.

Wenn man weiß, wie peinlich streng der Landmann auf seinen Besitz sieht und namentlich die Grenzen seiner Feldstücke eifersüchtig dem Nachbar gegenüber bewacht, dann begreift es sich auch, daß er alle, die sich hiergegen vergehen, als mit besonderen Strafen im Jenseits belegt betrachtet. Wer von einer Wanne etwas abpflügt, wer die Grenzsteine verrückt, so daß die Schneide oder snie (Schneide) unrichtig wird, muß als Spukgeist umgehen, findet keine Ruhe im Grabe und muß gebannt werden<sup>2)</sup>. Gewöhnlich erscheinen die Mißethäter kopflos und schleppen die verletzten Grenzsteine stöhnend und ächzend mit

<sup>1)</sup> Die katholischen Geistlichen und die Jesuiten besitzen nach dem Volksglauben weit mehr Macht in Dingen, wo es sich um übernatürliche Erscheinungen handelt, als ihre evangelischen Kollegen. Zumal verstehen sie es, Geister zu bannen.

<sup>2)</sup> Vergl. Voges, Sagen aus Braunschweig, Nr. 90, 91, 94, 97, 98, 100, 115.

sich umher. Auf den Äckern bei Dettum geht nachts ein kopfloser Mann um, der dort Vermessungen anstellt. Das ist ein Landwirt, der bei Lebzeiten durch falsches Ausmessen seinem Hofe fremdes Eigentum zubrachte; nun muß er ohne Kopf so lange ruhelos umherirren, bis der unrechtmäßig erworbene Acker wieder an den rechten Eigentümer übergeht.

Man erklärt die kopflosen Geister der Grenzverrüder dadurch, daß ihnen zur Strafe für ihren Frevel der Kopf abgepflegt worden sei; Zingerle hat angenommen, daß das Fehlen des Kopfes, in dem Seele und Leben wohnen, sie einfach als Verstorbene bezeichnen soll<sup>1)</sup>.

Eine an Goethes Erkönig erinnernde Sage wird in Groß-Flöthe am Oderwald (bei Wolfenbüttel) erzählt. Ein Hirt aus Kramme ging dort spät abends mit seiner Tochter über eine Wiese, da sah das Kind im Nebel einen dort spukenden Geist, den aber der Vater nicht zu erkennen vermochte. Trotzdem floh er davor und schleppte das Kind so lange auf dem Arme mit, bis es ihm zu schwer wurde; dann setzte er es unter eine Kiepe und holte aus dem nächsten Orte Hilfe herbei. Als er zurückkehrte, war das Kind tot.

An spukenden Tieren fehlt es nicht. Der Welthund, welcher um die ganze Welt gelaufen ist und der in Engelbostel festgestellt ist<sup>2)</sup>, läßt sich alle sieben Jahre mit klirrender Kette in Schwülper sehen; in Galbecht geht ein dreibeiniger Hase um, in Warle nachts zwischen 11 und 12 Uhr ein dreibeiniger Hund, der die Wanderer anfällt, auf dem Olla im Elme verfolgt ein Hund mit glühenden Augen die Reisenden, in Dettum erscheint ein gläses Kind.

Tükeboten werden die Irlichter genannt; auch sie hängen mit dem Seelenglauben zusammen. Sie sind häufiger, als der Städter glauben mag, der nicht leicht Gelegenheit findet, die in sumpfigen Gegenden vorkommenden kleinen, hüpfenden und leuchtenden Erscheinungen zu sehen, deren Wesen noch immer nicht aufgeklärt ist<sup>3)</sup>. Die tükeboten werden als eine Art Geister betrachtet, die den Vorübergehenden „aufhoden“ und sie matt machen; eine andere Vorstellung verknüpft mit ihnen die Seelen vor der Taufe verstorbener Kinder, welche umgehen und die vorüberziehenden Wanderer in Sümpfe loden<sup>4)</sup>. Im Drömling äffen und erschrecken sie den nachts friedlich seines Weges ziehenden. Wo ein Irlicht sich sehen läßt, da ist Geld vergraben; kann man so nahe kommen, daß man genau die Stelle erkennt, über der es steht, so braucht man bloß zu roden und findet das Geld (Klein-Schöppenstedt)<sup>5)</sup>.

1) Zeitschrift für deutsche Mythologie IV, S. 151.

2) Kuhn und Schwarz, S. 255.

3) Vergl. Steinworth, Beiträge zur Frage nach den Irlichtern. Jahresberichte des naturwissenschaftlichen Vereins für Lüneburg XIII, S. 7 bis 84 (1895) und Horak im Globus, Band 69, S. 11.

4) Braunschw. Anz. 1760, S. 1393.

5) Kuhn und Schwarz, Nordd. Sagen, S. 143, nennen die Irlichter, von denen sie zwei Mitteilungen aus Mentorf aufzeichnen, wohl verhört, dickepöten.

Das Klageweib (klagewif) scheint nur in den nördlicheren, der Heide zu gelegenen Dörfern bekannt zu sein. Es geht bei Klein-Schwülper nächstlicherweile in Sturm und Regen auf den Okerwiesen um, ist in Linnen gefüllt, so hoch wie ein Kirchturm und hat glüe Augen. Schwebt es mit klagender Stimme über ein Bauernhaus weg, so stirbt dort bald ein Injasse.

Die märte, auch nachtmärte, nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Marder (wiewohl ein Zusammenhang bestehen mag), ist der Alp, der persönlich gedacht ist und, wie allgemein geglaubt wird, das Alpdrüden verursacht, indem er sich als rauhe Gestalt den Schlafenden auf die Brust legt, ihnen Qual verursacht, so daß sie ächzen, stöhnen und sich nicht bewegen können. Menschen, welchen die Augenbrauen zusammengewachsen sind, sind märten oder können sich in solche verwandeln. Kennt man die märte, so muß man versuchen, während des Schlafes ihren Namen zu rufen, dann verschwindet sie. Vor dem Schlafengehen soll man sich die Brust mit kaltem Wasser waschen und kreuzweise darüber hinstreichen, das hilft. Man soll das Schlüsselloch des Schlafzimmers verstopfen, damit die märte nicht hereinkommen kann. Der Glauben an die märte ist noch sehr verbreitet.

Der Völkhanz scheint Groß-Sisbeck eigentümlich zu sein. Er sitzt dort „bölkend“ in einer Linde und huckt den Vorübergehenden nachts auf, wobei er immer schwerer wird, so daß die Gepeinigten in Schweiß gebadet zu Hause anlangen. Andere sagen, es sei ein Meineidiger und Grenzverrücker, der dort rufe: hollaho! dit is de falsche snie!<sup>1)</sup>

Der Werwolf ist ein Mann (wer = vir), welcher Tiergestalt annehmen kann und in dieser Form blutigierig raubt. Die Verwandlung wird gewöhnlich durch das Überwerfen irgend eines Gürtels bewirkt. Der Werwolf ist univiersell; er erscheint in Europa, Afrika, Asien, Amerika, natürlich wechselt das Tier je nach dem Lande, aber die Sache bleibt<sup>2)</sup>. Die alten Chaldäer haben ihn schon gefannt<sup>3)</sup>; er ist in Niedersachsen sehr verbreitet und fehlt daher im braunschweigischen Lande nicht. Ich habe nur folgende Geschichten erzählen gehört: Zwei Knechte hatten bei Wedtlenstedt Roggen gemäht und dann unter Mittag geruht. Als der eine glaubte, sein Kamerad schlief, legte er sich einen Gürtel aus Flachs um, wodurch er zum bärwulf wurde und lief so ins nahe Bruch, wo die Fohlen grasen. Eines habe er zerrissen und gefressen, dann sei er zurückgekehrt und wieder Mensch geworden. Der andere Knecht aber habe alles gesehen. Hier fehlen manche Züge und die Sage ist unvollständig<sup>4)</sup>.

Der Glaube, daß ein Mensch sich in ein Tier verwandeln könne, ist auch noch anderweitig bei uns bestätigt. In Klein-Brunsrode lebte früher ein Bauer namens Rennau, von dem allgemein geglaubt wurde, er könne sich in einen

1) Voges, S. 108.

2) Andree, Ethnographische Parallelen. Stuttgart 1878, S. 62 bis 80.

3) Lenormant, Geheimwissenschaften Asiens. Jena 1878, S. 173.

4) Noch einige Werwolfgeschichten bei Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 128.

Hasen verwandeln und dasselbe vermochte auch eine Frau daselbst. Als diese einst bei der Feldarbeit mit anderen Arbeitern ausruht und vor einer Roggenstiege sitzt, kommt Rennau vorüber. Plötzlich sind beide verschwunden und laufen als Hasen von einer Roggenstiege zur andern. Als später die Frau wieder bei den Arbeitern erschien und diese sie fragten, wo sie gewesen, antwortete sie: das würden sie schon wissen<sup>1)</sup>.

Die Hexen. Bei der Nähe des Brodens, der an hellen Tagen aus den meisten Ortshaften Braunschweigs klar und deutlich, wie eine Glocke sich am Horizonte abhebend, zu sehen ist, spielen die Hexenfahrten nach demselben eine große Rolle im Scherz und Ernst. Der Name „Brodens“ kommt erst neuerdings beim Landvolke mehr auf, das ihn „Blocksberg“ nennt und, wie in ganz Niedersachsen, als Zusammenkunftsort der Hexen bezeichnet<sup>2)</sup>.

„Na, biste ök hûte nacht up'n Blocksberge west?“ ist eine Redensart, die man am 1. Mai früh den Weibern zuruft. Man verwünscht die Menschen und Dinge nicht nach dem Pfefferlande, sondern nach dem Blocksberge und die Kinder rufen den Knechten beim Anspannen den Spottvers zu:

Johann, spann an,  
Drei katten voran,  
Drei müse vorup,  
Na'n Blocksberge 'rup.

Um 12 Uhr nachts reiten die Hexen auf Mistforken und Grepn, auf Besenstielen, Braten, Schweinen oder Ziegen zu ihren Zusammenkünften mit dem Teufel, um dort ihre Feste zu feiern. Die bei uns erzählten Hexenfahrten decken sich mit den anderweitig schon erzählten<sup>3)</sup>. Man kann die Hexen erkennen, wenn man an einem Kreuzwege in der Geisterstunde der Walpurgisnacht sich verbirgt und aufpaßt; da ziehen sie vorüber. Darunter versteht man entweder und gewöhnlich die Stunde von 11 bis 12 oder die von 12 bis 1 nach dem Spruche:

Von twelwen bet einen  
Sind alle geister to beinen.

<sup>1)</sup> Nach Prozeßakten im herzogl. Hauptarchive in Wolfenbüttel war in der Mitte des 17. Jahrhunderts Ludolf Barner, Küster in Fürstenaue, als Werwolf bekannt. (M. Khamm, Hexenglaube in Braunschw. Landen, S. 81.)

<sup>2)</sup> Über den Namen Brodens, Brodels-, Brodels-, Blocks- oder Blocksberg giebt es eine recht umfangreiche Litteratur, die gesichtet und kritisch bearbeitet ist von Eduard Jacobs (Zeitschrift des Harzvereins III, S. 827), wo auch alles, was sich auf den Hexenglauben bezieht, der mit dem Broden im Zusammenhange steht, mitgeteilt ist. Es ergibt sich daraus, daß die Bezeichnung „Brodens“ die ältere, an dem Berge selbst haftende und bei den Anwohnern desselben gebrauchte ist. Die Bezeichnung Blocksberg ist aber außerhalb des Harzgebietes (bis nach Ostpreußen hin) gebräuchlich und stets im Zusammenhange mit einem Berge der Verwünschung und als Versammlungsplatz von allerlei Unholden. Im allgemeinen erscheinen die Blocksberge ursprünglich als Stätten heidnischer Zusammenkünfte, welche durch das Christentum zu Orten finsterner nächtlicher Teufelsversammlungen gestempelt wurden.

<sup>3)</sup> Schambach und Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen, Göttingen 1854, S. 177.

Ganz sicher aber erkennt man (Waggum) die Hexen, wenn man durch eine Egge schaut, deren Zähne nach auswärts gerichtet sein müssen, am besten eine ererbte Egge, wie denn ererbten Gegenständen eine besondere Kraft innewohnt, so dem Erbschlüssel, dem Erbgander. Ist es eine Hexe, welche Kühen die Milch verhext, so trägt sie einen Eimer, die Butterhexe führt ein Butterfaß bei sich. Die drei Kreuze, welche vor Hexen schützen, werden am besten am Wolpertstage (Walpurgis) über der Thür mit Kreide angebracht. Ein Arbeiter aus Klein-Schöppenstedt erzählte mir, er habe als Knabe öfter in der ersten Mainacht zur Mitternachtsstunde auf einem Kreuzwege auf die Hexen gewartet, ohne sie zu sehen. Dabei habe er zum Schutze gegen dieselben einen Kreis um sich gezogen. Wie alt dieser Aberglauben ist, erkennt man aus folgendem. Der dreizehnjährige Sohn des Opfermannes zu Geitelde, Hans Reinhart, wollte (1661) die Hexen sehen und wendete, laut Bericht des Wolfenbütteler Amtmanns Wulsen, dazu folgendes Manöver an. „Habe dich in der Walpurgisnacht auf einen hölzernen dreibeinigen Schemel überärch gesetzt, sei damit von seines Herrn Hofe in des Teufels Namen dreimal um und durch das Dorf und vor dasselbe auf einen Kreuzweg gerückt, habe mit der rechten Hand einen runden Kreis und über ihn in vier Ecken ein Kreuz gemacht und sich darein gesetzt. Nach anderthalb Stunden Wartens, als seine Genossen schon müde geworden und sich entfernten, sei ein grausamer Windsturm entstanden und sechs alte Weiber aus Geitelde um den Kreis gekommen, die hätten ihn herausziehen wollen, aber es, da er gebetet, nicht vermocht; er aber sei dabei so angst geworden, daß er weder hinter noch vor sich hätte sehen können.“ Er nannte dann sechs Frauen aus Geitelde darunter die eigene Mutter, als Hexen, „worüber groß Geschrei in dem Orte entstanden“. Hans kam mit einer Züchtigung davon<sup>1)</sup>.

Die Hexen schaden besonders der Milch, verzaubern die Kühe, daß sie keine oder rote Milch geben. Das sind die molkentöverschen, von denen wiederholt die Rede ist. Geseke Albrechts, die 1501 in der Stadt Braunschweig wegen Zauberei mit dem Schwerte hingerichtet und deren Körper verbrannt wurde, hatte gestanden, daß sie namentlich mit der Milch Zauberei getrieben habe.

Eine Hexe ist leicht zu erkennen: sie vermag nicht über kreuzweise gelegte Gegenstände, z. B. Beisen, zu gehen (allgemein). Die Hexe fängt an zu zittern, wenn man ihr ein Stück Kreuzdorn vorhält, denn aus Kreuzdorn bestand Christi Dornenkrone und darum kann ihn die Hexe nicht vertragen. Auch am grünen Donnerstag vermag man die Hexen zu erkennen, wenn man ein an diesem Tage vor Sonnenaufgang gelegtes Ei bei sich trägt. Man hat sich nur zu hüten, daß die Hexe das Ei nicht zerdrückt, da sonst dessen Besitzer stirbt. Ein junges Mädchen aus Schandelah erkannte auf diese Art eine Hexe; als sie heimwärts ging, folgte ihr die Hexe, zertrümmerte das Ei und das Mädchen stürzte tot nieder.

<sup>1)</sup> A. Rhanum, Hexenglaube in braunschw. Landen. Wolfenbüttel 1882, S. 94.



Baldrian ins Zimmer gehängt schützt vor Hexen und läßt sie erkennen, tritt ein altes Weib ein und der Büschel Baldrian beginnt sich zu bewegen, so ist es eine Hexe. Ballerjân is hexenkrût. Außer diesem wirkt aber namentlich Dill, der zu vielen Dingen gut ist und in hohem Ansehen beim Landvolke steht, gegen Hexen, ebenso Doft (Origanum vulgare). Beide Pflanzen neutralisieren die Wirkungen der Hexen, daher der Spruch:

Dat is bedillt un bedost,  
Dat hat de hexe nich ewusst.

In Ahlum trug ein Mann zum Schutze gegen eine Hexe ein Kissen mit Dill auf der Brust. Er pflegte zu sagen: ja, wann ik dat kissen dräge, sall se mik wol mit frëen läten<sup>1)</sup>.

Um eine Hexe zu werden, und die Fahrt nach dem Bloßberg mitmachen zu können, braucht die Betreffende bloß zu sagen:

Ik verswäre üsen herrgott  
Un glöwe an düssen pott.

Die Hexen vermögen Tiere anderen in den Leib zu zaubern, man soll daher von alten Weibern nichts eßbares, besonders keine Birnen und Äpfel, annehmen. Namentlich bringen sie gern lörke (Kröten) in den Leib anderer, wodurch Krankheiten entstehen. Macht man aber über das Lesebrot oder den Apfel, welche die Hexe bietet, das Zeichen des Kreuzes, dann springt der lork heraus. (Schandelah.)

Folgendes erzählte man mir von der Frau Pape in Veltheim a. d. Ohe, die jetzt tot ist, und gut hexen konnte: Sie gab einem Knaben einen Apfel zu essen; da schwoll diesem nach dem Verzehren das Gesicht so an, daß ihm das eine Auge ganz aus dem Kopfe quoll. Einem Mädchen, dem die gleiche Hexe eine Pflaume zum Essen gegeben, schwoll die Brust an und es mußte infolgedessen sterben. Die Pape ließ von dem Mädchen im Krüge zu Veltheim ein Messer, um Salat zu schneiden; als sie das Messer zurückbrachte, wollte das Mädchen es nicht wieder annehmen, da es die Hexe fürchtete. Da warf die Pape das Messer zu Boden und sofort verschwand es in der Erde. Die Pape hat drei Jahre lang krank gelegen, ehe sie starb. Dabei war sie ganz zusammengezogen, die Fersen lagen ihr unter dem Gesäß.

Ein junger Pferdehirt, der des Abends seine Pferde auf die Weide gebracht hatte, nachdem sie ihre Arbeit gethan hatten, sah in der Nacht bei Dungenbed (südöstlich von Peine) einen sonderbaren Zug tausend durch die Luft ziehen. Es waren die Hexen, welche auf den Bloßberg zogen. Sie ritten auf bräken (mit denen man den Flachs bricht), swingebrëen und futtermollen. Die letzte im Zuge war die Frau des Kaufmanns Altmann in Peine, die sich abmühte, den übrigen nachzufolgen. Da rief der Pferdehirte: hoho, de letzte up'r futtermolle, de nich middekömen kann, de kenne ik. Da machte

<sup>1)</sup> Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 82.

ihm die Hexe eine Faust und rief drohend: Wenn et nich all sau wit werre, dann wolle ik dik bikomen!

In Oberg bei Peine lebte auch einst eine Hexe, das war eine Bauerfrau, die mit ihrem Knechte in einem unerlaubten Verhältnisse stand. Da bat letzterer sie, daß sie ihn einmal in der Walpurgisnacht mit auf den Bloßberg nehmen möchte. Gut, sagte die Bauerfrau, mach es aber genau so, wie ich. Da ging das Weib in den „Schwefestall“, schwang sich auf eine bräke, sprach: drup un dran, nergens an, und flog in die Lüfte. Der Knecht machte ihr das nach, stieg auch auf eine bräke, sagte aber aus Mißverständnis: drup un dran, allerwärts an. Als er nun auch in die Lüfte flog, stieß er überall an, an die Häuser, Bäume u. s. w., und fiel in den Graben. Das Weib aber brachte ihm eine Wurft von ihrer Fahrt mit; als der Knecht sie am anderen Tage verzehren wollte, fand er, daß es nur Hundekot war.

Wenn die Hexen auf dem Brocken sind, lassen sie sich aufspielen. Da war ein Schäfer in Kunstedt (wie der Schmiedemeister Linke in Klein-Schöppenstedt berichtet), der konnte vortrefflich Klarinette blasen. Den nahmen die Hexen mit auf den Bloßberg, wo er eine neue Klarinette erhielt. Die gefiel ihm so, daß er bat, sie mit nach Hause nehmen zu dürfen, was ihm auch gestattet wurde. Als er zu Hause die neue Klarinette besah, da war es ein großer schwarzer toter Kater, dem er alle Haare vom Hintern weggeblasen hatte.

Alldieser Glaube an Hexen und deren Brockenfahrt ist jedoch heute nur noch geschichtlicher Natur und wenige Beschränkte sind noch von der Wahrheit überzeugt, während sonst doch noch genug Aberglauben (namentlich auf dem Gebiete der Volksmedizin) felsenfesten Grund hat. Die Bloßbergfahrten werden aber gewöhnlich ins Scherzhafte gezogen. Das nachstehende, das ich aus dem Munde eines Beteiligten habe, ereignete sich in den vierziger Jahren in Salzdahlum und hatte ein gerichtliches Nachspiel mit Ehrenbeleidigungsklage.

Der Schuster Achilles<sup>1)</sup> beredete sich mit seinem guten Freunde Schrader, der Mutter Folling eins anzuhängen und sie in der Mainacht zur Hexe zu stempeln. Der Schuster machte aus seinem Leder Sattel und Zaum für die Ziege des Schrader zurecht, beschmußte sie tüchtig und brachte sie in seinen eigenen Stall, wo sie nicht hingehörte. Als die Frau des Schrader am nächsten Morgen ihre Ziege füttern will, ist sie verschwunden, und mit dem Schrei, üse zicke is estölen, alarmiert sie Salzdahlum. Ja, sagt Eulenspiegel Achilles, „mit der zicke hat mik gistern abend de olle Follingsche begegnet“. Unterdessen findet sich die gefattelte und beschmußte Ziege im fremden Stalle und nun geht es nach dem Follingschen Hofe, wo die Bewohner noch nicht aufgestanden sind. Als Folling endlich zum Fenster herausgeht, ertönt an ihn die Frage: „Is jue mudder all wээр inne?“ — „Dei leit hir in bedde, wo solle se denn sin?“ — „Ik weit wol, se is düsse nacht mit üser

<sup>1)</sup> Sehr häufiger Name im Braunschweigischen.

zicke nâ'n Blocksberge ewest, jü willt dat wol wetten, de zicke möt't jü mik betâlen; Achilles hat et esein, dat se hen eredden is.“

Das Einpflöden ist als eine besondere, den Hexen zugeschriebene Thätigkeit hier noch hervorzuheben. Geschieht es auch kaum heute noch, so ist das bekannte Einpflöden von Krankheiten, seien sie an Menschen oder Tieren, doch noch in der Erinnerung, und es kommt vielfach in Erzählungen vor, daß es Leute gegeben habe, welche die Krankheiten teils in gebohrte Löcher, teils in natürliche Aftlöcher eingepflockt haben. Die süll (Schwelle), der dössel (Mittelbalken des großen Thores), die Ständer und Riegel des Baues sind geeignete Plätze, in welche mit bestimmten Sprüchen die Krankheiten eingepflockt wurden.

Näher über den Vorgang werden wir unterrichtet in dem Prozesse gegen Tempelannete (Anna Kagen aus Hargbüttel), die 1663 als Hexe zu Braunschweig mit dem Schwerte hingerichtet wurde<sup>1)</sup>. Als fünfzehnte Frage heißt es in ihrem Prozesse: „Ob sie nicht einen Dieb in des bösen Feindes Namen in ein näherloch (Näber = Bohrer) eingepflocket, so daß der Kerl darin gepiepet, wie ein Haufen Mäuse?“ Nachdem sie anfangs geleugnet, gesteht sie auf wiederholtes Drängen zu: Sie habe ein leinenes „plünneken“ (Lappchen) von einem alten Mannshembe genommen, um einen Stod gewickelt und beides in Gottes Namen auf ihres Sohnes Hof im Schweinestalle mit einem Steine in ein näherloch, welches in einem Querholze befindlich gewesen, eingeschlagen und dabei gesagt: „Da stichst du in Gottes Namen; du sollst piepen wie Mäuse. Warum lassen solche Kerle ihr Stehlen nicht?“ Nach drei Tagen habe sie den Zapfen wieder herausgezogen und den Plunnen auf dem Herde ins Feuer geworfen, da seien drei helle Funken aus dem Feuer in die Höhe geflogen, woraus sie erkannt, daß der Dieb ein Kerl sei und zwei Kinder habe.

Böser Blick. Der Schaden, welcher durch ihn angerichtet wird, gehört in das Gebiet der Hexerei. Der Ausdruck „böser Blick“ ist bei uns nicht bekannt, aber die Sache ist vorhanden. Es giebt nach dem Volksglauben Leute, „de minschen und diren wat andauen künnt un ök wecke, de wat vorhât“. Schon unabsichtlich schadet der Blick von Menschen den Tieren, und wenn man Ferkeln beim Kaufe betrachtet, so muß man dabei sagen „Gottes Segen“, dann gedeihen sie, sonst nicht. Es schadet der Entwidlung der Ferkeln, wenn man sie durch die Rippen des Schweinefobens beschaut; namentlich ist das Anschauen (ankiken) von Fremden ihnen schädlich. Sie gehen dann leicht ein.

Die Leichenwäscherin Frau Hotopp in Klein-Schöppenstedt erzählt: Als wir in Wasbüttel wohnten, wurde mir eine Tochter geboren. Da kam eine Nachbarin, die Niebuhr, zu mir und fragte: „Na, saugt denn die Kleine?“

<sup>1)</sup> Der Prozeß steht in Görge's, Vaterländische Geschichten, Braunschweig 1844, S. 89. Nicht als letzte Hexe in Braunschweig, wie angenommen wird. Wahrscheinlich war die 1698 verbrannte Katharina Sommermeier aus Beierstedt die letzte, die diesem Aberglauben verfiel. (A. Rhamun, Hexenglaube in braunschweigischen Landen. Wolfenbüttel 1882, S. 80.)

Als ich nun das Kind anlegen will, nimmt es die Brust nicht. „Das habe ich mir gleich gedacht,“ sagte darauf die Friden, meine Wirtin, „daran ist die Niebuhr Schuld.“ Auch unsere Ziege gab keine Milch und nun ging mein Mann mit dem Wasser des Kindes und einem Büschel Haare von der Ziege zur weisen Frau nach Fallersleben. Die schüttelte den Kopf, gab meinem Manne ein Pulver für Kind und Ziege und sagte: „Wenn Ihr zu Hause seid, wird bald eine Frau kommen und etwas borgen wollen; die hat das Unheil angestiftet, und wenn Ihr der was borgt, so hilft das Pulver nicht“. Richtig die Niebuhr ist gekommen und wollte eine Art borgen, die wir ihr aber nicht gaben. Das Kind und die Ziege sind aber von dem Pulver gesund geworden<sup>1)</sup>.

Um das Jahr 1870 herum lebte in Klein-Schöppenstedt ein Mann Namens Ilenburg, von dem allgemein im Dorfe geglaubt wurde, er könne dem Vieh „wat andaun“. Schon wenn sein Blick auf Vieh fiel, mußte dieses erkranken. Seinem Nachbar Franz Pape krepirten hintereinander Schweine und Kühe, so daß Ilenburg darüber selbst bestürzt wurde und seinem Nachbar weinend um den Hals fiel mit den Worten: „beste Franz, ik kann'r awer nich vör“. Als dem Halbspänner Ehlers dafelbst mehrere Kühe erkrankten, wurde wieder Ilenburg als Ursache angesehen und Ehlers ging zum „Scharfrichter“ nach Königsutter, der das Vieh wieder gesund machen sollte. Dieser riet zunächst, den Uebelthäter zu citieren, welcher das Vieh behext habe, und dazu solle Ehlers siebenlei Holz von sieben Bäumen holen und um Mitternacht in einem Kessel Wasser kochen, das ließe dem Hexenmeister keine Ruhe, er müsse erscheinen und Abbitte thun. Ehlers sagte später: dat woll ik awer nich daun, ik wufste doch, dat et Ilenburg dân harre.

Auch Küchenthal in Weddel, der dort noch vor zwanzig Jahren lebte, konnte dem Vieh mit seinem Blicke schaden. Betan er kein fremdes Vieh zu sehen, dem er schaden konnte, so mußte er seinem eigenen wat andaun. Als er einst von der schönen Stute und dem hübschen Füllen des Halbspanners GÖe gesagt hatte: et is doch en gansen stät mit den diren, fragen die Tiere sofort nicht mehr und GÖe ging, um Abhülfe zu schaffen, nach Königsutter zum „Scharfrichter“ Uhde. Doch auch der konnte nicht helfen und die Tiere krepirten.

Auch in Schandelah wurde von einem Manne erzählt, der dem Viehe etwas anthun konnte, so, dat es sik nich mör ären wolle. Dafür aber hat er vor seinem Tode lange quinen (hinziehen) müssen, denn er konnte die „Kunst“ nicht vor dem Sterben los werden. Die mit der Gabe, dem Vieh schaden zu können, Begabten, versuchen es auf alle mögliche Weise, dieselbe los zu werden und auf andere zu übertragen. Aber wie? darüber habe ich keine Auskunft erhalten können.

Das alte Ehepaar Brenneke in Weddel, das dort noch Anfang der siebziger

<sup>1)</sup> Um die Ziegen gegen das Behexen (andaun) sicher zu stellen, findet man übrigens zuweilen Büschel von Brennesseln in deren Stalle aufgehängt.

Jahre lebte, stand allgemein in dem Geruche, Kindern wat andau zu können. Die Schulkinder in Weddel hatten dagegen eine Schutzformel gefunden und riefen, wenn eines von den alten Leuten an ihnen vorüberging: kanst mik dreimal im ärse lecken.

Wie alt diese Vorstellungen vom Zuweisen der Krankheiten für Vieh und Menschen durch Einwirkung des bösen Blickes sind, erkennen wir aus den im Braunschweigischen geführten Hexenprozessen. So dem der Grete Hundertmat (1665), wo die Geschädigten sich um Hülfe an einen „weisen Kuhhirten“ wenden; dem der Katharine Schulze in Westove (1667) u. a. Das Dorf Lehre war förmlich als Hexendorf in damaliger Zeit verschrien, so daß der dortige Pastor Pentelius (1663) aus Angst vor den Hexen um Versekung bittet<sup>1)</sup>.

Das Bannen wird gleichfalls auf die Thätigkeit der Hexen oder Zauberer zurückgeführt. Der Bauer Kennau in Klein-Brunskrode, der sich auch in einen Hasen verwandeln konnte (oben S. 274), vermochte zu bannen. Einst kommt er an einem Roggenfelde vorüber, wo der Herr mit zwei Knechten mäht und nur noch ein kleines Stück Roggen übrig war. „Da kommt Kennau“, jagte der eine Knecht. „Sprich ja nicht mit dem“, jagte der Herr, „sonst kriegen wir den Roggen nicht mehr ab.“ Da war aber Kennau schon da und sagte: „Die Erde soll wohl noch auf Mittag ab?“ Worauf der Knecht herausplatzte: „Gewiß, das bißchen wollen wir doch noch abkriegen.“ Von da ab aber konnten der Herr und seine zwei Knechte keinen Halm mehr mähen und der Bauer schalt den Knecht, daß er mit Kennau gesprochen.

Auch Tiere können durch Zauberprüche gebannt werden, wie in Eßum dieses ein Mann verstand. Er bannte einen Hirsch, so daß er fest stand und sich befehen lassen mußte. Dann gab er ihm durch das Herurmeln einiger Worte wieder die Freiheit. Auf dem Wege von Seinstedt nach Groß-Dente hat ein alter Mann einen Räuber, der ihm Geld nehmen wollte, festgebannt und erst später durch einen gemurmelten Spruch wieder gelöst<sup>2)</sup>.

---

Es folgt nun eine Klasse von Geistererscheinungen und übernatürlicher Wesen, die mit dem Seelenglauben nur schwach oder gar nicht mehr in Verbindung stehen. Diese Geister verkehren auch weniger unmittelbar mit den Menschen, beleben aber die Natur, hausen in der Erde, in der Luft, in Bäumen, im Wasser, und können als persönliche Vertreter der Elemente aufgefaßt werden.

<sup>1)</sup> A. Rhamm, Hexenglaube und Hexenprozesse in den braunschweigischen Landen. Wolfenbüttel 1882, S. 37, 90, 93.

<sup>2)</sup> Voges, S. 92, 93.

Der häkemann oder nicker sitzt im Born oder sonst im Wasser und zieht die Kinder, die dem Born zu nahe kommen, mit einem Haken zu sich herab. Gewöhnlich ist aber der Born auf dem Lande mit im Viereck zusammengefügten dicken Sandsteinplatten gut verwahrt. Die am Austritte der Oker aus der Stadt Braunschweig gelegene Straße, der Nickerkuff (so schon 1310, die heutige Schreibart Nickerkuff ist weit jünger), hat vom Nicker ihren Namen, der dort in einem Kuff hauste<sup>1)</sup>. Andere Wassergeister scheinen nicht bekannt zu sein.

Das Kornweib (körnwiß) heißt auch rälwif. Es ist ein altes Weib, welches im wogenden Kornfelde sitzt und mit dem man die Kinder schreckt, wenn sie in die Getreidfelder gehen wollen, etwa um Kornblumen oder rälen (*Agrostemma Githago*) zu pflücken. Eine ähnliche Rolle spielt der bönebok im Bohnenfelde. Bei Vorsfelde geht im Felde der bökerl um, vor dem man die Kinder warnt. Ob diese „Korndämonen“ jemals mehr als Kinderpopanze waren, kann ich nicht behaupten.

Dräke oder füerdräke nennt man die Feuererscheinungen am nächtlichen Himmel, zumal Meteore. Dieser Drache wird als eine Art belebtes Wesen gedacht, der in die Dachlücken oder Schornsteine fauft und Glück oder Unglück bringt. Gewöhnlich beschmüht er aber mit seinem Kot, namentlich Ackergerät, wenn es zur Weihnachtszeit nicht unter Dach gebracht wird. Um sich vor ihm zu schützen, muß man halb im Freien, halb unter dem ösfall (Traufe) stehen. Ruft man ihm zu „füerdräke half part!“ so läßt er wohl auch einen Schinken oder eine Speckseite fallen. (Hattorf im Hasenwinkel.) Manche Leute sind durch ihn reich geworden.

Der dräke heißt auch glüstört, wegen der schwanzartigen Feuererscheinung, die hinter ihm herzieht. Er hat Geld bei sich, von dem er gelegentlich ein paar Groschen fallen läßt. „Speichel“, der frühmorgens an den Pflanzen sitzt, stammt von dem nachts vorüberziehenden glüstört (Hözum). Vom Gluhschwanz in Velsstove wird erzählt, daß er in ein Haus gebannt worden sei, dadurch, daß zwei Brüder ein Rad vom Wagen abzogen und es rasch wieder verkehrt ansetzten. Aber Gluhschwanz brannte sich aus dem Hause wieder heraus<sup>2)</sup>. Fallen Sternschnuppen, so sagt man wohl: de dräke treckt.

Die Zwerge. Der allgemein übliche Ausdruck ist twarg oder twerg, bei Vorsfelde hört man auch nickerkerls und unnerêrsche. Sie wohnen in twarglökkern oder Betgen, von denen das Volk ausdrücklich bezeichnet den Ränzelsberg bei Lauingen, den Tönnekenberg bei Volkmarode, den Schwarzkuhlenberg bei Reiskingen, die Löcher im Burgthale bei Schliestedt, die Zwerg-

<sup>1)</sup> Dürre, Geschichte der Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 715. Ludwig Hänfelmann, unser gelehrter Stadtschreiber, hat diese Sage mit gewohnter Meisterschaft zu einer feinen Erzählung ausgestaltet in seinem Werkchen „Unterm Löwenstein“ (Wolfenbüttel 1883).

<sup>2)</sup> Th. Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 57; Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, S. 420; Kuhn, Märktische Sagen, S. 49.

löcher im Gipsbruche bei Thiede, den Wohlenberg in der Giffhórner Gegend. Unsere Zwergsagen haben die allgemeinen Züge, die überall in Niedersachsen und sonst in Deutschland dem kleinen Volke zukommen. Die Zwerge bestehlen die Felder, sie vertauschen die Kinder und lassen Wechselbälge zurück, sie erscheinen in Frösche verwandelt, wer sie dann schont und nicht tötet, den belohnen sie. Je nach der Art der Behandlung spielen sie den Menschen entweder einen Pöffen oder sie dienen ihnen, bringen ihnen Gaben, oft in Gestalt von Rot, Erde, Sand, der sich später als Gold erweist. Für die Küche liefern sie Fleisch, Kuchen, Getränke. Oft leihen sie Geräte von den Menschen, oder leihen diesen solche, welche aber stets rein gewaschen zurückgegeben werden müssen, sonst rächt sich der Zwerg.

Wo Oker und Aller zusammenfließen, da liegt in der fahlen Heide der Wohlenberg. In ihm haben vor Zeiten die Zwerge gehaust, wie sie aber von dort ausgezogen sind, berichtete mir der alte Dietrich Thöne aus Hillerse<sup>1)</sup>.

„Die Zwerge haben früher im Wohlenberge gewohnt; wenn dann die Bauern dort in der Nähe gepflügt haben, sind die Frauensleute hinaus aufs Feld gekommen und haben ihnen das Essen, gewöhnlich Erbsen mit Sped, in Penteltöpfen gebracht, die sie am Wohlenberge niedersezten. Da lauerten die Zwerge darauf, verzehrten das Essen und besudelten noch obendrein häßlich die Töpfe, so daß die Bauern, wenn sie essen wollten, nur Rot fanden.

Das ist eine Zeitlang so gegangen. Da baute man in Leiserde eine Kirche, und als die Glocken an zu läuten fingen, konnten das die Zwerge nicht vertragen und sie sind schnell in der Gegend nach Volkse zu abgezogen. Dort aber ist keine Brücke über die Oker und so konnten sie nicht auf die andere Seite gelangen. Endlich fand sich ein Schiffer und den fragte der Zwergkönig, ob er ihn und seine Zwerge überführen und ob er kopfweise bezahlt oder einen Hut voll Zweipfennigstücke haben wolle? Einen Hut voll Zweipfennigstücke, sagte der Schiffer und am anderen Morgen sollte die Überfahrt stattfinden.

Da erschien auch der König und der Schiffer meinte, er sei allein, denn die Zwerge, die bei ihm waren, konnte er nicht sehen. Er hat sie aber übergesetzt und das dauerte vom Morgen bis zum späten Abend, wobei der Kahn immer so voll war, daß er bis zum Rande ins Wasser ein sank. „Setzt sind wir alle hinüber“, jagte der Zwergkönig und fragte den Schiffer, ob er einmal sehen wolle, wieviel Zwerge er übergeführt hätte? Damit nahm er seinen Hut ab und setzte ihn dem Schiffer auf. Nun konnte der Schiffer sehen, wie auf dem anderen Okerufer tausende und tausende von Zwergen standen, die er alle übergesetzt hatte. Als dann der Zwergkönig seinen Hut wieder zurücknahm, konnte der Schiffer auch keine Zwerge mehr sehen. Die sind fortgezogen.“

Diese Zwergsage enthält uralte Züge (wie die Larnkappe) und ist verwandt mit anderen norddeutschen Sagen vom Auszuge der Zwerge<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Zuerst von mir mitgeteilt in der Zeitschrift „Am Urquell“ IV, S. 226 (1893).

<sup>2)</sup> Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, Nr. 291, Überfahrt über die Hunte

Als Gehilfen des Menschen und kleine Hausgeister, die man als Darbringer von Reichtümern betrachtet, erscheinen die Kraunen. Der Glaube an sie (Mandrägora, Galgenmännlein, Hedenmännchen) scheint heute im Braunschweigischen völlig verschwunden zu sein. Die menschenförmlich gestaltete Wurzel, die im Altertume ihre Rolle spielte, wie jetzt noch im Morgenlande, und ihrem Besitzer Glück, Gesundheit und langes Leben, wie der Stein der Weisen, gewährt, hatte aber früher ihre Geltung bei uns so gut wie in anderen deutschen Landschaften. Im Jahre 1615 werden in der Stadt Braunschweig zwei alte arme Leute erwähnt, so sich des Bettels ernährt und bei denen ein Krunken gefunden worden sei<sup>1)</sup>.

Weiter schließen sich an diese übernatürlichen Erscheinungen die Dämonen an, bei welchen von einem Seelenglauben keine Rede mehr sein kann. Auch sie finden in der den Menschen umgebenden Natur ihren Ursprung, in den Elementen, denen gegenüber der Mensch sich ohnmächtig und klein fühlt. Dahin gehört ein Winddämon (der wilde Jäger), ferner das Geschlecht der Riesen, die reine Phantasiegebilde sind, Wesen mit übermenschlicher Größe und Kraft ausgestattet, aber ohne Zusammenhang mit einer Naturerscheinung, endlich die jüngste Erscheinung, der durch das Christentum eingeführte Teufel.

Der wilde Jäger kommt unter dem Namen Hadelberg mit allen seinen Attributen durch das ganze Land in zahlreichen Sagen vor. Es läßt sich über ihn, der seit Grimm nicht ohne Widerspruch als ein Niedererschlag Wotans angesehen wird, nichts neues beibringen und da er vielfach erschöpfend behandelt ist, verweise ich einfach auf die Literatur<sup>2)</sup>, soweit sie Braunschweig betrifft. Die Ansicht, daß wir im wilden Jäger nicht Wotan, sondern eine Personifikation des Sturmwindes zu erkennen haben, daß er also ein Winddämon ist, bricht sich immer mehr und mehr Bahn.

Die Riesen. Etwa ein Duzendmal haftet an unseren Flurnamen die Bezeichnung Hünenberg, Hünenkamp, Hünengraben, Hünenburg, die stets auf ein mythisches Geschlecht der Hünen oder (hochdeutsch) Heunen deuten, womit das heutige Volk die Riesen bezeichnet. Fragt man nach den Eigenschaften, mit denen diese ausgestattet gewesen sein sollen, dann heißt es: sie waren groß und stark, denn wie hätten sie sonst die ungeheuren Wälle erbauen und die gewaltigen

---

und Aller, Nr. 323 über die Gms. Die Tarnlappe und das Verunreinigen der Hühnerschirre daselbst Nr. 291. Die sectio fabulosa von den Zwergen wird ganz ähnlich in einer Chronik der Stadt Hildesheim erzählt (Neues Vaterländ. Archiv des Königreichs Hannover II, S. 67, 1822), ferner aus Rügen vom Goldberge und der Gleiwitzer Fährre (Zeitschrift für deutsche Mythologie II, S. 144).

<sup>1)</sup> Rehtmeyers Kirchenhistorien V, S. 384.

<sup>2)</sup> Paul Zimmermann in der Zeitschrift des Harzvereins XII, S. 7. Kuhn und Schwarz, Nordd. Sagen, Nr. 182, 203, 265. Schambach und Müller, Niedere. Sagen, S. 70, 346, 421. Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 4, 5 u. a. Für den Drömling: Obeling, Blicke in vergessene Winkel II, S. 281.



Steine herbeischaffen können? Auf diese beiden Thätigkeiten beschränkt sich auch wesentlich dasjenige, was man bei uns von Riesen berichtet.

An der Westseite der Hünenburg bei Watenstedt (Amt Schöningen) befand sich ein Stein, in welchem sich zwei Eindrücke, wie von großen menschlichen Füßen, zeigten, nebst einem Loch vor und hinter demselben. Dort hat ein Riese seine Bedürfnisse verrichtet, wodurch die beiden Fußspuren und die beiden Löcher entstanden sind<sup>1)</sup>. Daß der schöne Ringwall, die Hünenburg, nur von Riesen erbaut sein konnte, glaubte man früher allgemein.

Einen anderen Anhalt boten die zahlreichen erraticen Blöcke, die als Riesenpielzeug galten, oder als drückendes Sandkorn im Schuße des Riesen lagen und von ihm ausgeschüttelt wurden, wie dieses von solchen Blöcken bei Groß-Stöckheim, Sauringen und Groß-Steinum berichtet wird. Auch die beiden schönen Steinkammergräber auf dem Annen- oder Corneliusberge bei Helmstedt, die Lübbensteine, sind Steinchen, die ein Riese in seiner Tasche gesammelt hatte und dort verloren hat<sup>2)</sup>. Und noch ein anderes, wie es scheint vorgeschichtliches Denkmal unseres Landes, den prachtvollen „Hoch“ genannten und mit einer uralten Linde gekrönten Tumulus in Evesen am Elme, bringt die Sage mit den Riesen in Verbindung. Ein Hüne war bei Regenwetter eine lange Strecke durch den Elm gegangen, wobei ihm von dem schweren Erdreich soviel am Stiefel sitzen blieb, daß er nicht weiter konnte. Da strich er den Lehm von der Sohle ab und das ist der Hügel in Evesen<sup>3)</sup> (Fig. 74).

Hierher gehört endlich noch der berühmte Bickelstein, etwa 7 km von der braunschweigischen Grenze im Lüneburgischen zwischen Ehra und Boizenhagen einsam in der nach ihm benannten Bickelsteiner Heide gelegen, ein gewaltiger erraticer Block. Den hat auch ein Riese dorthin geworfen; auch ist ein Hufeisen daran zu sehen, von dem eine Roßtrappengeschichte erzählt wird.

Der Teufel ist die jüngste, durch das Christentum bekannt gewordene, hier zu erwähnende übernatürliche Erscheinung. In der Vorstellung des Volkes giebt es neben dem eigentlichen Teufel (däwel), der als Gegensatz zu Gott gedacht wird, noch mehrere Teufel, gleichsam Gefellen des Oberteufels, die hier und da auftreten und gebannt werden müssen, was schon daraus hervorgeht, daß es heißt, ein Teufel that dieses oder das. Sie fürchten das Kreuz, das sie nicht sehen können, oder frommen Gesang, sie werden, wie andere böse Geister, vertrieben, wenn man aus der Bibel ein Kapitel rückwärts liest; der Teufel ist

<sup>1)</sup> Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen, 1864, S. 362.

<sup>2)</sup> Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, S. 141. Grabowsky, Die Lübbensteine, Globus, Band 65, S. 374. Gleiche Sagen von den altmärkischen Steinkammergräbern, Kuhn, Märkische Sagen, S. 25.

<sup>3)</sup> Kuhn und Schwarz a. a. O., S. 141. Grabowsky, Die benagelte Linde auf dem Tumulus in Evesen. Globus, Band 67, S. 15. Mit Abbildung. — Ähnliche Sagen von Sandkörnern und Hügeln, die von schreitenden Riesen stammen (aus Vante-robe, vom Weißenstein bei Dagsen, von Salzberghelden, von Hilsesheim und Escherode) bei Schambach und Müller, S. 146.

mit einem Pferdefuß ausgestattet und kann sich in Tiere verwandeln. In mancher spukhaften Erscheinung, von der man sich erzählt, sitzt der Teufel. Unerkannt mischt sich der Teufel gern unter Menschen, forscht sie aus, sieht, ob er Seelenbeute machen kann oder spielt ihnen einen Poßten. So ist er einst in



Fig. 74. „Hoch“ (Tumulus) mit benagelter Linde zu Gveffen am Elm.

Kästorf in einen Kreis von Plumpjackspielern gekommen und hat, statt mit dem Plumpjack, ein Mädchen mit seinem Pferdefuß auf den Rücken geschlagen, daß dieses laut aufschrie. Die Menschen verschreiben dem Teufel ihre Seele und erhalten dafür Geld; manche, die plötzlich reich wurden, ohne daß man wußte wie, haben so ihr Vermögen erlangt. Wenn die Frist abgelaufen, holt der

Teufel den Betreffenden und dreht ihm den Kopf, de nâse in'n nacken<sup>1)</sup> Nicht nur in den öfter als Flurname vorkommenden „Hölln“ wohnt der Teufel, sondern auch in den Teufelslöchern (düwelsküle bei Lelm) und der Teufelsküche am Keitling im Elme. Verschwunden ist heute die Teufelskühle nördlich von der Stadt Braunschweig im Arkeroder Felde. Das Sprichwort beschäftigt sich mit ihm und seiner Großmutter; von einem Reichen, der noch mehr belommt, sagt man: de düwel schitt immer up'n dicksten hucken; von einem Poden-narbigen: up dem hat de düwel arften edoschen. Häufig hört man: Wenn't rânt un de sunne schint, dann hat de düwel hochtit. — Wenn einer 'n düwel an de wand mält, is hei nich wit.

Der Teufel in eigener Person hat im 16. Jahrhundert auch in der Stadt Braunschweig Hochzeit gehalten, und zwar mit seiner Großmutter. Nächtlicherweise hat er von dem kaiserlichen Obersten daselbst, Meineke von Peine, sich dessen großen Saal ausgebeten und nach einigem Zögern von diesem auch erhalten. Dafür durfte auch zugehört, aber ja nichts von Unbetheiligten von den Teufelspeisen genossen werden. Zwei Mägde Meinekes haben auch zugehört und folgendes berichtet: Nachts um die zwölfte Stunde sind viele Wagen vorgefahren und Reiter angelangt. Der ganze Saal war voll Teufel und Teufelinnen in Menschengestalt. Der oberste der Teufel erschien als junger, geschmückter Mann, aber mit zwei Hörnern auf dem Kopfe; seine Braut war häßlich wie die Nacht und sprang auf Krüden. Nachdem alle weiblich gegessen und getrunken, wurde getanzt und dann um 3 Uhr aufgebrochen. Der Saal war ganz rein geblieben und zum Danke hinterließen die Teufel einen kostbaren Teppich samt einem Ringe im Werte von 2000 Dukaten und dabei einen Zettel, auf dem stand, Meineke von Peine würde stets mit seinen Kindern im Wohlstande bleiben, wenn Teppich und Ring immer zusammenblieben<sup>2)</sup>.

Den Gottesleugnern bricht der Teufel den Hals. Als ein solcher galt Lessing und als er am 15. Februar 1781 im Angott'schen Hause in Braunschweig starb, erzählte sich das niedere Volk, der Teufel habe ihn geholt.

Mit dem Teufel erscheint der Rabe als sein Begleiter. Zur Zeit der Hennig Brabantschen Bewegungen umschwebte (1604) ein Rabe auf dem Agidienkirchhofe unablässig Hennig Brabants Haupt und ließ sich krächzend auf dessen Haus nieder, woraus der Aberglaube jener Zeit und vor allem der Grobschmied Aſchen Kamla einen Schluß auf Hennig Brabants Bündnis mit dem Teufel zog<sup>3)</sup>.

In naher Beziehung zum Teufel stehen die Freimaurer. Eine ganz ungläubliche Anzahl Schauererzählungen erzählt das niedere Volk auf dem Lande

<sup>1)</sup> Teufelsfagen bei Voges, S. 57.

<sup>2)</sup> Beste, Vorstellungen unserer Väter vom Teufel mit besonderer Rücksicht auf die Stadt Braunschweig. Braunschw. Magazin 1840, S. 251.

<sup>3)</sup> Nehtmeiers Kirchengeschichte IV, S. 212. Ribbentrops Beschreibung der Stadt Braunschweig, S. CLVII.

von ihnen. Der Aberglaube ist da sehr rege und hat offenbar durch die mysteriösen Ceremonieen vieler Freimaurerlogen Nahrung erhalten.

Allgemein heißt es, die Freimaurer seien eine Teufelsgesellschaft. Auf der Leopoldstraße in Braunschweig, da haben sie ihr Haus, wo sie zusammentommen, und im Versammlungssaale steht eine lange Tafel. Unter der liegt der Teufel in Gestalt eines großen schwarzen Hundes mit feurigen Augen. Ringsum an den Wänden da hängen die Bildnisse sämtlicher Freimaurer. Alle Jahre muß einer von ihnen sterben und wer das sein soll, darüber entscheidet das Loß. Wenn die Todesstunde des Betreffenden gekommen ist, dann steht der Oberste der Freimaurer auf und sticht mit einer großen Nadel in das Bild des Todeskandidaten. In demselben Augenblicke stürzt dieser, gleichviel, wo er sich befinden mag, tot zusammen; gewöhnlich ist der Teufel dabei zugegen und dreht ne de näse in'n nacken.

Das Volk bezeichnet viele als Freimaurer oder als solche, die es einmal waren; zumal Leute, über deren Vermögensursprung oder Herkunft sie nichts näheres wissen, gelten als Freimaurer und ihnen dichtet man Geschichten an oder überträgt alte Fabeln auf sie. Eine Frau wußte, daß ihr Mann Freimaurer geworden war; sie wollte ihn aber aus der Teufelsgesellschaft befreien und ging nach Braunschweig ins Freimaurerhaus. Da hing schon ihres Mannes Bild zwischen den übrigen. „Du sollst ihn los haben“, sagte der Oberste, gab der Frau eine große Nadel und ließ sie in ihres Mannes Bild stechen. Als sie nach Hause kam, war ihr Mann tot.

Ein Ziegeleibesitzer erzählte, in 14 Tagen würde eine Kutsche kommen und ihn abholen. Dann würde er lange Zeit nicht zu Hause sein. Die Kutsche kam auch; aber anderen Tages brachte sie den Mann tot zurück, de näse in'n nacken. Der war unter die Freimaurer gegangen gewesen und das Loß hatte ihn gleich an seinem Eintrittstage getroffen.

Der Amtmann Franz in Salzdahlum ist auch Freimaurer gewesen. Eines Tages ist er auf der Wiese beim Heumachen; da sieht er auf die Uhr, erschrickt und ruft: „ich habe die Zeit verpaßt!“ Wie rasend jagt er mit dem Pferde nach Hause, als er den Hof erreichte, stürzte er tot nieder. Das hing mit der Freimaurerei zusammen.

# Aberglauben, Wetterregeln und Volksmedizin.

## Aberglauben.

Es besteht noch sehr viel Aberglauben in Stadt und Land, dem sich oft gebildete Leute nicht ganz entziehen, wenn sie auch von dem Thörichten ihres Beginns überzeugt sind. Eine vollständige Sammlung mitzuteilen, auch wenn es in meiner Macht läge, erscheint zwecklos, denn es giebt genug Schriften, welche sich für Deutschland damit besetzt haben<sup>1)</sup>. Wir haben, abgesehen von den allgemein menschlichen (bei Kultur- wie Naturvölkern oft bis in die feinsten Einzelheiten identischen) abergläubischen Vorstellungen, die deutschen weit und breit im Vaterlande geltenden, speciell niederdeutschen Formen des Aberglaubens bei uns vertreten, die zuweilen lokale Färbung annehmen. Schon früh ist durch die Regierung dagegen geeifert worden, wie denn die landesherrliche Verordnung vom 8. September 1648 besagt: „Es soll sich jeder männiglich des abgöttischen Wahrsagens, Aberglaubens und Krystallsehens enthalten, niemand auch dasselbe begehren oder es sollen sowohl diejenigen, welche sich unternehmen, solcher gottlosen Leute Rat sich zu bedienen, als diejenigen, welche sich solcher abgöttischen Händel thätlich gebrauchen, zu ernster, willkürlicher Strafe gezogen und nach Gelegenheit an Leib und Leben gestraft werden.“ In der Marktordnung der Stadt Braunschweig vom 29. September 1763 wird der Verkauf von „Träumen und abergläubischen Büchern“ verboten.

Was im nachstehenden verzeichnet ist, wurde unmittelbar dem Munde des Volkes entnommen und niedergeschrieben, wie ich es erfuhr. Mehr ist in den Abschnitten über die Spinnstube (vom Flachs), Wetter, Geburt, Hochzeit, Tod u. s. w. nachzulesen, wo es besser zur Erläuterung dient als in einer allgemeinen Sammlung.

<sup>1)</sup> A. Buttkc, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Zweite Auflage. Berlin 1869. Viel in Grimms deutscher Mythologie. IV. Auflage. Berlin 1878. Wichtig ist die kleine Schrift von W. Mannhardt, Die praktischen Folgen des Aberglaubens. Berlin 1878.

Tagewählerei. Der Ausdruck stammt von Luther, der ihn in der Bibel. (Übersetzung<sup>1)</sup>) gebraucht für diejenigen, welche an glückliche und unglückliche Tage glauben. Und das thut so ziemlich die ganze kultivierte und unkultivierte Menschheit.

Bismarck klagt einmal brieflich seiner Gemahlin, daß er in Vöslingen schlechte Jagd gehabt habe, weil es Freitag war. So ist auch der Freitag allgemein als Unglückstag angesehen, an dem man nicht gern etwas unternimmt.

Von besonderem Werte ist die Tagewählerei für die Knechte und Mägde auf dem Lande. Sie haben ganz bestimmte, genau eingehaltene Regeln, von denen sie durchaus nicht abweichen, zumal bezüglich des Anziehens bei einer Herrschaft. Es gelten folgende: der Montag „wird nicht wochenalt“, an ihm soll man nichts wichtiges beginnen, namentlich nicht anziehen, da man sonst schon im Laufe der Woche wieder abziehen wird. Dienstag ist gut; Mittwoch nicht gut; Donnerstag ist sehr gut; Freitag taugt gar nichts und der Sonnabend ist mittelmäßig. Ein ordentlicher, fleißiger Knecht zieht nur am Dienstag oder Donnerstag an.

Die Kuh, die gekalbt hat und zum ersten Male wieder den Stall verläßt, wird an der Schwelle über eine Art geführt, sonst bleibt sie nicht gesund.

Neugeborene Kälber muß man mit Salz und Dill bestreuen, damit sie gut wachsen.

Wenn die Kuh oder die Ziege die eigene Nachgeburt (niederdeutsch hämel) frist (was beide gern thun), so geben sie wenig Milch.

Es ist glückverheißend, wenn Schafe zur Rechten begegnen.

Eine neu gekaufte Kaze gewöhnt sich ans Haus, wenn man sie dort in den Spiegel schauen läßt.

Buht sich die Kaze, dann kommen Gäste.

Das wittes wessel (Hermelin) saugt den Kühen die Milch aus, wobei titten und ströken (Euter und Zitzen) schwellen. Man heilt die Geschwulst durch Reiben mit Hermelinfell. Dieses Reiben ist auch gut, um das Buttern zu befördern; die Butter scheidet sich dadurch besser von der Buttermilch.

Wenn man in einem Hof einen Wolfsschwanz vergräbt, so wagt sich kein Wolf hinein, und wenn man solchen in einem Hause aufhängt, so kommen keine Fliegen dahin. (Kalender 1717.)

Ein Huhn, das kräht wie ein Hahn, deutet Unglück an. Man soll ihm den Hals umbrehen.

Wo die Schwalbe oder der Storch nisten, kehrt Glück im Hause ein. Beide dürfen nicht im Nisten gestört oder getötet werden.

Erblickt man im Frühling den ersten Frosch auf dem Trocknen, so muß man in dem Jahre viel weinen, denn do ütsche mot nat sin.

Sieht man den ersten Frosch im Jahre im Wasser, so hat man Unglück.

Tritt man einen Frosch tot, so giebt es Regenwetter.

Die Kröte (lorck) ist ein Gegenstand des Abscheus und wird für giftig gehalten. Käufe im Haar werden für ein Zeichen der Gesundheit des Besitzers derselben erachtet.

Sieht man im Frühling zuerst einen weißen Schmetterling, so muß man bald zu einer Leiche gehen; einen gelben, so folgt bald Einladung zu einer Taufe, und einen bunten, so muß man sich zu einer Hochzeit rüsten.

Wenn der Teig gesäuert ist, muß das Brot mit einem Kreuze versehen werden, sonst gerät es nicht.

Man darf das Brot nicht auf den Rücken legen, sonst hat man Unglück.

<sup>1)</sup> 5. Mos. 18, 10.

Das Brot muß stets mit dem Kruste vom Tische nach außen, mit der Schnittfläche nach innen liegen; sonst entsteht Zanf.

Schneidet jemand Brot schief an, so ist dieses ein Zeichen, daß er am gleichen Tage gelogen hat — oder er darf noch nicht bald heiraten.

Beim Anschneiden des Brotes macht man mit dem Messer ein Zeichen des Kreuzes über dasselbe. Dann geht in der Haushaltung das Brot nie aus.

Wer schimmeliges Brot verzehrt, findet Geld.

Wer mit Brotsstückchen wirft, kommt nicht in den Himmel oder der liebe Gott straft ihn.

Kranke, welche Krämpfe haben, dürfen nicht mit bloßen Händen, sondern müssen mit einer blauen Schürze angefaßt werden, sonst werden sie lahm.

Esprechen zwei gleichzeitig denselben Gedanken, Wunsch u. s. w. aus, so leben sie noch längere Zeit zusammen. Wenn wi dat öwer't jår noch dauet, lêwet wi noch, pflegt man dabei zu sagen.

Ist jemand von Hause fortgegangen und er bemerkt, daß er etwas vergessen hat, so darf er nicht umkehren, um das Vermißte zu holen; er hat sonst den Tag über kein Glück. Wohl aber darf er jemanden aus dem Hause rufen, um ihm das betreffende zu bringen.

Der Fund eines vierblättrigen Kleeblattes deutet auf Glück; ein fünfblättriges auf Unglück. Dieser Aberglaube ist verhältnismäßig jung, denn der Anbau des Klees stammt erst aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Weisse Flecke auf den Nägeln deuten die Zahl der Jahre an, die man noch zu leben hat. Ober: sie deuten auf Glück<sup>1)</sup>.

Wer am Sonntage geboren ist, wird ein Glückskind; aber auch: Sonntagskinder werden nicht alt.

Von Läufern träumen bedeutet Glück.

Begegnet man früh morgens einem Hasen oder einem alten Weibe, so hat man tagsüber Unglück. Dagegen bringt das Begegnen eines jungen Mädchens Glück.

Gefundene Hufeisen bringen Glück. Man nagelt sie mit der offenen Seite nach unten an den Thürpfosten, die Schwelle oder das Scheunenthor<sup>2)</sup>.

Man soll den rechten Schuh zuerst anziehen, nicht den linken. Umgekehrt bringt's Unglück<sup>3)</sup>.

Es bedeutet Unglück oder Zanf, wenn man das Salzgefäß bei Tisch umwirft<sup>4)</sup>.

<sup>1)</sup> In England: A white spot on the nail presages a gift.

<sup>2)</sup> Ein weit verbreiteter Brauch, der wohl durch alle deutschen Lande geht. Seit alters schreibt man dem Rosseshuf und Hufeisen Zauberkraft zu. Der Hufschlag des Rosses des Gottes Valder eröffnete den Durstenden einen Quell; zahlreich sind die Hufeisenlagen und in Felsen eingedrückte Hufspuren, die Rossstappen. If you nail a horseshoe, that you have picked up, over your door it will prevent all witches and evil spirits crossing the threshold, glaubt man in England (Folklore Record I, S. 24, 1878). Auch in Persien benutzte man die Hufeisen in gleicher Art. (O'Donovan, The Merv Oasis. London 1882, II, S. 14.)

<sup>3)</sup> To put on the left shoe before the right is a sign of evil to come. Folklore-Record I, p. 12 (1878).

<sup>4)</sup> English: Spilling salt implies ill-luck.

Auf das zuerst im Kartenspiel gewonnene Geld spuckt man, dann verliert man nicht<sup>1)</sup>.

Wer einen Akerfächelhalrn (bei uns kannenkrüt) mit der ganzen Wurzel herausziehen kann, findet darunter einen Goldklumpen.

Das heckemänneken, ein altes Geldstück, bewirkt, daß das Geld, bei dem es aufbewahrt wird, wächst und „nicht alle wird“.

Zank und Streit. „Bullert“ das Feuer im Ofen, so sagt man: Et fűer schillt, et gift noch strit.

Hűhnersebern im Wette bringen Zank und Streit in die Familie.

Spize oder schneidige Gerate soll man Freunden nicht schenken, das zerschneidet die Freundschaft, man laßt sich lieber einen Pfennig dafür zahlen<sup>2)</sup>.

Wer en hűnerstűt (Hűhnersteiß) vertert, kann 't műl nich hűlen.

Die Vorstellung von der Unreinheit der Frau wűhrend ihrer menses, die bei so vielen Naturvűlkern bis zur vűlligen Absperrung derselben vom Tische, ja von der ganzen Dorfgemeinschaft fűhrt, hat sich in einzelnen Zűgen bei uns erhalten. Eine Menstruierende darf nicht beim Schweineschlachten helfen, da sonst alles Fleisch, das sie etwa anfaszt, verderben wűrde. Es kommt vor, daß Leute das Schlachten abbestellen, wenn der Fall bei ihren Frauen eintritt. Auch das Anfassen von Frűchten (zum Einmachen) ist wűhrend dieser Periode den Frauen untersagt.

Műdchen trinken nicht, wenn sie Sauerkohl geessen haben. Sie fűrchten sonst auferheliich schwanger zu werden.

Ein Műdchen, daß auf einen eidop tritt, wird im gleichen Jahre schwanger.

Wem die Nase juckt, der erfahrt bald eine Neuigkeit.

Roten Haar zeigt einen schlechten Charakter an, wie das auch im Sprichworte sich ausbrűckt.

Wenn alle Schűffeln und Teller bei Tische rein ausgeessen sind, giebt's gutes Wetter.

Fűllt ein spizer eiserner Gegenstand (Messer, Gabel u. s. w.) so in den Stubenboden, daß er darin stecken bleibt, so kommen Gűste.

Man soll das Glűck nicht rűhmen (beraupen), sonst vergeht es. Thut man es dennoch, so muß man dazu sagen: unberufen.

Wer űbel gelaunt ist, is verkert űt'n bedde komen.

Wer auf einen Kreuzweg pißt, bekommt ein Gerstenkorn aus Auge, das wegepisse heißt.

Haare soll man nur bei zunehmendem Monde beschneiden, sie fallen sonst aus.

Die Weiden sind darum hohl und plaken, weil der Verratter Judas sich an einer Weide erhűngte.

Nach dem Regenbogen darf man nicht mit Fingern zeigen.

Fűllt ein Stűck Brot oder Kuchen in das Getrűnk (Bier, Kaffee), so darf man es nicht mit einem Messer herausholen, man bekommt sonst Leibschmerzen.

<sup>1)</sup> Im Speichel sijt besondere Kraft. Fishwomen and hucksters generally spit upon the handsel, the first money they receive. Henderson, Folklore of the Northern counties. 2. Aufl. London, 1879, S. 32.

<sup>2)</sup> Englűsch: You must not give a knife to one whom you love or it will cut your love asunder. Folklore-Record I, p. 12 (1878).



Sitzen 13 Personen bei Tische zusammen, so stirbt davon im Laufe des Jahres eine <sup>1)</sup>. Man darf die Betten nie so stellen, daß die Füße des Schlafers nach der Thür hinweisen, sonst wird er bald hinausgetragen, d. h. stirbt.

Träumt man von Eiern oder Läusen, so stirbt bald jemand aus der Verwandtschaft. Der nöselt, die Schnuppe, die am Lichte sitzt, deutet auf Ankunft eines Briefes oder „es stirbt einer“.

Träume, die man träumt, treffen ein, wenn man weißblühendes Heidekraut unter das Kopfkissen legt.

Wer tot gesagt wird, lebt dafür noch recht lange.

Tote, die zurückkehren und umgehen, darf man nicht anreden, sonst stirbt man bald.

Wo ein Selbstmörder gestorben, da spukt es und es gehen die Leute auch jetzt noch nicht gern bei Nacht an solche Stellen.

Weht ein starker Wind, so glaubt man, daß sich einer erhängt habe.

Sieht man eine Sternschnuppe fallen, so wird ein Wunsch, den man dann hegt, erfüllt.

Die Erscheinung eines Kometen am Himmel deutet auf Krieg, Unglück, Seuchen. Niesst (prästet) man während der Erzählung, so redet man die Wahrheit. Es heißt dann dat is beprüst't.

Man darf nicht über den Schmutz hinwegschreiten, der von Stiefeln und Schuhen abgekratzt ist, sonst bekommt man Schnupfen. Der Schmutz wird deshalb so schnell wie möglich fortgebracht. Bei Leuten, die im Felde zu thun haben, fallen große Mengen davon ab.

Gedruckte Schutzbriefe, welche kugelfest machen, sind in den Jahren 1866 und 1870 bei uns, wie in anderen deutschen Landschaften, aufgetaucht und unter den Soldaten, namentlich vom Lande, benutzt und mit in den Krieg genommen worden. Sie sollen sich in den Drömlingbüchern noch hier und da eingerahmt in den Stuben der Bauern finden <sup>2)</sup>. Ein solcher lautet: „Ich gehe und stehe heute mit Gott, dem Herrn Jesu Christo. Sein heiliges Fleisch und Blut ist mein Harnisch und das Haupt, daß mich keine Waffe noch Regen schneidet, haut oder sticht und keine Kugel an Leib oder Leben verlegt. Sie sei von Gold, Silber oder Stahl, Messing oder Eisen, von Zinn oder Blei, so macht mich mein Herr Jesus von allen Sünden frei. Ich gehe aus mit Gott dem Herrn. Jesus Christus ist mein Gesell. Im Namen Gottes, des Sohnes, des heiligen Geistes.“ † † †

Schlägt ein Kind seine Eltern, ein Mann seine Frau oder umgekehrt, so wachsen dem Schläger nach seinem Tode die Finger aus dem Grabe. In Gegenwart eines Fremden schlug Mutter D. in Bortfeld ihren Mann und als der Fremde bemerkte, ihr würden die Finger aus dem Grabe wachsen, antwortete die D.: „Wenn dat wär wärre, müste üse kerkhof wie en spergesfeld ütsein.“

Bei der Obsterte soll man ein paar Früchte am Baume sitzen lassen, sonst trägt der Baum im nächsten Jahre nicht.

<sup>1)</sup> Englisch: If 13 sit at table one will die before the year is out. Zu diesem allgemeinen Aberglauben, der darauf zurückgeführt wird, daß Jesus Christus bei seiner letzten Mahlzeit mit 12 Jüngern zusammen saß, will ich folgendes hier festnageln, damit es nicht verloren gehe. In der Stadtverordnetenversammlung zu Frankfurt am Main vom 9. März 1893 kam es zur Sprache, daß in verschiedenen Straßen Frankfurts die Zahl 13 fehle; es stellte sich heraus, daß, den Wünschen der Hausbesitzer Rechnung tragend, vom Tiefbauamt das Übergehen der Nummer unter Zustimmung des Magistrats gebilligt worden war.

<sup>2)</sup> M. Ebeling, Blide in vergessene Winkel. Leipzig 1889, II, S. 103.

Trägt der Obstbaum zum ersten Male, so muß man die kleine Ernte — und sei es auch nur eine Frucht — in einer großen Kiepe heimtragen. Thut man das nicht, so bringt der Baum immer nur wenig Früchte (Eisum).

Frauenzimmer, welche eine „weiße Leber“ haben, bringen ihre Männer bald ins Grab. Von einer Frau, die zum dritten Male heiratete, wurde gesagt: Düsse krigt öne ök dot, se hat ne witte lewere.

Die Farbe des Viehs (Pferde und Rinder) ist für gewisse Höfe glücklich oder unglücklich. In einem Hofe zu Volkmarode gediehen nur schwarze Pferde. Als der Bauer D. in denselben heiratete, wollte er sich gern Braune anschaffen, diese gingen aber jedesmal sofort ein, so daß er bei schwarzen Pferden bleiben mußte. Man sagte daher allgemein: Schimmel un fösse hebbet dort kein dë (Gedeihen).

Zeigen sich die Blüten des Kornes zuerst am obern Ende der Ähre, statt am untern, so wird das Korn teuer; umgekehrt wird es billig.

Sticht sich eine Näherin beim Aufertigen eines für sie selbst bestimmten Hemdes in den Finger, so daß ein Blutfleck in dem Hemde entsteht, so erhält sie einen Kuß, wenn sie das Hemd trägt.

Will man recht dicke Gurken erzielen, so muß man ein paar abgetragene Schuhe oder alte Pantoffeln (slarben) ins Gurkenbeet vergraben.

Bei Besuchen muß man sich setzen, sonst nimmt man den Besuchten die Ruhe. Set dik doch man hen, süs künn we nich släpen.

Es schützt vor Blieschlag, wenn man, so lange das Gewitter andauert, aus dem Gefangbuche laut liest.

Man soll Feuer auf dem Herde anzünden, wenn ein Gewitter naht. Anderwärts: Man muß das Feuer auslöschen, wenn es donnert und blit.

Rückwärts. Wenn man einen Schrecken angerichtet hat, so kann derselbe wieder gut gemacht werden, dadurch, daß man die betreffende Handlung rückwärts verrichtet. Es liegt in dem „rückwärts“ eine besondere Kraft. Ein Geisterbeschwörer in Groß-Steinum, der Verstorbene citierte, ließ sie wieder verschwinden, indem er in seinem Zauberbuche rückwärts las<sup>1)</sup>. Folgender Fall, bei dem es sich um das Zurückläuten von Glocken handelt, hat sich im Jahre 1866 in dem braunschweigischen Dorfe D. ereignet. Ich gebe den Aberglauben nach dem Braunschweiger Tageblatt, welches folgende Mittheilung damals brachte: „Ein hiesiger Hauswirt, achtbarer Mann, hatte einen unverheirateten Bruder, schon ziemlich in den Jahren, bei sich, der oft an Schwermut litt und sich in diesem Zustande erhängte. Der Hauswirt verschwieg die Todesart und erlangte ein anständiges Begräbniß mit Glockengeläute. Bald sprach sich aber die Sache doch aus. Als der Herr Pastor davon hörte, ließ er den Hauswirt zu sich kommen, machte ihm Vorwürfe, ein ehrliches Begräbniß für einen Selbstmörder erschlichen zu haben und erklärte: die so verunehrten beiden Glocken dürften nie wieder für gute Christen geläutet werden und der Hauswirt sei verpflichtet, ein Paar neue, eben so große gute Glocken auf seine Kosten anzuschaffen. Dieser ließ sich aber darauf nicht ein. Indem nun so nicht durchzukommen war, verordnete der geistliche Herr, daß

<sup>1)</sup> Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 78.

die mißbrauchten Glocken wieder ehrlich gemacht werden sollten, sie müßten zurückgeläutet werden. Der in der Glockenwelle stehende Schwengel, an welchem der Strid sitzt, wurde umgesteckt und so beide Glocken nun feierlich, ein eben so langes Schauer zurückgeläutet, was man hier landüblich „rügwas“ nennt.“

In einem gegen den damals herrschenden Aberglauben gerichteten Artikel der Braunschweigischen Anzeigen vom 25. Oktober 1760 werden folgende abergläubige, in Braunschweig umlaufende Meinungen aufgezeichnet, die in der obigen Zusammenstellung nicht enthalten sind.

Am Weihnachts-, Neujahrs- und heiligen drei Königs-Abend muß man Haring, der ein Rogner ist, essen, so hat man das ganze Jahr Geld.

Wirft man am Weihnachtsabend einen Schuh oder Pantoffel über den Kopf an die Stubenthür, und solcher steht verkehrt, so bedeutet das für den Eigentümer Krankheit.

Vergrabenes Geld rückt alle 7 Jahre weiter in der Erde abwärts.

Bei sich zeigenden unterirdischen Schätzen muß nichts gesprochen, sondern dieselben müssen in der Stille mit einem Stück Kleidung, worüber der Segen gesprochen, bedeckt werden.

Bei Abendzeit muß niemand eine Spinne tot machen.

Das Ohrenklingen bedeutet bald was gutes, bald was böses. Man sagt heute: recht ör, slecht ör; link ör, klink ör, also das rechte ist unglücklich, das linke glücklich. Klingen die Ohren, so muß man auf den Saum seines Kleidungsstückes beißen: denn bitt sik de driwe (die Klatschbäse) up de tunge.

In Krystall ist der Dieb einer gestohlenen Sache zu sehen.

Durch das Sieblausen, wobei eine Schere gebraucht wird, welches aber beides Erbstücke sein müssen, wird der Dieb einer gestohlenen Sache gleichfalls entdeckt.

Die Wünschelrute ist ein abergläubisches Zaubergeät von besonderer Kraft und muß hier erwähnt werden. Dieser Aberglaube ist noch ungemein weit verbreitet in unserm Herzogtum. Begünstigt wird derselbe durch Wassermangel in manchen Gegenden, der namentlich bei der Wasserversorgung der Städte und bei der Verbreitung der Industrie über das flache Land sich fühlbar macht. Ihm abzuwehren haben neuerdings „Quellensucher“ vielfach ihr Wesen getrieben und dabei eiserne oder hölzerne Wünschelruten verwendet, Magistrate einiger Städte und Dorfgemeinden haben sich dieser Leute bedient. Schon in der berühmten von Diderot und d'Alembert herausgegebenen Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences etc. (Paris 1751 ff.) heißt es in dem Artikel abreuver, „von der Wünschelrute lassen sich übrigens nur Narren anführen und nur abergläubische Quellensucher oder Charlatane dürfen es wagen, sie anzuwenden“. Trotz dieser in wissenschaftlichen Kreisen seit mehr als hundert Jahren verbreiteten Erkenntnis, trotz aller „Aufklärung“ ist die Zahl jener noch sehr groß, die da glauben, einem gewöhnlichen Stücke Eisen oder einem abgefehlten Zweige wohne die Kraft inne, Wasser in der Tiefe des Erdbodens oder metallische Schätze nachzuweisen. Doch dürfen wir Braunschweiger uns damit trösten, daß der gleiche Aberglaube noch weit durch Deutschland verbreitet ist<sup>1)</sup> und daß die Engländer das Gerät als diving-

<sup>1)</sup> Vergl. Prof. F. Knapp, Die Anwendung der Wünschelrute beim Passauer Grubenbetriebe. Globus, Band 63, S. 328 (1893).

rod<sup>1)</sup>, die Franzosen als baguette divinatoire, die Italiener als verga lucente oder verga trepidante (lichtgebende oder zitternde Rute) auch heute noch verwenden. Es ist sehr alt, erreichte aber im 15. und 16. Jahrhundert seinen Höhepunkt, wo alle Bergleute, Schatzgräber, Brunnenmacher damit versehen waren. Ein größeres Lehrbuch in sieben Kapiteln von Basilius Valentinus erschien schon 1490 darüber<sup>2)</sup>.

Der Geologe Haas, welcher sich ausdrücklich dagegen verwahrt, daß „occulte Kräfte“ in dem Zauberstabe liegen und der alle übernatürlichen Eigenschaften der Wünschelrute von sich weist, auch den vielen Schwindel, der damit getrieben wird, „um den Dummen, die nie alle werden, Sand in die Augen zu streuen“, bemerkt: „Es ist schwer, sich ein objektives und richtiges Urteil darüber zu bilden, ob alle die Leistungen, die mit der wasserschlagenden Rute ausgeführt werden, ins Reich der Fabel und der Mythe und in das Kapitel vom Betrug zu versetzen sind, oder nicht. Gerade hier sind so eigentümliche und bisweilen geradezu verblüffende Ergebnisse zu verzeichnen, daß man wohl berechtigt sein dürfte, alle diese Fälle als Humbug anzusehen, ohne das Kind mit dem Bade auszuschütten.“ Freilich, daß die zitternde eiserne oder hölzerne Rute das Auffinden von Wasser zu stande gebracht habe, vertritt selbstverständlich Haas nicht.

Bei uns heißt das Gerät wickerrau von wicken, wahrsagen, vorher-sagen (angelsächsisch viccian, fascinare, holländisch wikken, zu vergleichen das englische witch, Hexe), man sagt auch einfach rau (Rute); in den Dörfern im südlichen Teile des Herzogtums, nach dem Harze zu, spricht man wickel-raue<sup>3)</sup>. Das Ding, welches man mir zu Reindorf im Hajenwinkel zeigte, war eine gabelförmige Haselrute, etwa 40 cm lang und an einem Neumondstage geschnitten; es gehörte einem herumziehenden Quellenfinder und Karousselbesitzer.

<sup>1)</sup> A few years ago a leading man and M. P. (Parlamentsmitglied) for the county Carlow used the divining-rod, but without succes, looking for minerals on his property. Folklore Journal, Vol. III, S. 282 (1885).

<sup>2)</sup> Sonstige Litteratur: In den Braunschweiger Anzeigen von 1752, S. 148, fragt ein Ungenannter nach der Bedeutung der Wünschelrute, da es im Harze viele „Rutengänger“ gäbe, die Goldabern suchten, worauf ihm Seite 1625 ausführliche Antwort mit vielen Nachweisen aus der älteren Litteratur erteilt wird. — Chr. v. Arctin, Die Litteraturgeschichte der Wünschelrute, München 1807 im Neuen litterarischen Anzeiger 1807, S. 305 bis 477. — Andreas Otto, Beschreibung von der Wünschelrute, Nürnberg 1694. — Jacob Grimm, Deutsche Mythologie<sup>1)</sup>, S. 545. Schon alt-hochdeutsch heißt sie wunsiligertra (als Übertragung des zauberkräftigen caduceus Merkurs). — C. Sterne, Die Wahrsagungen aus den Bewegungen lebloser Körper unter dem Einflusse der menschlichen Hand. Weimar 1862. — Prof. Hippolyt Haas, Quellenfunde, Leipzig 1895, S. 184 ff. — Mythische Beziehungen der Wünschelrute recht vielfältig Art, so daß ich nicht zu folgen vermag, erörtert W. Schwarz in Zeitschr. d. Vereins für Volkskunde, II, S. 67. Berlin 1892.

<sup>3)</sup> „Wollte man einen Brunnen graben lassen, dann wurde ein Wasserfucher geholt, der eine Werte (swucksche) von Sahlweide mitbrachte, eine wickelraue, die schlug an der Stelle, wo Quellwasser unter der Erde war, auf und nieder. Auch konnte man Geld damit finden, das in der Erde vergraben war.“ Muddersprake, Platt-deutsche Zeitschrift von Th. Reiche, Braunschweig 1888, Band I, S. 5.

Der Suchende faßte es an den beiden Enden der Gabel, so daß der Stiel nach oben stand und ging so über das Land hin, wo er Wasser vermutete. Die Rute schlug mit der Stielspitze von selbst nieder, wo Wasser in der Tiefe ansteht. Auch Eisenstäbe sollen angewandt werden, doch ist mir darüber nichts näheres bekannt geworden. In den Dörfern der Vorsfelder Gegend und im Trömling ist die Wünschelrute noch häufig im Gebrauche <sup>1)</sup>.

### Die Wetterregeln.

Wie überall sind auch bei unserm Volke eine große Anzahl von Wetterregeln und Prophezeiungen im Umlaufe, die nach ihrer Bedeutung und ihrem Werte sehr verschieden sind. Man glaubt mehr oder minder daran, doch ist „Professor“ Falb mit diesen Wetterregeln neuerdings in Wettbewerb getreten, doch seine „kritischen Tage“ haben kaum den Wert, wie die Bauernregeln, denn bei den alten Bauernregeln über das Wetter sind manche aus einer Summe von Erfahrungen heraus entstanden, welche der stets mit der Natur und ihren Wechselerscheinungen im Zusammenhange lebende Landmann allmählich sammelte und in Formeln brachte. Ganz anders wie der Städter, der den Himmel zwischen hohen Häusern nur stückweise sieht, kann der Landmann den heben, den physischen Himmel, beobachten. Der Hirt, der die Nacht im Freien bei seiner Herde zubringt, entwickelt naturgemäß astrologische Reigungen und bringt das Wetter mit den Mondphasen und Sternen in Zusammenhang; andere Beobachtungen des Himmels, der Wolken, der mit der Witterung wechselnden Gewohnheiten der Tiere führen abermals zu anderen Regeln, die oft einen guten Kern enthalten, sich bewahrheiten und deshalb auch geglaubt werden, wenn auch ein Grund dafür nicht angegeben werden kann. Im allgemeinen heißt es: den kalenner mäket de minschen, dat wedder awer de leiwe herrgot. Diese Erkenntnis hat aber keineswegs verhindert, daß gerade eine Menge alter Kalenderaberglauben in bezug auf das Wetter Eingang auf dem Lande gefunden hat. Dieser Kalenderaberglauben geht, soweit er die Wetterregeln betrifft, wieder weiter zurück auf das deutsche Wetterbüchlein, dessen erste Auflage 1505 erschien und einen gewissen Leonhard Keymann zum Verfasser hat.

<sup>1)</sup> Pastor Ebeling (Blide in vergessene Winkel, II, S. 275) sah den gabelförmigen Weidenzweig dort noch kürzlich zum Quellsuchen benutzen, freilich ohne Erfolg. Wie das Wünschelrutengeschäft betrieben wird, darüber belehrt uns auch eine Mitteilung der Braunschweigischen Anzeigen vom 22. April 1895. Sie lautet: „Wettingerode, 21. April. Die hiesige Molkerei-Genossenschaft ist genötigt, einen zweiten Brunnen zu graben, weil der erste nicht ausreichend ist. Um sicher zu sein, ergiebige Quellen zu finden, ließ die Genossenschaft den Quellsucher Milatz kommen. Dieser schritt mit seiner Weidenrute in der Hand die Gegend in der Nähe der Molkerei ab, die Rute bog sich bald stark zur Erde und M. versicherte, daß hier reichlich Wasser zu finden sei. Die sechs anwesenden Vorstandsmitglieder der Genossenschaft machten mit derselben Rute auch Versuche; nur bei einem Herrn neigte sich die Rute an der betr. Stelle, während sie bei den übrigen fünf ruhig blieb.“ Der hier angeführte „Quellsucher“ ist ein Butterhändler in der Stadt Braunschweig.

Es ist außerordentlich oft aufgelegt und bringt selbst wieder uralte Regeln, die schon in den Schriften des Altertums (Theophrast, Aratus, Virgil, Plinius) zu finden, aber von Reymann in derbe gereimte deutsche Verse gebracht wurden. Ungefähr gleichzeitig (1517) erschien die konkurrierende „Bauernpraktik“ des Heyne von Uri, welche noch mehr Auflagen erlebte. Sie erfuhren manche Nachahmungen, bilden aber den Grundstock zu den noch heute umlaufenden Wetterregeln<sup>1)</sup>. Einige fast wörtlich zu den heute gültigen Regeln unserer Landleute stimmende Angaben des Wetterbüchleins füge ich unten in Anmerkungen bei.

Eine Hauptsache für den Landmann ist der Regen, und da giebt es denn eine Anzahl Wetterregeln, die sein Kommen oder Ausbleiben anzeigen. Im folgenden gebe ich eine Auswahl, fast durchweg geltender:

Wenn es am „Siebenschläfer“, 27. Juni, regnet, so regnet es sieben Tage oder sieben Wochen lang hintereinander.

Sitzen die Tauben in einer Reihe hintereinander auf dem Dache, so giebt's bald Regen. — Viele Frösche auf dem Troctnen deuten auf baldigen Regen.

Fliegen die Hühner gegen ihre Gewohnheit hoch, so giebt's bald Regen.

Fliegen die Schwalben niedrig, so giebt's bald Regen.

Stehen während des Regens große Blasen auf den Pfützen, dann regnet es noch drei Tage hintereinander.

Ist der Blocksberg verschleiert, dann giebt's Regen.

Hat der Mond einen Hof, dann giebt's binnen drei Tagen Regen.

Wenn't dorch den heidrök rä'ent, rä'ent et lange.

Sind die blinnen stein (Stechfliegen) sehr blutdürstig, so giebt's bald Regen<sup>2)</sup>.

Schreit der Grünspecht viel, so giebt's bald Regen.

Wenn der Wald bräuet (dampft), giebt es Regen.

Regnet es Karfreitag, so regnet es auf einen heißen Stein, d. h. wir bekommen einen heißen Sommer.

Wenn de sunne sau froi schint, gift et rä'en.

Rä'nt et abends in'n rä'nbogen, sau rä'nt et annern dages we'er.

Wenn sik de düwen bâ'et gift et rä'n.

Hat'n vor Johannig keinen rä'n, sau hat'n na Johannig.

Wenn de katten prüstet gift et slecht wedder (rä'en).

Regnet's am St. Jakobstage (25. Juli) oder am dritten Freitage vor Jacobi, so verderben die Eickeln. (Braunschw. Kalender von 1685.)

Wenn de sunne in'n abendbrötpot schint, dann gift et den annern dag rä'en.

Selbst die Strümpfe sind von Einfluß auf den Regen. Läßt jemand sie herabhängen, so fängt es bald zu regnen an. De strümpe trecket wäter, heißt es da.

Fressen die Hunde Gras, so giebt's bald Regen<sup>3)</sup>.

Schint de sunne up't natte blatt,  
Gift et balle wë'er wat.

<sup>1)</sup> G. Hellmann, Meteorologische Volksbücher. Berlin 1895. S. 21 bis 30.

<sup>2)</sup> Wetterbüchlein von 1505: Wenn die roß seer beissen die muden, Bedeut ein regen von freyen studen.

<sup>3)</sup> Wetterbüchlein von 1505: Wenn den Hunden die hauch furren, Bil gras essen, greinen und murren, So bleibt selten unterwegen, Es folgt darauf bald ein regen.

Auch die Gewitter haben ihren eigenen Kreis von Regeln.

Zieht das erste Gewitter im Jahre über kahle, noch unbelaubte Bäume, so giebt's viele Gewitter.

Stets hundert Tage nach einem Herbstnebel erfolgt ein Gewitter.

Während des Gewitters darf man nichts essen, „denn den Schläfer laß schlafen, den Fresser schlag tot, sagt der liebe Gott“. (Klein-Schöppenstedt.)

Während eines Gewitters lösche man das Feuer auf dem Herde, damit es nicht einschlägt. (Andere zünden während des Gewitters Feuer an.)

Donnerkeile, die vorgeschichtlichen Steinbeile, schützen das Haus gegen Blitzschlag. Sie werden durch Gewitter auf die Erde geschleudert. Die gleiche Eigenschaft schreibt man auch (z. B. in Meerdorf) den vielfach vorkommenden Belemniten zu.

Das schöne Wetter hat auch seine Vorbedeutungen.

Wenn die Schwalben hoch fliegen, wird's schön Wetter.

Ist der Blocksberg klar zu sehen, giebt's gut Wetter.

Wenn de sunne dorch den heidrók schint, hebbet wo lange gut wedder.

Sind alle Schüsseln rein ausgeessen, so giebt's am nächsten Tage gut Wetter.

Abendröt gut wedder dröt,

Morgenröt dat wäter an'n tüne flöt.

Eine andere Lesart dieses Wetterspruchs ist:

Morgenröt dat wäter up'r sträten flöt,

Abendröt den annern dag gut wedder böt<sup>1)</sup>.

Eine Änderung der Witterung tritt ein, wenn't hellhörig is, d. h. wenn man auf große Entfernungen hin hören kann.

Stehen schwarze Wolken im Norden über der Heide, so sagt man in den an das Lüneburgische grenzenden Dörfern: „de heidjer brummt“. Ist's dort hell und heiter: „de heidjer lacht“, es giebt gutes Wetter. Allgemein heißt der Heidebewohner heidjer, paganus.

Frost, Eis und Schnee machen wieder ein besonderes Hauptstück in den Wetterregeln unserer Landleute aus.

De erste rifen werd immer noch emal afespült; es folgt immer noch einmal Regen auf den ersten Reif.

Wenn de martensgaus up'n ise steit,

Kristkinneken in'n drecke geit.

Groine winachten, witte ostern.

Fanget de dage sik an tau längen,

Fänget de külle sik an tau strengen.

Märzenschnee thut den Saaten weh.

Ramertus, Pankratius, Servatius (11. bis 13. Mai); die „gestrengen Herren“, stehen in Achtung; man fürchtet bis dahin noch Frost.

Wenn't up Mattis freist, sau freist et 40 nächte.

<sup>1)</sup> Wetterbüchlein von 1505: Ain morgenröt die leugt nit, Ain bauchete magd taugt nit, Die röt bedeut ain regen ober wind, So ist die magd saigt oder tregt ain kind. — Wenn in der sonnen nidergeen Rot wolken an dem himmel steen, Der tag darnach würt gwonlich schön.

Mattis brickt dat is, finnet he keins, mäkt'e eins.

Lichtmissen hebbet we winter wissen.

Wenn's am Tage Petri Stuhlfeier (22. Febr.) friert, so wird es noch 14 Tage frieren. (Braunsch. Kalender von 1685.)

So viel Reif oder Fröste vor Michaelis kommen, so viel sollen nach folgendem Walpurgis kommen. (Dasselbst.)

St. Gallen (16. October),  
Let den sni fallen.

Allgemeine Regeln sind:

April warm, Mai kolt, Juni natt,  
Füllt den büren schön un fatt.

Nehmen im Winter die Bäume und Steine eine dunklere Färbung an, so giebt's bald Tauwetter.

So, wie das Wetter am Freitag ist, wird es auch am folgenden Sonntage sein.

Is de woche wunderlich,  
Is de fridag absunderlich.

De wind steit mit'n häunern up un geit'r midde tau bedde. Der von morgens früh an wehende Wind stillt gewöhnlich gegen Abend ab.

Sau, as Vitudag sik hält,  
Is de ganze harwest bestellt.

Am 1. September (Ägidii) sagt man: Wenn de hirsch nat up de brunst geit, gift et nat wedder; geit hei dröge up de brunst, gift et dröget wedder.

Früh genug hat es aber schon Zweifler gegeben, welche mißtrauisch alle diese geglaubten Wetterregeln betrachteten. Daher stammen denn auch Spottregeln, die ganz in der Art der echten gehalten sind, und mit sicherem Tone vorgetragen werden, so daß sie vielfach als Weisheit angesehen werden. Dahin gehören:

Wenn der Hahn träh auf dem Mist,  
So ändert sich's Wetter, oder es bleibt, wie es ist.  
Guckt die Maus aus ihrem Loch,  
So hat sie getroffen oder es hungert sie noch.

Es schließen sich den Wetterregeln an zahlreiche auf Erfahrung und Beobachtung beruhende Regeln, welche mit der Landwirtschaft und der Naturumgebung des Bauern im Zusammenhang stehen, zum Teil aber alten Kalendervorschriften entstammen.

Säet man, wenn die Sonne in den Zwillingen steht, so wird die Ernte gut.

Erbsen darf man nicht säen, wenn die Sonne im Krebs steht; sie werden sonst wurmfichig.

Kohl muß vor dem Vitustage (15. Juni) gepflanzt sein, sonst mißrät er, denn vitköl, schitköl.



Bohnen sollen am 12. Mai gepflanzt sein; säet man sie im Zeichen des Krebses, so gelangen sie nicht zur Blüte. Gut ist für sie das Zeichen der Jungfrau.

Am 1. Mai muß sich die Krähe schon im Korne verstecken können, dann wird die Ernte gut.

Die Gerste muß in elf Wochen von der Banse herab und wieder hinauf, oder in einem Vierteljahre zweimal im Saate sein, denn längere Zeit soll bei normalen Verhältnissen zwischen Ausfaat und Ernte nicht vergehen.

Rüben behalten nur bis zum Anfang des neuen Jahres ihren guten Geschmack, denn

Hillige drei könige hochgebören,  
Hebbet de roiwen den smack verlören.

Fabian Sebastian, lät den sap in de böme gån.

So lange de ütschen vor ölen maidåge (12. Mai) raupet, so lange möttet se na maidåge swigen.

Auf St. Jürgen soll man die Kühe von den Wiesen „schürgen“. Bis dahin (23. April) läßt man sie auf den Wiesen gehen; alsdann aber muß man sie entfernen, damit Heu und Grummet wachse. (Braunschw. Kalender von 1699.)

Die erste Woche nach Weihnachten soll der Pflug auf dem Acker sein. (Braunschw. Kalender von 1685.)

Oktober mäket de püre power — in diesem Monate müssen sie am meisten arbeiten.

Johannig dreit sik dat här up'r kau. Die Kühe werden dann rauh.

Am witten sundåge müssen die Schafe draußen auf der Weide sein.

Das Fleisch, das bei Neumond geschlachtet wird, verdirbt schnell.

Am Valentinstage (14. Februar) setze keine Henne an, denn die Jungen werden entweder blind oder lahm oder sterben sonst weg. (Braunschw. Kalender von 1685.)

Regnet es am St. Johannestage, so geraten die Mäuse übel; wenn es hingegen am Margaretentage regnet, fallen die Welschnüsse ab und die Haselnüsse werden wurmig. (Braunschw. Anzeigen 1760, S. 1393.)

### Die Volksmedizin.

In der Volksmedizin, die teilweise in das Kapitel vom Aberglauben übergreift, finden wir sehr verschiedene Elemente, die zu ihrer Ausbildung beigetragen haben. In manchem Brauche mag noch ein Rest heidnischen Glaubens stecken, deutlich werden Reminiscenzen aus der katholischen Zeit klar, wo Heilige und dergleichen im Spiele sind, auch sind wohl Niederschläge alter Klostermedizin vorhanden, hauptsächlich aber, so scheint mir, sind noch alte Kalendervorschriften maßgebend. Ich habe wenigstens handschriftlich noch heute umgehende und immer und immer wieder abgeschriebene Rezepte mit solchen sehr ähnlich gefunden, welche der seit dem 17. Jahrhundert bestehende Braunschweigische Kalender gebracht hat, der unter dem Volke sehr verbreitet war und noch ist<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Hier einige Vorschriften: „Wenn einer das Latzieren kriegt, dann muß er brauchen: 2 Hände voll Eichenborke von Heistern (jungen Eichen), 2 Hände voll Wörte von Bruchweiden, 2 Hände voll Kresse, das muß er in einem Kessel kochen und alle Tage drei- bis viermal ein Quartier voll einnehmen. — Ein Pulver zu heilen die Wunden: Für 4 Pfennige roten Bollos; für 4 Pfennige weißen Bollos, für 4 Pfennige Spießglas; für 4 Pfennige Teufelsbrect; für 4 Pfennige Zinecretum; für 4 Pfennige

Hernunziehende Quacksalber haben wohl auch Reste ihrer Thätigkeit hinterlassen; sie waren auf den Jahrmärkten eine gewöhnliche Erscheinung, wo sie aus ihren Medizinkästen und „Olitätenäschelteln“ Geheimmittel feilboten, was aber durch eine Verordnung von 1768 bei Wegnahme der Ware verboten wurde<sup>1)</sup>.

Wunderdoktoren, weise Frauen und derlei Volk, das in langsamen Abstufungen in die Naturheilkünstler übergeht, sind noch heute auf dem Lande zu finden, haben Zulauf und gutes Auskommen. Noch sind migenkiker (Urinbeschauer) vorhanden, die alles nach dem Beschauen des Urins kurieren. Der aus dem Braunschweigischen stammende Schäfer Aft, dem 1894 der Prozeß als Wunderdoktor in Winsen an der Luhe gemacht wurde, gab an, erblich das Heilermögen zu besitzen, seine Vorfahren hätten schon einen Herzog von Braunschweig kuriert. Er erkannte die Krankheiten der Menschen aus einigen Haaren, die den Betreffenden aus dem Nacken geschnitten waren, ein Verfahren, das ähnlich (wenigstens bei Viehkuren) mir auch bekannt geworden ist. Kremlingen und Königslutter haben heute (1895) ihre Wunderdoktoren, bezw. Doktorinnen. Der jetzt verstorbene Ristner in Rautheim trieb Kurpfuscherei. Eines seiner Hauptmittel war die Nachgeburt, die er sich von Hebammen verschaffte, zu Asche verbrannte und deren Pulver er seinen Medizinen beimischte. Fehlte menschliche Nachgeburt, so nahm er hämel, die tierische.

Großen Zulauf, auch aus den Städten Braunschweig, Celle, Peine, Hannover hatte in den zwanziger Jahren ein Bauer in Duttenstedt, der ein ganz eigenartiges Verfahren anwandte, um die Krankheiten seiner Patienten zu erkennen. Er hatte eine Anzahl Abtritte mit Lortgruben nebeneinander errichtet, welche seine Kranken benutzen mußten. Nach dem Erfolge dieser Besuche und deren eingehender Betrachtung beurteilte er die Krankheit. Davon kam ein Spottvers auf, den ich früher öfter hörte:

Hei is en rechten swinehund,  
Hei is vou de reserve(?)  
Hei kummt hierher na Duttenstedt  
Un schitt up mine törwe.

Die Massage war längst unter unseren Bauern bekannt, ehe sie in der wissenschaftlichen Medizin Eingang fand, wie ja auch viele Naturvölker (z. B. in der Südsee) mit Erfolg massieren. Man nannte das Verfahren striken.

Anisämen; für 4 Pfennige Sasafras. — Für Fluß am Beine muß man brauchen: Für 4 Pfennige Bleiweiß, für 4 Pfennige Silberglätte, für 4 Pfennige Weinstein, für 4 Pfennig weißes Baumöl.“ (Eingetragen in ein Leinewebermusterbuch aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts.)

<sup>1)</sup> Die Landleute warnend schreibt der Braunschw. Kalender von 1770: „Von der landesverderblichen Brut der Quacksalber giebt es zwo Gattungen. Einige schwärmen heimlich auf dem Lande herum und nehmen dem Landmann sein Geld für schlechte, schädliche Waren und küßet er oft Gesundheit und Leben ein. Die andere Gattung hält sich hier und da auf dem platten Lande auf. Diese rühmen sich oft, die Krankheiten bloß aus dem Ansehen des Urins zu beurteilen.“

Berühmt durch gute Erfolge war z. B. die alte Blantsche in Groß-Eisbed, die mit den Daumen strich und dabei Öl aus ihrem kleinen Krüsel verwendete.

Das Aderlassen ist nun wohl allmählich vom Lande verschwunden, aber es ist noch nicht lange her, daß es mit einer großen Regelmäßigkeit betrieben wurde. Die Weisheit der Ärzte und Quacksalber des 16. Jahrhunderts hatte aufgefunden, daß das Aderlassen im Frühling durchaus notwendig sei; ein jeder fürchtete Krankheit und Tod, wenn er nicht zur Ader ließ, wodurch die Bader reichliches „Laßgeld“ einstrichen. Die Bauern standen reihenweise vor deren Buden und die Soldaten mußten auf Regimentsbefehl „lassen“. In einem im 17. Jahrhundert viel verbreiteten Buche<sup>1)</sup> lesen wir, daß, wer am 17. Januar zur Ader läßt, blind wird, am 23. Februar Krämpfe bekommt am 25. Juli das Gedächtnis verliert. Um solchem Unheil vorzubeugen, brachte daher der Braunschweigische Kalender ganz genaue Vorschriften für das Aderlassen; die durch den größten Teil des 18. Jahrhunderts sich hindurchziehenden Aderlaßtafeln waren stets von dem gleichen Holzschnitte begleitet und mit der Erklärung versehen, man brauche sich dabei vor keinem bestimmten Tage zu fürchten, wie denn Abergläubige besonders den 25. März scheuten. „Wenn aber keine treibende Not vorhanden, ist es im Frühling und Sommer auf der



Fig. 75. Aderlaßmännchen.

Aus dem Braunschweigischen Kalender von 1707.

Ader lasse in eben dem Zeichen des Mondes, so daß Glied regieret. Man muß auch einen Unterschied derer Temperamente und Leibeskonstitution beim Aderlassen in acht nehmen. Die Phlegmatici können Ader lassen, wenn der Mond

<sup>1)</sup> Des abenteuerlichen Simplicissimi ewigwährender Kalender. Nürnberg 1670, S. 218.

im Widder und Schützen, die Choleric im Krebs und Fischen, die Melancholici aber in der Wage und Wassermann, wobei man die *aspectus contrarios* consideriert und den Respekt der Zeichen auf die Glieder halte, weil der Widder das Haupt regiert, den Hals der Stier, die Schulter, Arm und Hände die Zwillinge, die Lunge, Magen und Milz der Krebs, das Herz und Rücken der Löwe, den Bauch und Eingeweide die Jungfrau, Blase und Nieren die Wage, die Scham der Skorpion, die Hüfte der Schütz, die Kniee der Steinbock, die Schienbeine der Wassermann, die Füße die Fische.“ (Fig. 75.)

Gegen die Segen- und Zaubersprüche, welche in der Volksmedizin eine große Rolle spielen, hatte sich schon ein landesfürstliches Edikt vom 8. Juli 1648 vergeblich gemendet. Sprüche gelten heute aber noch und thun noch ihre angebliche Wirkung, wenn sie auch jetzt meist sehr einfacher Art sind. Aus früherer Zeit besitzen wir weit ausführlichere und eigenartigere, wie den der Adelheid Reddermeyer aus Engelnstedt bei Salder, welche 1663 der Hexerei angeklagt war. Der Spruch, mit welchem sie ihren Verwandten, Kurt Reddermeyer, vor Schaden behütet haben will, lautet <sup>1)</sup>:

Unsere liebe Frau und Sanct Johannes  
 Die gingen zu Haus über einen Berg,  
 Da mötten (d. h. begegneten) ihnen da ein Zwarg und ein Arg,  
 Ein Arg und Zwarg, ein Zwarg und ein Arg.  
 Da sprach sich unsere liebe Frauen:  
 Wo wollt ihr hin, ihr Zwargen und ihr Argen  
 Ihr Argen und ihr Zwargen, ihr Zwargen und ihr Argen?  
 Da sprachen die Zwargen und die Argen,  
 Die Argen und die Zwargen, die Zwargen und die Argen:  
 „Wir wollen hinziehen zu Kurt Reddermeyer und  
 wollen ihm benehmen sein Gehend und sein  
 Stehend, sein Liegend und sein Sitzend, sein  
 Wachend und sein Schlafend, sein Essend und  
 Sein Drinkend und all seine Wohlfahrt. Sein  
 Fleisch wollen wir essen und sein Blut wollen wir trinken.“  
 Da sprach sich unsre liebe Frau:  
 „Ich verbiete Dir bei dem Wache und bei dem Flasche  
 Bei der Taufe und bei dem heiligen Weishwort,  
 Daß Du Kurt Reddermeyers Fleisch nicht essest  
 Und sein Blut nicht drinkest,  
 Und weseft heimlich und stille  
 Als unsern lieben Frauen ihr Atem in ihrem Munde,  
 So lange, daß Marie einen lieben Sohn gewinne,  
 Das hab Dir der Wind angewepet  
 Oder Regen angesprezet  
 Oder ein gud Wichte angeleyet:  
 Das thun Dir ein Winnemus und ein Spinnemus:  
 Das heiße Dir Gott und der heilige Christ,  
 Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.  
 Amen.“

Bäuten, haute daun ist wohl das noch am meisten verbreitete und heute noch täglich angewendete Heilmittel, bei dem heidnischer Aberglaube und christliche Formeln sich mischen. Man versteht darunter das Besprechen, eine Kunst, die erblich ist, aber nur wenn ein Mann sie einer Frau oder eine Frau

<sup>1)</sup> A. Rhamm, Hexenglaube in Braunschw. Landen, S. 98.

einem Manne mitteilt, auf andere übertragen werden kann. Gewöhnlich sind es alte Frauen, die sich damit beschäftigen. Viel ist nicht dahinter, höchstens sagen sie, daß vor Sonnenaufgang, oder bei Neumond, oder an einem Freitag das bäuten vorgenommen werden müsse. Man bäutet Vieh und Menschen, deren Krankheiten, offene Wunden, Blutfluß der Frauen, Warzen, Flechten, Grind dadurch vergehen sollen. In Waggum sagte man mir: Der Spruch dabei ist Geheimnis. Anderwärts (Klein-Schöppenstedt) wurde mitgeteilt, daß man „Im Namen des Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes“ sage und das Zeichen des Kreuzes über die kranke Stelle mache, auch Strohhalme derselben kreuzweise auflege. Wenn der Arzt nicht hilft, dann muß noch ein altes Weib bäuten. Den Herzspann bäutet man, indem man leise sagt:

Herzspann ik fäte dik  
Mudderherz dat jaget dik.

Eine andere Formel, um den Herzspann zu bäuten, ist folgende:

Wat ik hir finne  
Dat verswinne  
Wi de winne.

Dabei sind die Finger kreuzweise über die Magengegend zu halten.

Manchmal, so kommt es mir bei Unterredungen mit alten Leuten vor, denkt sich das Volk die Krankheiten als persönliche Wesen, als kleine Kobolde oder dergl., die im Menschen hausen und ihn quälen, wie etwa der Drehwurm im Kopfe der Schafe. Freilich sind die Vorstellungen darüber unklar und ich habe nicht mit Sicherheit Krankheitsdämonen feststellen können. Bei der Anwendung des Bäumens und der Besprechungsformeln ist übrigens der Glaube an die Heilkraft derselben die Hauptsache, wer nicht an die Formel glaubt, dem hilft auch das Bäuten nicht. Viele, die nicht daran glauben und doch sich besprechen lassen, trösten sich mit dem Spruche: Bät et nich, so schäd et nich.

Will man den kalten Brand zum Stillstand bringen, so muß man sagen:

Unser Herr Jesus ging über Land,  
Er hatte eine schmereweise Hand,  
Die war gut für den heißen und kalten Brand.

In Högum und Klein-Schöppenstedt ist folgende hochdeutsche Blutbesprechung bekannt:

Jesus ging durch das Land,  
Hatte drei Rosen in seiner Hand.  
Die erste heißt Wehmut,  
Die zweite heißt Demut  
Und die dritte heißt: Vergiß nicht dein Blut.  
Im Namen des Vaters u. s. w.

Ebenso wird „anschöt“ gebäutet. Man versteht darunter die Rose, plötzlich auftretende Anschwellungen, kurz alles, was ohne vorherige Krankheit „anschießt“. Hierbei hat der Besprecher oft Glück. Es ist bekannt, daß die Rose am siebenten Tage abnimmt, bespricht er also am sechsten, so hat's geholfen. Eine Bäumeformel lautet:

Anschöt ik will dik bespräken  
Du sast dik bräken.  
Du sast nich mër huckern  
Un sast nich mër puckern.

## Gegen Flechten:

De swälke un de flechte  
De trocken owern barg,  
De swälke, de kam wö'er  
De flechte de blif üte.

Zahllos sind die Vorschriften und Rezepte, die bei einzelnen Krankheiten angewendet werden; jeder Freund, jede Nachbarin weiß da etwas altes und bewährtes, was hier oder da schon geholfen hat. Unterschied von derartigen Mitteln, wie sie in anderen Ländern auch angewendet werden, besteht nicht. Ich gebe daher nur Beispiele, die ich selbst gesammelt habe und die sich erstens auf wirkliche oder vermeintliche, meist veraltete Heilmittel beziehen; zweitens, und das ist die Mehrzahl, sympathetischer oder abergläubischer Art sind.

Gegen Schwindsucht und Lungenleiden wendet man an Thee aus Schafgarbe, Brennesseln oder von den im März erscheinenden gelben Blumen des Tussilago farfara (laddeken, hoikenblad).

Gegen Fieber wendet man den Saft von dickkoppskrüt, *Senecio vulgaris*, an.

Um Blut zu stillen: Nimm Quittenkern und Attichkraut, mache es zu Pulver und streue dieses in die Wunde (Braunschw. Kalender von 1699). Auch wendet man heistbottor an, d. h. Butter aus der Milch einer Kuh, die zum ersten Male gefalbt hat.

Gegen Gift hilft eine Latwerge aus keileken, Beeren von *Sambucus nigra*. „Das ist der armen Leute Thierak.“ (Braunschw. Kalender von 1699.)

Um Würmer zu vertreiben, nehme man bei abnehmendem Monde sewernsät ein (Zittwerjamem).

Gegen Durchfall benutzt man einen Aufguß von stoppårs (*Trifolium arvense*).

Brandwunden heilt man durch Auflegen der wolligen Samen der Pumpkeulen (Typha).

Gegen Epilepsie wendet man, abgesehen von Sympthiemitteln, getrocknete und zu Pulver gestoßene Maitäfer an; noch besser sollen Schafläuse wirken, die auch ein vortreffliches Mittel gegen Gelbsucht (gäle sike) sind.

Entzündete Augen bestreicht man mit dem Wasser, welches sich am Grunde der Blätter der Kardendieffel sammelt.

Flechten kurierte der alte Kronemeier in Wendessen (vor 50 Jahren nach Aussage des Altvaters Kurland in Högum) stets erfolgreich mit den Flechten, die an den Pappeln wuchsen, er kochte sie zusammen mit Milch und goldwort. „Selbst“, so erzählte Kurland, „Professor Tr. in Braunschweig holte sich das Rezept und hat damit manchem geholfen.“

Sympthetische Heilmittel. Weit zahlreicher sind die Zauber- und sympathetischen Mittel, welche auch bei den Abergläubigen in noch höherem Ansehen stehen als die Hausmittel. Ganz besonders beliebt und sehr mannigfaltiger Art sind sie bei der Behandlung der Warzen. Wo das Blut einer Warze hinkommt, wächst wieder eine Warze. — Wer die Warzen eines andern

zählt, zählt sie sich zu und jenem weg. — Findet man auf dem Felde den Knoten eines Strohseils, so bestreicht man damit stillschweigend die Warzen; sie vergehen und derjenige, welcher den Knoten knüpfte, erhält sie. — Man macht so viel Knoten in einen Bindfaden, als man Warzen hat und begräbt diesen unter der Dachtraufe (ösfall) oder wirft ihn über den Zaun des Nachbarn, dem so die Warzen zu teil werden. — Besonders heilkräftig zur Vertreibung der Warzen (und auch der likdören, Hühneraugen) ist der Saft der swarten oder gälén sniggen (*Arion empiricorum*), den man darauf streicht. Die Schnecke wird alsdann auf einen Dorn aufgespießt; sowie sie dort vertrocknet, vergehen auch allmählich die Warzen (Klein-Schöppenstedt)<sup>1)</sup>. — Man nimmt eine Speckschwarte, streicht damit dreimal kreuzweise über jede Warze und tötet sie dann unter der Dachtraufe ein; so, wie die Speckschwarte dort vergeht, vergehen die Warzen. — Wer Warzen hat, esse an einem Freitag Wurst und bestreiche sie mit der slúe, Schale. Diese gebe man einem Hunde zu fressen. — Man mache soviel Knoten in einen Bindfaden, als man Warzen hat, und werfe diesen hinterrüds einem Toten ins Grab nach oder gebe den Bindfaden diesem mit in den Sarg. — Streicht man mit der Warzenhand einem Toten durchs Gesicht, so nimmt dieser die Warzen mit ins Grab. — Man drücke dreimal mit einer Messerflinge auf die Warzen, spreche dabei „im Namen des Waters u. s. w.“ und bäute dann die Worte:

Bliwet nich stán  
Jü möttet vergán!

Dabei achte man auf den Mondstand, denn nach der Meinung vieler ist abnehmender Mond dabei von Bedeutung.

Gegen das Fieber werden zahlreiche Mittel angewendet, zunächst die bekannte Abracadraformel, die im Dreieck auf Papier geschrieben wird, das, zu Pulver verbrannt, dem Kranken eingegeben wird. — Ein anderes Mittel: Man streiche für einen guten Groschen Peterssalbe auf eine Binde, die dreimal um den Arm reicht, wickele sie um diesen und werfe sie dann, früh vor Sonnenauf- oder abends nach Sonnenuntergang, in ein fließendes Wasser. Das nimmt das Fieber mit sich fort.

Eine besondere Erwähnung verdient das Einpflocken und Einnageln der Krankheiten. Von einem Manne aus Fressstedt wird berichtet<sup>2)</sup>, daß er bei Viehkrankungen ein Loch in einen Ständer gemacht, eine Zauberformel gesprochen und das Loch zugepflockt habe. Ein ähnliches Verfahren gilt beim Einpflocken der Teufel und Diebe, wie es die Hexenprozesse ausweisen. Parallel

<sup>1)</sup> Daß dieses Mittel schon vor 1400 Jahren mit den Angelsachsen nach England ausgewandert ist, ergibt sich aus der bis in die feinsten Einzelheiten gehenden Übereinstimmung des heute in gleicher Weise bei dem Volke in England angewandten Verfahrens. Take a black snail or slug, rub the warts with it and then suspend it on a thorn; as the snail melts away, so will the warts. Aus einem längeren Artikel über die Warzen im Folk-Lore-Record, I, S. 216 bis 228 (1878).

<sup>2)</sup> Boges, Sagen aus dem Lande Braunschweig, S. 73.

mit dem Einpfloßen geht das Einnageln. Mit einem Nagel werden symbolisch die Krankheiten oder Schmerzen, namentlich Zahnschmerzen, in einen Baum, eine Wand eingeschlagen und auf diese übertragen. Hier berührt sich der Brauch mit dem bekannten „Stod im Eisen“ zu Wien, in den Handwerksburschen Nägel einschlagen, wie dieses anderweitig auch bekannt ist, ein beinahe univerveller Brauch. Für unser Land ist die uralte Linde auf dem Tumulus in Gvessen am Elm (S. 285) als ein ganz vorzüglicher benagelter Baum hervorzuheben. In den Stamm derselben sind Unmassen Nägel verschiedenster Form, bis herab zum modernen Drahtnagel, eingeschlagen<sup>1)</sup> und zwar, wie man mir sagte, um dadurch die Zahnschmerzen (tänepin) loszuwerden. Eine andere alte Linde dicht bei der Kirche in demselben Dorfe ist gleichfalls benagelt<sup>2)</sup>.

Hierher, in das Gebiet sympathetischer Einwirkungen, gehört auch das trappen upnemen. Man nahm die Erde auf, welche die Fußspur eines Diebes bildete und hing sie in einem Säckchen in den Rauch; dadurch ging der Dieb an der Auszehrung zu Grunde<sup>3)</sup>.

Gegen Frostschaden: Man streiche Krähengehirn auf oder reibe die Frostbeule mit heißem Thran, in welchem ein mailork (Kröte im Mai gefangen) aufgesotten ist.

Hundebiß heilt man durch Auflegen von Hundehaaren.

Gegen Bettnässen der Kinder hilft, wenn man ihnen kahle junge Mäuse in einem Eierkuchen gebaden zu essen giebt. Oder man lasse sie drei Tage lang morgens ihren eigenen Urin trinken.

Rheumatismus (reißmatis) vergeht, wenn man einen Lappen auslegt und diesen dann in den Rauchfang hängt.

Das öwerbein oder knirkamm (Überbein), hervortretender Knöchel an Hand oder Fuß, vergeht, wenn ein anderer unversehens mit en sleiwe (großer Holzlöffel) darauf schlägt. Oder man stiehlt vom Nachbar einen Lederrriemen und bindet diesen drei Nächte um — dann vergeht es.

Eine verstauchte Hand wird geheilt, wenn man darum das Band oder den Bindfaden widelt, die zum Heben der Thürriegel (von außen) dienen.

Nasenbluten vergeht, wenn man stillschweigend zwei Strohhalmkreuz-

<sup>1)</sup> J. Grabowsky, Die benagelte Linde auf dem Tumulus in Gvessen. Globus, Band 67, S. 15. In der Mark nagelt man so die Zahnschmerzen in Eichen. Kuhn, Märkische Sagen, S. 384.

<sup>2)</sup> Wer im Sommer 1894 das dem Bahnhofe von Scharzfeld am Harz gegenüberliegende Hotel Schuster besuchte, konnte dort im Wirtszimmer zwei große Nägel, die durch zusammengewickelte Papiere gingen, eingeschlagen sehen. Das waren die Kopfschmerzen der beiden afrikanischen Reichskommissare Dr. Karl Peters und Major v. Wismann, die von Lauterberg aus mit schmerzenden Köpfen in jenem Hotel eingelehrt waren, wo der hülfreiche Wirt ihnen Papier über die Stirn legte und dieses samt den Schmerzen nach landesüblichem Brauche einnagelte.

<sup>3)</sup> Nach Bericht aus Diberse. Ganz so im hannoverschen Wendlande. (R. Hennings, Das hannoversche Wendland, Lückow 1862, S. 73.) Braunschw. Anzeigen, 25. Oktober 1760: „Aufgenommene Menschentritte dienen Rache auszuüben.“



weise hinlegt und das Blut darauf tropfen läßt. Oder man nehme ein Stück Kreide in den Mund.

Den Krampf (ramm) im Beine heilt man, wenn man mit dem eigenen Speichel drei Kreuze im Kniegelenke macht.

Erkältung vergeht, wenn man dreimal stillschweigend in seinen Schuh riecht.

Gerstenkörner am Auge (wegepisse genannt, weil sie entstehen, wenn man an einem Kreuzwege uriniert) verschwinden, wenn man die denselben benachbarten Wimpern ausreißt.

Gegen Bleichsucht: Man werfe zwei Zwiebeln heimlich in den stumpftrog (den Trog, in welchem die Kartoffeln für die Schweine gestampft werden) und bete dabei ein Vaterunser. Sowie die Zwiebeln durch das Stampfen vergehen, vergeht auch die Bleichsucht.

Halbweh heilt man durch das Umbinden des Strumpfes, den man tagsüber an linken Fuße getragen. Der Haden muß dabei unmittelbar auf dem Kehlkopf liegen. Auch bindet man ein Stück Speck oder einen Häring um den Hals.

Haben Kinder das schüerken (Krämpfe), so verbrenne man ein Stück von einer blauen Leinenschürze und gebe dem Kinde die Asche ein. Das erkrankte Kind darf auch nicht mit bloßen Händen angefaßt werden, sondern nur mit der blauen Schürze, sonst wird es lahm.

Ist das Zäpfchen angeschwollen (wenn de huck däloschöten is), ziehe man dem Leidenden drei Haare aus dem Scheitel des Kopfes und lasse ihn dabei dreimal trocken schluden.

Das trockene Niederschluden kommt als Hülfsmittel auch in folgendem Gedichte vor, das mir in Riddagshausen von einem Schulknaben aufgesagt wurde:

Bofsheinerken, dei lütje junge,  
Fell hen und bet sik up de tuunge,  
Im bölken was he ök nich fül,  
Hei sparre hölsch up sin mül.  
Da leip he hen na'n grôtev'är,  
Dei kam in mit de kléwerkär,  
Dei säe: na, junge, si man stille,  
Worum löpste ök sau hille?  
Ik püste dik dat glik emäl,  
Dann sluckste dreimal dröge däl,  
Glik deit et nich mër wei, wirst sein,  
Dann färste mit na'n kléwermei'n.  
De grôtev'är püst düchtig drup  
Un Hiurik hör mit plarren up.

Gegen Zahnschmerz: Man nehme ein Stückchen Holz von einem Baume, in den der Blitz eingeschlagen und bohre damit solange an dem kranken Zahn, bis er an zu bluten fängt, worauf man das Holzstückchen sorgfältig aufbewahrt. Verliert man es, so treten die Schmerzen wieder auf. Auch hergottshäuneken (Siebenpunkt, Coccinella), zerquetscht und auf den kranken Zahn gelegt, hilft.

Beulen, durch Stoß erhalten, vergehen, wenn man eine Messerklinge darauf drückt.

Wird der Herzspann nicht gebäutet, wie oben (S. 304) angegeben ist, so hilft auch, daß die befallenen Kinder dreimal aus einem Fingerhute trinken.

Frostbeulen an Händen und Füßen vertreibt man, indem man sie in dem Wasser badet, in welchem ein geschlachtetes Schwein abgebrüht (afobrennet) ist.

Um rote (entzündete) Augen zu vertreiben, stehle man vom Nachbar einen Löffel und esse dreimal mit demselben. Dann bringt man heimlich den Löffel zurück. Das hilft.

Der schuck (Auffschlucken) vergeht, wenn man darauf sich besinnt, wo man den letzten Schimmel gesehen hat. Von einem, der den „Schud“ hat, sagt man: he hat'n bäcker ne semmel estölen.

Gegen Sodbrennen hilft, wenn man ein Stückchen Kreide, eine Brot-rinde oder eine Kaffeebohne verzehret.

Der Schwindsüchtige wird geheilt, wenn er einen Hund verzehret oder wenigstens Hundeschmalz isst.

Ein Pflaster, das von einer wunden Stelle abgenommen wird, darf nicht ins Feuer geworfen werden, weil sonst die Wunde sich entzündet.

Eine Krankheit kann man auch dem Kranken nehmen, indem man das Hemd, welches er gerade trägt, in die Erde vergräbt. Ein Wunderdoktor in Achim pflegte, wenn er diese Proceedur vorschlug, zu behaupten, sie helfe bloß dann, wenn er heimlich ein neues Hemd mit vergraben könne, das er aber wohlweislich für sich behalten haben wird.

Epilepsie kann mit dem Blute Hingerichteter geheilt werden. Als im Beginne der fünfziger Jahre der Mörder Dombrowski in Wolfenbüttel hingerichtet wurde, haben Leute ihre Taschentücher in dessen Blut getaucht; die so getränkten Tücher wurden Epileptischen zum Beisichtragen übergeben. Von einem Scharfrichter Uter (oder Uthe?) in Königslutter, der als Herenbanner eine Rolle spielte, sagte man, er heile mit plunnen (Lumpen), die in das Blut Hingerichteter eingetaucht seien. — Liegt ein Kind im „Jammer“ (Epilepsie), so muß man ihm vom Blute des eigenen Vaters eingeben, auch ist es ein sicheres Mittel gegen diese Krankheit, wenn man ihm Metall, abgeschabt von einem Kirchenkelsche oder von den goldenen Ringen der Gevattern, eingiebt. (Braunschw. Anzeigen 1760, S. 1391.)

Volkstümliche Bezeichnungen der Arzneien. In das Kapitel von der Volksmedizin gehören auch die Ausdrücke, mit denen das Landvolk und der kleine Mann in den Städten die Arzneimittel verlangt. Sie sind oft alt und beziehen sich manchmal auf völlig aus dem Arzneischatz verschwundene Heilmittel, noch öfter sind sie volksetymologische Umdeutungen der lateinischen Arzneibenennungen, zuweilen auch ganz unabhängige Bildungen der Volkssprache. Es giebt derselben eine große Anzahl; die folgende Zusammenstellung der am häufigsten in unserer Gegend gebrauchten verdanke ich der Güte des Herrn Apothekers Dr. Gerhard in Wolfenbüttel.

1. Selbständige Volksausdrücke entstanden nach der Ähnlichkeit der betreffenden Arzneimittel mit anderen Gegenständen oder nach der Wirkung.

Bärenbreck = Lakritzen, succus liquiritiae, nach der angeblichen Ähnlichkeit mit Bärenfot.

Junfernleder = Altheepaste.

Teufelsbrot = *Asa foetida*, deren Geruch den Namen bedingt.

Stoppärs = das stopfend wirkende Kraut des Ackerlees, *Trifolium arvense*.

Bech- und Tredöl, ein beim Ziehen und Reiben der Glieder zum Einreiben verwendetes Öl.

Badau oder fat in't wamms, ein Zuckerfaß, der auf die Brustwarzen gestrichen wird, um die Säuglinge zu veranlassen, daß sie die Brust nehmen.

Ollen schäden-plaster, früher Mutterpflaster genannt.

Hurtig und geschwind = Salmiakgeist.

Männekensät oder Stumpenstoff, ein Pulver, das gegen Ungeziefer, Läuse, Wanzen (= männeken) angewendet wird.

Grauedelpulver, ein Pulver gegen Epilepsie.

Hans, wat geit's dik an oder Hans frage nits danâ, auch: Schab mich nichts, Thu mich nichts; Bezeichnungen für eine Salbe gegen die Krätze.

2. Zu den Umänderungen der lateinischen Namen, oft mit volksetymologischer Deutung, gehören die nachstehenden:

Unguentum, Salbe, wird im Volkemunde zu „umgewendet“ und danach werden die verschiedenen Salben folgendermaßen in den Apotheken verlangt:

Ung. neapolitanum = umgewandten Neapolium, auch wohl blauer Umwand.

Ung. mercuriale = umgewandten Mercurius.

Ung. nutritum = umgewandten Tritium.

Ung. ägyptiacum = umgewandten Zips-Jakob.

Ung. digestivum = umgewandten Dickstief.

Ung. nervinum = umgewandten Nerum.

Ung. basilicum = Brunstiliensalbe.

Emplastrum oxycroceum = brunen Ochsenpflaster.

Empl. diachylon molle = Drijakel Wollenpflaster.

Balsamum sulfuris = Silberbalsam.

Präcipitat = Prinzdivetat.

Foenum græcum = fine Greite.

Stincus marinus = Stanz Marie.

Oleum petrae = Ollen Peteröl.

Zinkvitriol = kopprök = Kupferrauch.

Eau d'Arquebusade, ein Mundwasser = Artepofade.

3. Für längst aus den Apotheken verschwundene und dort nicht mehr bereitete Arzneimittel, die nun durch andere ersetzt sind, hat das Volk noch die alten Ausdrücke bewahrt und verlangt sie; der Apotheker giebt dann, um die Leute zufrieden zu stellen, ein dem verlangten ähnliches Mittel. Dahin gehören:

Fuchsfungenast = Süßholzsaft. Früher wurden Fuchsfungen verwendet.

Froschlaichpflaster = Bleiweißpflaster. Auch der Froschlaich war in alter Zeit officinell.

Skorpionöl, Regenwurmöl, Mairwürmer, Bärenfett, Hirschtalg, Hasenfett, Dachsfett, Schnepsensaft, weißer Enzian (= Hundekot), gebranntes Eisenbein, Hirschborngest (= Salmiakgeist) werden verlangt und gegeben, wiewohl selbstverständlich die geforderten Dinge nicht existieren.

Behandlung der Viehkrankheiten. Dem Landmann ist das Vieh seine beste Habe, und wie hoch er es stellt, ist aus vielen Äußerungen bekannt, welche die Kuh neben der Frau nennen. Bei Viehkrankheiten und Viehseuchen

wird daher ähnlich wie bei den Menschen zu allerlei Zaubermitteln gegriffen, wenn natürlich auch medizinische Mittel nicht fehlen. Im großen Ansehen steht z. B. das wundkrüt (*Solidago virgaurea*), von dem ein Aufguß dem verwundeten Vieh gegeben wird und das auch bei Verstopfung angewendet wird.

Auch auf dem Gebiete des Viehheilens sind noch Pflücker und Quacksalber thätig, wiewohl immer mehr der Tierarzt berufen wird, der aber eine verhältnismäßig neue Erscheinung ist; früher besorgten alte Weiber das Geschäft. Als 1662 eine Seuche unter den Schafen in Wenden war, wurde die heilkundige Anna Klages (genannt Tempelannele, 1663 als Hexe in Braunschweig enthauptet) herbeigerufen, welche den Schafen eine Arznei eingab, die aus Eberwurz, schwarzer Christwurz, Feldhopfen, Lungenwort, Vornkresse und wildem Salbei bestand. Dazu hatte sie vom Kreuzdorn „oben die Kullen abgeschrapet“ und alles mit Wasser gekocht. Zudem habe sie von einem gestorbenen Kalbe ein Hinterdarm zu Pulver gebrannt, mit Kräutern gemischt und das Ganze in Jesu Namen dreimal täglich dem Vieh eingegeben. Habe geholfen, denn kein Schaf sei mehr gestorben <sup>1)</sup>.

Hier liegt also eine Verwendung unschädlicher Mittel vor, was der Unglücklichen trotzdem in ihrem Prozesse als Zauberei gedeutet wurde. Heute beschäftigt sich „die weise Frau“ in Königsblutter mit Viehturen. Dem Halbspänner K—g in Sch. waren 1895 seine Pferde erkrankt. Natürlich war denselben wat anedän, was die um Rat befragte „weise Frau“ bestätigte. Um die Pferde zu heilen, besah sie sich nicht diese selbst, sondern ließ sich Haare derselben nach Königsblutter bringen, gerade so wie der oben erwähnte Schäfer Ast es mit den Haaren erkrankter Menschen machte.

Wenn ein Pferd verschlagen hat: Nimm 3 Haare und thue sie in ein Brot und gib's dem Pferde ein, reite es darauf, daß es warm wird, das ist ein gewisses Sekretum. — Daß ein Pferd sich nicht überlaufen kann: Nimm man eine Schlangenzunge, die aus einer lebendigen Schlange gerissen ist, flicht solche um einen Griffel; solange man solche über dem Pferde schweben läßt, solange überläuft es sich nicht (Braunschweigischer Kalender von 1739).

Gegen Verzauberung des Viehs: Man nimmt Knoblauch, Dill, Kosten oder Wohlgemut, wohl durcheinander gestoßen und mit Salz vermischt und dem Vieh täglich davon gegeben, präservieret das Vieh vor aller Zauberei (Braunschw. Kalender 1739).

Es ist gut für die Gesundheit einer Kuh, die eben gekalbt hat, wenn man ihr Wasser zu saufen giebt, in welchem Dost (*Origanum vulgare*) abgekocht ist. Dann kann ihr niemand wat andaun.

Haben Kühe oder Ziegen rote Milch, so lege man Sichelu oder ein großes Messer kreuzweise über den Melkeimer, dann geben sie wieder weiße Milch.

Treten viel Viehkrankheiten auf einem Hofe auf, dann bringt man einen Ziegenbock in den Stall, dessen Geruch die Krankheit vertreibt.

Als Heilmittel gegen die Druße der Pferde wird *Tanacetum vulgare* häufig benutzt. Es heißt daher draustkrüt oder päresät.

<sup>1)</sup> Prozeß der Tempelannele bei Görgeß, Vaterländische Geschichten. Braunschweig, 1844, II, S. 88.

Kranken Schweinen durchbohrt man ein Ohr und steckt eine kristwortel hindurch, das ist die Wurzel von *Helleborus niger* 1).

Ein Heilzauber für wurmranke Pferde und den Biß toller Hunde, wie er um das Jahr 1500 angewendet wurde, hat sich handschriftlich in einem Mißbande der Braunschweiger Stadtbibliothek erhalten 2). Er lautet folgendermaßen:

Item wanne de perde de worme hebben, so binth ene duhse nageschrewen worde umme den halfs unde lath sse sso langhe sythen, sso lange sse de worme ghehath hebben. Transon, Conebron, Et sentes, Et Jacob et Trayson, Terelsnea, Solentes et Sentes.

Item dut nageschreven ys vore dene bete des dullen hundes unde mach me in botter kleyven. Hoc contra signum nullum stat periculum. Pax, max, ymax, Deus, Jhesus, Maria, Johannes, Sancta Anna sullf drudde.

Von ganz besonderer Wirksamkeit bei Viehseuchen war nach dem Volksglauben bis vor nicht langer Zeit das wilde Feuer oder Notfeuer, das gerade im braunschweigischen lange eine Rolle gespielt hat. Das Ansehen, welches es genoß, mag als ein Nachhall seiner ursprünglichen Bedeutung als jühnendes Opferfeuer angesehen werden. Das wilde Feuer wurde nach alter Art durch Reibung zweier Hölzer erzeugt, damit wurden Scheiter- oder Reißighaufen entzündet und durch dieses Feuer trieb man von Seuchen befallenes Vieh, um es so zu heilen.

Für Deutschland läßt sich dieses Feuer schon im Jahre 742 nachweisen denn damals gebot eine unter dem Vorsetze des Bonifacius als Erzbischof von Mainz abgehaltene Synode den Bischöfen und Grafen alle heidnischen Gebräuche (paganias) sorgsam zu verhindern: Totenopfer, Tieropfer „sive illos sacrilegos ignes, quos niedfyr vocant, sive omnes quaecunque sunt paganorum observationes“ 3) und die Synode zu Liffines in den Niederlanden ein Jahr später handelte in dem *Indiculus superstitionum et paganiarum* „de igne fricato de ligno id est Nodfyr“ 4).

Trotz aller geistlichen und weltlichen Verbote hat sich das wilde Feuer bei uns zwölfhundert Jahre erhalten; es ist erst dem Zuge der Neuzeit erlegen, aber noch leben in unserem Lande Leute, die sich erinnern, daß es in ihrer Jugend zur Anwendung gelangte und zwar genau in der Weise, wie es

1) Rebold, Volkstümliche Pflanzennamen aus dem nördl. Braunschweig in *Leimbach's deutscher botanischer Monatschrift*. VIII, Nr. 3 (1894).

2) Mitgeteilt von L. Hünjelmann im *Jahrbuch f. niederb. Sprachforschung*, 1890, S. 76.

3) „Oder jene gotteslästerlichen Feuer, die sie „niedfyr“ nennen, sowie alle Gebräuche der Heiden jeglicher Art.“

4) *Perþ*, *Mon. Germ.* I, 17, 20. In dem Verzeichnisse von Aberglauben und heidnischen Bräuchen über das Feuer, das vom Holze gerieben wird, nämlich dem „Nodfyr“. Den Namen erklärt Grimm *D. M.* 1 344 aus *nōt*, *necessitas*, sei es, weil das Feuer gleichsam genötigt wird, zu erscheinen, oder das Vieh die Blut zu betreten oder seine Bereitung in Zeiten der Not, der Seuche, erfolgt.

ein Landsmann, der Wolfenbüttler Schullektor Joh. Reiskius, vor zweihundert Jahren schilderte<sup>1)</sup>: „Wenn nun sich etwan unter dem großen und kleinen Viehe eine böse Seuche hat herfürgethan und die Heerde dadurch bereit großen Schaden erlitten, werden die Bauern schlüssig, ein Nothfür oder Nothfeuer anzumachen. Auf bestimmten Tag muß in keinem Hause noch auf dem Heerde sich eine einzige Flamme finden; aus jedem Hause muß etwas von Wasen und Stroh und Buschholz herzugebracht werden; darauf wird ein starker Eichenpfahl in die Erde festgeschlagen und ein Loch durch diesen gebohret, in dasselbe wird eine hölzerne Winde eingesteckt, mit Wagenpech und Theer wohl geschmieret, auch so lange umgedrehet, bis es aus heftiger Hitze und Nothzwang Flammen geben kann. Solche wird sofort mit Materialien aufgefaßt, durch Stroh, Heide und Buschholz gemehret, bis es zu einem vollen Nothfeuer ausschlägt; dieses aber muß in die Länge zwischen Wänden oder Zäunen sich etwas ausbreiten und das Vieh nebst den Pferden mit Steden und Peitschen drei- oder zweimal hindurchgejagt werden. Andere schlagen anderswo zwey durchbohrte Pfähle, stecken in die Löcher eine Welle oder Winde nebst alten Fettbesmiereten Lumpen; Andere gebrauchten einen hárnen oder gemeinen dichten Strick, suchen neunerley Holz zusammen und halten so lange mit gewaltfamer Bewegung an, bis Feuer herab falle. Vielleicht mögen noch mehr Arten bei dieses Feuers Generation oder Anzündung sich finden, alle dennoch werden bloß auf die Kur des Viehs eingerichtet. Nach drei- oder zweimaligem Durchgange wird das Vieh zu Stalle oder ins Feld getrieben, und der zusammengebrachte Holzhaufe wieder zerstört, jedoch solchergestalt an etlichen Orten, daß jedweder Hausvater einen Brand mit sich tragen, in der Wäsch- oder Spültonne ablöschen und solchen in die Krippe, worin das Vieh gefüttert wird, auf einige Zeit beilegen lasse.“

Ich will nun die für die Gegenwart gültigen Zeugnisse, die auf unser Land Bezug haben, anführen. Schambach<sup>2)</sup> verzeichnet das wilde Feuer unter náckfür, das noch „vor wenigen Jahren“ (vor 1858) entzündet wurde. Nach ihm erzeugte man es durch starke Reibung eines Holzes auf der Drehbank. In das brennende Stroh wurden Getreidekörner geworfen, welche nachher die durch das Feuer gejagten Schweine fressen mußten. Ein glimmender Brand des Nothfeuers wurde von jedem Hofbesitzer mit nach Hause genommen, in Wasser gelöscht und dieses Wasser den Schweinen zum Saufen gegeben.

Für die Dörfer im Drömling besitzen wir den Bericht von Pastor Ebeling<sup>3)</sup>. Alle Burtschen, die beim Entzünden des wilden Feuers beteiligt waren, mußten gleiche Vornamen haben, sonst gelang das Werk nicht. Das Feuer wurde durch

1) Joh. Reiskius, Untersuchung des Nothfeuers. Frankfurt und Leipzig 1696. Seite 51.

2) Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen, 1858.

3) Blicke in vergessene Winkel, II, 274. Leipzig 1889.

Reibung mit einem Seile, das um Thorbalken geschlungen war, erzeugt und damit ein Scheiterhaufen entzündet, in dem auch alte Stiefel, Brot und Korn lagen. Dann trieb man die kranken Schweine hindurch.

Wohl auf die Gegend von Adersheim bei Wolfenbüttel bezieht sich die Schilderung, die Th. Reich<sup>1)</sup> giebt; sie enthält den abweichenden Zug, daß der Schmied das wilde Feuer aus dem kalten Amboß klopfen mußte, dem der zündende Funke entsprang. Auf der Dorfstraße wurden zu beiden Seiten Dornwäfen (Reisig) hingelegt, zu denen alle Einwohner Beiträge liefern mußten. Diese wurden mit dem wilden Feuer entzündet und nun das Vieh, zuerst Pferde, dann Rinder, dann Schweine u. s. w. hindurchgetrieben. War das Feuer niedergebrannt, so nahm sich jeder ein paar Kohlen von dem Brande mit nach Hause, die man dem Vieh in das Trinkwasser legte.

Herr v. Koch in Braunschweig bezeugt, daß er in seiner Jugend in Schladen (in den vierziger Jahren) von alten Männern gehört habe, wie bei Viehfeuchen das wilde Feuer entzündet und das kranke Vieh durch dasselbe hindurch gejagt worden sei.

Der verstorbene Registrator Sadt behauptet, in seiner Jugend, etwa 1802, ein Rotfeuer in Seesen gesehen zu haben; 1828 sei ein solches im hannoverschen Dorfe Eddesse angezündet worden<sup>2)</sup>. Das Dorf liegt nördlich von Peine.

In Gaudersheim ist das wilde Feuer bis zum Beginne der westfälischen Zeit, also bis 1807, als Mittel gegen die Halsbräune der Schweine noch mitunter angewendet worden. Trat die Krankheit dort auf, so wurden die Nachbarschaften (Bezirke) des Städtchens durch ihre Schäffer (Vorsteher) zusammengerufen und die Ausführung beschlossen. Dazu wurde der Weg vor dem Neudorfertthore bestimmt, welcher auf einer Seite durch die Mauer des Abteigartens, auf der anderen durch eine dichte Hecke begrenzt war. An dieser Hecke stand der Feuerpfahl, mannhoch,  $\frac{1}{2}$  Fuß dick und mit einem Querloche versehen; ihm gegenüber wurde durch die Schäffer ein zweiter ganz gleicher errichtet und beide Pfähle dann durch eine in den Querlöchern gehende Welle verbunden. Zur weiteren Ausführung gehörte ein neuer Strick, der womöglich mit Fäden eines schon gebrauchten Galgenstrickes durchflochten war. Allen Einwohnern, die Schweine besaßen, wurde von Schäfferei wegen durch den Hirten angefragt, sie möchten in einer bestimmten Nacht auf das Luten und Peitschentualen des Schweinehirten ihr Vorstenvieh aus den Ställen lassen. Dies fand gegen Morgen statt und jung und alt strömte mit den herausgetriebenen Schweinen nach dem Neudorfertthore. Auf dem Wege vor demselben waren aus Stroh und Holz drei Scheiterhaufen errichtet und diese galt es zu entzünden. Zu diesem Zwecke wurde die Welle zwischen den beiden Feuerpfählen durch den erwähnten Strick in Drehung gebracht und dieses Drehen solange fortgesetzt, bis durch Reibung Feuer entstand. An welcher Stelle des Feuerreibapparates dieses

<sup>1)</sup> Muddersprake, Plattdeutsche Zeitschrift, Braunschweig, 1888, I, S. 5.

<sup>2)</sup> Zeitschrift des Harzvereins II. Viertes Heft, S. 167.

geschah, ist aus dem vorliegenden Berichte nicht zu ersehen. Es mißlang zuweilen dieses Vorhaben oder gelang erst nach bedeutender Anstrengung; dann hieß es: „Da hat ne hexe all vor ösch füber anebott“, wodurch das Werk gehindert wurde. Es mußte nämlich während der Entfackung des wilden Feuers auf allen Herden Gandersheims das Feuer ausgelöscht sein. Nun folgte Hausjuchung in der Stadt und fand man ein Feuer, so wurde es ausgelöscht. War die Herstellung des wilden Feuers gelungen, so entzündete man mit demselben die Scheiterhaufen, ließ sie ziemlich niederbrennen und trieb nun die kranken Schweine dreimal durch die glühenden Reste, worauf man sie in ihre Ställe zurückkehren ließ<sup>1)</sup>.

In einem nicht näher bezeichneten braunschweigischen Dorfe soll noch im Frühjahr 1855 bei einer Seuche das Rotfeuer durch den Schweinehirten entzündet worden sein. Das Reibungsfeuer war vom Ortsvorsteher (wie?) zubereitet und auf einen Strüßel übertragen worden, mit dem es zur Stätte, wo das Brennmaterial lag, hingeschafft wurde<sup>2)</sup>.

Von allen indogermanischen heidnischen Bräuchen hat sich wohl das wilde Feuer am zähesten erhalten. In slawischen Gegenden wird es ganz so, wie oben beschrieben und zu gleichem Zwecke noch jetzt gelegentlich entfacht, wie die Berichte aus Slawonien, Bulgarien, Masuren, Polen und Rußland, die bis in die achtziger Jahren reichen, beweisen<sup>3)</sup>.

Im Norden von England ist das needfire bei Seuchen unter dem Rindvieh noch 1843 ganz in gleicher Weise wie in unseren braunschweigischen Dörfern und zu demselben Zwecke entzündet worden<sup>4)</sup>.

Zu den allgemeinen Zeugnissen über das Rot- oder wilde Feuer in germanischen oder slawischen Ländern gesellen sich also hier sechs aus braunschweigischem Lande. Nach ihnen mag angenommen werden, daß noch um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts der Gebrauch bei uns lebendig war<sup>5)</sup>. Betrachten wir die angewendeten Methoden der Feuererzeugung, wie sie berichtet

<sup>1)</sup> G. Brackebusch nach den Berichten älterer Gandersheimer Bürger. Wochenblatt des Kreises Gandersheim. 30. Juni 1849, Nr. 50.

<sup>2)</sup> Nach Gustav Vogel (Braunschw. Landeszeitung, 15. Januar 1891), welcher als Augenzeuge berichtet.

<sup>3)</sup> F. D. Krauß, Altslawische Feuererzeugung. Globus, Band 59, S. 140 und 317 nebst Abbildung. — Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegovina, Band III, S. 574, Wien 1895, geben Abbildungen und Beschreibung der heute noch dort üblichen Feuererzeugung durch Holzreiben.

<sup>4)</sup> Nach W. Henderson, Folk-lore of the Northern Counties of England and the Borders. 2. Auflage, London 1879, S. 156.

<sup>5)</sup> Auch andere deutsche Landschaften haben es natürlich gekannt. Am 10. Juli 1792 wurde auf Veranlassung des Magistrats der medlenburgischen Stadt Sternerberg gelegentlich einer Viehseuche ein Rotfeuer entzündet und das Vieh hindurch getrieben. (Bartsch, Medlenburgische Sagen, II, S. 149.) Nach Danneil (Altmärkisches Wörterbuch, S. 269) war 1859 in der Altmark das Rotfeuer „noch nicht ganz ausgestorben“. Vergl. auch Kuhn, Märkische Sagen, S. 369.



werden, so ist der alte Reiskius wohl der klarste, da auf die von ihm geschilderte Art wohl Reibungsfeuer zu erhalten ist. Gar nicht verständlich ist die von Pastor Gehling aus dem Drömling bezugte Art, durch Reibung mit einem um die Thorbalken gewundenen Seil. Im Göttingenschen ist schon die Drehbank (nach Schambach) zur Reibung verwendet, auch der Bericht aus Gandersheim gestattet keinen genauen Einblick in die Methode. Wie endlich ein vom Amboß geschlagener Funke (Bericht Reiche's, wohl nach Überlieferung) sich zu einer Feuerflamme entwickelt, ist aus der Schilderung nicht zu ersehen. Sicher aber geht aus allen Berichten hervor, daß es sich um Reibungsfeuer, die älteste und ertümlichste Art, Feuer darzustellen, handelt, um ein Feuer, dem eben wegen seines Alters und der Reinheit der Darstellung Heiligkeit anhaftete.

Solche „Überleblet“, wie sie ethnographisch bezeichnet werden, sind oft mit heiliger Scheu betrachtet und erhalten sich selbst im Kultus sehr lange.

Die Indier kennen seit langer Zeit Stahl und Feuerstein zur Erzeugung des Feuers für gewöhnliche Zwecke, handelt es sich aber um die Herstellung des heiligen Feuers für das tägliche Opfer, so wird jetzt noch das alte Reibverfahren angewendet, weil dieses „reines und heiliges“ Feuer liefert <sup>1)</sup>.

Die Herstellung des Feuers durch Reibung ist sicher die älteste Art der Herstellung, älter als die übrigen Methoden, wie z. B. das Schlagen mittels Stein und Stahl, denn der letztere ist an und für sich schon eine späte Erfindung. Wir kennen die Reibungsverfahren, deren es verschiedene giebt, sehr genau, da ihr Vorkommen bei den Naturvölkern bis auf den heutigen Tag uns das Studium erleichtert hat <sup>2)</sup>. Erst jetzt, wo das wilde Feuer nicht mehr entzündet wird, ist bei uns die ertümlichste Art der Feuererzeugung verschwunden, während sie in den slawischen Ländern Europas noch heute vereinzelt vorkommt und allmählich auch in Asien, der Südsee, Amerika und Afrika bei den dahinschwappenden Naturvölkern durch die „schwedischen Zündhölzer“ verdrängt wird.

<sup>1)</sup> E. B. Tylor, Einleitung in das Studium der Anthropologie, S. 20.

<sup>2)</sup> Man unterscheidet einfaches Quirlen, Sägen (malaiische Art) und Pflügen (polynesisch). Walter Hough, Fire making Apparatus in the U. S. National Museum. Report of the U. S. Nat. Museum 1887 bis 88, S. 531, mit Tafeln, und derselbe: The Methods of Fire Making, Smithsonian, Report for 1890, S. 395. Erst ganz kürzlich hat Hlinders Petrie durch Funde in der alten Stadt Illahun nachgewiesen, daß auch die alten Ägypter durch das Reibverfahren ihr Feuer entzündeten; er entdeckte den vollständigen Reibapparat mit den angekokhten Reiblöchern. (Hlinders Petrie, Ten years diggings in Egypt. London 1892, S. 117.)

# Die Volksdichtung.

---

## 1. Das Kinderlied.

„Volkspoesie und Kinderpoesie gehören eng zusammen. Beide wurzeln in dem Boden des wirklichen Lebens, sie tragen den gleichen Stempel, den der Naturwüchsigkeit; bei ihnen ist nichts gemachtes, keine Berechnung, sondern es liegt ein gewisser Naturdrang zu Grunde, der von selbst zur Gestaltung treibt; beide sind die unbewußten Verkörperungen der dem Volke wie dem Kinde innewohnenden poetischen Begabung<sup>1)</sup>.“ Mit diesen kennzeichnenden Worten will ich auch die nachfolgenden in unserer Heimat gesammelten Kinderlieder einleiten. Auch sie leiden unter der neuen Zeit und werden seltener und seltener, da eine neue Art Kinderlieder an Stelle der alten, durch Volksüberlieferung seit alter Zeit von Mund zu Mund fortgepflanzten tritt und zwar eine weit minderwertigere Art, die oft geschmacklosen und unnatürlichen Fröbelschen Kindergartenlieder; wieviel da gesündigt wird, ist von berufener Seite ausführlich dargelegt worden<sup>2)</sup>.

Die Kinderlieder zerfallen in verschiedene Abteilungen, welche sich allerdings nicht streng sondern lassen, vielmehr oft ineinander übergehen oder gemischter Art sind. Zunächst die Wiegenlieder, welche die Mütter den Kindern beim Einschlafen vorsingen, alsdann die Koselieder, die als der erste Unterricht aufgefaßt werden können und bei deren Vortrag von seiten der Erwachsenen das Kind gewöhnlich schon auf deren Knien sitzt oder auf deren Armen getragen wird. Wird das Kind selbständiger und entwickelter, so tritt es in den Verkehr mit der Natur, es bekümmert sich um Tiere und Pflanzen, die in den Kinderliedern eine Rolle zu spielen beginnen. Es folgen die Kindergebeten, zu denen die Mütter den Kleinen die Händchen falten. Dann allerlei scherzhafte Nachahmungen und Alliterationen.

---

<sup>1)</sup> Dunger, Kinderlieder aus dem Vogtlande, S. 2.

<sup>2)</sup> Göge, Die Volkspoesie und das Kind. Jahrbuch d. Vereins für wissenschaftl. Pädagogik, IV, S. 172 ff.

Slâp, kinneken, sau soite,  
Ik wêge dik mit'n pâr fâute,  
Ik wêge dik mit'n pâr bunten schau,  
Slâp in un dau dine ôgelken tau<sup>1)</sup>.

---

Slâp, kinneken, slâp,  
In holte lopt en schâp,  
Et stôtte sik an en steineken,  
Da dê'ne wei sin beineken.  
Slâp, kinneken, slâp!

Slâp, kinneken, slâp,  
In holte lopt en schâp,  
Et stôtte sik an en stûkelken,  
Da dê'ne sau wei sin bûkelken.  
Slâp, kinneken, slâp.

Slâp, kinneken, slâp,  
Dar buten stât twei schâp,  
En swartet un en wittet,  
Un wenn dat kind nich slâpen will,  
So kumt dat swarte un bit et.

---

Blâ, lammeken, blâ,  
Dat schâpken leip in't holt,  
Stôtte sik an en stöckelken,  
Da dâ 'ne wei sin köppelken,  
Da reip dat lammeken blâ.

Blâ, lammeken, blâ,  
Dat schâpken leip in't holt,  
Da stött et sik an'n dôreken (Dörnchen),  
Da dâ 'ne wei sin ôreken,  
Da reip dat lammeken blâ.

Blâ, lammeken, blâ,  
Dat schâpken leip in't holt,  
Stôtte sik an en steineken,  
Da dâ 'ne wei sin beineken,  
Da reip dat lammeken blâ.

---

Sûse, leiwe Sûse  
Slâg't kükelken dôt.  
Wat süll we ermidde mâken,  
Se sind ja nich grôt?  
Willt'er dem kinne en kissen van mâken,  
Da sall ûse kinneken sau sâute up slâpen.

---

Eia popeia slâg't kükelken dôt,  
Stick et in't pöttken, dann fritt et kein brot,  
Dau'r en half pund botter an,  
Dat't ûse lûtje kind êten kann.

---

Slâp, kinneken, slâp,  
Vorn dôre geit en schâp,  
Dat schâpken hat witte wulle,  
Sine melk, dei lôppt sau strulle.  
Slâp, kinneken, slâp.

<sup>1)</sup> Ganz ähnlich in Bremen. A. G. Post in „Am Urquell“ V, 153.

Süse müsekättche leip över den wall,  
 Harre en grisegrau röckelken an.  
 Süse müsekättche, wo wut du denn hen?  
 Ik will na grôtevå'ers hüse gån.  
 Wat wut du denn da måken?  
 Da slachtet se en swin, da drinket se win,  
 Da will wi lustig und frölich sin.

Sû, sù, sinne,  
 Gistern wårn we nich inne,  
 Morgen will' we wedder ütgan,  
 Sall de popeia (Biege) wedder stille stån.

Lämmeken in't holte (Holz, hier = Biege),  
 De wind dei weiht so kólde,  
 Weih' de wind so kólde nich,  
 Sleip üse lämmeken in'n holte nich.

Backe, backe, backe,  
 Mél üt'n sacke,  
 Botter üt'r tunne,  
 Dat mag üse junge.

Arm, darm, wåter, warm,  
 Swineken ståken, wöstken måken,  
 Dat sall seggen: quik, quik, quik!

Dabei fährt man dem Kinde mit der Hand figelnd am Leibe empor.

Hir hast'e en dåler  
 Gå na'n marchte.  
 Hål dik ne kau,  
 Kålweken datau.  
 Kålweken hat'n swånschen,  
 Dill, dill, denschen.

Rûrû rasselbok, wer geit im gåren up un af?  
 Fritt üsch alle rabüntjen af?  
 Hup, hup, hup.

Backe, backe kauken,  
 De bäcker hat eraupen,  
 Wer will gaue kauken backen,  
 De mot hebben seben såken:  
 Eier un solt,  
 Botter un smolt,  
 Melk un mél,  
 Saffran måkt den kauken gål.

Mukau von Halberstadt,  
 Bring üsen lütjen sône wat.  
 Wat sall ik em denn bringen?  
 Pår rõe schau mit ringen,  
 Pår rõe schau mit gold beslån,  
 Darmede sall hei dansen gån.

A. B. C. De katte leip in'n snê,  
 Asse wedder rüter kam  
 Harre'se witte strümpe an.  
 Ober: Harre'se ne smårige hose an.

Mükau, mü,  
 Wovon bist du sau rü?  
 Ik bin sau rü, un bin so matt,  
 Ik krige min lêwe dat futter nich satt,  
 Mükau, mü.

Öldchen, söltchen, smöltchen,  
 Stipp in, klapp in —  
 Kriwwelliweliwe. (Dabei wird das Kind geflößt.)

Die Finger werden dem Kinde folgendermaßen erklärt:

Lütje finger,  
 Goldinger,  
 Goldämer,  
 Potlicker,  
 Lüseknicker.

Oder: Dat is de dümen,  
 De schüddelt de plümen,  
 De nimmt se up,  
 De drägt se na hüse,  
 Un de lüttje de fritt se allêne.

Vadder Jakob, vadder Jakob  
 Mäk mik en pär schau!  
 Du, du dickkop, du dickkop  
 Du dögst'er nich tau.

Mimau katergrau,  
 Kunterbunt.  
 Use lütje hund is bunt.

Zucke, zucke, homann,  
 Dau'n päre en tòm an,  
 Rüt in't feld, hál en bù'el vull geld.  
 Dat is noch nich etell.  
 Hál en bù'el vull sütebörn<sup>1)</sup>,  
 De mag üse sönke gern.  
 Hál en bù'el vull steine,  
 Smit'n en hundche an de beine.

Hochdeutsche Lieder werden folgende gesungen. Das Kind wird dabei als Reiter auf's Knie gesetzt.

Zud, zud, Reiterlein,  
 Wenn die Kinder kleine sein  
 So reiten sie auf Stöckerlein,  
 Und wenn sie größer werden  
 So reiten sie auf Pferden,  
 Dann geht das Pferd den Tripp den Trapp  
 Und wirft den kleinen Reiter ab  
 In'n Dred!  
 Dabei macht man die Bewegung des Abwerrens.

Suße, liebe Suße, was raschelt im Stroh,  
 's sind die lieben Gänse, die haben keine Schuh,  
 Der Schuster hat Leder, keine Leisten dazu,  
 Drum gehn die lieben Gänse und haben keine Schuh.

Oder: Drum rascheln die Gänstein barfuß im Stroh.

<sup>1)</sup> In der Schale und mit Senfkörnern gekochte Birnen, die kalt gegessen werden.

Jeho, mein Püppelein,  
Sing' ich Dich ein, ein ein.  
Jeho, mein Püppelein,  
Sing' ich Dich ein.  
Draußen, da ist es kalt,  
Ist beschneit Feld und Wald,  
In unser'm weichen Bett  
Ruht es sich nett.

Eia popeia, schlagi's Küchelchen tot,  
Es legt mir keine Eier und frißt mir das Brot,  
Dann rupfe ich ihm die Federchen aus,  
Und mache dem Kindchen ein Bettchen daraus.

Eia popeia, das ist eine Not,  
Wer giebt mir 'nen Dreier für Zuder und Brot?  
Dann lauf' ich geschwinde zum Krämer hinan,  
Damit ich dem Kindchen 'ne Supp' lochen kann.

Hänjelein, kannst Du tanzen?  
Ich schenk Dir auch ein Ei.  
Nein, nein ich kann nicht tanzen  
Und schenkst Du mir gleich zwei.  
In unserm Hause geht das nicht,  
Da tanzen die kleinen Kinder nicht,  
Und tanzen kann ich nicht.

Hänjelein, kannst Du tanzen?  
Ich schenk Dir einen Stod.  
Nein, nein ich kann nicht tanzen  
Und schenkst Du mir ein Schod.  
In unserm Hause geht das nicht,  
Da tanzen die kleinen Kinder nicht,  
Und tanzen kann ich nicht.

Hänjelein, kannst Du tanzen?  
Ein Rökkelein zeig' ich Dir.  
Ja, ja ich kann auch tanzen,  
O, zeige mir gleich vier.  
In unserm Hause geht das auch,  
Da tanzen die kleinen Kinder auch,  
Und tanzen kann ich auch.

(Eigum.)

## 2. Spiele.

Die Abzählreime bei den Spielen der Kinder sind sehr verbreitet; bei ihnen kommt es weniger auf den Inhalt an, die Hauptsache sind Rhythmus und Reim. Es werden dabei willkürliche Wortbildungen zu stande gebracht, die keinen Sinn haben, aber sich reimen müssen und in das Ohr fallen.

Enne, denne, dit un dat,  
Mäken gif den küken wat.  
Lät de häuner süpen.  
Ne mudder, dau ik nich,  
Krischan sleit den ossen nich.  
Smökst'e ök all röktobak  
As en ölen dudelsack.

Enne, denne, denken,  
 Du must senken.  
 Ik oder du  
 Müllers kuh,  
 Müllers essel,  
 Dat bist du.

Ene, mène, mine, mei,  
 Pastor, löne, böne, strei.  
 Ere früe Herkeberke  
 Ri, ra, ru, weg.

Ellere, bellere,  
 Sak vull tellere,  
 Knippele, knappele, bauz.

Beim Ringeltanz der Mädchen, der namentlich im Frühjahr stattfindet, habe ich folgende Lieder gehört:

Ringelringelrosenkrans,  
 Mäk en dans.  
 Set dick up ne wie,  
 Spinn ne lütje sie,  
 As en här  
 As en snär.  
 Jumfer Greitje set dick däl.  
 Kickericki!

Ruppe, ruppe gräseken,  
 In'n pannemann sin gäreken.  
 Wenn't eine sleit,  
 Wenn't zwei sleit,  
 Denn kummet et bönenwif  
 Mit ne alippe vull steine,  
 Un smit üsch an de heine  
 Da löpen wi hen na Peine.  
 Is denn da kein timmermann  
 De min bein wè'er heilen kann?

Wat ik weit, wat ik weit,  
 Wat in üsen gären steit!  
 Zuppenkrüt, zuppenkrüt,  
 Et kummet út, et kummet út:  
 Jumfer Lieschen is de brüt.  
 Geit an, geit an,  
 Üse Krischan is de mann.

Müller, müller, mäler,  
 De jungens kost't en dälér,  
 De mäkens kost't en düwenschett,  
 Fleiet alle järe weg.

Bömeken spielen. Die Kinder stellen sich im Grasgarten an bestimmte Bäume, welche sie hüten. Ein umhergehendes Kind sucht sich einen der frei werdenden Bäume zu erobern, wobei es singt:

Isermänneken, hat kein stänneken  
 Kann kein stänneken finnen.

Oder:

Isermänneken in isen,  
 Ik kann kein isen finnen.

Unterdessen tauschen die an den Bäumen stehenden Kinder mit ihren Plätzen, von denen das umhergehende einen zu erhaschen strebt.

Lütje funke lêwet noch! Ein glimmender Span oder Flibibus wandert im Kreise der Gesellschaft von Hand zu Hand, wobei ein jeder obige Worte schnell zu sprechen hat. Derjenige, in dessen Hand der Span völlig erlischt, giebt ein Pfand.

Håseken, hæseken verstick dik!  
Wenn de hund kummt, de bit dik!  
Wenn de jäger kummt, de schit dik!

Wird beim Håseken- oder Jagdspiel der Kinder gerufen, wo eines den Jäger, eines den verfolgten Hasen, die übrigen die Hunde vorstellen.

Plumpsack, ein uraltes, schon im Mittelalter getriebenes Spiel<sup>1)</sup>. Bei uns wird ein derber Knoten in ein Taschentuch gemacht, das ist der Plumpsack. Mit diesem zieht außerhalb des Kreises der Spielenden und in deren Rücken Einer umher, welcher fortwährend ruft:

Sû dik nich um,  
De plumpsack geit um.

Heimlich legt er einem der Mitspieler den Plumpsack in die Hände, der damit auf seinen Nachbar schlägt.

Pinkepank,  
De smet is krank,  
Lî't up siner fûlen bank.  
Wo solle wönen  
Unnen oder bôwen?

Dabei hat das singende Kind in einer Hand einen Stein, Münze, eine Bohne oder dergl., hält beide Hände zu Fäusten geballt übereinander und läßt nun ein anderes Kind erraten, in welcher Hand sich der Gegenstand befindet.

Wanderthaler<sup>2)</sup>. Ein Geldstück, kleiner Schlüssel oder dergl. wandert von Hand zu Hand im Kreise der umhersitzenden Kinder; ein im Kreise stehendes Kind muß erraten, wo das Stück sich befindet, es thut dieses, indem es das Kind, bei dem es den Gegenstand vermutet, auf den Kopf schlägt und sagt:

Hir slâ ik up un da kummt fûer 'rût!

Beim Blindekuhspielen werden folgende Worte gebraucht:

Blinnekau ik fûre dik.  
Wohen?  
Na grôtevâ's hûse.  
Wat sall ik da mâken?  
Bottermelk slawwern. —  
Ik hebbe keinen leppel. —  
Gâ hen un soik dik einen!  
Unner der treppe da lî't ein.

Ober:

<sup>1)</sup> In den Reichenauer Glossen: Circulatorius ludus est puerorum in circulo sedentium, post quorum tergum discurrit puer unus portans aliquid in manu, quod ponit retro aliquem sedentium ignorantem, vulgariter dicitur: Gurtulli, trag ich dich. Jg. v. Zingerle, das Deutsche Kinderspiel im Mittelalter, S. 151.

<sup>2)</sup> Dieses gehört zu den allgemeinen europäischen Spielen. Als l'aneddu ist es in Sicilien bekannt. Pitre, Giochi fanciuleschi Siciliani. Palermo 1883.



Penniken, das Werfen mit Pfennigen gegen eine Wand, wobei der Knabe gewinnt, welcher seinen Pfennig ganz nahe, oder bis auf Spannweite, neben einen früher geworfenen Pfennig der Kameraden zu werfen weiß.

Wo keine Pfennige vorhanden sind, da werden sie durch Eisenblechscheiben „anputzisen“ ersetzt, die kaum 3 cm im Geviert messen. Das Spiel heißt dann „anputzjen“.

Gewandtheit gehört zum duksern oder steineken, das mit fünf Steinen gespielt wird, welche die Kinder sich durch Zuschleifen aus Ziegelbruchstücken herstellen und die annähernd eine Kugelgestalt haben. Neuerdings werden auch Glaskugeln dazu genommen. Der Spieler wirft einen Stein in die Höhe und indem er schnell einen andern vom Boden aufnimmt, sucht er auch den aufgeworfenen Stein mit derselben Hand aufzufangen. Dies wird mit allen vier auf dem Boden liegenden Steinen versucht. Dann werden, wenn wieder ein Stein aufgeworfen ist, zwei Steine vom Boden aufgenommen und der dritte dazu aufgefangen, was sich mit den beiden anderen noch am Boden liegenden Steinen wiederholt. Und so fort werden weiter drei, vier Steine aufgenommen und einer dazu gefangen. Jedes Kind bleibt solange am Spiele, bis es einen Fehler macht, d. h. den aufgeworfenen Stein nicht auffängt oder die vorgeschriebene Zahl Steine an der Erde in der Eile nicht zu erfassen vermag. Das Erfassen der Steine heißt grapschen.

Der Neuzeit angehörig scheint ein Spiel zu sein, bei dem die Kinder mit den Fingern einen Verkaufsladen darstellen und dazu sagen:

Müller un Schulze stünnen vorn läden,  
Wolln vorn dreier knapwost halen,  
Vorn dreier gift et nich.  
Müller un Schulze knüppeln sik.

Beim Pfänderpiel knien die ledigen Mädchen vor dem Ofen und sprechen:

Leiwer ôwe, ik bée dik an,  
Beschère mik en gauen mann.  
Gifst de mik keinen gauen man,  
So bée ik dik nich wê'er an.

Gänsepiel<sup>1)</sup>. Wird in zwei Parteien gespielt, die eine Hälfte stellt die

<sup>1)</sup> Zu diesem namentlich in den Drömslingdörfern verbreiteten Spiel will ich eine englische Singspielparallele (nach Folk-lore Record, V, S. 86, 1882) hersetzen:

Sheep, sheep come home!  
We are afraid,  
What are you afraid of?  
The wolf!  
The wolf has gone to Devonshire  
And won't be home for seven years.  
Sheep, sheep come home!

Verschiedene deutsche Fassungen bei W. Mannhardt, Roggenwolf und Roggenhund, Duisig 1865, S. 33, wo ein tiefer mythologischer Sinn hineingelegt wird.

Gänse vor, die andere sucht diese zu sich herüberzulocken, wobei folgender Zwiegesang:

Pilegäuseken kommt na hüs!  
 „Wi dör't nich.“  
 Warum denn nich?  
 „Vorn wulwe!“  
 Wo sitte?  
 „Im dörenbusch.“  
 Wat mäkt hei da?  
 „Leggt eier.“

Das durch Deutschland ungewöhnlich weit verbreitete Kinder-Singspiel „Es kommt ein Herr aus Ninive“, scheint im Braunschweigischen wenig bekannt zu sein. Aus den Drömlingdörfern ist es bezeugt; hier lauten die Worte 1):

Ich bin der Herr von Nordenfels  
 Und aus der Fiselade.  
 Er holt sich eine Nonne.  
 Das ist das Töchterlein von Madame N.  
 Die Dame aus Ninive  
 Sucht wide, witt, witt, bom, bom  
 Sich eine neue Köchin.

Nun, das ist eine sehr entstellte Lesart, immerhin sind darin noch die „Nonnen“ der ältesten Fassung vorhanden. Ninive ist aus „Herr Domine“ entstanden 2).

Potslagen oder hänenslagen wurde in Meerdorf, Essinghausen und Duttonstedt noch vor kurzer Zeit gespielt. Ein Hahn oder Huhn saß unter einem irdenen Topfe; Burschen und Mädchen mit verbundenen Augen, bewehrt mit einem Knüttel, mußten den Topf zu finden wissen und dann zererschlagen.

Ein altes, jetzt eingegangenes Spiel war das Pilekenspiel, das früher selbst in fürstlichen Kreisen beliebt war. Es kommt noch in einigen Dorfwirtshäusern der Umgegend von Helmstedt vor, wo es auf einer langen hölzernen Tafel, der „Pilekentafel“, mit eisernen viereckigen „Pilekensteinen“ gespielt wird. Es ist durch das Billard verdrängt worden 3).

Hexenspiel. Unsere Kinder auf dem Lande verstehen darunter das Fadenspiel, auch Auf- und Abnehmen genannt, bei dem ein Faden in verschiedenartigen Verknüpfungen über beide einander entgegen gehaltene Hände gezogen und durch Durchstecken zu immer neuen Figuren gestaltet wird, in denen die Phantasie einen orgelstaul, böm, gaffele u. s. w. erblickt 4).

Krüsedullen nennt man die lockigen Haare oder eine faltige Halskrause. Die Kinder bezeichnen aber damit auch ein Spiel, bei dem sie die

1) Ebeling, II, S. 252.

2) J. Wolte, das Kinderlied vom Herrn v. Ninive. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, IV, S. 180.

3) Kolbwey im Wolfenbüttler Programm 1879, S. 6 und 26. — Dankföhler, Korrespondenzblatt für niederb. Sprachforschung, VIII, S. 46. — Mittelniederdeutsches Wörterbuch, III, S. 325.

4) Dieses Spiel ist wegen seiner Verbreitung ethnographisch von Belang. Es kommt vor bei den Eskimos, Australiern, auf den ostasiatischen und Südsseeinseln und ist neuerdings (von Ehrenreich) bei den Indianern im Innern Brasiliens entdeckt worden. (Andree, Ethnographische Parallelen. Neue Folge, S. 96.)

hohlen Stengel des kalwerkropps (*Chaerophyllum*) in Stüchken zerschneiden, auf verschiedene Weise einkerben und ins Wasser legen. Die einzelnen Teile krümmen sich und bilden hübsche Figuren, welche krasedullen genannt werden.

**Brennessel und Distel.** So werden zwei Kinder genannt, welche ein Thor bilden, wobei sie sich mit den hochgehaltenen Händen anfassen; dann ziehen die übrigen Kinder der Reihe nach durch dieses Thor, während die beiden ersteren singen:

Fahr' durch, fahr' durch,  
 Jetzt kommt ein großer Wagen.  
 Wer sitzt darin, wer sitzt darin?  
 Ein Mann mit großem Kragen.  
 Was will er denn, was will er denn?  
 Er will den „Hermann“ holen?  
 Was hat er gethan, was hat er gethan?  
 Er hat gestohlen.

Das letzte Kind wird dann festgehalten und gefragt, ob es hinter Brennessel oder Distel treten will und muß darauf den gewählten Platz einnehmen. Dies wiederholt sich solange, bis alle Kinder hinter der Brennessel und der Distel stehen. Dann wird mitgeteilt, auf welcher Seite die Engel und auf welcher die Teufel sind, und diejenigen Kinder, welche auf der Seite der Engel stehen, werden von Brennessel und Distel nacheinander auf den Armen gewiegt, wobei gesungen wird:

Wir wiegen den Engel in Abrahams Schoß.

Zuletzt jagen die Engel die Teufel in die Flucht.

Unter „Spiele“ gehört auch die Beschäftigung der Kinder mit den so beliebten bunten Bildern. Besonders vor Ostern ist der Schluß der Schule ein ereignisreicher Tag für die Kleinen, da dann die Konfirmanden den in der Schule zurückbleibenden Genossen bunte Bilder zu schenken pflegen, wie um damit anzudeuten, daß sie sich nun von der Spielerei der Kindheit trennen wollen. Leider ist die Ware, welche von Neu-Ruppin heute den Kindern auf den Dörfern in die Hände kommt, geradezu schauderhaft. In der Sammlung des Herrn Basel befindet sich noch eine Anzahl Bilder aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts, die einen besseren Geschmack bekunden. Sehr beliebt unter den Kindern sind Bilder von „hörn“, ausgechnittene Bilder, Bilder mit Heiligen (offenbar aus katholischen Gegenden) und Ausziehbilder, deren Verse mit Andacht gelesen werden. Das Herz spielt eine große Rolle darin.

Alle die vorstehend mitgeteilten Spiele und dazu gehörigen Lieder und Sprüche zeigen vorherrschend niederdeutschen Charakter und dürfen zum alten Besitztum unseres Volkes gerechnet werden. Sie werden aber neuerdings mehr und mehr durch hochdeutsche Spiele und Reime verdrängt, die mit der immer größeren Ausbreitung der Schriftsprache aufkommen. Das ist natürlich mehr in den städtischen Wesen zuneigenden südlicheren Dörfern als in den nördlicheren der Fall, wo z. B. die nachfolgend mitgeteilten Ringelreigen kaum bekannt sind. Ich verdanke dieselben Herrn Pastor Schattenberg, der sie in dem Dorfe Eißum bei Schöppenstedt sammelte. Viele zeigen ganz oberdeutschen Charakter.

Die Anna saß auf einem Stein, einem Stein, einem Stein,  
 Sie kämte sich ihr goldnes Haar,  
 Da fing sie an zu weinen,  
 Da kam der gute Karl herein:  
 Ach Anna warum weinst Du?  
 Ach weil ich heut noch sterben muß!  
 Da kam der böse Fendrian, Fendriel,  
 Da zog er aus der Tasche  
 Ein großes langes Messer raus  
 Und stach die Anna in den Rücken.  
 Da kam der gute Karl herein,  
 Ach Anna warum blutest Du?  
 Ach weil sie mir ein Täubchen schlachten!  
 Da kam die Eltern all zu Haus.  
 Wo ist denn unsre Anna?  
 Sie ist schon längst begraben.  
 Wo ist sie denn begraben?  
 Hier unter diesem Leichenstein.  
 Da stand die Anna wieder auf.  
 Die Anna ist ein Engellind,  
 Der Karl der ist ein Bengellind,  
 Der Fendrich ist ein Teufelskind,  
 Die Eltern sind zwei Engellein.

Die Kinder fassen sich zum Ringeltanz, ein Kind im Kreise stellt Anna vor, eins Karl, eins den Fähnrich, zwei die Eltern. Es folgt nun die Handlung, wie sie in dem Liede (nach der Melodie: Das ist das Lied vom Kulala) vorgegeschrieben ist und zuletzt tanzen alle im Kreise herum.

Wir woll'n die weiße Frau mal fragen,  
 Ob sie schöne Töchter habe,  
 Nehmen Sie, nehmen Sie, welche woll'n Sie haben?  
 Diese, diese mag ich nicht, diese, diese will ich nicht,  
 Diese will ich haben, mit dem weißen Kragen.  
 Hänschen sperrt die Hühner ein,  
 Daß sie all beisammen sein,  
 Kikeriki, kikeriki, sind die Hühner alle da?  
 Rote Kirshen eh ich gern, schwarze noch viel lieber,  
 Junge Herren küß ich gern, alte stoß ich nieder.  
 Ich setz mich auf die Extrapost, fahre bis nach Halle,  
 Wenn's mir tausend Thaler kost't, die vergeß ich halle.  
 Tausend Thaler ist kein Geld, wenn mir nur mein Schatz gefällt,  
 Schätzchen hin, Schätzchen her, Schätzchen ist ein Bummelbär.

Ein Bauer fuhr ins Holz,  
 Ein Bauer fuhr ins Kirmesholz,  
 Heiße Kirmesholz, ein Bauer fuhr ins Holz.

Da nahm er sich ein Weib,  
 Da nahm er sich ein Kirmesweib,  
 Heiße Kirmesweib, da nahm er sich ein Weib.

Das Weib nahm sich ein Kind,  
 Das Weib nahm sich ein Kirmeskind,  
 Heiße Kirmeskind, das Weib nahm sich ein Kind.

Das Kind nahm sich 'ne Muhme,  
 Das Kind nahm sich 'ne Kirmesmuhme,  
 Heiße Kirmesmuhme, das Kind nahm sich 'ne Muhme.

Die Muhme nahm sich 'nen Knecht,  
 Die Muhme nahm sich 'nen Kirmesknecht,  
 Heiße Kirmesknecht, die Muhme nahm sich 'nen Knecht.

Der Knecht der ward ein Bauer,  
 Der Knecht der ward ein Kirmesbauer,  
 Heißa, Kirmesbauer, der Knecht der ward ein Bauer.

Die Kinder schließen einen Kreis, in welchen eines, das den Bauern vorstellt, hineintritt. Es nimmt sich aus dem Kreise ein Weib, das Weib nimmt ein Kind, dieses eine Muhme und die Muhme einen Knecht, der im Kreise bleibt und den neuen Kirmesbauer bei der Wiederholung des Spieles darstellt.

Es war einmal ein Mann,  
 Es war einmal ein li la leder Mann.  
 Da nahm er sich ein Weib,  
 Da nahm er sich ein li la leder Weib.  
 Das Weib nahm sich ein' Sohn,  
 Das Weib nahm sich ein' li la leder Sohn.  
 Der Sohn muß in die Schule,  
 Der Sohn muß in die li la leder Schule.  
 Da lernt er's A.:B.:C.,  
 Da lernt er's li la leder A.:B.:C.  
 Da kam er wieder heim,  
 Da kam er wieder li la leder heim.  
 Da muß er in den Krieg,  
 Da muß er in den li la leder Krieg.  
 Da schossen sie ihn tot,  
 Da schossen sie ihn li la ledern tot.  
 Da brachten sie ihn heim,  
 Da brachten sie ihn li la ledern heim.  
 Da kam der Herr Pastor,  
 Da kam der li la ledern Herr Pastor.  
 Der schrieb ihm auf sein Grab,  
 Der schrieb ihm auf sein li la ledern Grab:  
 „Hier ruht der liebe Sohn,  
 Hier ruht der liebe li la leder Sohn.“  
 Da stand er wieder auf,  
 Da stand er wieder li la ledern auf.  
 Da waren sie alle froh,  
 Da waren sie alle li la ledern froh.

Die Kinder treten zum Ringeltanz an, der Leder-Mann steht im Kreise, nimmt sich dann ein Weib, einen Sohn aus dem Kreise. Der Sohn geht in die Schule (aus dem Kreise), kommt wieder in den Kreis. Zieht in den Krieg, wird totgeschossen und von mehreren aus dem Kreise fortgetragen. Ein Kind aus dem Kreise stellt den Pastor dar, nachdem steht der Leder-Sohn wieder auf und alle tanzen im Kreise herum.

Es war einmal ein Mann,  
 Es war einmal ein mi ma mauße Mann.  
 Der hatte eine Maus,  
 Der hatte eine mi ma mauße Maus.  
 Der zog er ab das Fell,  
 Der zog er ab das mi ma mauße Fell.

Da näht er sich ein Saß,  
 Da näht er sich ein mi ma maufe Saß.  
 Da thut er rein sein Geld,  
 Da thut er rein sein mi ma maufe Geld.  
 Da kauft er sich ein Pferd,  
 Da kauft er sich ein mi ma maufe Pferd.  
 Da reit' er in den Krieg,  
 Da reit' er in den mi ma maufe Krieg.  
 Da schießt er alle tot,  
 Da schießt er alle mi ma maufe tot.

Die Kinder treten zum Ringeltanz an, ein Kind geht in den Kreis, das die Worte vorspricht und der ganze Kreis wiederholt dieselben.

Morgen woll'n wir Hafer mähen,  
 Wer will helfen binden?  
 Wer will mein fein's Liebchen sein?  
 Das wird sich schon finden.  
 Geiraka, hopfaja, morgen ist die Kirmezeit.

Ein Kind steht in dem Kreise der übrigen, wählt sich ein anderes und tanzt mit ihm herum.

Hab' verloren, hab' verloren, hab' verloren meinen Ring,  
 Will mal sehen, will mal sehen, ob ich finde meinen Ring.  
 Hab' gefunden, hab' gefunden, hab' gefunden meinen Ring,  
 Will mal sehen, will mal sehen, wem ich schenke meinen Ring.  
 Hab' verschenkt, hab' verschenkt, hab verschenkt meinen Ring.

Die Kinder stehen im Kreise, eins kommt hinein, nimmt einen Ring oder einen Stein, legt ihn unter seinen Fuß und singt: „Hab' verloren“ u. s. w. Wenn nun das Kind den Stein unter dem Fuß wegnimmt, d. h. findet, hebt es denselben in die Höhe, geht auf ein anderes Kind zu und schenkt ihm den Stein oder Ring. Dasselbe kommt nun in den Kreis und das Spiel fängt von neuem an.

Wir treten auf die Glocke, bis daß die Glocke klinget,  
 Die Glocke klinget sieben Jahr, sieben Jahr sind umme,  
 Die Anna dreht sich umme.  
 Anna hat sich umgedreht, hat ihrem Bräut'gam den Kranz besfert.

Dann fängt das Spiel wieder von vorn an, und der nächstfolgende Name ist der Name des Kindes, das links vom erstgenannten Kinde steht.

Als ich einmal reiste, reist' ich ins Tirolerland,  
 Da war ich die Kleinste, allen wohlbelannt.  
 Herren und Damen standen da vor meiner Thür,  
 Wollten mich beschauen, schönes Murmeltier.  
 Murmeltier lauu tanzen, 1 2 3 und 4,  
 Wollten mich beschauen, schönes Murmeltier.

Ein Kind steht als Murmeltier im Kreise und muß nach dem Singen und Händeklatschen der übrigen tanzen.

Grünes Gras, grünes Gras, unter meinen Füßen,  
 hab' verloren meinen Schatz, den ich suchen müßte,  
 Dreh Dich um, dreh Dich um, bist Du's oder bist Du's nicht?  
 Nein, nein, er ist es nicht.

Ein Kind steht im Kreise; die umhertanzenden singen die obige Strophe dreimal; beim viertenmal heißt es dann: Ja, ja, er ist es! Dann folgt Ablösung des im Kreise stehenden durch ein anderes Kind.

Ein Jäger wollte früh aufstehn,  
 Dreiviertelstund vor Sonnenaufgeh'n,  
 Er nahm sein Liebchen bei der Hand,  
 Und fuhr sie durch das ganze Land.  
 Ade, Ade, mein liebes Kind,  
 Nun müssen wir uns scheiden,  
 Und in dem letzten Augenblick,  
 Vergessen wir das Küssen nicht.  
 Marie hast Du das Bett gemacht?  
 Nein, nein, ich hab's vergessen.  
 Was, hast Du denn den ganzen Tag  
 Bei Deinem Schatz geles'n?  
 Und wenn Du willst den Jäger hab'n,  
 So mußt Du grüne Schuhe tragen,  
 Grüne Schuh mit Silberknallen,  
 Das wird dem Jäger wohlgefallen.

Während des Singens bilden die Kinder einen Kreis, zwei von ihnen fassen sich an den Händen, eins im Kreis, das andere außerhalb. Wenn das Singen aufhört, lassen die beiden die Arme fallen und die zwei so getroffenen Kinder müssen nun herumgehen. Der Name wird jedesmal geändert nach dem Kinde.

### 3. Bastlöfereime.

Wie nicht anders zu erwarten ist, reihen sich die braunschweigischen Bastlöfereime den übrigen niederdeutschen eng an. Sie sind ungemein verbreitet und im Frühjahr, wenn der Saft in die Weiden gezogen ist, sieht man die Knaben bei allen Dörfern an den Bächen und Holzrändern sitzen und „kloittjen kloppen“. Man klopft unter Hersagen der Verse den frisch geschnittenen Weidenstab mit dem Messerhefte solange, bis der Bast sich löst und die Rinde als Röhre sich abziehen läßt. Aus dieser wird die kloittje mit eingekerbtem Mundstück hergestellt <sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Zur Litteratur vergleiche: Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung I, 85; II, 52 und 89, wo die ähnlichen Reime aus Holland mitgeteilt sind. Müllenhoff, Sagen u. s. w. aus Schleswig-Holstein, S. 510. — Kochholz, Allemanisches Kinderlied, S. 182. — Aus der Elberfelder Gegend: Schall in „Am Urquell“ III, 203 (1892). — Aus Schlesien: Wolf, Zeitschr. für deutsche Mythologie I, 473, 474. — Aus der Gegend von Stade „beim Suppenmachen“, Krause in Zeitschrift f. deutsche Mythologie III, 178. — Aus der Ruppiner Gegend: Haase in Zeitschrift der Gesellschaft für Volkskunde IV, 74. — Aus Westfalen: Woeste in Zeitschr. für deutsche Mythologie III, 52. — Aus Meiningen: „Am Urquell“ V, 193.

Plock, plock, plike,  
 Up'n Alendike (Möhlumer Feide)  
 Sit ne öle hexe  
 Mit'n stumpen meste,  
 Snat en kätche här af, bein af,  
 Alles wat 'r anne sat.  
 Biff, buff, baff,  
 Nu gä'r mal von af.

Plockfloitje wut'e gän,  
 Ik will dik in de dören slän,  
 Dören süllt dik stäken,  
 De räwen süllt dik fräten.  
 Kam ne öle hexe,  
 Mit en langen meste,  
 Snat här af, snat hüt af,  
 Alles wat'r anne sat,  
 Smet't in't wäter.  
 Plunsch, plunsch, plunsch.

Balle, balle, bastian,  
 Lät bast afgän,  
 Lat nich klöben (spalten),  
 Willt wol glöwen.  
 Up'n spitzen dike  
 Sat ne öle hexe,  
 Mit'n stumpen meste.  
 Snit af, snit af  
 Alles wat'r anne sat.

Biller, baller, Bastian,  
 Lät balle afgän,  
 Lät nich klöben,  
 Will't gëren glöwen.  
 Kam de öle hexe  
 Mit'n stumpen meste,  
 Snie 'n jungen här af,  
 Bein af, kopp af,  
 Snat 'n jungen alles af.  
 Strik af, strik af,  
 Balle geit et af.

Plock, plock, pipe!  
 Up'n mölendike  
 Satt Hans Wöstchen  
 Mit'n blanken mestchen.  
 Kam de öle hexe  
 Mit'n blanken meste.  
 Snit af, kop af, bein af,  
 Allet wat'r man anne satt.

Bulle, bulle, bastian,  
 Lat et bas afgän,  
 Lat nich klöben,  
 Denn will'k dik vorlömen,  
 Biff, buff, baff  
 Da gäe du von af.

Pip, pip, päke,  
 Kam ne öle dräke,  
 Mit'n witten läken,  
 Wolle de ganze welt bedecken,  
 Konn' nich öwer de Elwe recken.  
 Du must af.



## Bastlöfereime. Spottberje.

Biller, biller, baller,  
 Bätje hat'n halle  
 Hallert sine Frü.  
 Eine stunne rü,  
 Eine stunne glatt.  
 Bitze, batze af!

Kam de lütje möre  
 Mit der gol'nen kröne,  
 Kam dat lütje jümferken  
 Mit dem gol'nen tüffelken.  
 Kam de snider mit'r elle,  
 Slang ér vor de purtcheprelle.  
 Så de kätche mimau,  
 Katergrau,  
 Kunterbunt,  
 Üse lütje hund is bunt,  
 Piff, paff, af,  
 De düwel fell in't graf.  
 Un we da nich von fräten mag  
 De schère davon af.

## 4. Spott- und Neckreime.

Ludewig sit up'n twig  
 Un brikt de twig,  
 Dann fallt de leiwe Ludewig.

Ludchen, Ludchen, Lewwerwost,  
 Léwet dine frü noch?  
 Ja, ja, se léwet noch,  
 Se lît in bedde un kriiwelt noch.

Heinrich, Peinrich, plock in årse,  
 Hat en stiwen plock in årse,  
 Kann 'ne nich wedder rüt krien,  
 Mot ne stíwe brüt frien.

Heinrich, Peinrich, pumpermûs,  
 Kam vonnacht in üse hûs  
 Mit en witten läken,  
 Woll üsch bange máken,  
 Mit en witten swewelsticken,  
 Kann mik mál in årse licken.

Christoffel, Pumpstoffel.  
 Drei nágel, ses kegel,  
 Christoffel pump,  
 Schitt in'n strump.

August!  
 Gust mit der leddernen brust,  
 Hat sik in de hóse schetten,  
 Hat et nich ewusst.

Fritze!  
 Schitt in de Mütze,  
 Drägt et in winkel,  
 Dat et nich stinket.

Fritze! Stieglitze!  
 Slágt müseken nich dot,  
 Lát't leben, lát't weben,  
 Et fritt ja kein brot.

Mariechen, maräke,  
Fällt öwer de bräke,  
Hat hundert soldaten,  
Kann et lachen nich laten.

Christine, Christane,  
Wat mäket din häne?  
Hei sitt up'n messe  
Un ropt: klocke sesse.

Ober:

Hei sitt up'n wime  
Un mäkt korine.

Hanneken lag up häwerströ,  
Ach wat was dat mäken frö.  
Hanneken up den schosteinboden  
Leit sik sine näse schoppen.

Prost: seggt Jost.

Hannichen, bidewannichen  
Bidewittkopp, badannichen.  
Bidebumbat, katumbat.  
Katholisches Hannichen.

Trüderitchen!  
Krig dat mäken bi de fittjen.

Anneken, panneken, rüpenness,  
Is in minen gären ewest.  
Hat mik appel un bëren estölen.  
Teuf! dik sall de düwel hölen.

Emmeken, pemmeken  
Bist min lämmeken,  
Bliwst min lämmeken,  
Emmeken, pemmeken.

A. sagt zu B.: Segge mal, hinnern öwen steit en korw full krüt; er sejt dann, falls B. die Worte wiederholt, hinzu: du bist en düwel sine brüt. In ähnlicher Weise wird bei den folgenden Neckereien verfahren.

Lange de leddere öwert hüs. —  
Stick dine näse in't schithüs.

Wat is hüte vorn dag?  
Middewochen!  
Kannst en bullen an bü'le tocken.  
Fridag!  
Bit en bullen en bü'l af.

Sege mal: lange, lange kerkenslöttel.  
Du hast et mül full zickenköttel.

A. Wat magst de leiwer: Judenpâr oder Christenpâr. —

B. Christenpâr. —

A. hant B. und ruft: Kri'st en pâr! Sagt B. Judenpâr, so sagt A.

B. in die Haare und ruft zopp in't hâr.

Bist'e böse? krüp in'n këse.  
Bist'e wedder gut? krüp'r wedder 'rüt.

Fein sind diese Kinderneereien selten. So rufen sich auch die Kinder bei Vornamen, die häufig mit den Pferdenamen übereinstimmen. Antwortet nun ein Kind auf den Anruf, so bemerkt ihm der Rufer: ik meine dik nich, ik meine üsen wallacken, de schitt dik wat in de kinnebacken oder ik moine üsen brünen, de schitt dik wat in de kaldünen.

Dorfnedereien. Ganz so, wie die einzelnen sich untereinander neden, so geschieht dieses auch unter Städten und Dörfern. Der Spötter überhebt sich gegenüber dem Verspotteten, dem er Beschränktheit oder Plumpheit nachsagt und dem gewöhnlich vieles angedichtet wird, was bei Lichte besehen, sich als grundlos herausstellt. Es ist dieses aber ein durch die ganze Welt gehender Zug, der sich selbst bei Naturvölkern nachweisen läßt und seit den Tagen des Altertums, wo Abdera den Spott der Völker auf sich zog, auch in allen europäischen Ländern bekannt ist. Braunschweig fehlt da nicht und unser weltbekanntes Abdera ist Schöppenstedt, auf das nur mit seinen „Streichen“ hingewiesen zu werden braucht.

Auch einzelne Dörfer neden sich untereinander. In Rautheim, Cremlingen und Nachbarschaft kann man hören, daß die Einwohner von Weddel nichts zu beißen hätten, man müsse sich dort mit Schlehen und Hagebutten behelfen, was im Verse folgendermaßen ausgedrückt ist:

Härr'n't nich slénen un hapütjen mik edän,  
Dann härr'k mösten hung'rig üt Wä'le gän.

Den Frauen von Räkbe wird, sicher nur böswilligerweise, nachgesagt, daß sie zänkisch seien und laut schreien. Daher:

Wer ne frü üt Räkbe hat,  
De brüket keinen hund.

Die Bewohner von Hedeper gelten — natürlich mit Unrecht — als prozig und großmäulig, daher redet man von heperschen grötsnüten.

Die Kneittlinger am Elbe werden mit ihrem Landsmanne Til Eulenspiegel geneckt. Nach diesem freundlichen Dorfe verlegt das bekannte Volksbuch<sup>1)</sup> die Geburt des Schalksnarren und läßt ihn in dem benachbarten Ampleben taufen. Schon seit alten Zeiten haftete in Kneittlingen der Name Eulenspiegels an einem der ansehnlichsten Höfe des Dorfes und in einem Zinsregister des

<sup>1)</sup> Älteste Ausgabe von 1515 herausgegeben von Hermann Knust. Halle 1884. Ausführliche Abhandlung über Eulenspiegel in dem grundlegenden Werke von Lappenberg, Dr. Thomas Murners Ulenspiegel, Leipzig 1854. Das Buch ist ursprünglich niedersächsisch geschrieben gewesen und nur durch Murner ins Hochdeutsche übertragen und erweitert worden. Alles weist da auf Braunschweig als Heimat hin, von dessen Städten, Dörfern und örtlichen Verhältnissen der Verfasser eine genaue Kenntnis besaß. Vergl. Walthers, Zur Geschichte des Volksbuchs vom Eulenspiegel, Jahrbuch f. niederb. Sprachforschung, XIX, S. 1. Wie Ernst Jeep nachwies, ist der Name des Schalksnarren imperativischer Natur; mit „Eule“ und „Spiegel“ hat er nichts zu tun. Ul den speigel (verre podicem) von nhd. ülen, abkehren, abwischen und speigel in der übertragenen Bedeutung, wie sie noch beim Wilde (Rehen) vorkommt. (Mitt. d. deutschen Sprachvereins Berlin. 1895, Nr. 8.)

Stifts St. Blasii zu Braunschweig von 1673 wird der Hof als „Eulenspiegelhof“ bezeichnet<sup>1)</sup>. Früher waren Kneitlingens Bewohner ergrimmt auf alle, die sie mit dem Schalksnarren neckten oder nur nach seinem Geburtshause fragten; heute aber weiß dessen Besitzer historischen Ruhm zu schätzen und zeigt gern den stattlichen Hof, der allerdings nach dem Brande von 1821 fast ganz neu dasteht.

Die Rothhassen von Süpplingen sollen sunnenkiker heißen; das kommt daher, weil sie auf dem Gute in Süpplingenburg dienen mußten, aber nur bei schönem heiterem Sonnenschein, nicht wie andere Bauern ohne Rücksicht auf das Wetter. (Nach Hassel und Beege.)

Emmerstedt bei Helmstedt neckt man mit der „blaume“, weil dort ein Krüger den Bauern „fein durch die Blume“ zu verstehen geben wollte, sie sollten die Regelbahn verlassen, damit Helmstedter Studenten dort legen könnten, wobei er die Worte gebrauchte, bengels, schert sich herut.

Auch für Scheppau hat man eine Redensart: Et geit up de r'e (rige) as in Scheppau et gausemelken, womit etwas Unmögliches bezeichnet werden soll.

Den Hökumern sagt man nach, bei ihnen könne sich kein Pastor lange halten und erzählt dafür zur Begründung folgendes: Als der erste Christenapostel ins Braunschweigische kam, hatte er überall gutes Fortkommen und Erfolg. Nach Hökum gelangt, fand er das Dorf aber von einer so dichten Dornenhecke umgeben, daß er zwei volle Jahre gebrauchte, ehe er sich durchgearbeitet hatte. So nach großer Mühe ins Dorf gekommen, wollte er sein Glaubenswerk beginnen: aber schon vor dem ersten Hause blieb er im tiefsten Schmutze stecken und wandte nun, darüber ärgerlich geworden, dem Dorfe den Rücken. Es folgte ein zweiter Glaubensbote, doch ehe dieser sein Werk beginnen konnte, starb er in Hökum. Das wurde vorbildlich und — „lange bleibt dort kein Pastor“.

Von den Broikemern wird berichtet, sie hielten es mit der Reinlichkeit nicht genau, und wenn bei ihnen ein Gast erschiene, rufe die Hausfrau: Måken håle en bessen un fege en disch af!

Von den Eizumern sagt man: In Eitzen hebbet se tid. Der Gemeindevorsteher daselbst ließ ein Schreiben der Kreisdirection unbeantwortet. Er erhielt ein Mahnschreiben und darauf stand cito. Er las das Fremdwort tid und ließ das Schreiben abermals liegen.

Wer na Lelm geit kummt in'n gang, heißt es in Königsutter und Umgegend.

Die Donaufürstentümer nennt man die Dörfer Ochsendorf, Klein-

<sup>1)</sup> Sack, Eulenspiegel und sein Geburtsort Kneitlingen. Braunschweiger Kalender für 1867.

Steinke, Glentorf und Voimstorf „wegen der Schunterüberschwemmungen im Frühjahr“<sup>1)</sup>).

### 5. Die Tiere in den Volksreimen.

Weit mehr als der Städter steht der Landmann mit den Tieren und der freien Natur in Berührung; es ist daher erklärlich, daß er sie auch oft in seine Volksreime einbezieht und ihnen Kennzeichnendes nachzujagen weiß oder Übergläubisches an sie anknüpft.

Die Kuh: Üse witkop, üse witkop is melk,  
Hat en kaukalf, hat en kaukalf,  
Ward ök noch mäl melk.

Wenn die Wälder dampfen, sagt man, de fösse brüet, und wenn die Abendnebel aus den Wiesen oder Brüchen aufsteigen, heißt es, de häse brüet. Hasenbrot ist Zuckerwerk, das man den Kindern von einer Reise oder einem Gange mitbringt und das man dem Hasen abgenommen hat. Der Hase legt die Ostereier.

De müs seggt: wut'e nich fräten, wat ik bite, sau most'e fräten, wat ik schite. An das verschlossene Brot kann die Maus nicht gelangen, sie macht sich an die freistehenden Mehlsäcke und verunreinigt das Mehl.

Das Huhn: Tick, häunek, tick,  
Wovon bistu sau prick?  
„Ik hebbe tau velen gasten fräten,  
Dei mik nich was tauemäten,  
Davon bin ik sau prick.“  
Tick, häunek, tick.

Tuk, tuk, tuk min häunek,  
Wat deistu in üsen hof?  
Du plückst mik alle bläumeken,  
Du mäkst et gár tau grof.  
Mama will mit dik kiwen,  
Papa dei will dik slán,  
Tuk, tuk, tuk min häunek,  
Wo ward et dik noch gán?

(Stadt Braunschweig, Anfang des 19. Jahrhunderts.)

Der Ruckuck wird als Frühlingsvogel mit weithin hörbarem, kennzeichnendem Rufe besonders beachtet. Nach dem Volksglauben ist der 14. April der Tag, an welchem er zu rufen beginnt; thut er das nicht, so mot hei basten (bersten). Er verträgt sich mit den sébensteren, den Plejaden, nicht. Denn wenn er zu rufen beginnt, verschwinden diese; sie sind aber wieder da, wenn er aufhört. Wenn der Ruckuck seinen Ruf erschallen läßt, dann kann man die hanschen zu Hause lassen, süs schitte herin. Man hängt die Handschuhe aber wieder an die Seite des Rodes oder an das Pferdeseil, wenn der Wind über die Haserstoppel weht. Die *Orchis maculata* mit handförmigen

<sup>1)</sup> Häufig hört man die Redensart: hei mot sik de Hamerslebensch brill hālen, da kanne 14 dāge in vorüt kiken, was sich auf Habmersleben (Prov. Sachsen) bezieht, ohne daß ich den Grund hierfür angeben könnte.

Wurzeln (die abgetrocknete düwelschand, die frische „Gotteschand“) nennt man Kuckucksblumen<sup>1)</sup>. Das Wiesenfäuchkraut (*Cardamine palustris*), an dem oft ein speichelartiger Schaum sitzt, heißt kukuksspize<sup>2)</sup>. Das Anfschneiden des Specks soll im Frühjahr beginnen, wenn der Kuckuck ruft, denn, wenn de kukuk röpt, sau is de speck ripe. Darum rufen die Kinder, wenn sie den Kuckuck hören:

Kukuk,  
Snit speck up.

Eine unbestrittene Thatfache spricht das Verschen aus:

De kukuk up'n tüne sat,  
Un rä'nt et, sau ward he nat.

Am liebsten aber wird sein Ruf als Orakel benutzt:

Kukuk up'r wien,  
Wannér sal ik frien?

fragen die Mädchen und antwortet er, dann steht im laufenden Jahre die Hochzeit bevor. Noch mehr aber wird er gefragt:

Kukuk von heben (Himmel),  
Wo lange sal ik lewen<sup>3)</sup>?

Das Schwalbenlied gehört zu den am weitesten verbreiteten in deutschen Gauen und Rüdert hat es in seinem herrlichen Gedichte „Aus der Jugendzeit“ mit glücklicher Anlehnung an den Volkston benutzt. Ich habe im Braunschweigischen (bei Vorsfelde und in Vichtenberg) zwei abweichende Versionen gehört:

To jår as ik fortgung,  
Wåren alle schünen vull.  
Nau, as ik wêerkam,  
Is alles verquickelt, verquackelt,  
Verhért un vertért.

As ik weggung, as ik weggung.  
Was dit fak vull, was dat fak vull,  
As ik wêerkam, as ik wêerkam,  
Was alles verslickert, verslüert<sup>4)</sup>.

<sup>1)</sup> Im Englischen cuckoo-flower. Vergl. dazu Zeitschr. für deutsche Mythol. II, 261.

<sup>2)</sup> Englisch cuckoospittle, in der Schweiz guggerspeu.

<sup>3)</sup> In the west of Scotland it is believed the cuckoo, the first time you hear it in spring, cries for every year you have yet to live. (James Hardy, Popular history of the cuckoo. In Folklore Record II, S. 87, 1879.) Außer dieser umfangreichen, auch außereuropäische Völker in ihren Beziehungen zum Kuckuck berücksichtigenden Abhandlung besitzen wir noch die eingehende Monographie über diesen Vogel in der Volkskunde von Mannhardt in der Zeitschrift für deutsche Mythol. III, 209 bis 309.

<sup>4)</sup> Klaus Harns (Lebensbeschreibung, S. 11) teilt es aus Ditmarschen mit; Masius (Naturstudien, Leipzig 1852, S. 143) hörte es bei Salzwedel; Firmenich (Germaniens Völkerstämme I, S. 348) giebt es aus Soest in Westfalen; aus der Wetterau steht es Zeitschr. für deutsche Mythologie I, S. 239. Vergl. dazu Reinhold Köhler, das. II, S. 114. Aus Oldenburg teilt es Straderjan (Aberglaube aus Oldenburg II, S. 100) mit.

Der Kiebitz, so erzählt man in Klein-Schöppenstedt, ist der einzige Republikaner unter den Vögeln; er war nicht einverstanden damit, daß sie sich einen König wählten und flog daher einsam hinaus auf die Wiesen, wo er, wenn verfolgt, schreit:

Kiwit, wo bliw ik?  
In'n brumbeerenbusch,  
Da sing ik, da spring ik,  
Da hebb'k mine lust.

Das Verschen ist auch aus Mecklenburg, Oldenburg und anderen niedersächsischen Gegenden aufgezeichnet, scheint mir aber nicht recht volkstümlich, denn entgegen der feinen Naturbeobachtung des Volkes ist fast alles unrichtig. Nie setzt sich ein Kiebitz in einen Busch; das Volk nennt seinen Ruf niemals „Gegang“ und daß dieser Vogel springe, hat auch noch keiner gesehen.

Der Storch. Der bei uns gebräuchliche Name des Storches, heilebart, geht vom Lüneburgischen an durch Hannover und Braunschweig bis ins Hessische und schließt sich den übrigen niederdeutschen Formen Adebar, Eber u. s. w. eng an<sup>1)</sup>.

Wenn der Storch im April nach seiner Winterreise zurückkehrt, dann ist überall die Freude bei Alt und Jung groß. Es erschallt der Ruf: do heilebart is w'er da. Ein jeder beschäftigt sich mit dem paarweise einziehenden Vogel, der das alte Nest auf der Giebelspitze des Hauses oder auf dem Schornsteine aufsucht, als dessen Grundlage zuweilen ein altes dorthin gelegtes Rad dient. Glück und Segen zieht mit dem Storch ein, er verheißt Fruchtbarkeit in der Ehe und holt die Kinder aus Sümpfen, Teichen, Quellen, für die Stadt Braunschweig aus dem Jugend- oder Gödebrunnen, für das Dorf Waggum aus dem Papendieck<sup>2)</sup>. Wo ein Storchnest auf dem Hause steht, schlägt der Blitz nicht ein oder bricht kein Feuer aus. Klappert der Heilebart im Frühjahr viel, so steht ein heißer, trockener Sommer bevor. Für die gute Behandlung, die der Bauer dem Storch zu teil werden läßt, wirft er immer etwas als Gegengabe aus dem Neste, eine Feder oder ein Ei.

<sup>1)</sup> Krause (Korrespondenzblatt für niederdeutsche Sprachforschung V, S. 55) hat die Ansicht ausgesprochen, daß die im hannoverschen Wendlande übliche Form „Heilebart“ eine „wendische“ sei, entstanden aus Aebear mit der falschen wendischen Aspiration. (Man sagt dort z. B. Hamtmann für Amtmann.) Gewiß mit Unrecht, denn wie kam diese „wendische“ Form nach Braunschweig, Hannover, Hessen? Was die Deutung des Namens angeht, so sind die alten Formen Diebero, Aebear u. s. w. von v. Buchwald auf ot, Glück, felicitas und hero, Träger, zurückgeführt worden, so daß der Storch der „Glückbringer“ ist. (Aebear und Uhu im germanischen Elementargedanken, Globus Band 69, S. 255.)

<sup>2)</sup> Die Kinderbrunnen, aus denen der Storch fischt, sind weit verbreitet und viele deutsche Orte weisen sie auf. In Niedersachsen kennt man sie allgemein. Aus dem Braunschweigischen führen Schambach und Müller (Niedersächsische Sagen S. 81) folgende an: der Luthborn bei Greene, der Mühlenbrunnen bei Brunsen, der Lünneckenborn bei Bartschhausen, der Vogelborn bei Gimmen.

Die Kinder singen den Storch mit folgenden, in ähnlicher Art durch ganz Niederachsen verbreiteten Versen an:

Heilebart in neste,  
Bring mik ne lütje swester.  
Heilebart in maure,  
Bring mik en lütjen brauder.

Heilebart, du langbein,  
Won'er wutte wegfein?  
Wenn de rogge ripet,  
Wenn de müse pipet,  
Wenn de plaug stille steit,  
Wenn de wäge jû geit.

Heilebart: Gu'en morgen, junfer blanke dëren,  
Ûtsche: Ei der deuker, dat hör ik géren.  
Heilebart: Kumm, lát üsch en beten slappaliren gân!  
Ûtsche: Ne, du wut mik wol in dinen hals slappaliren gân?

Von den niederen Tieren sind es nur noch wenige, welche die Aufmerksamkeit des Volkes erregen. Wollen die Kinder einen Schmetterling fangen, so rufen sie ihm wohl zu:

Bottervogel sett dik,  
Näse un mül blöt dik.

Nehmen sie den Marienkäfer oder Siebenpunkt (*coccinella septempunctata*) auf den Finger, dann sprechen sie:

Herrgottswormeken fleig in'n himmel,  
Bring mik ne kringel.

Der kleine Käfer heißt auch sunnenhäuneken oder müsçhåpken.

Der Maikäfer. Allgemein wird von den Kindern gesungen:

Maikäfer flieg,  
Dein Vater ist im Krieg,  
Deine Mutter ist in Pommerland,  
Pommerland ist abgebrannt.

Mehr Interesse bringt man den Schnecken entgegen, die man, wie überall<sup>1)</sup>, unter Drohungen zum Kriechen auffordert:

Slingenhûs, kum in min hûs,  
Sticke dine veir, sif hõren herut,  
Süst slag'k din hûs mit steinen kaput.

Sniggenhûs, krûp herût!  
Wenne dat nich dauu wut,  
Will'k din hûs mit steinen smiten.  
Din ôlet hûs, din niet hûs,  
O du ôlet sniggenhûs.

<sup>1)</sup> Im Aargau heißt der gleiche Schneckenpruch nach Rothholz:

Schnegge, schnegg im hüsli,  
Zeig mer dine düsli,  
Zeig mer dine vieri horn,  
Oder i steck di an en dorn.

Und in Cornwallis (Folk-lore Journal V, S. 193, 1887):

Snail, snail! come out of your hole,  
Or I will beat you black as a coal.



Ober:

Smît ik dik in grâben,  
Freten dik de raben.

Unser Landmann ist ein guter Beobachter der Tierstimmen; er unterscheidet und kennt sie genau und legt vielen von ihnen Worte unter. Hier einige Beispiele, die sich teilweise mit den aus anderen niederländischen Gauen bekannten decken:

Die Kuh brüllt bei der Hochzeit: is de hoechtîd noch nich balle úte?

Der Hund bellt, wenn ein Bettler auf den Hof kommt: Sast nist hebbben, hebbben, hebbben.

Die Wachtel ruft: flick de büx oder zum Bauern: bück den rügg', bück den rügg'.

Der Läubersch girrt: kumm früe, kumm früe.

Kommt der Finte im Frühjahr, wenn der Speck angeschnitten wird, so ruft er: schink un speck, schink un speck.

Der Hahn trahnt:                   Christus is hi,  
Mâket minschen un vi  
Hillig un dûer.

Ist der Hahn bei der Henne gewesen, so ruft er dieser zu: Hat't dik ehâ-â-âget?

Hat das Huhn ein Ei gelegt, so ruft es:

Ticke, tacke, ták — min ei lit in't fâk,  
Min ei li't in'n neste, et is ok et beste.

Bettelnd fleht der Goldammer, gâlartsche, im Herbst: Bûr, bûr, lát mik in dine schûn. Im Frühjahr aber, wenn er keine Not mehr leidet, tönt sein Ruf: Bûr, bûr, lick mik in'n stit!

Die Kofhmeise, welche im Winter sich in den Vorgärten aufhält, ruft dann: spinn dicke, spinn dicke! Im Frühjahr zieht sie wieder in Wälder und Felder und dann ruft sie hochmütig: Ik schit in't dorp, ik schit in't dorp.

Das Lamm fragt die Schafmutter, wann es auf die Weide hinauskomme? Die Mutter antwortet: „Im Mai“. Das Lamm fragt nun mit feiner Stimme: Wannêr kummet de mai-i-i-i? Das Schaf (auf das Lammerschlachten anspielend): Warstet nich erlä-lä-äben.

Fink.

Dat frûenstûch, dat frûenstûch  
Dat is saun schöne tû-û-û-û —

Schwalbe.

Hârrest du se sein as ik se sach  
Du hârrest dik davor verfûrt (erschreckt).

Die im Stalle nistende Schwalbe sieht die früh mit der Laterne zum Melken erscheinende Frau ungewaschen und ungekämmt; der Fink aber sieht sie blank gepuht am Tage.

Verkehrt der Bauer mit seinen Tieren, so hat er für jede Art besondere Zurufe und Locktöne, die gut verstanden und stets gleichartig angewendet werden. Von den angespannten Pferden heißt das zur linken Hand sâ'lpârd

(Sattelpferd), das zur rechten handepård. In bezug auf den Pferdezuruf kommen niemals die vor dem Wagen gehenden Pferde in Betracht, die an den leiten (Leberzügeln) gehen und durch diese regiert werden, sondern nur die Pferde vor dem Pfluge. Am Pfluge werden die Pferde durch eine einfache linige (Leine) geleitet, die an dem toggel, Zügel, befestigt ist. Sollen die Tiere nun anziehen, so ruft der Pflügende jõe; sollen sie links gehen, wird die Leine angezogen und hûe gerufen; sollen sie rechts gehen wird ehottet, d. h. mehrmals mit der Leine gezuckt, wobei man hott ruft; sollen sie stille stehen, so lautet der Zuruf burr oder brr. Das gilt für Pferde wie für Ochsen. Sollen die Pferde stallen (mingere), so wird langsam gepfiffen.

Der Lockruf für Schweine ist: kumm kuf, kuf, kuf, oder tss, tss, tss. Für Katzen: piwisch, piwisch; für Schafe: kumm zuk, zuk, zuk; für Hühner: tuk, tuk, tuk; für Enten: nat, nat, nat; für Gänse: pile, pile, pile, daher pilegaus.

Überall in den hier gesammelten Belägen tritt das Tier redend und unmittelbar mit dem Menschen verkehrend auf; es ist mit Stimme und Rede begabt wie der Mensch, was auf den alten, längst verschwundenen Glauben deutet, daß Menschen in Tiere verwandelt wurden oder daß deren Seelen in den Tieren weiter fortlebten; sie sind aber auch mit weisagender Kraft versehen, daher der viele Aberglauben, der sich noch an die Tierstimmen heftet.

## 6. Volksreime.

Hänschen sat in'n schostein  
 Un flicke sine schau.  
 Da kam sau'n wacker måken her  
 Un sach sau nipe tau.  
 Måken, wenn du frien wut,  
 Denn frie du den schåper.  
 Einen schåper mag ik nich  
 Fingerfloittjen kan ik nich<sup>1)</sup>.

Sat ne dûwe up'r dôr,  
 Lûse èren hinderpôl.  
 Kam en man von Zår (?)  
 De stot'r an't hår.  
 Pû! kan'k nich in frè'en sitten  
 Un lûse minen hinderpôl?

Hans un Greitjen  
 Flô'n ôwer et feld  
 Woll'n betålen un harr'n kein geld.  
 Hans dei flog, Greitjen dat stow,  
 Dat er dat enne vom rûgen wegflög!

<sup>1)</sup> Der „Schornstein“ giebt hier keinen Sinn. Ich hörte einmal erläutern: In früherer Zeit stand auf der Flur der Häuser ein „Scharstein“, auf dem allerhand Geräte geschliffen wurden. Ist das Wort belegt, so wäre es für Schornstein zu setzen. Varianten von der Insel Rügen, aus der Soester Börde, aus dem Mindenschen, Hamburg, Schleswig u. s. w. mitgeteilt von Koppmann im Korrespondenzbl. f. Niederb. Sprachforschung III, 72.

De wind, de weiht,  
 De hân, de kreit,  
 De fos sit up'n tûne  
 Hei plücket gâle plûmen.  
 Ik sâe hei söll mik eine gew'n  
 Hei sâe hei woll mik steine gew'n.  
 Steine will'k en mürker gew'n,  
 Mürker sall mik ère gew'n.  
 Ère will'k en landmann gew'n,  
 Landmann sall mik strô gew'n.  
 Strô will'k'r mükau gew'n  
 Mükau sall mik melk gew'n.  
 Melk will'k en bækker gew'n  
 Bækker sall mik kauken backen.  
 Kauken will'k en brädigam gew'n.  
 Brädigam sall mik strûfz gew'n  
 Strûfz will'k'r brüt gew'n.  
 Brüt sall mik dâler gew'n  
 Dâler will'k'r mudder gew'n.  
 Mudder sall mik titjen gew'n  
 Titjen will'k'r katten gew'n.  
 Katte sall mik mûse fangen  
 Mûse will'k in'n rôk hangen.

Et was emal en mann,  
 Dei harre keinen kamm,  
 Da ging he nâ'n marche  
 Un kofte sik einen.  
 Da harre einen.  
 Da ging he nâ'r Elwe,  
 Da fund he ganze twelwe,  
 Da flog he ôwer'n kerktörn  
 Un harre alle twelwe verlören.  
 Et was emal en mann  
 Dei harre ne kau,  
 Dei kau harre en kalf  
 Nu is't vertellen half.  
 Dat kalf harre ne snûte  
 Nu is't vertellen úte.

Nun ruhen alle Wâlder,  
 De Hâksche sitt in'n kelder,  
 Un kôkt sik appelmaus.  
 Dat fûr fangt an tau brennen,  
 De Hâksche an tau rennen  
 Dat ère ôle lâtsche in'n kelder blift.

Kater Mûschen heidenstrick  
 Tein katten betten sik  
 Up n'r düstern kâmer,  
 Slâuen sik mit'n hâmer.  
 De eine kreg en harren slag  
 Dat se vor der dôr lag.

Hulderdebulder de wâge feurt weg.  
 De pârekens sin verdrunken  
 Twischen Lehre un Brunsewik  
 In den deipen sumpe.  
 Ach, wat wêne de rîtersknecht!  
 Ach, wat flauke de junker!

(Vorsfelde.)

Hulderdebulder de wäge will weg,  
 De pâre sind alle verdrunken.  
 Wanne! wat wene dei rüterknecht,  
 Potzduseud, wat flauke dei junker:  
 I du gottlose Matz Pumper,  
 Dine klümpkens dei smecket sau stumper,  
 Kaldûnekens dei smeckt gar nicht gut,  
 Du bist en schelm in diner hût.

(Braunschweig.)

Dat böddekerwif, dat böddekerwif  
 Dat frit den süren köl in't lif.  
 Un will se keinen kafee mäken  
 Dann kummt se an'n swinehäken.

Den Schall der Hämmer beim Faßbinden nachahmend. Swinehäke, der  
 Haken, an dem die geschlachteten Schweine aufgehängt werden.

Böddeker, böddeker, bum, bum, bum,  
 Sleit sine frü in'n tubben herum,  
 Sleit sine früe en bend um't lif.  
 O, wo schrit dat böddekerwif (oder börrkerwif).

Schosteinfege, hösendräger,  
 Bessenbinner, strätenschinner,  
 Flicke sine schau.

Kop költ, fäute warm,  
 Füll nich den darm,  
 Kumm Greitje nich to nä  
 Dann bliwt de gesundheit da.

Dem Bäcker ruft man zu:

De bäcker wull backen.  
 Da krög he dat kacken.  
 He harre keinen slöttel  
 He harre man köttel.

Lütjet mäken von'n dörpe  
 Du bist ja sau glatt,  
 Du wutt wol nä'r kerke  
 Oder wutte nä'r stadt? —  
 Ne, ik will nich nä'r kerke  
 Ne, ik will nich nä'r stadt.  
 Ik will nä mine tante,  
 Drum bin ik sau glatt.

Heidideldum, min bein is krumm  
 Krischan lag in wochen,  
 Krüseköpp söll vadder stän,  
 Harr' sin geld versopen.

Mädchen bekommt ein Geschwür an der Nase:

Du gröter Gott, wat fang ik an  
 Ik kri'e er noch ne lütje an!  
 Snie ik se af, dann deit et wei  
 Lät ik se se sitten dann hebb' ik twei.

Ach Elseken, ach Elseken  
 Kik du na mine swiue,  
 Du wesst se sin noch nich betält,  
 Se sin ja noch nich mine.

Brüt, brüt un bräddigam  
 Släpt in einen kaustall.  
 Kaustall fällt umme, fällt in de asche,  
 • Brüt mot wedder waschen.

Hulder de buller  
 De düwel is dull.  
 Hei plant't de hölle  
 Mit bönen vull.  
 Hei plant't se vull'r roiwen,  
 Se wüllt ne im ärse nich täuwen.

Johann, spann an, drei katten voran,  
 Drei müse vorup, dann desch'r wat up.

Ober: Na'n Blocksberg herup.

Vor der Schmiede verpottend gefungen:

De smit, de smit,  
 Hei sit in't schap un schitt.  
 Härr'k en nich herüteretten,  
 Härr' et ganze schap vull schetten.

Militärjignal. Biste nich min wiweken  
 Slöppste nich bi mik?  
 In'r wochen sēbenmal  
 De sōndag is vor sik.  
 Kartuffelnzupp, kartuffelnzupp  
 De ganze woch kartuffelnzupp  
 Et sōndags gift et bräe.

Beim Zutrinken. A. Ik seie dik.  
 B. Dat freit mik.  
 A. Ik drinke dik tau.  
 B. Dat dau.  
 A. Ik hebbe dik anedrunken.  
 B. Hast'n rechten dröpen.

Grußformeln. Beim Begegnen: Guden dag, help Gott un kein öld wif, wat  
 hexen kann!

Beim Abschiednehmen außer dem allgemeinen üblichen adje! jagt man: blif kurrig!

Sprechübungen. Hir jücket et mik,  
 Hir sticket et mik  
 Hier deit et mik wei.

Segge mäl negen mäl metwost.

Üse kau fritt knuttenkäf,  
 Knuttenkäf fritt üse kau.  
 (Dreimal hintereinander zu sagen.)

Wortversetzung. Guen Jürgen mester morgen!  
 Ik wolle en pār sōlen to bestellen bringen  
 Und ob ji se morgen noch maken können  
 Dat ik se hüte noch wedder kreie?  
 Und vor't sorgen brüket ji nich to betālen  
 Un wenn min väder mäl vorkeime  
 Dann woll'e dorchleipen.

Güen dag vadder snier!  
 Ik bringe jüch en kamisöl.  
 Morgen woll'k et bringen  
 Hüte wedder weghālen.

Beim Kartenspiel. Der erste Gewinn, ist Raugewinn. — Wenn einer rot anspielen soll: röt sä Kuers, da blöt'ne de bart. — Zu einem, der beim Kartenspiel zusieht: du most mit'r rechten hand et linke ei drücken. Veruhf auf dem Aberglauben, daß das Angreifen eines Teffels demjenigen Glück im Spiele bringt, dem man in die Karten schaut. — Hei hat mit en tätern ehauert, sagt man zu einem, der andauernd gewinnt oder auch hei hat en taternglücke. — Pik vorlirt glik, Ausruf beim Biqueanpielen. — Krüz met schippen, wer nich danzen kan mot hüppen.

Die Bewegung und die dadurch verursachten Geräusche bei den Handwertfern werden durch folgende Worte nachgeahmt.

Schuster (den pékedrát ausziehend): Botter un brôt is vor mek gâr nist, gar nist.

Schneider (den Faden hochziehend): Wenn ek et man hârre, wenn ek et man hârre.

Tischler (hobelnd): Da hast et, da hast et.

Es giebt eine große Anzahl plattdeutscher Redensarten in Alliteration, Assonanz und Endreimen, welche bei uns umlaufen und wohl hier Erwähnung verdienen, da sie in gewissem Sinne Volksreime sind. Die nachstehenden hat Herr A. Basel in Weierstedt gesammelt und mir gütig zur Verfügung gestellt.

Alliteration: buk un bak — biten un brâken — blien und blânern — backebeeren — bangebüsse — bibelbum — ritisch ratich — in allen ecken un en'n — fir und fertig — gail un gâre (der untergeplügte Dünger) — Gist und Gaben (Abgabe) — grasgroin — griesgram — hus un hof — mit hüt un haar — hiokhack (Streit) — nich half un nich heil — weder Hund noch Hahn. — knitterkolt — krüz un quer — kirsch un kümmel — hei wet von kiks un kâks nist (ist unmissend) — klipp un klar — knittermutter — kramsframs — pintepant — plaken un pla'en — Ringelringel Rosenfranz — hei rüppelt un rô'et sik nich — schimp un schanne — stippstöreken (Anekdoten) — nich te stô'e un te staulc kômen (zu Stelle und Stuhle kommen) — schinnen un schâben — tidfad — wind un wâ'er — Wehr und Wunder — he wiket un wanket nich — waddeke un weidage.

Assonanz: kridewitt — funterbunt — ragenfahl — platschenatt — tid un wile — Swerebrett — dat ritt un briket nich (daß hört nicht auf) — etepetete (geziert) — Schrot und Korn — in Lohn und Brot — putchehup.

Endreime: wie dust un must (dicht, voll) — wat giste wat haste (Hals über Kopf) — hülle un fülle — rusigemusige (Birnarr) — hack un mack — weder lack noch smack — holderdebolder — heil un deil — knall un fall — kribbeln un wibbeln — kuddelmuddel — küttjebüttje (Tausch) — nich rô'en un bö'en (nicht rühren und biegen) — sack un pack — stein un bein — nich scheid un dreit.

## 7. Volkslieder.

Fast alle eigentlichen Volkslieder, die entweder einzeln oder im Chor gesungen werden, sind hochdeutsch und scheinen eingewandert, wenn sie auch hier und da örtliche Färbung angenommen haben. Heute singt man sie gewöhnlich mit Ziehharmonikabegleitung, die von den Knechten mehr oder minder gut gehandhabt wird. Versteht der betreffende Musikant seine Sache nicht gut, so wird er verspottet mit dem Verschen:

Swine in gâr'en,  
Farken sitt' in kôle.

Auch die Pausen zwischen den einzelnen Liedern werden zu Bemerkungen benutzt. So z. B.:

Dit un dat is üte,  
Lât' üsch mal na Greitchen gân,  
Dat mäkt ne dicke snüte,  
Dat lat't üsch mal upslân.

Die Tanzlieder, die jedoch nur in Resten vorhanden sind, werden niederdeutsch gesungen, die Tanzmelodien sind vergessen. Es sind gewöhnlich nur einzelne Verse. Alte Tänze, die bei Hochzeiten und sonstigen Festlichkeiten auf der Dale oder im Krüge getanzt werden, waren der Zweitritt und Dreitritt, über die ich indessen nichts Näheres mehr erfahren konnte; in Groß-Sisbed tanzte man einen besonderen Tanz, zu dem ein Lied mit dem Rehrreime Anton stück den degen in gesungen wurde. Manche der Tanzliedchen haben sich erhalten und werden, wenn auch selten zum Tanze, doch noch gelegentlich gesungen.

In Ölper is musike,  
Da danset scheiwe Hinnerk mit siner stiwen Fike.

Mit den säuten trapp, trapp, trapp,  
Mit'n hänner klapp, klapp, klapp,  
Passe mal up, passe mal up,  
Wat du noch slä'e kri'en wut.

Hans hat en dicken knop up'n stock,  
Greitchen hat ne rüe mütse up'n kopp.

Greitche, wenn ik floitje,  
Denn kumm.  
Kummste dissen äwend nich,  
Kri'ste minen stummel nich.

Tanz mit mir, tanz mit mir,  
Habe 'ne feine Schürze für.  
Mit mik ök, mit mik ök,  
Mine is von kammerdök (Cambrayleinen).

Use katte, de hat lütje.  
Dat hat nâwers kâter dän.  
Täuf! dik will'k en bü'el afsnittjen,  
Sast'r nich wê'er anegân.  
Fât't den kâter,  
Smit't in't wâter,  
Dat hei nich mër kâtern kann.

War wohl ursprünglich auch Tanzliedchen und kommt beim Tanze „Sieben Sprünge“ in den dreißiger Jahren in Medlenburg fast genau so vor<sup>1)</sup>.

Dat mine frû nich dansen kann,  
Dat mäkt dat läme bën,  
Un wenn se mit mik dansen sall,  
Dann fangt se an tau wên'n.  
Et ward all wê'er, et ward all wê'er,  
Et ward all wê'er gân,  
Da danst dat minsche, da danst dat minsche,  
Up èren lämen bën.

Der Barbiertanz wird von Knechten aufgeführt. Einer sitzt mitten im Saale, wird scheinbar eingeseift und mit einem großen Holzstück barbiert; andere sammeln die abrazierten Haare in einer Kiepe; die Menge tanzt um

<sup>1)</sup> Korrespondenzblatt für niederb. Sprachforschung XIII, 39.

den Barbieren herum, der schließlich über einen Stuhl gezogen und geschlagen wird. Dabei singt man:

Wi wellt den juden den bart afsnien,  
He schriet, he roppet un well't nich lien,  
Wi wellt'n övern schemel zichen,  
Un wellt'n jetzt den bart afsnien.

Das Lied vom pastor sine kau kommt in verschiedenen Lesarten vor, die durch Hinzubichtungen einzelner Verse sich auszeichnen. Nachstehende ist in Eßum aufgezeichnet:

Kennt ji all dat nie lid, nie lid, nie lid,  
Wat in'n dörpe is passirt, is passirt, is passirt,  
Von pastor sine kau?

Rulala, rulala, von pastor sine kau,  
Rulala, rulala, von pastor sine kau, jau, jau!

Gistern was se rund un prall,  
Hûte li't se dôd in'n stall,  
Den pastor sine kau u. s. w.

Krischan hat dat gern ehört,  
Denn sei ward däglich ebber esmârt,  
Den pastor sine kau u. s. w.

Un de deinstmagd Frida Keuke,  
Krigt de mül- un klauenseuke,  
Von pastor sine kau u. s. w.

Un de deinstmagd Emma Schuppe,  
Köket sik ne oxtélsuppe (!)  
Von pastor sine kau u. s. w.

De melkemâken stredden sek,  
Wol um dat betten plückefett,  
Von pastor sine kau u. s. w.

De swinehére Sagebiel,  
Krigt en nien tabacksbü'l,  
Von pastor sine kau u. s. w.

Irvinianer Bärenbecker,  
Krigt en nien overtrecker,  
Von pastor sine kau u. s. w.

Un de nie landgendarm,  
Krigt en gefüllten afterdarm,  
Von pastor sine kau u. s. w.

Un de deinstmagd Emma Smit,  
Krigt dat ganze bisewisewitt,  
Von pastor sine kau u. s. w.

De katte kikt wol ebber de dôr,  
Ob nich noch wat ebbrig wör,  
Von pastor sine kau u. s. w.

Fiken tritt mit éren hacken,  
In en gróten dunnerkacken,  
Von pastor sine kau u. s. w.

In der Schlacht bei Marathon,  
Gab es einen dumpfen Ton,  
Von pastor sine kau u. s. w.

In der Schlacht bei Austerlitz,  
Hat's gebonnert und geblitzt,  
Von pastor sine kau u. s. w.



In der Schlacht bei Waterloo,  
Hatte Blücher einen Floh,  
Von pastor sine kau u. s. w.

Napoljon kék de truppen an,  
Hei hat en pár nie steuweln an,  
Von pastor sine kau u. s. w.

Abweichende Verse hat die folgende aus Klein-Schöppenstedt stammende  
Lesart. Beide zusammen geben wohl noch nicht den vollständigen Text:

Düt is dat lid von triala,  
Von pastor sine kau.  
Triala, triala, von pastor sine kau, ja, ja.

Pastor sin knecht was dick un fett,  
Frät dat ganse plückefett,  
Von pastor sine kau.  
Triala u. s. w.

Kantor hört mit lüen up,  
Krigt den gröten kopp in'n pott,  
Von pastor sine kau.  
Triala u. s. w.

Nawers knecht was ók nich fül,  
Frät dat ganse undermül,  
Von pastor sine kau.  
Triala u. s. w.

Jude kam wol öwern gräben,  
Harr de gansen darm'n in'n arm,  
Von pastor sine kau.  
Triala u. s. w.

Jude kam wol öwer de brügg,  
Harr et ganse fett up'n rügg,  
Von pastor sine kau.  
Triala u. s. w.

Damit ist meine Kenntnis niederdeutscher Volkslieder in unserem Lande erschöpft. Das wenige, was vorhanden, wie das Lied von der Kuh des Pastors, zeigt derb humoristische Färbung, ganz im Gegensatz zu den hochdeutschen Liedern, die meist einen sentimentalen Zug haben. Die hier mitgeteilten werden viel gesungen; ich bitte sie mehr als Proben anzusehen, denn eine größere Vollständigkeit zu erzielen, war nicht meine Absicht, zumal diese eingewanderten Lieder wohl schon in Volksliedersammlungen gedruckt sein dürften.

Gestern Abend auf der Bleiche,  
Was muß' ich da sehn?  
Da tanzte mein Schächgen  
Und ließ mich da sehn.  
Es gedacht mir zu trohen,  
Ich macht mir nichts draus,  
Ich nahm mir en Andern,  
Der bracht mir nach Haus. (Beim Spinnen gesungen.)

Spinne, spinne, mein liebe Viejschen<sup>1)</sup>,  
Ich geb' Dich en neuen Rock,  
Ach ja, meine liebe Mutter,  
Die hab' ich zehn Schod.  
Ich kann ja nicht spinnen,  
Mir schwört<sup>2)</sup> ja mein Fingere,  
Und thut mir so weh.

<sup>1)</sup> Es ist zu lesen: Vie-schen, nicht Vie-schen.

<sup>2)</sup> „Schwören“, ein Geschwür bekommen.

Spinne, spinne, mein liebe Rieschen,  
 Ich geb' Dich en neuen Tuch,  
 Ach ja, meine liebe Mutter,  
 Die hab ich genug.  
 Ich kann ja nicht spinnen,  
 Mir schwört ja mein Finger,  
 Und thut mir so weh.

Spinne, spinne, mein liebe Rieschen,  
 Ich geb' Dich en Bräutigam,  
 Ach ja, meine liebe Mutter,  
 Der steht mir wohl an.  
 Ich kann wahrlich nun spinnen,  
 Mir schwört ja kein Finger,  
 Und thut mir nicht weh.

(Von einer alten Spinnerin in Eikum.)

Ich bin so manches mal gegangen,  
 Wohl um Dein Herze zu erlangen,  
 Ich aber hab' es nicht getriegt,  
 Weil es so tief verborgen ist.

Ich weiß schon längst was Dich verdrossen,  
 Daß ich die Thür hab' zugehlossen,  
 Und daß Du konntest nicht herein,  
 Das wird wohl meist Dein Arger sein.

Und wärest Du allein gekommen,  
 So hätt' ich Dich herein genommen,  
 So aber zwei — das war zu viel,  
 Nur Du allein, Du warst mein Ziel.

In des Gartens dunkler Laube,  
 Saßen beide Hand in Hand:  
 Ritter Eduard mit seiner Lina,  
 Knüpften beid' ein festes Band.

Liebe Lina, sprach er tröstend,  
 Lina, laß Dein Weinen sein,  
 Eh' die Rosen wieder blühen,  
 Lina, bin ich wieder Dein.

Und so zog er aus zum Kampfe,  
 Für's geliebte Vaterland,  
 Er gedacht an seine Lina,  
 Wenn der Mond am Himmel stand.

Es war kaum ein Jahr verfloßen,  
 Als die zarte Knospe brach,  
 Schlich er wieder in den Garten,  
 Wo er sie zum letzten sprach.

Und was fand er in dem Garten?  
 Eines Grabes Leichenstein,  
 Und auf Marmor stand geschrieben:  
 Liebe Lina ist nicht mehr Dein.

So stand er betrübt und traurig,  
 Legte Schwert und Panzer ab,  
 Es war kaum ein Jahr verfloßen  
 Gruben Mönche ihm sein Grab.

So lange hab' ich, gutes Mädchen,  
 Dich jählich insgeheim geliebt,  
 Und manche, manche stille Thräne,  
 Hat oft mein Auge schon getrübt.

In meinem Innern fühl' ich Wonne  
 Als ich zum ersten Dich erblickt,  
 Es strahlt nur eine Frühlingssonne,  
 Und immer ward mein Herz entzündt.

Ja, würd'st Du Treue mir geloben,  
 Wie froh, wie glücklich wär' ich da,  
 Dann tauscht ich nicht mit tausend Kronen,  
 Nicht mit dem mächtigsten Sultan.

Gestern Abend um neune,  
 Saß mein Hannchen ganz alleine,  
 Sie darf ja nicht sprechen und spricht sie nur ein Wort —  
 Ei! so geh' ich gleich fort.

Und so Du denn gehst, wann kommst Du denn wieder?  
 Den Montag oder Dienstag, den Mittwoch oder Donnerstag,  
 Den Freitag ganz gewiß,  
 Wenn das Wetter schön ist.

Und so Du denn wieder kommst,  
 Kannst Du mich nicht gleich finden.  
 Die Hintertür laß ich offenstehn.  
 Kommst Du wieder, kannst Du reingehn,  
 Kannst Dich legen in mein Bett,  
 Ei! da schläft sich's so nett.

Lebe wohl, Du schönes Mädchen,  
 Von dem jetzt ich scheiden muß,  
 Lebe wohl, Du meine Liebe,  
 Mein Vergnügen, meine Lust.  
 Du liegst mir in meinem Herzen,  
 Du liegst mir in meinem Sinn,  
 Du machst mir so tiefe Schmerzen,  
 Weil ich Dir gewogen bin.  
 Du brauchst mich nicht zu versuchen,  
 Ewig bleibe ich Dir treu,  
 Ewig will ich Dich ja lieben,  
 Bis mich deckt der Leichenstein.  
 Wenn ich aber unterdessen,  
 Schließ im Kämmerlein schon ein,  
 Dann pflanz' Du auf meinem Grabe  
 Blümelein: Vergiß nicht mein.

Es wollt ein Mädchen früh aufstehn,  
 Dreiviertel Stund' vor Tag,  
 Wollt in den Wald spazieren gehn  
 Ei, ei, spazieren gehn  
 Wollt Brommelbeeren pflücken allein.

Und als sie in den Wald nein kam  
 Begegnet ihr des Jägers Knecht.  
 „Wackres Mädchen schere dich aus dem Walde  
 Ei, ei, aus dem Walde,  
 Sonst brauch' ich meines Herren Recht.“

Und als sie ein wenig weiter kam  
 Da begegnet ihr des Jägers Sohn:  
 „Wackres Mädchen setz dich nieder  
 Ei, ei, ja nieder  
 Und pflück dein Körbchen voll.“

„Einen ganzen Korb voll brauch' ich nicht,  
 Eine Handvoll ist genug,  
 Denn in meines Vaters Garten,  
 Ei, ei, ja Garten  
 Stehn Brommelbeeren genug.“

Er nahm sie sanft in seinen Arm  
 Und drückte sie unter den Busch,  
 Es dauerte kaum dreiviertel Jahr,  
 Ei, ei dreiviertel Jahr  
 Da hat sie 'nen Knaben auf'n Schoß.

Ein Schäfer führt morgens mit Sorgen schon früh  
 Seine Schafe zur Weide, hat niemals keine Ruh.  
 Des Abends spät schlafen, des Morgens früh auf,  
 Die Sorgen am Morgen, die wecken ihn auf.  
 Keine Rose, keine Nelke kann blühen so schön  
 Als wenn zwei Verliebte beisammen thun sehn.  
 Keine Distel, keine Dorne kann stechen so sehr,  
 Als wenn zwei Verliebte voneinander thun gehn.  
 Seh' du dir 'nen Spiegel ins Herz tief hinein,  
 Dann kannst du ja sehen, wie gut ich es mein.

Schäkchen, so du mich heiraten willst,  
 So warte noch ein Jahr,  
 Bis daß der Birnbaum Kirschchen trägt,  
 Ja, ja, Kirschchen trägt,  
 Dann nehm ich dich fürwahr.

Der Birnbaum trägt keine Kirschchen mehr,  
 Auf Dornen wächst kein Klee,  
 So kriegen wir uns beide  
 Ja, ja uns beide,  
 Ja nun und nimmermehr.

Du glaubst, ich hätt es nicht gesehn,  
 Daß du bei einem andern stehst?  
 Sollte mich denn das nicht kränken  
 Ja, ja nicht kränken?  
 Habe dich so treu geliebt.

Morgen früh, dann reiß' ich fort  
 Von hier aus diesem schönen Ort,  
 Und als ich an die Grenze kam,  
 Sieh, da hielten mich die Jäger wohl an:  
 Ob ich auch Urlaub hätt?

Und frugen mich wohl hin und her  
 Ob ich ein preußischer Deserteur wohl wär?  
 Und sie führten mich vorn Hauptmann sein Haus,  
 O, wie wird es nun wohl fallen aus?  
 Und mit mir ist es aus.

Ihr lieben Herren all insgemein,  
 Ich will Euch allen unterthänig sein,  
 Aber laßt mir eine Bitte gewähren,  
 Aber laßt mir eine Bitte gewähren,  
 Daß ich nicht zu sterben brauch!

Deine Bitte können wir dir nicht gewähren,  
 Darum mache dich bereit zu sterben,  
 Oder hast du noch ein Liebchen allhier,  
 Oder hast du noch ein Liebchen allhier,  
 So nimm Abschied von ihr.

Und als ich zu der Allerliebsten wohl kam,  
 Fing sie so bitterlich zu weinen an.  
 Schönster Engel weine nicht so sehr,  
 Sonst betrübet sich mein Herz noch vielmehr,  
 Weine nicht so sehr.

Und wenn ich nun gestorben bin  
 Und ein Kind des Todes muß ich sein,  
 Dann krieg ich ein Grab von Marmelstein  
 Und ein weißes Kreuz von Elfenbein  
 Und darunter schlaf ich ein.

Ich bin erst achtzehn Jahr  
 Und älter noch kein Jahr.  
 Ist das nicht bedauernswert, bedauernswert,  
 Daß ich schon muß unter die Erd?

Adje ihr Junsfern all  
 Bedauert meinen Fall,  
 Bedauert meiner nicht so sehr, nicht so sehr,  
 Weil ich komme zu euch nicht mehr.

Hier liegt mein Mantelsack,  
 Mein Pfeisken und Tabak,  
 Wer nun will mein Bruder sein, Bruder sein  
 Der stopfe mir ein Pfeisken ein.

Ich habe den Frühling gesehen,  
 Und habe die Blumen begrüßt,  
 Und der Nachtigall Lieder belauschet,  
 Und ein himmlisches Mädchen geliebt.  
 Da hört man die Glocken,  
 Sie läuten zu der Ruh,  
 Sie läuten zu der süßesten Ruh.

Der freundliche Lenz ist verschwunden,  
 Und die Blumen sind alle verblüht,  
 In das Grab ist mein Liebchen gesunken,  
 Und verstummt ist der Nachtigall Lieb.  
 Da hört man die Glocken u. s. w.

Hier liegt sie mit Rasen bedeckt,  
 Und Blumen blühen auf ihrem Grab,  
 Ach könnt' ich sie einmal erwecken,  
 Sie, die himmlische Freuden mir gab.  
 Da hört man die Glocken u. s. w.

Ach Vater, im Himmel dort oben,  
 Du hast mir mein Liebchen geraubt,  
 Es giebt zwar der Mädchen sehr viele,  
 Aber für mich ist keine dabei.  
 Da hört man die Glocken u. s. w.

#### Schäfer und Edelmann.

Es trieb ein Schäfer seine Lämmelein aus,  
 Er trieb sie wohl vor dem Edelmann sein Haus.  
 Lijidei und Lijidom.

Der Edelmann der schaute zum Fenster heraus  
 Und bot dem Schäfer einen guten Morgen heraus.  
 Lijidei u. s. w.

Schäfer: Was bietest du mir einen guten Morgen heraus  
 Ich bin ja nur ein armer Schäfersohn!  
 Lijidei u. s. w.

Edelmann: Bist du ein armer Schäfersohn  
 Und gehst so ganz in Sammt und Seide herum?  
 Lijidei u. s. w.

Schäfer: Wat geit dat son smârigen eddelmann au,  
 Wenn't man min vâder betâlen kann.  
 Lijidei u. s. w.

Der Edelmann geriet darüber in Zorn  
Und ließ den Schäfer gleich stecken in'n Turm.  
Lijidei u. f. w.

Schäfer: Herr Edelmann, Herr Edelmann, ich bitte um mein Leben.  
Ich will Euch hundert Schafe geben.  
Lijidei u. f. w.

Edelmann: Hundert Schafe ist für einen Edelmann kein Wert,  
Du Schäfer mußt sterben bei meinem Schwert.  
Lijidei u. f. w.

Schäfer: Herr Edelmann, Herr Edelmann, ich bitte um mein Leben.  
Ich will Euch meine ganze Herde geben.  
Lijidei u. f. w.

Edelmann: Bistst du mir deine ganze Herde geben,  
Dann will ich dir auch meine Tochter zum Weibe geben.  
Lijidei u. f. w.

Schäfer: Dine dochter taun wiwe, de mag ik nich,  
Denn et is ne haure, dat wett de eddelmann noch nich.  
Lijidei u. f. w.

Edelmann: Wenn mine dochter keine haure wärre,  
Woll ik se saunen ruppigen schäper nich gëwen.  
Lijidei und liyidom<sup>1)</sup>.

Unter der Bezeichnung „Bisquillen“ laufen Spottgedichte in niederdeutscher Sprache um, die jetzt noch häufig verfertigt werden und die oft nicht ohne Humor sind. Das nachstehende, wohl schon über zwanzig Jahre alte, bezieht sich auf einen Ball der Zuckerrabrikationäre in Salzbadlum.

Dat is forwår tau'n düwelhålen,  
Hårr' ik doch dit eir ewusst,  
Mit den balle in Soldtålen,  
Et was ne gånse bårn lust.  
Den gansen dag sach man dat putzen,  
Stewwel småren, håre stutzen.  
Alle ordnung word edrõpen,  
Nich efreten un nich esõpen.  
Von ein'n hüse na'n aunern elõpen.  
Da hõre man: „Hannchen, Dortchen un Christine  
Kri't mal her de krinoline.  
Sind de bånner ok festeneit,  
Dat se nich verloren geit?“  
„Alles, frúe, dat is gut,  
Blõt de unnerrock is kaput.“  
„Na, sau genaue schitt kein hund,  
Hei is doch schöne rank un bunt.“  
Ach düt was ne lust vor alle,  
Wi dat ging nå'n maskenballe,  
Denn se hõren ja mann vor mann  
Der zuckerfawerike an.  
De büere mit rock un stock  
In'r hõse noch en lock,  
Nimmt sik awer keine tid.  
Kickt na'r úr: na 't is sau wit.  
Vorn'n dreier grade út  
Geit et nu taun hüse råt.  
Un sine frúe õk nich minder

<sup>1)</sup> Das Lied wurde (wird?) dramatisch von den Knechten aufgeführt. Einer kleidete sich als Schäfer, der andere als Edelmann, die ihr Zwiegespräch halten. Nach jedem Verse fällt der Chor der Zuschauer mit Lijidei und Liyidom ein. Jetzt spielt man Theater!

Loppet wi saun bessenbinner.  
 Glûe ringe an'n hânnen,  
 Uperâpet bet an de lennen  
 Geit et vorwärts in'n sâl.  
 Wi se wâren anekômen,  
 Wort erst duchtig ein enômen.  
 Fawrikanten, nich efackelt,  
 Sûpet, dat de heide wackelt,  
 Kêrt jich nich an disse welt,  
 Wi kri't ja noch rummelgeld.  
 Musekanten, akschenâre,  
 Bessenbinner, beddellâre,  
 Alles dat blift sik hir glik,  
 Wer man hôt taur fawerik.

## 8. Rätfel.

Hinner üsen hüse steit en bôm  
 Hir en bôm un da en bôm.  
 In dem bôme ligt en nest  
 Hir en nest un da en nest.  
 In dem neste ligt en ei  
 Hir en ei un da en ei.  
 An den eie sitt en plack  
 Hir en plack un da en plack  
 Râe't mal tau wat is dat?  
 (Stangenbohnen.)

Hinner üsen hüse  
 Steit ne krickelkrüse  
 Je doller as de wind weit  
 Sik üse krickelkrüse dreit.  
 (Brauner Kobl.)

Am dâk von üsen hüse  
 Hängt ne perlapüse  
 Wenn de leiwe sunne schint  
 Use perlapüse weint.  
 (Eiszapfen.)

Hinner üsen hüse  
 Dat steit ne krickelkrackelkrüse.  
 Se mijet herin  
 Se schitet herin,  
 Un wi stippet üse brot herin.  
 (Bienenkorb.)

Hinner üsen hüse  
 Ploiget vadder Krüse  
 Ône plaug un ône rad.  
 Râe mâl tau wat is dat?  
 (Maulwurf.)

Hinner üsen hüse up'n felle  
 Steit en lütjer witter junggeselle.  
 Hei sâe: ik will dik lèren  
 Du sast de ôgen in'n koppe verkèren.  
 (Meerrettig.)

Rûe, rûe, ripe  
 Gâl is de pipe,

Swart is de sack  
Wo de gâle pipe inne stack <sup>1)</sup>.  
(Gelbe Rübe.)

Hummelke Trummelke lag up'r bank  
Hummelke Trummelke fell von'r bank,  
Et was kein doktor in'n gansen land,  
De Hummelke Trummelke we'er mâken kann.  
Das Ei. Statt Hummelfe Trummelfe jagt man auch  
Kunzeldepunzel <sup>2)</sup>.

Groin steit et up, blü blift et stân, witt geit et tau bedde.  
(Der Fisch.)

De bür foirt mit tweien,  
De eddelmann mit veiren  
De könig, de spannt sesse an,  
Nu segg wer foirt mit seben? (säwen)  
(Der Siebmacher.)

De et mâket, de will et nich,  
De et dreggt, behält et nich,  
De et koft, de brûkt et nich,  
Un de et brûkt, de weit et nich.  
(Der Sarg.)

Gink en mann öwer't land  
De harre 'ne grêpe up'n nacken,  
An der grêpe satten drei tacken,  
An jeden tacken hängen drei kipe  
In jeder kipe satten drei öle katten mit seben junken.  
Wo vël beine drâuen dat? (Zwei.)

Ik harr en lütjen hund, un de was bunt.  
Râ'et wat hünneken sin nâme was?  
Hünneken sin nâme was noch nich vergetten,  
Ik hebbet all dreimal eseggt un saast et doch nich wetten?  
(Des Hündchens Name war „was“.)

„Lauke krummumme, wo wutte hen?“  
Korte vorschorne, wo frâgste nâ,  
Kann minen weg bi dâge un bi nacht finnen.  
(Gespräch zwischen dem Gras und dem durchfließenden Bach.)

Use hölten grotevâ'er  
Kummt sau hoch von himmel her,  
Hat en hölten plock in ârse.  
Râe mal tau wat is dat?  
(Die Brunnenwippe mit dem das Gegengewicht haltenden  
Holzfloss am unteren Ende.)

<sup>1)</sup> Im Aargau heißt dasjelbe Rätsel nach Rothholz:

Ri-ra-ripfel,  
Gel isch der zipfel,  
Schwarz isch das loch,  
Wo me der ripfel het ufse broch.

<sup>2)</sup> Dieses Rätsel vom Ei geht durch alle germanischen Stämme. In Westfalen wird der Ausdruck hüppelpüppelken gebraucht; in Oldenburg humpelken-pumpelken (Straderjan II, S. 97); in Schwaben (E. Meier, Schwäbische Kinderreime Nr. 310) wirgelewargele; im Aargau (nach Rothholz) anebadadeli, in Pommern ente potente und in England lautet der Spruch (Halliwells Nursery Rhymes Nr. 135):

Humpty Dumpty sate on a wall  
Humpty Dumpty had a great fall.  
Three score men and three score more  
Cannot place Humpty Dumpty as he was before.



Rüe, rüe, rülle,  
 Veir rüe felle,  
 Snurtjebü'l un klappsack,  
 Rüe mal tau wat is dat?  
 (Knecht mit vier Pferden<sup>1</sup>).

Up'n dake helle,  
 Vorn hüse belle,  
 In'r stüwe biff, baff,  
 In'r kôke kriz, kraz.  
 (Rond, Hund, Pant, Besen.)

Ik wöne up'n barge, ik hebbe säute un gae nich,  
 Ik hebbe fitjen un fleie nich.  
 (Die Windmühle.)

An dá'e geit et de dále up un dál, et abends mot et in'r ecke stán.  
 (Der Dreschflügel.)

Ik will, wat mine früe will,  
 Un mine früe will, wat ik will,  
 Ik will awer nich, dat mine früe dat will, wat ik will.  
 (Nämlich die Herrschaft führen.)

Et giwt drei sorten frünslúe:  
 De swineart, 'ne gauseart un 'ne häunerart.  
 Weckt is de beste?  
 (Die Gänse schnattern, die Hühner fragen auseinander, aber die  
 Schweine wühlen zusammen — also die Schweineart.)

In sommer kik ik dik nich an,  
 In winter biste min beste man.  
 (Der Ofen.)

Wer hat et meiste recht in'r kerke?  
 (Die Fliege, die setzt sich dem Pastor auf die Nase.)

Wer hat en dicksten in'r kerke?  
 (Die Glocke hat den dicksten Klöppel.)

Wat geit vorn holte spazeren,  
 Rotmaderen, (?)  
 Wer dat rá'et sall bi mik släpen.  
 (Der Storch.)

Wat schriet in holte un is im dorpe?  
 (Das Kind in der Wiege; holt, hier gleich Wald und Holz<sup>2</sup>.)

Wat hánget an'r wand un hat'n kop dor en ärs etreckt?  
 (Das Top Garn. Top das vom Halpel abgenommene und zusammen-  
 gewundene Garn.)

Wat geit um't holt un breiet teller út?  
 (Die Magd, die Teller auf den Tisch setzt.)

<sup>1</sup>) Fast ganz so in Oldenburg, Lauenburg, am Main und in Schwaben. Zeitschrift für deutsche Mythologie II, S. 3.

<sup>2</sup>) Im Aargau nach Rothholz:

Es schreit öppis im holz,  
 Un isch doch deheim.

Wer hat'n ôge un kann nich sein?  
(Die Rätznadel.)

Worum hebbet de frünslüe keinen bart ekrôn?  
(Weil sie nicht so lange stift halten können, um barbirt zu werden.)

Wecke knecht is nich jung ewest?  
(Der Stiefelknecht.)

Wecken schau hat noch keiner intwei gân?  
(Der Handschuh.)

Fif löcker in ein lock. Wat is dat?  
(Der Handschuh.)

Ik weit en veireckig ding, da kan eine âpe de annere in sein.  
(Der Spiegel.)

Wer hat keinen stock un kann doch slân,  
Wer hat keine fâute un kann doch gân?  
(Die Uhr.)

Wo sitt't de hanschen am wärmsten?  
(Beim Ofen.)

Wer hat vel ôgen un kann nich kiken?  
(Die Kartoffel.)

Wer geit up'n koppe nâr kerke?  
(Die Schuhweße.)

Wat geit immer tau un kann doch nich in't dorp komen?  
(Die Windmühle.)

Warum mâkt de hân bi'n kreient de ôgen tau?  
(Weil er seinen Gesang auswendig weiß.)

Wat geit in'n holte un li't in'n dorpe?  
(Der Leig im Troge.)

Wat geit slap 'rin un kummt stif herût?  
(Milch und Butter im Butterfaß.)

Wat kri't de jäger wenn hei schütt?  
(Ein leeres Loß.)

In wecken monat itt de minsche am wenigsten?  
(Im Februar, der hat nur 28 Tage.)

Hinnen rû un vorn rû,  
Un twei ellen in ârs noch rû.  
(Zuber Heu.)

Weckt is't stärkste dir?  
(Die Schneße, sie trägt ein ganzes Haus.)

Wo li't de hâse am wärmsten?  
(In der Bratpfanne.)

Wer snurrt un beddelt doch nich?  
(Die Raße.)

Wer fritt un suppt un pisset doch nich?  
(Daß Guhn.)

Wer hat spören un kann nich ri'en?  
(Der Haßn.)

Wat seggt de hän taun worm, wenn 'ne in snäwel hat?  
(Richts.)

Wer hat de swärste kopperarbeit.  
(Der Däße.)

Wat hat de schimmel vor häre?  
(Pferdehaare.)

Wonnêr seiet de büre flas?  
(Niemand; er säet Wein.)

Ropt de kukuk vor Johannig oder derna?  
(Er ruft fudud.)

Wonnêr fanget de jungen änten an tau swimmen?  
(Wenn sie ins Wasser kommen.)

Wenn negen sparlinge up'n böme sitten un du schüsst drei  
runner, wövel bliwet sitten?  
(Keiner.)

Wat is swärer, en pund isen oder en pund feddern?  
(Sie sind beide gleich schwer.)

Worum frätet de witten schäpe mêr as de swarten?  
(Weil es mehr weiße als schwarze giebt.)

Wat geit vortwêr in de kerke?  
(Der Läufing.)

Wat hört tau einen fertigen stewwel?  
(Der andere.)

Wat krüpet in't lock un let de pôte butten?  
(Der Schließel.)

Et is min eigen, awer annere lûe brüket et mêr as ik.  
(Der Namen.)

Wo vel kattenswânse ehört datau en mán an de ère tau binnen?  
(Einer, er muß aber lang genug sein.)

Ik kann höher springen as de kerktoörn, glöwest du dat?  
(Der Kirchturm kann gar nicht springen.)

Ik hebbe mêr geld in minen bú'l as de kaiser.  
(Der Kaiser hat nichts in meinem Beutel.)

Jeder welt wêren un keiner welt sin.  
(Al.)

Wenn se kómet, dann kómet se nich,  
 Un kómet se nich, dann kómet se.  
 (Wenn die Feldtauben kommen, gehen gefüete Erbsen nicht  
 auf; bleiben sie weg, dann kommen die Erbsen.)

Wecke haut hat de meisten löcker?  
 (Der Fingerhut.)

Wonêr môt de roiwe sai't wêren?  
 (Gar nicht. Man säet keine Rüben, sondern deren Samen.)

Wo mákt man dat, wenn'n keine floie hebben will?  
 (Man faßt beim Fangen daneben.)

Weck't is't trüeste dir?  
 (Die Laus.)

Wer springt bi tein grád külle in himme rum?  
 (Der Floh.)

Wat brennet länger, en wasslicht oder en talglicht?  
 (Keines, beide brennen kürzer.)

Wat geit in't holt pipen,  
 Un kummt 'rüt schiten?  
 (Die Säge.)

Hinnen frit et,  
 Vorne schit et.  
 (Die Hühnelshneide.)

Worum is't froijär de schlimmste jårstid?  
 Weil de zalat schütt un de bôme útslä't.

Eine große Anzahl unlaufender und namentlich in den Spinnstuben auf-  
 gegebener Rätsel wiederzugeben, muß ich mir hier versagen. Ihr Hauptreiz  
 liegt in der derben Zweideutigkeit, die Auflösung ist stets eine harmlose und  
 unter dem Deckmantel dieser Harmlosigkeit wird die Zote öffentlich vorgetragen.  
 Solche Rätsel sind nicht nur bei uns, sondern durch ganz Deutschland ver-  
 breitet<sup>1)</sup>.

## 9. Sprichwörter und Redensarten.

In den Sprichwörtern offenbart sich die scharfe Auffassung und das tiefste  
 Denken unseres Volkes, hier kommen der Verstand und die praktische Lebens-  
 erfahrung desselben schlagend und knapp zur Äußerung. Dabei nennt der  
 gemeine Mann die Dinge beim rechten Namen, er gebraucht keine Umschreibungen  
 und Verschleierungen, denn Zimperlichkeit liegt ihm schon deshalb fern, weil er  
 bei feinesgleichen keinen Anstoß mit seinen Ausdrücken erregt. Wiewohl viele

<sup>1)</sup> Vergl. z. B. die vielfach mit den unsrigen sich deckenden aus Pommern, die  
 Brunf, „Am Urquell“ IV, 197, mitteilt.

Spruchwörter ein sehr hohes Alter zeigen und mit gleichem Sinne, in gleich schlagender Kürze schon im klassischen Altertum vorhanden waren, laufen sie trotzdem noch jugendfrisch von Mund zu Munde. Wer einigermaßen die Sammlungen von Sprichwörtern übersieht, die zu einem eigenen Litteraturzweige angewachsen sind, erkennt schnell die Übereinstimmung sehr vieler unserer Sprichwörter mit denen anderer europäischer Völker; denn Sprichwörter und Redensarten sind Wandergut, das überseht leicht beim Nachbar Eingang findet und allgemeine Geltung erlangt. Namentlich mit den hochdeutschen Sprichwörtern hat im niederdeutschen Sprachgebiet ein reger Tausch herüber und hinüber stattgefunden; doch ist, bei gereimten Sprichwörtern wenigstens, da oft leicht zu erkennen, auf welcher Seite der ursprüngliche Besiz ist.

Ich verzichte hier auf die Wiedergabe der zahlreichen von mir gesammelten Sprichwörter; vollständig sind sie ohnehin nicht und wohl meistens anderweitig schon gedruckt. Sie berühren sich eng oder sind übereinstimmend mit dem, was in anderen Sammlungen schon vorliegt<sup>1)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Schambach, Die plattdeutschen Sprichwörter der Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen. Göttingen 1851. Zweite Sammlung 1863, und R. Eckardt, Niederdeutsche Sprichwörter, Braunschweig 1893.

## Die Spuren der Wenden.

So weit wir zurückzuschauen vermögen, ist die Bevölkerung des heutigen Herzogtums Braunschweig eine deutsche, vorwiegend dem Sachsenstamme zugehörige gewesen und nur einige Ortschaften am Südfuße des Harzes sind heute dem thüringischen Stamme zuzurechnen. An der äußersten Nordostecke wurde im Mittelalter unser Gebiet von der Westgrenze der Slaven gestreift, die hier am Drömling und etwas darüber hinaus wohnten. Es waren dieses Ausläufer der Wenden in der Altmark, deren slawische Bewohner im 8. und 9. Jahrhundert bezeugt sind. Besonders vom Drömling, der 938 schon mit dem deutschen Namen *Thrimining* vorkommt, wissen wir durch den Corvey'schen Annalisten, daß dort im 10. Jahrhundert ein Slave die eindringenden Ungarn in die Sümpfe verlockte, wo sie von herbeieilenden Sachsen niedergemacht wurden. Die braunschweigische, hier im Westen des Drömlings gelegene Landschaft gehörte zum Nordthüringgau, der, wie der Name schon anzeigt, deutsch war und in welchem nur vereinzelt die Slaven wohnten, deren Germanisierung oder Verdrängung auch sehr frühzeitig erfolgt sein muß. Heute gehören die wenigen ehemals wendischen Dörfer zum Amte Borsfelde; sie blieben als solche fast unbeachtet, bis ich die Aufmerksamkeit darauf lenkte<sup>1)</sup>.

Borsfelde wurde im Jahre 1364 vom Herzog Wilhelm von Lüneburg an den Rat der Stadt Braunschweig verpfändet, welcher den Besitz durch seine Beamten verwalten ließ. Auch das zugehörige Land ging in den Besitz der Stadt über, namentlich der Werder, d. h. der von der Aller und kleinen Aller im Süden, Westen und Norden umflossene und im Osten vom sumpfigen Drömling begrenzte, somit inselartig gestaltete Landstrich. Dort lagen im Jahre 1366 sieben von Wenden bewohnte Dörfer, welche dem Braunschweiger Rat zinspflichtig waren. Leider sind die einzelnen Namen der Dörfer in der Urkunde nicht genannt<sup>2)</sup>. Hier im Werder haben wir also nach den Spuren der Wenden zu suchen und wenn wir aufmerksam forschen, so finden wir sie auch, selbst darüber hinaus.

In Borsfelde, wo die Leute aus dem Norden und Süden des Amtes

<sup>1)</sup> Die Wendenbürger im Werder bei Borsfelde. Globus, Band 66, Nr. 7 (1894).

<sup>2)</sup> Gebetbuch im Archiv der Stadt, I. Fol. 18<sup>1</sup> zum Jahr 1366. Ok gheuet de wende vt deme werdere XXIX vett schap. der dorp sint VII. der ghift jowelk I vetten bok to paschen.

zusammenströmen, vermag man recht gut die Menschen, die südlich oder nördlich von der Aller wohnen, zu unterscheiden; man hört dialektische Unterschiede, man weiß die Eindrücke zu fassen, welche der ärmere, der Heide zugewandte, konservativere und in der Landwirtschaft weniger vorgeschrittene Norden gegenüber dem reicheren, schon Zuckerrübenbau treibenden, landwirtschaftlich höher entwickelten Süden zeigt. Mag die Aller in dieser Gegend vielleicht auch eine ethnographische Grenze bilden, eine anthropologische zeigt sie nicht, denn nach der Aufnahme über die Farbe der Haare, Haut und Augen der Schulkinder Deutschlands liegt das Amt Vorkfelde gleich allen nördlich, südlich, östlich und westlich gelegenen Bezirken in der Zone der Blonden und Blauäugigen.

Es ist nicht leicht zu unterscheiden, ob wir in den „wendischen“ Dörfern bei Vorkfelde heute bloß germanisierte Slaven oder Sachsen oder Mischlinge aus beiden vor uns haben. Wahrscheinlich erscheint, daß die heutigen Bewohner vornehmlich Sachsen sind, welche die ehemaligen wendischen Einwohner verdrängten und nur teilweise sich mit diesen vermischten. Für das Vorkherrschen des sächsischen Elementes spricht zunächst die Bauart der Häuser, welche durchweg die sächsische ist. Noch ist trotz der Brände und der zahlreichen Neubauten eine stattliche Anzahl der alten Häuser mit tief herabreichenden Strohdächern und dem Schmucke der Pferdeköpfe am Giebel erhalten, die, umgeben von alten Bäumen, einen malerischen Anblick gewähren. Alle Ausdrücke in Haus und Hof sind nur deutsche und die Mundart hat nichts, was auf Abkömmlinge der Wenden hinwiese.

Was die Familiennamen der Bauern im Werder betrifft, so sind sie zu mindestens 98 vom Hundert deutsche. Ich benutzte zu deren Feststellung die Kontrolllisten der Volkszählung vom Jahre 1870 (im herzogl. statist. Bureau), und zwar diese, weil sie kurz nach der Einführung der Freizügigkeit aufgeschrieben wurden, somit kaum von dieser beeinflusst sind. Viele Dörfer zeigen gar keine slavischen Familiennamen, wobei aber zu bemerken ist, daß die slavischen Namen im deutschen Munde oft so umgeändert worden sind, daß die Grundform nicht mehr zu erkennen ist. Ein sicherer Schluß auf die slavische oder deutsche Abkunft läßt sich aus den Familiennamen auch darum nicht immer ziehen, weil schon früh die slavischen Namen germanisiert oder der deutschen Zunge gemäß zugestutzt wurden<sup>1)</sup>.

Jedenfalls erfolgte die Germanisierung der Wenden im Werder schon sehr frühzeitig, Jahrhunderte vor jener im hannoverschen Wendlande. Es giebt ein sicheres Zeichen dafür, ob die Germanisierung der Wenden in Nordostdeutschland schon vor langer Zeit oder erst kürzlich erfolgte, und dieses ist die Anwendung der Aspiration in der Volkssprache. Der hannoversche Wende, dessen alte Sprache vor 100 Jahren einging, spricht heute noch die mit h beginnenden Wörter ohne Aspiration aus, setzt das h dagegen bei jedem Worte, welches

<sup>1)</sup> Slavische Familiennamen sind z. B. Kremeike, Zahnek, Preß in Parsau; Camin in Brackstedt u. s. w.

mit einem Vokale anfängt. „Err Hamtmann his ier“ = Herr Amtmann ist hier. Und ebenso bei den germanisierten Wenden der Lausitz und in der Mark Brandenburg<sup>1)</sup>. Im Borsfelder Werder ist hiervon keine Spur zu merken, jedenfalls ein Zeichen, daß die Germanisierung dort sehr früh erfolgte oder auch die ursprünglich wendische Bevölkerung durch deutsche ersetzt wurde. Es sind in der niederdeutschen Mundart übrigens einzelne slavische Wörter vorhanden, welche sich jedoch auch weit über die Grenzen des Werders hinaus im Braunschweigischen, Hannoverschen und der Altmark allgemein finden. So artsche für Hänfling (im Holsteinischen žiriz, tschechisch žirice); grabschen, hastig zugreifen (polnisch grabić, wegraffen); glüpen, anglozen, glüpögen, Glozungen, glüpscher kerl, heimtückischer Mensch (tschechisch hloupy, dumm, tölpelhaft); pracher, Bettler (tschechisch prositi, bitten; kleinrussisch prochati).

Die anthropologischen Verhältnisse, der Bau der Häuser, die Familiennamen und die Sprache deuten also auf Deutsche, auf Sachsen, und würden wir jene allein zu Rate ziehen, so würden wir die mitgeteilte geschichtliche Kunde von den wendischen Dörfern kaum verstehen. Es giebt aber noch andere Kennzeichen, welche die ehemalige Anwesenheit der Slaven in unserem Gebiete mit Sicherheit feststellen.

Unter den Ortsnamen sind wenigstens einige, die auf slavische Abkunft deuten, wenn auch im Werder durchaus nicht so zahlreich, wie in den benachbarten ehemals wendischen Gebieten der Altmark und des Lüneburgischen, wo stellenweise slavische Ortsnamen die deutschen überwiegen. Mit voller Sicherheit ist nur Parsau als wendischer Ortsname anzusprechen (1536 Parsau, auf einem Taufbeden aus dem 17. Jahrhundert in der dortigen Kirche Parsagen, auf einer Manuskriptkarte des Drömling aus dem Jahre 1717 im Wolfenbüttler Archiv Parsow), da der Name mit Parschau im Kreis Gr.-Wartenberg, Schlesien, stimmt und nach A. Brückner<sup>2)</sup> von slavisch prach, Staub, abzuleiten ist, was vielleicht auf die sandige Beschaffenheit der dortigen Gegend zurückführt. Belskove scheint nicht deutsch; es kommt 1536 als Belskoi vor; das v am Schluß wird gesprochen und ist nicht stumm, wie in den auf ow ausgehenden ostdeutschen slavischen Ortsnamen.

Zu den wenigen slavischen Ortsnamen gesellt sich nun aber als kräftiger Nachweis die slavische Anlage der Dörfer. Wenn der Blick nur einigermaßen geschärft ist, so ist es nicht schwer, die nach deutscher und slavischer Art angelegten Dörfer voneinander noch heute zu unterscheiden. Ist in beiden auch das Haus ganz das nämliche, nach sächsischer Art erbaute, sind auch die Bewohner hier wie da die gleichen niederdeutsch redenden Menschen, so ist doch die Anlage der beiden Dorfarten eine ganz verschiedene. Ein Dorf ist im allgemeinen ein konservativer Organismus; mögen die Bewohner wechseln, die

<sup>1)</sup> Hennings, Hannov. Wendland, S. 48. R. Andree, Wendische Wanderstudien, Stuttgart 1874, S. 86. Haushalter, Die Grenze zwischen dem Hochdeutschen und Niederdeutschen östlich der Elbe. Halle a. S. 1886, S. 3 und 12.

<sup>2)</sup> Die Slav. Ansiedelungen in der Altmark. Leipzig 1879, S. 78.



alten verdrängt und durch neu einwandernde ersetzt werden, es bleibt sich in seinem Plane meist gleich. Hof und Besitz gehen auf einen neuen Inhaber über, aber sie behalten ihre Form und Lage zu den Nachbarbesitzungen; brennt ein Dorf ab, so entstehen die Gebäude mit geringen Änderungen auf der gleichen Stelle, wo die vernichteten Häuser standen.

Trotzdem nun die Wendon aus dem Nordostwinkel unseres Landes verdrängt und durch Sachsen ersetzt wurden oder durch Vermischung in diesen aufgingen, hat die slavische Anlage der ehemals von ihnen im Mittelalter besetzten Dörfer sich erhalten und ist wie anderwärts<sup>1)</sup> auch bei uns gut von den Dörfern deutscher Anlage zu unterscheiden.

Die wendische Dorfanlage. Während nun die deutschen Dörfer einen regelmäßigen Plan der Anlage meist nicht erkennen lassen und gewöhnlich einer gefezmäßigen Anlage entbehren, so daß sie als „Häufendörfer“ bezeichnet werden, sind die slavischen Dörfer durchaus regelmäßig in Hufeisenform als Rundlinge oder als langgezogene Straßendörfer angelegt. Der Rundling zeigt die Anlage der Häuser rings um einen freien Platz herumliegend, dem die Giebel der Häuser zugekehrt sind, wovon die Abbildung einer Straßenseite aus Parsau ein Bild gewährt (Fig. 76). Es ist ursprünglich nur ein Eingang vorhanden, der auch wieder als Ausgang dient. Hinter den Häusern liegen zunächst die Gärten, daran anschließend die Grasgärten und Wiesen, alles fächerförmig ausstrahlend, dann die Felder. Diese Rundlinge beginnen im östlichen Holstein, wo ehemals Slaven wohnten<sup>2)</sup>, überschreiten die Elbe, um im hannoverschen Wendlande vorzüglich entwickelt zu sein<sup>3)</sup>, setzen sich fort durch

<sup>1)</sup> Der erste, welcher die slavische Natur dieser Dorfanlage erkannte, war der Leipziger Professor Victor Jacobi, die er in seinen Altensburgischen Studien (Leipziger Illustrierte Zeitung, J. J. Weber, 1845) schilberte. Er weist dort den regelmäßigen Kreis derselben oder die Hufeisenform mit einem Zugange nach und deutet diese Anlage auf strategische Rücksichten. Nur eine sehr geringe Anzahl von Familienhäuptern, etwa fünf, hätten ursprünglich diese Dörfer gegründet. In seiner Schrift „Slaven- und Teutschtum, in kultur- und agrarhistorischen Studien zur Anschauung gebracht“, Hannover 1856, führt er dann seine Ansicht mit Rücksicht auf das hannoversche Wendland bei Lüchow näher aus. Die Richtigkeit seiner Beobachtung hat sich bestätigt und andere Forscher zu ähnlichen Forschungen veranlaßt. Der nächste, der ihm folgte, war der Hesse G. Landau in der Beilage zum Korrespondenzblatt der deutschen Geschichtsvereine 1862. Es folgte die Festschrift zur Säkulareier der kgl. Landwirtschafts-Gesellschaft zu Celle. Hannover 1864, I. Zweite Abtheilung, S. 202 und das dazugehörige sehr lehrreiche Blatt eines Teiles des Wendlandes nach der Landesvermessung von 1775 bis 1778. Weiter sind zu erwähnen: August Reizen, der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse der preuß. Monarchie, Berlin 1873. — Derselbe, „Über Bildung von Dörfern und deren nationale Bedeutung“ in Verhandlungen der Berliner Anthropol. Gesellschaft 1872, S. 134. — Derselbe in Kirchhoffs „Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung“ 1889, S. 511. — A. Gloy, Beiträge zur Siedelungskunde Nordalbingiens. Stuttgart 1892.

<sup>2)</sup> Vergl. Gloy, Siedelungskunde Nordalbingiens, S. 31.

<sup>3)</sup> Hennings, Das hannoversche Wendland, Lüchow 1862, S. 24 und die eben erwähnte Celle'sche Festschrift.

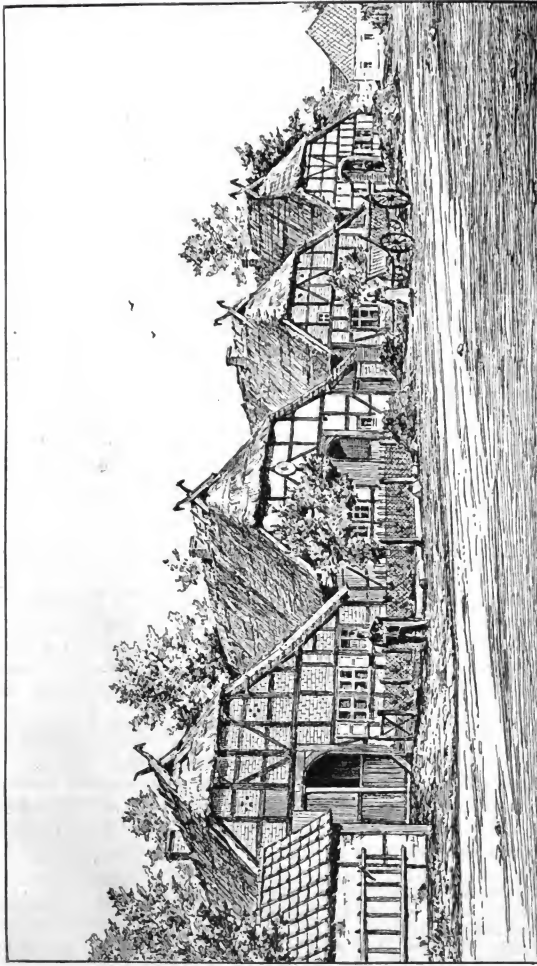


Fig. 76. Rundlingsbau. Dorfstraße in Parslau, Amt Borsfelde.

die Altmark, den hier in Rede stehenden nordöstlichen Zipfel Braunschweigs, durch die Provinz Sachsen bis an die Saale, wo z. B. im Camburgischen eine Zahl gut erhaltener Rundlinge mit slavischen Ortsnamen liegt <sup>1)</sup>, und zeigen sich häufig im Altenburgischen <sup>2)</sup>. Sie sind in Thüringen sogar weit nach Westen hin bis in das Gotha'sche vorgeschoben, wo Eberstadt bei Friedrichswoth ein Rundlingsbau ist <sup>3)</sup>. Noch weiter nach Süden dehnen sich Rundlinge bis in den bayerischen Frankenwald aus, wo Jedlitz bei Stadtsteinach, Reitsch bei Kronach und namentlich Förttschendorf an der Haslach diesen Typus zeigen <sup>4)</sup>.

Auch bei den Rundlingen im Braunschweigischen ist durch Brände und Umbauten vieles, zumal im Laufe unseres Jahrhunderts geändert worden, neue Straßen wurden durchgelegt, doch lassen sich die meisten noch gut erkennen und bei Zuziehung der alten Pläne der herzoglichen Plankammer aus der Mitte des 18. Jahrhunderts erscheint das alte Bild mit vollkommener Treue wieder. Folgende braunschweigische Dörfer sind Rundlinge.

Amt Vorsfelde. Bergfeld, heute schwer als Rundling kenntlich, doch sicher so nach der Karte von Fleischer 1758. Brackstedt, trotz des Brandes von 1846 noch gut kenntlicher Rundling. Brechtorf. Eischott, kleiner, noch vollständig erhaltener Rundling, der einzige, der noch keinen Durchbruch zeigt: wo man hineingeht, muß man wieder heraus. Groß-Sisbed. Hoitlingen, auch Hellinggen, Hautlingen, heute kaum noch als Rundling kenntlich. Nordsteimke. Parsau in seinem östlichen Teil noch deutlicher Rundling. Rühren noch deutlicher Rundling, wenn auch durchbrochen und mit vielen An- und Umbauten. Tiddische, heute nicht mehr als Rundling kenntlich, doch war es sicher einer nach der Karte von 1758. Welpke, noch als Rundling kenntlich. Weistove, heute schwer als Rundling kenntlich. Warmenau. Wendischott noch gut kenntlicher Rundling.

Amt Helmstedt. Barmke. Heute Neubau und der Rundling ist verschwunden; aber der Plan von 1756 zeigt die Form desselben noch sehr ausgesprochen.

Amt Königslutter. Groß-Steinum, sicher Rundling nach dem Plane von 1764; rings um die auf einem Hügel sich erhebende Kirche liegen im Kreise die Ackerhöfe. Rothenkamp, nach dem alten Plane Rundling, heute nicht mehr als solcher kenntlich. Scheppau, ebenso.

Zusammen 18, wobei das eine oder andere Rundlingsdorf übersehen sein mag. Allen gemeinsam ist, daß die großen Ackerhöfe den Kreis bilden, also die ursprünglichen Anbauer und Besitzer. Ihnen schließen sich, den Kreis erweiternd oder eine Art später errichteter Zugangsgasse zu ihm bildend, die kleinen Rüter, Brinkhüter und Anbauer an. Auf dem Platze in der Mitte stehen die Kirche, wo eine vorhanden, gewöhnlich die Schule, auch die Hirtenhäuser, die auf dem

<sup>1)</sup> Jacob, Die Ortsnamen des Herzogtums Meiningen, S. 131.

<sup>2)</sup> Oskar Weise, Die slavischen Ansiedelungen im Altenburgischen. Eisenberger Programm 1883, S. 5.

<sup>3)</sup> Regel, Thüringen. Jena 1895. II, S. 521.

<sup>4)</sup> Bavaria, III, 1. Abt., S. 184.

freien Gemeindegut erbaut wurden. (Vergl. die Pläne von Wendischott und Brechtorf, Fig. 77 und 78.)

Die zweite slawische Art der Dorfanlage ist mit dem Rundling nahe verwandt, eigentlich nur eine in die Länge gezogene Zusammendrückung des Kreises, so daß ein regelmäßiges, an einem Ende geschlossenes Einstraßendorf entsteht. Die planmäßig hingebauten Gehöfte liegen nebeneinander zu beiden Seiten der sehr breiten Straße (welche die Stelle des runden Platzes vertritt) und senkrecht zu dieser; hinter ihnen die Gärten, dann die Grasgärten

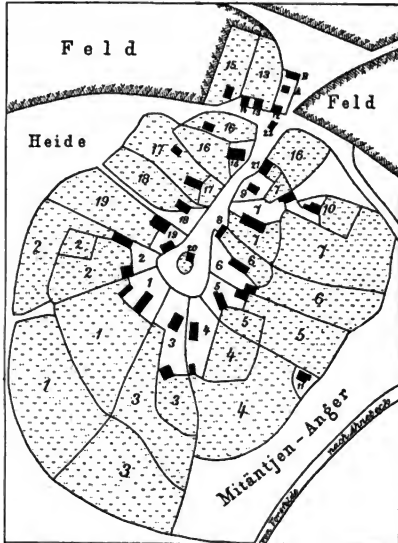


Fig. 77. Wendischott 1769. 1 bis 7 Ackerhöfe. — 9, 16 bis 19 Volkshöfe. — 8, 10, 11, 13, 15 Stüdenhöfe. — 12, 14 Brinkhöfe. — 20 Schule. — 21, 22 Hirtenhäuser. — A B Anbauer.

bed, Klein-Zwülpestedt, Meinkoth, Reisingen, Rickensdorf, Wahrstedt, zusammen sieben.

Zu erwähnen bleibt noch folgendes. Der im Westen an unjeren Werder sich anschließende Teil des hannoverschen Amtes Fallersleben, das Volstederland, welches ich aus eigener Anschauung nicht kenne, soll gleichfalls von Weuden bewohnt gewesen sein<sup>1)</sup>, was noch dadurch bestätigt wird, daß im Vol-

und Wiesen, alle rechtwinkelig auf die Straße stoßend, wie dieses der Plan von Reisingen deutlich erkennen läßt (Fig. 79). Diese Form wechselt bei uns ab mit dem Rundling, beide Bauarten sind einander dicht benachbart. Eine grundsätzliche Scheidung liegt kaum vor; die Ackerverteilung ist hier wie da die nämliche und die Bodenbeschaffenheit mag den Ausschlag gegeben haben, ob das eine Dorf rund oder das andere einstraßig anzulegen sei.

Als einstraßige, am Ende geschlossene, nur mit einem Eingange ursprünglich versehene Dörfer slawischer Bauart in Braunschweig kann ich folgende feststellen: Kästorf, Klein-Sis-

<sup>1)</sup> Festschr. d. Landwirtschaftsges. zu Celle 1864, I, zweite Abteil., S. 160, 390.

dedert Lande der Zehnte nicht gegeben wurde, worauf wir gleich zurückkommen.

Wendische Flurnamen. Die Anlage der Dörfer im Werder und Nachbarschaft ist also slavisch; die Ortsnamen dagegen sind es nur in geringem Maße; die Bauart der Häuser rein niedersächsisch, aber die Flurnamen, zu denen wir jetzt gelangen, sind etwa zur Hälfte slavisch, zur Hälfte deutsch. Zur Feststellung derselben habe ich auch hier die alten Dorfbeschreibungen und Karten in der herzoglichen Plankammer benutzt, welche gelegentlich der Landes-

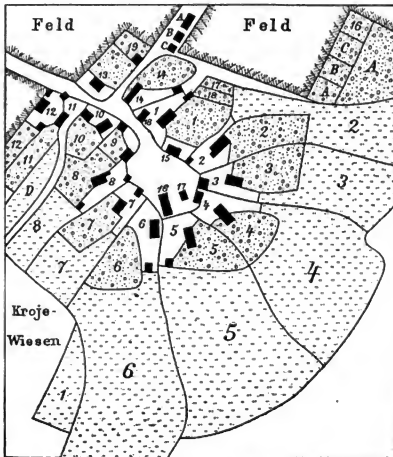


Fig. 78. Brechtorf 1759. 1 bis 8 Ackerleute. — 7 bis 10 Halbspänner. — 11, 15, 16, D Stüdenkötter. — A, B, C Anbauer. — 17 Schule. — 18 Schäfer. — 19 Kuh- und Schweinehirt.

vermessung unter Herzog Karl I. in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgenommen worden sind; ferner alte Karten im herzoglichen Archiv zu Wolfenbüttel. Die gewonnenen Flurnamen habe ich an Ort und Stelle mit der Aussprache der Bauern verglichen, wobei sich wiederholt Verschiedenheiten und Abweichungen von der Kanzleischreibung ergaben; einzelne Flurnamen, die auf den Karten standen, waren jetzt verschwunden, worauf die Separation des alten gemeinsamen Besitzes nicht ohne Einfluß geblieben sein mag. Die wendischen Flurnamen nun, heute dem Bauern inhaltlose Wörter, arg verstümmelt im deutschen Munde und der deutschen Zunge anbequemt, lassen sich in den meisten Fällen noch deuten und sind ein sicheres Zeichen der ehemaligen Anwesenheit slavischer Bevölkerung in der Vorsfelder Gegend. Sie sind meist, wie so vielfach bei slavischen Ortsnamen, der Beschaffenheit des Grundes und Bodens entnommen und wiederholen sich häufig; ihre Deutung, so weit mir möglich, ist unten versucht, wobei mir die Schrift Brüdners<sup>1)</sup> von besonderem Nutzen gewesen ist.

Mit Hilfe dieser Flurnamen, dem einzigen Überrest der Sprache der Slaven, welche den Vorsfelder Werder im Mittelalter bewohnten, läßt sich auch

<sup>1)</sup> Brüdner, Die slavischen Ansiedelungen in der Altmark, Leipzig 1879.

bestimmen, zu welchem Stamme der großen Slavenfamilie wir die alten Bewohner dieser Gegend rechnen können. Kennzeichnend ist der häufige Ausgang

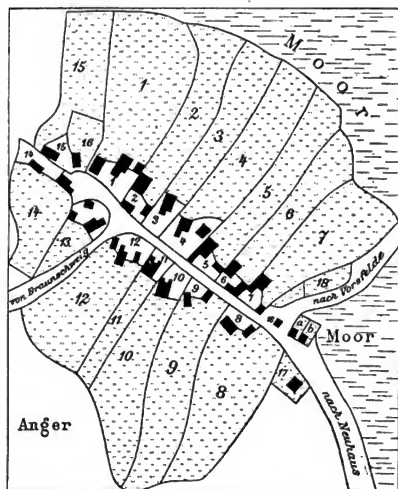


Fig. 79. Meislingen 1758. 1 bis 5, 12 bis 14 Ackerhöfe. — 6 bis 11, 15, 16 Rothhöfe. — 17 Schule. — 18 Hirtenhaus. — a b Neue Anbauer.

dieser Flurnamen auf -eig, -eisch, wo sonst bei slavischen Ortsnamen -ig steht. Es ist diese Diphthongierung ursprünglich langer Vokale in Übereinstimmung mit den slavischen Flurnamen der benachbarten nördlichen Altmark und jenen im hannoverschen Wendlande bei Lüchow, so daß wir auf eine Zusammengehörigkeit der diese Landstriche bewohnenden Wenden schließen können. Nach Scharif<sup>1)</sup> gehörten sie zu den Bodrijern, d. h. den Obotriten<sup>2)</sup>.

Nachfolgend gebe ich nun die gesammelten slavischen Flurnamen und deren Deutung, so weit mir möglich. Slavisten dürften daran zu bessern haben.

<sup>1)</sup> Slavische Altertümer II, S. 593, 618.

<sup>2)</sup> Diese Endung -eig kommt in den Flurnamen des hannoverschen Wendlandes häufig vor. Zum Vergleich mit den umstehend mitgeteilten aus dem Werder mögen hier einige stehen, die der wendische Bauer Parum-Schulz 1725 aus der damals noch lebenden, aber gegen 1800 erloschenen Sprache der Lüneburger Wenden aufschrieb und erklärte: Postweic = pastvica, Hutweide. Mokraneica = mokranica, nasse Gegend. Chäudeic = chudica, geringe Gegend. Jüsteneic = gostenica, Gastland. Cibeleist = sedlisce, Siedelung. (Hilferding, Die sprachlichen Denkmäler der Drevjaner und Glinjaner Elbslaven. Bausen 1857, S. 33, 35.) Auch in der heutigen nieder-sächsischen Sprache des hannoverschen Wendlandes haben sich einzelne slavische Wörter erhalten: Koreic, Vorstadt. Punkeneic, Geschenk. Tötereic, ein Blasinstrument. Zinterneic, ein Weil. Leineic, Webelamm. Pinfelneic, Schaufel u. s. w. (Hennings, Das hannoversche Wendland, Lüchow 1862, S. 44.) Ein Weißbrot in Hufeisenform heißt Paggelneic, ein Wort, womit die Slavisten nichts rechtes anfangen können (vergl. Brückner, S. 21, Anmerk. 48). Andererseits ist an das niederdeutsche pago, Pferd, und Eisen, also Pferdeisen, erinnert worden, womit die hufeisenförmige Form des Gebäcks übereinstimmt.

**Babatsche** f. Reisklingen. Einziger slav. Flurname daselbst. — Zu slav. bob, Bohne.

**Basitsche** f. Boimstorf. Einziger slav. Flurname daselbst. — Zu slav. bez, Hollunder (Sambucus).

**Bratsche** f. Kästorf.

**Brisack** f. Tiddische. — Zu slav. breza, briza, Birke.

**Brodje** f. Brackstedt, Rühren, Wendischott. — Zu brod, Furt.

**Broitsche** f. Belpke. Einziger slav. Flurname daselbst.

**Dauleske** f. Tiddische. Slav. dlouhi, lang.

**Derneike** f. Eischott. Slav. drva, drova, dreva, Holz, Wald. Draweiste, Bergfeld. Trafeist. Rühren. Drafehnen, Bergfeld. Führen auf dasselbe slavische Stammwort.

**Doberoffanger** der Karte, heute Doroff gesprochen. Dobrod. Parsau, Bergfeld. Tobrod. Rühren, so in der Dorfbeschreibung. Slav. dub, Eiche.

**Dopane** f. Wendischott. — Zu slav. dupa, Höhlung.

**Dorje** f. Bergfeld. Altslav. darje, Geschenk?

**Duleiste** f. Parsau. — Zu slav. dulec, dolec, Grube, kleines Thal.

**Faidtsche** f. Eischott.

**Faistaine** f. Eischott.

**Feiste** f. Parsau.

**Gelatsche** f. Belfstove. Slav. gladj, Hunger. Also ein Hungeracker.

**Gloweine** f. Rühren. — Zu slav. glowa, hlawa, Kopf, Haupt.

**Gore**, die hohe. Tiddische, Wendischott. Slav. gor, gora, Berg.

**Graffein** f. Parsau. — Zu slav. grab, hrab, Weißbuche.

**Gostanger**, Wendischott. So auf der Karte von Bertram aus dem Jahre 1759, heute gesprochen Zaufstanger. Erklärt kann der Name werden als „Gastland“, nach einem alten Brauche bei den lüneburgischen Wenden. Der Bauer Johann Parum-Schulz erläutert nämlich in seiner Dorfschronik von 1725, einem der letzten Denkmäler der hannoverschen Wenden Sprache: „Jüsteneiz (richtig Gostenica) heißt soviel als ein Gastland, Gast heißt jüst (gostj): in alten Zeiten, wenn die Vögte haben in Dorf gekommen, so hat sie der Schulze bewirten müß“ (Hilferding, Die sprachlichen Denkmäler der Drevjaner Elbflaven. Bautzen 1857, S. 35). Dieses Wort hat sich dort bis heute erhalten samt dem anhaftenden Brauche. In den Dörfern des hannoverschen Wendlandes wird die Verwaltung vom Dorfschulzen geführt. Fast in allen Dörfern ist eine Erbschulzenhufe, entweder im ganzen oder in zwei Halbhufen vorhanden und im Privatbesitz einer oder zweier Familien. Daran klebt auch noch der Besitz einer kleinen Fläche in der Größe von ein bis drei Morgen, das Güsteneizenland. (K. Hennings, Das hannoversche Wendland. Lüchow 1862, S. 17.)

**Jesere** f. Breckorf. Gesehre. Rühren. Auf der Karte von Hein aus dem Jahre 1758 der Gesehrenteich, jetzt ausgetrocknet und Wiese. Slav. jezero, Teich, kleiner See. Man vergl. den Geserichsee in Ostpreußen, die vielen Jeseriz, Jeserig.

**Jonedk** m. oder das Jonide-Holz bei Rühren. „Das Jonideholz gehörte zur Wüstung Siebelgabau. Grund und Boden lassen noch unzweifelhaft ehemaliges Ackerland erkennen.“ (v. Strombeck in Zeitschr. d. histor. Ver. f. Niedersachsen 1864, S. 20.) Zum Stamme jun, jung.

**Klattsche** f. Eischott. Die Erklärung giebt der wendische Bauer Parum-Schulz, der (bei Hilferding, a. a. D., S. 34) folgendermaßen den im hannoverschen Wendlande vorkommenden Flurnamen Klaz erläutert: „Da waren vordem junge Heistern an den Weg und auf das Land, davon hat es den Namen.“

**Klanzfeld** n. Belfstove. Klantschenkamp. Rühren. Slav. klen. Ahorn.

**Kliesneiz** f. Tiddische. Zu slav. kles, Reisholz.

**Köterfeine** f. Brackstedt. Es scheint hier im ersten Teile das deutsche Köter, wie oft in „Köterfeld“, vorzuliegen.

**Köterneiß** f. Hoitlingen. Ebenso.

**Koleitz**. Rühren, Warmenau. Koleitsche. Bergfeld. Slav. golj, kahl, uadt.

**Koreitschenholz**. Rühren. Von slav. kurz, Hahn. Die Deutung hat nichts auffallendes, da die „Koreitze“ oder Hühnerdörfer ein häufiger Ausbruch in den kolonisierten Wendengegenden sind; im Dialekt des hannoverschen Wendlandes bedeutet es geradezu Vorstadt. (Hennings, Hannov. Wendland 44.) Die Wenden hatten die bekannten „Rauchhühner“, welche vielfach in den alten Gefäßregistern vorkommen, zu liefern. An der Westseite von Calvörde lag das Hühnerdorf. (Brückner, a. a. D., S. 19.) Dannenberg besaß einen Drawener Koreitz, selbst die Neubauten bei Dörfern bezeichnete man so. (Guthe, Braunschweig und Hannover, S. 619.)

**Kraweitz** f. Hoitlingen. Slav. krava, Kuh.

**Kroje** f. Brackstedt, Brechtorf, Eischott, Kästorf, Bestowe, Warmenau. Auf den Karten auch Croje. Hart an der braunschweigischen Grenze liegt das lüneburgische Dorf Croya, gesprochen Kroje. Der Name führt zurück auf slav. kraj, Grenze, Mark.

**Krosneitsche** f. Bergfeld, Eischott. Krüseneiß f. Tiddische. Auf Karten „Grosse Neitze“. Slav. krusa, Birnbaum. Eine Wüstung zwischen Tiddische, Parfau und Bergfeld heißt die Groseneiß. (v. Strombeck, a. a. D., S. 19.)

**Krumsentsche**, die krumme. Bestowe. Slav. krivj, krumm, also liegt Übersetzung vor oder die deutsche Bezeichnung wurde wegen der Form des Flurstücks hinzugefügt.

**Labensche** f. Rühren.

**Lanneiß** f. Parfau. Zu polnisch lan, Hufe.

**Leiß** f. Tiddische. Zu slav. lipa, Linde.

**Leiseitsche**, auch **Laseitsche** f. Hoitlingen. Zu slav. lis, Fuchs. Im Drawenischen (hannov. Wendland) leiska, Fuchs.

**Leßeine** f. Hoitlingen, Tiddische, Warmenau. Slav. les, Wald.

**Loffane** f. Hoitlingen.

**Loof** m. Bergfeld, Brackstedt. **Loche** f. Hoitlingen, Tiddische. **Loje** f. Hoitlingen. Zu slav. lug, luza, Sumpf, Sumpfwiese.

**Lüttsche** f. Einziger slav. Flurname bei Rothenkamp.

**Machunike** f. Rühren. Zu slav. mech, Moos.

**Masseine** f. Parfau.

**Mastrufede** f. Bestowe. Zu slav. mast, fett; fetter, thoniger Boden.

**Matutsche** f. Parfau, Bergfeld.

**Müseleitsche** f. Rühren. Vielleicht in der ersten Hälfte des nbd. müse, Mäuse; oder slav. mys, Maus.

**Passef** m. Warmenau. Der Name dieses auf der Karte von 1759 und in der Dorfbeschreibung vorkommenden Angers war 1894 in Warmenau nicht mehr bekannt. Tschechisch paseka, Holzschlag.

**Politz** f. Rühren. Zu slav. polje, Feld.

**Poneiß** f. Rühren.

**Prias** m. Bergfeld, Tiddische. Slav. prijaz, Anfahrts, Zufahrt.

**Rieppeiß** f. Rühren. Slav. repa, Rübe.

**Salot** f. Rühren. Poln. zaloga, Hindernis, Vorlage, Vorsprung.

**Strane** f. Wendischott, Bergfeld, Brechtorf. **Strah** f. Kästorf. **Streue** f. Brackstedt, Bestowe. **Strausche** f. Tiddische. Zu slav. strazić, wachen.

**Strosleine** f. Parfau.

**Tobeine** f. Hoitlingen. Vergl. Dopyne.

**Tribeneiß**, **Triemeneiß** f. Parfau, Brackstedt, Hoitlingen, Rühren, Tiddische, Wendischott. Stets Wiese. Slav. trebiti, reinigen; poln. trebić, roden.



**Zerneitz, Zirneitz** f. Bergfeld. Zu slav. černy, schwarz.

**Zieleitz, Zieleitsche, Ziegeleitsche, Seeteitz, Zielästge** f. Parsau, Bergfeld, Rügen, Warmenau, Wendischott. Slav. selo, Grund und Boden, tschech. sedlist'e, Wohnsitz, sedliti, ansiedeln.

**Zirkency** f. Rügen.

Die Namen der Forstorte im Revier Vorsfelde sind fast durchweg deutsch und nur ein paar sind als slavische erkenntlich. Die Klaitz und Jonick wurden schon bei den Flurnamen erwähnt; dazu kommt noch die Kohlneiz.

Zehntfreiheit der wendischen Dörfer. Noch ist ein Unterschied zu bemerken, der zwischen den ehemals wendischen und den sächsischen Dörfern bestand. Überall in unserm Lande gaben, bis zur Ablösung, die sächsischen Dörfer den Korn- und Fleischzehnten an die Regierung, an die Herrschaft, die Kirchen oder die adligen Güter. Nur bei den zwölf Dörfern im Werder, welche zugleich slavische Bauart und slavische Flurnamen aufweisen, wurde, wie ich aus den Dorfbeschreibungen des 18. Jahrhunderts feststellte, der Korn- und Fleischzehnte „seit uralter Zeit“ nicht gegeben. Es sind dieses die Dörfer Ahnebeck-Parsau, Brackstedt, Brechtorf, Eichott, Hoitlingen, Kästorf, Rügen, Zidbische, Velsowe, Warmenau, Wendischott. Als eine Ausnahme gefeilt sich dazu das südlich von den vorigen gelegene einst zehntfreie Danndorf, wo weder slavische Dorfanlage noch slavische Flurnamen vorhanden sind. Wo nun die drei Kennzeichen: slavische Dorfanlage, slavische Flurnamen und Freiheit vom Zehnten zusammen treffen, da haben wir es sicher mit ehemals echt wendischen Dörfern zu thun; diejenigen Dörfer aber, welche nur slavische Dorfanlage ohne slavische Flurnamen zeigen und den Zehnten leisteten, sind wohl von Sachsen bewohnt gewesen, die sich auf ehemals wendischer Dorfstätte in den frühesten Zeiten der deutschen Kolonisation und Eroberung niederließen<sup>1)</sup>.

Die Begründung dieser Zehntfreiheit der wendischen Dörfer ist in folgender Ausführung Brückners<sup>2)</sup> gegeben: „Im Gegensatz zu den Slaven machten deutsche Einwanderer nicht nur bisher wüstes Land fruchtbar, sondern es steigerte sich der Ertrag von Slaven bebauter Hüfen, wenn diese in deutsche Hände übergingen, einerseits durch die besseren Werkzeuge<sup>3)</sup> und Arbeit der letzteren,

<sup>1)</sup> Weniger Wert will ich darauf legen, daß zur Zeit, als die Dreifelderwirtschaft herrschte, bei vielen der wendischen Dörfer diese nicht durchgeführt war; einzelne besaßen sie. Aber auch bei rein deutschen Dörfern, wie z. B. Vortfeld und Lehre, war die Dreifelderwirtschaft, teils der Bodenverhältnisse wegen, teils wegen der ungleichen Verteilung der Äcker unter die Einwohner, nicht durchführbar. In der Flurbeschreibung von Parsau von 1757 heißt es: „Das Land wird mit Roggen, Hafer und Buchweizen ein Jahr um das andere bestellt und bleibt kein Land brach liegen.“ Bergfeld 1758: „Das Land wird alle Jahre bestellt und keine Brache gehalten; die Hälfte mit Roggen, die andere Hälfte mit Hafer und Buchweizen.“ Brackstedt 1759: „Die Äcker werden drei Jahre bestellt und liegen dann drei Jahre brach.“

<sup>2)</sup> Die slav. Ansiedelungen in der Altmark, S. 17.

<sup>3)</sup> Das Werkzeug der ackerbautreibenden Slaven war nämlich der hölzerne Haken (uncus), nicht der eiserne Pflug (aratrum) der Deutschen, womit zusammenhängt, daß die Slaven meist nur leichteren, weniger fruchtbaren Boden bearbeiten konnten.

andererseits dadurch, daß die Deutschen den Zins meist in Geld zahlten. Wenn nun slavische Hufen oder noch unbebautes Land an Deutsche ausgethan wurde, fielen die bisherigen mannigfachen Naturalabgaben und Dienstleistungen weg, die neuen Anbauer hatten in der Regel nur einen bestimmten Grund- und Hofzins zu entrichten.“ Das paßt auf die Dörfer im Amte Vorsfelde, wo an Stelle der Wenden Deutsche angesiedelt wurden. Die folgende Tabelle zeigt übersichtlich die Verhältnisse, wie bei den einzelnen Dörfern Rundlingsbau, slavische Flurnamen und Freiheit vom Zehnten sich zu einander verhalten.

Braunschweigische Dörfer mit slavischer Dorf- anlage	Plan der Dorfschreibung von	Vorkommen slavischer Flurnamen = F.	Frei von Korn- und Fleischzehnt. = Ff.
Barnle . . . . .	Mitgau 1756	—	—
Bergfeld . . . . .	Fleischer 1758	F.	Ff.
Boimstorf . . . . .	1755	*)	Ff.
Brackstedt . . . . .	Fleischer 1759	F.	Ff.
Brechtorf . . . . .	Bertram 1759	F.	Ff.
Eishott . . . . .	Bertram 1760	F.	Ff.
Groß-Eisbed . . . . .	Mitgau 1758	—	**)
Groß-Seinum . . . . .	Bütemeister 1764	—	—
Hoitlingen . . . . .	Reinding 1758	F.	Ff.
Kästorf . . . . .	Fleischer 1759	F.	Ff.
Klein-Eisbed . . . . .	Mitgau 1758	—	—
Klein-Zwülpsiedt . . . . .	Reinding 1758	—	—
Meinkoth . . . . .	Reinding 1758	—	—
Nordsteinte . . . . .	Mitgau 1756	—	—
Parlau . . . . .	Reinding 1758	F.	Ff.
Reislingen . . . . .	Koch 1757	*)	—
Rickenstorf . . . . .	Reinding 1757	—	—
Rühen . . . . .	Reinding 1756	F.	Ff.
Rothentkamp . . . . .	Mitgau 1760	*)	—
Schoppau . . . . .	Reinding 1758	—	—
Tiddische . . . . .	Reinding 1756	F.	Ff.
Welpke . . . . .	Koch 1771	*)	—
Welfowe . . . . .	Reinding 1756	F.	Ff.
Wahrstedt . . . . .	Reinding 1759	—	—
Warmenau . . . . .	Bertram 1759	F.	Ff.
Wendshott . . . . .	Reinding 1757	F.	Ff.

\*) In diesen vier Dörfern je ein slavischer Flurname.

\*\*\*) Groß-Eisbed war vom Fleischzehnt frei; der Kornzehnt wurde, ausgenommen drei Kämpfe, gegeben.

Wendische Spuren westlich von den Hauptfizen. Nach den angegebenen Kennzeichen läßt sich nun mit Sicherheit erkennen, daß die Hauptmenge der Wenden in nördlichen Teile des heutigen Amtes Vorsfelde saß, wo sie Anschluß an die Stammesgenossen im Osten und Westen hatte. Beweis dessen die Zunahme slavischer Ortsnamen und Rundlingsbauten in der Altmark und Vor-

kommen der Rundlingsbauten im Lüneburgischen, wo Sandkamp, dicht östlich vor Fallersleben, noch heute die slavische Dorfanlage zeigt.

Nach Süden zu werden die Spuren geringer und geringer, bis sie in der Gegend von Helmstedt und Königslutter, doch ohne diese Städte ganz zu erreichen, auslaufen. Die Dörfer mit slavischen Anklängen in beiden Ämtern sind oben genannt. Wahrscheinlich hat der hannoversche Hasenwinkel auch wendische Dorfanlagen gehabt, was noch näher zu untersuchen wäre. Es gesellt sich dazu die einsam bei Nieseberg, nördlich von Königslutter gelegene Purizmühle. Der Name kommt in der Dorfbeschreibung von 1755 nicht vor, wiewohl dort die Mühle genau geschildert ist. Häffel und Bege nennen sie zu Anfang des Jahrhunderts „Porizmühle“, woraus sich ungezwungen die slavische Deutung *po-réka*, am Fluß, ergibt; zu vergleichen *Por'ic*, der Stadtteil Prags an der Moldau. Freilich die Mühlenbeek, welche in die Schunter geht, ist ein armes Bächlein; es führt aber über dasselbe hier der „Wendensteg“, von dem die Sage geht, an ihm seien die Wenden getauft worden.

Was die Helmstedter Gegend betrifft, so ist dort Barmke der letzte Rundling. Ferner: Dem benachbarten Kloster Marienberg schenkte 1224 der Pfalzgraf Heinrich das wüste Dorf Bemesdorf *villam quondam desertam Bemesdorp nomine juxta Helmstadt in nemore sitam quondam a Slavis inhabitatam cum silva, pratis et agris attinentibus*. Bei den Slaven soll der Ort *pluhd* (*witz*) geheißten haben, worauf der „Pluderbusch“ unweit des Helmstedter Gesundbrunnens deutet<sup>1)</sup>. Es ist eine sumpfige Gegend (*slav. blato*, Sumpf, Kot).

Stellung der Wenden in Braunschweig im Mittelalter. Zwischen den Resten der Wenden, die an den Grenzen des braunschweiger Landes wohnten, und den herrschenden Deutschen hat ein gutes Verhältnis anfangs nicht bestanden. Der Wende war verachtet, wurde von Gilden und Bürgerschaft fern gehalten und konnte nicht einmal als Lehrling ein Handwerk erlernen. Das sind Nachwirkungen aus der Zeit der ersten Kämpfe gegen die Slaven gewesen, die ja als Heiden von den christlichen Deutschen verabscheut wurden; im Sachsenpiegel (3, 70 bis 73) handelt eine Stelle vom Rechte der Wenden und ihrer Unfreiheit; der Name *Slave* mußte bei den meisten Völkern Europas den härtesten Ausdruck für Knecht und Unfreier hergeben (*Esclave, esclave, slave, schiavo, esclavo*). So war es in ganz Nordostdeutschland der Fall, wo Deutsche und Wenden zusammen wohnten<sup>2)</sup> und im Braunschweigischen treffen wir dieselben Beziehungen durch das ganze Mittelalter bis in das 17. Jahrhundert hinein. In der Stadt Braunschweig waren im Jahre 1384 alle jene, welche undeutsch, namentlich slavischer Abkunft waren, unfähig zur

1) Behrens, Neuhaldenslebische Kreischronik. II, S. 464, 499. Derselbe, Jahresbericht des Altmark. Vereins für Geschichte. V, S. 56. Brückner, Slav. Ansiedelungen in der Altmark, S. 25.

2) Belege in Andree, Wendische Wanderstudien. Stuttgart 1874, S. 8.

Aufnahme in eine Gilde<sup>1)</sup>. Für Helmstedt finden wir, daß 1393 der dortige Abt Bruno von Kenneberg als Grundherr den Latenmachern einen Gildebrief ausstellte, in welchem es heißt: ok schall man neyne wende in dat werk nemen und in Jahre 1395 verleiht er den Leinewebern daselbst einen Gildebrief, in welchem die Worte vorkommen: ok schall in erer ghilde wesen nicht en wendisch man<sup>2)</sup>. In Calvörde bezugten im Jahre 1620 Bürgermeister und Rat dem dortigen Bürgersohne Joachim Berens in dessen Geburtsbriefe, „daß er seinen lieben Eltern echt und recht teutsch und nicht wendisch geboren, auch Niemandes eigen und Lathe oder sonsten eines andern tadelhaften Geschlechts und derowegen aller ehrlichen Versammlungen, Gilden, Werkstand, Gemeinschaften wohl würdig und davon nicht zu verwerfen sei“<sup>3)</sup>.

Der jüngste mir bekannt gewordene Fall, daß in unserm Lande noch die Unehrllichkeit der Wenden in Frage kommt, spielt 1662 in Wolfenbüttel. Damals meldete sich dort ein Einwohner des Städtchens Lüchow im hannoverschen Wendlande zur Aufnahme in eine Gilde; der Vater desselben stammte aus dem Bremischen, die Mutter aber aus einem Dorfe bei Lüchow, so daß wendische Abkunft vermutet und damit die Aufnahme in die Gilde beanstandet wurde. Der Betreffende wendete sich nunmehr an den Herzog August, welcher in Lüchow Nachrichten einziehen ließ. Die Auskunft lautete dahin, die Einwohner des Dorfes, aus dem die Mutter stammte, seien keine Wenden, sondern recht deutsch geborene Leute, „worauf jener mit seinen Kindern in Rat und Gilde passiert und aufgenommen wurde“<sup>4)</sup>.

Zu Ende des 17. Jahrhunderts scheint dann die Betonung des Unterschieds zwischen wendisch und deutsch bei uns aufgehört zu haben. Die wenig zahlreichen Wenden gingen völlig in den umwohnenden Deutschen auf, doch ist das slavische Blut, das in der sächsischen Bevölkerung des Landes Braunschweig rollt, nur eine homöopathische Dosis. Erst neuerdings bringt uns die Freizügigkeit und die Sachfengerei wieder größere Scharen Arbeiter aus dem Osten, namentlich den polnischen Provinzen Preußens, von denen manche bei uns hängen bleiben, wie die Zunahme slavischer Familiennamen in Stadt und Land beweist.

Fälschlich als „wendische“ bezeichnete Dörfer in Braunschweig. In der näheren und fernerer Umgebung der Stadt Braunschweig liegen die Dörfer Wenden, Wendeburg, Wendezelle, Wendhausen und Wendessen, welche samt den Dörfern Bortfeld und Zweidorf lange Zeit für ursprünglich slavische angesehen wurden. So viel ich sehe, ist der berühmte Helmstedter Professor Meibom der erste gewesen, welcher dieses ausgesprochen hat. Jene Dörfer, so führt er aus, seien von Obotriten gegründet worden, welche Karl der Große in

1) Dürre, Gesch. d. Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 606.

2) P. W. Behrends im ersten Jahresbericht des Altmärkischen Vereins, 1848, S. 27.

3) P. W. Behrends, Siebenter Jahresbericht d. Altmärkischen Vereins, 1844, S. 58.

4) Braunschw. Magazin 1797. 42. Stück, S. 658.

die Braunschweiger Gegend verjagt habe<sup>1)</sup>. Hassel und Bege verbreiteten dann diese Ansicht weiter<sup>2)</sup>, Venturini und Dedekind schrieben ihnen nach<sup>3)</sup>.

Ich selbst bin in den gleichen Fehler verfallen und habe Anlaß zur Verbreitung des Irrtums gegeben, als hätte es bei der Stadt Braunschweig im Mittelalter eine wendische Sprachinsel gegeben<sup>4)</sup>. Es ist bekannt, wie die von den Deutschen vertriebenen und besitzlos gewordenen Wenden oft nach andern Gegenden übersiedelten<sup>5)</sup> und zwischen umwohnenden Deutschen nun Dörfer gründeten, welche durch den Zusatz „wendisch“ von den deutschen sich unterschieden. Bis tief nach Thüringen hinein, ja bei Fulda wohnten im Mittelalter Wenden.

Es konnte ja ähnlich bei Braunschweig der Fall gewesen sein, zumal hier die „Wenden“ benannten Dörfer sich häuften.

1. Wenden. Kommt urkundlich schon 1031 als Guinuthun vor und war damals in die Magnikirche zu Braunschweig eingepfarrt. 1219 erscheint ein Balduin de Wenethen. (Originalurkunden im Landesarchiv zu Wolfenbüttel.)

2. Wendeburg. 1170 Winethesborg; 1195 Winedeburg und Wenedeburg. (Origin. Guelf. III, 609, 611.)

3. Wendezelle. Erscheint erst 1454 unter gleichem Namen.

4. Wendessen. Um 1200 Wenethesheim. (Dürre, Geschichte d. Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 437.)

5. Wendhausen. 1183 Wenethusen. 1311 Wenthusen.

6. Wense schon im Hannoverschen, an der Grenze. 1187 Wennehusen; circa 1290 Steterburgisches Lehngut Wendenihusen. (Nachweise im Diplom. Steterburg. im Wolfenbüttler Landesarchiv.)

7. Wendebutte. Wüstung. Schon 1007 genannt. (Mon. Germ XVI, 201.) 1308 villa Wendebutte apud Eckhorst. (Urkunde im Braunschweiger Stadtarchiv.)

8. Das Wentfeld östlich von Steterburg wurde auch auf Wenden

<sup>1)</sup> In not. ad Gerhard. Steterburg. Nr. 32. Vergleiche Braunschweigische Anzeigen, 18. März 1747.

<sup>2)</sup> Beschreibung der Fürstent. Wolfenbüttel und Blankenburg. 1802, I, S. 380, 453. Die Vortfelder sollten sich durch „beibehaltene altwendische Tracht“ auszeichnen. Ja, wenn wir von der nur etwas wüßten! Ferner, die slavische Sprache sei „bis auf einzelne Wörter und Wortfügungen“ aus den Ämtern Calvörde, Vorsfelde und Betmar verschwunden, in Aussprache und Sitten sei aber noch manches wendische erhalten, wendische Wörter und Redensarten seien dem Plattdeutschen beigemischt (I, 68). Alles haltlose Behauptungen ohne jeden Beweis.

<sup>3)</sup> Venturini, Herzogt. Braunschw. 1847, S. 68. — Dedekind, Festgabe für die 20. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte. Braunschweig 1858, S. CCI.

<sup>4)</sup> H. Andree, Wendische Wanderstudien. Stuttg. 1874, S. 158.

<sup>5)</sup> Z. B. die Glossa zum Sachsenspiegel (III, 701); des quam coning carl unde nam si (die Wenden) ut deme hertoghdome unde tu strewede si over alle sassen. Darvan vint man noch etlike dorper wendesche. Hierauf stützte sich Raibom.

bezogen. (Wenetfeld, praediolum adjacens monasterio Stederburg. Mon. Germ. XVI, 217.)

9. In der Stadt Braunschweig heißt die nach Norden führende Straße die Wendenstraße, 1268 platea Slavorum und das Thor nach Norden zu Wendenthor, 1254 valva Slavorum. (Dürre, Geschichte der Stadt Braunschweig 718, 725)<sup>1)</sup>.

Auf dieses häufige Vorkommen des Ortsnamen Wenden bei uns im Mittelalter gründet sich die Annahme von dem Vorhandensein slavischer Ansiedelungen dicht bei der Stadt Braunschweig. Auch der Geschichtsschreiber der Stadt Braunschweig, H. Dürre, mein 1893 verstorbener Lehrer, vertrat diese Ansicht<sup>2)</sup>, die dadurch besonders bestechend erscheint, wenn eine Straße in der Stadt Braunschweig vom Urkundenschriftsteller lateinisch geradezu als „Straße der Slaven“ bezeichnet wird.

Und doch ist die Auffassung irrig. Schon im Anfange unseres Jahrhunderts hatte Reß das Richtige getroffen: „Die Namen Wend, Wenda, Wende, Wendil, Wenni waren so gewöhnlich bei unsern Vorfahren, daß wir uns übereilen, wenn wir gleich alles, was damit zusammengesetzt ist, von einer ganzen Nation, die so selten ihren Namen einem Orte beilegte, ableiten. Unsere Örter Wenden, Wendessen, Wendhausen und Wenzen oder genauer Wendsen, hat man zwar meines Wissens nicht geradezu für wendische Stiftungen ausgegeben; der Urkundenschriftsteller, nicht immer zugleich ein Geschichtsforscher, erlaubt sich indes wohl z. B. das Wendenthor in Braunschweig porta Slavorum zu übersetzen, als wenn es Slaven erbauet, ob diese die dahin ziehende Wendenstraße bevölkert hätten“<sup>3)</sup>.

Auffallend und zu erläutern bleibt noch der urkundliche Name der Wendenstraße, platea Slavorum. Sie ist erst unter Heinrich dem Löwen im zwölften Jahrhundert entstanden, als dieser den Hagen gründete, und erhielt ihren Namen nach dem Dorfe, auf welches sie zuführt, nämlich Wenden, so gut wie die benachbarte Fallersleberstraße von Fallersleben. Der deutsche Personenname aber, von dem das Dorf Wenden den Namen hat, stimmte mit dem der zu Heinrichs Zeit eine große Rolle spielenden Wenden und so übersetzte der Urkundenschriftsteller kurzweg platea Slavorum.

Wie weit diese Ortsnamen Wenden u. s. w. auch durch Westdeutschland verbreitet waren, ergibt ein (noch leicht zu vermehrendes) Verzeichnis bei

<sup>1)</sup> „Wendenstraßen“ kommen auch in anderen ostdeutschen Städten vor. Stendal besaß neben einer Judaeorum platea eine Slavorum platea, letztere von Wenden bewohnt. (Niedel, Mark Brandenburg II, S. 14.)

<sup>2)</sup> In einem ausführlichen Brief an mich, Holzminden 4. Oktober 1871, dem ich die oben angeführten urkundlichen Angaben verdanke.

<sup>3)</sup> Reß, Benennung aller Örter d. Herzogt. Braunschweig. Helmstedt 1806, S. 173. Die Quelle für diese Ansichten von Reß ist das Braunschweigische Magazin 1797, Stück 41, S. 648.

Brüdner<sup>1)</sup>, wo dieser hervorragende Slavist die slavische Abkunft derselben als voreilig zurückweist. Außer den Personennamen, die meist derartigen Benennungen zu Grunde liegen, sei auch noch an althochdeutsch Wenti, Grenze, zu denken.

Es giebt aber noch andere durchschlagende Gründe, welche für die angeführten Orte Wenden, Wendeburg u. s. w. jeden Zusammenhang mit Slaven hinfällig machen.

Wir haben oben gesehen, wie scharf sich die wendischen Dörfer des Amtes Vorsfelde von den niedersächsischen scheiden und wie dreierlei: Rundlingsbau, slavische Flurnamen und Freiheit vom Zehnten sie kennzeichnen. Von all dem ist aber nicht eine Spur bei Wenden, Wendezell u. s. w. zu finden. Sie sind deutsche Hausendörfer, haben nur deutsche Flurnamen und gaben Korn- und Fleischzehnten.

Auch Vortfeld und Zweidorf, das an Wendeburg angebaut ist, werden als Wendendörfer bezeichnet. Ich glaube, daß wesentlich litterarischer Einfluß maßgebend war, wenn ein Vortfelder mir sagte: wi' stammt von de ölen wenden af. Es genügt nicht, hierfür anzuführen, daß in Vortfeld dieselben kleinen Rüben, wie in der Mark (Zeltower Rüben) gebaut werden und daß, im Gegensatz zu den meisten anderen sächsischen Dörfern Braunschweigs, die Dreifelderwirtschaft nicht durchgeführt war<sup>2)</sup>, wie dieses auch im Werder bei Vorsfelde vorkommt.

<sup>1)</sup> Die slavischen Ansiedelungen in der Altmark. Leipzig 1879, S. 89.

<sup>2)</sup> „Das Feld ist von alters nicht wohl und wirtschaftlich eingeteilt, daß das jedesmalige Brachfeld mit unter dem Sommerfelde vermischt liegt; dieses verhindert die ordentliche Hutung sehr und kann jedoch numero nicht füglich mehr geändert werden. Der Acker an sich ist sandig und hin und wieder steinig; jedoch ist bei guten und nicht zu trockenen Jahren der Boden nicht der schlimmste, nur schade, daß sie keine drei Felder haben. In dem jedesmaligen Sommerfelde liegt das Brachfeld.“ Handschriftliche Dorfbeschreibung von Vortfeld von E. A. Brauer 1769.

## R e g i s t e r.

### A.

Abbenrode, Name 29.  
 Abendmahlstracht 200.  
 Aberglauben 288.  
 Abgaben der Bauern 152.  
 Abzählreime 321.  
 Achim, Name 20.  
 Ackerleute 158.  
 Ackerwagen 178.  
 Ackerlassen 302.  
 Adersheim, Name 21.  
 Ahlum, Name 21.  
 Ahnebed, Name 32.  
 Alliterationen 345.  
 Alpbrüden 273.  
 Alraunen 283.  
 Altaristen 43.  
 Alversdorf, Name 26.  
 Alveste, Name 21.  
 Ampleben, Name 32.  
 Anbauer 158.  
 Andaun 279.  
 Animismus 265.  
 Anshöt 304.  
 Anthropologisches 7.  
 Apelnstedt, Name 24.  
 April, der erste 246.  
 Arzneien, Bezeichnung derselben 309.  
 Affel, Name 40.  
 Affonanzen 345.  
 Ahjhemel am Wagen 178.  
 Aham, Name 21.  
 —au, Ortsnamen auf 37.  
 Augen, entzündete 309.

### B.

Badekochen, Name 36.  
 —, Wüstung 44.

Bahrdorf, Raibraut 250.  
 —, Name 26.  
 Bahrum, Name 21.  
 Baldrian 276.  
 Ballenverzierungen 125.  
 Ballspielen zu Ostern 243.  
 Bandmützen 197.  
 Bannen 280.  
 Banskleben, Name 32.  
 Barbede, Name 32.  
 Barbiertanz 346.  
 Bären, letzte im Lande 44.  
 Barmte, Name 33.  
 —, Rundling 366.  
 Barmsteinsetzungen der säch. Häuser 124.  
 Barmsdorf, Name 26.  
 Bastlöjereime 330.  
 Baudeling und Baulehnung 151.  
 Bauern, Hörigkeit 151; Abgaben und Lasten 152; Befreiung derselben 152, 154; Zehntleistungen 153; Kennzeichnung 156; Abstufungen 157.  
 Bäumen 303.  
 —bed, Ortsnamen auf 32.  
 Beddingen, Name 27.  
 Bedemund 216.  
 Begräbniß 225.  
 Beiderwand 202.  
 Bienrode, Name 29.  
 Beierstedt, Name 24.  
 Bemestorf 374.  
 —bere, —per, Namen auf 35.  
 Berel, Name 33.  
 —berg, Ortsnamen auf 33.  
 Bergfeld, Name 36.  
 —, Rundling 365.

Berufen 212.  
 Besprechen 304.  
 Besthaupt 151.  
 Bettmar, Name 36.  
 Bettnäßen, vertreiben 307.  
 Bevenrode, Name 29.  
 Bevölkerungsdichtigkeit 91.  
 Bevölkerungszunahme 86. Ur-  
 sachen derselben 93.  
 Beyenrode, alte Häuser 189.  
 Bidelstein 284.  
 Bienrode, Name 29.  
 Bienvende, Name 39, 46.  
 Bledenstedt, Name 24.  
 Bleichjucht 308.  
 Bleigießen 233.  
 Blindfußspiel 323.  
 Blocksberg 274.  
 Blutbesprechung 304.  
 Blut Hingerichteter 309.  
 Blut stillen 305.  
 Bodengüte, Einfluß auf die  
 Bevölkerung 93.  
 Bockshorn = Osterfeuer 45.  
 Bodenstedt, Name 24.  
 Boimstorf, alte Häuser 139.  
 —, Name 26.  
 Bölkhanß 273.  
 Bornum, Name 21.  
 Börzum, Name 21.  
 Bortfeld 378.  
 —, Name 36.  
 —, umgebautes Sachsenhaus  
 133.  
 Bortfelder Tracht 194, 201.  
 Bortfeldsche Hüben 70.  
 Bößer Bild 278.  
 Boffeln = Regeln 45.  
 Bostauf 202.  
 Botterwarwe 189.



Brackstedt, Name 24.  
 —, Rundling 366.  
 Brand, salter 304.  
 Brandwunden 305.  
 Braunschweig, Name 38.  
 Brautheischen 219.  
 Bräutigam 221.  
 Brautkrone 221.  
 Brautkuppe 223.  
 Brauttafelgelder 223.  
 Brechtorf, Name 26.  
 —, Rundling 366; Plan 368.  
 Brinkfeyer 158.  
 Brockenfahrten der Hegen 277.  
 Broistedt, Name 24.  
 Broitzem, Name 21.  
 —, verpottet 335.  
 Bronzezeit 4.  
 —brück, Ortsnamen auf 37.  
 Brunsleberfelde, Name 32.  
 Brunsohle, Name 38.  
 Brunsrode, Groß- und Klein- 29.  
 Buddenstedt, Name 24.  
 Bullenstoßen 256.  
 Bullenwiesen 46.  
 Bungenstedter Turm, Name 24.  
 —burg, Ortsnamen auf 34.  
 Burgdorf, Name 26.  
 Burschentracht 203.  
 Bussfelauß 230.  
 Büstedt, Name 24.  
 —büttel, Ortsnamen auf 35.  
 Butter, Kenntnis und Ausbreitung 181.  
 Butterberge 47.  
 Buttersack 180.

**C.**

Calbeckt, Name 40.  
 CHERUSKER 4.  
 Gramme, Name 39.  
 Cremlingen, Name 27.

**D.**

Dach des Sachsenhauses 117.  
 Dahlum, Groß-, Klein-, Salz-, Name 21.  
 Däle, des Sachsenhauses 114.  
 Dämonen 283.

Dankwarderode, Name 29.  
 Dandorf, Name 26.  
 Deitweg = Heerstraße 47.  
 Denke, Groß- und Klein-, Name 30.  
 —, Groß-, Tracht 195.  
 Denstorf, Name 26.  
 Destedt, Name 24.  
 Dettum, Name 21.  
 Dibbesdorf, Name 26.  
 Dill 276.  
 Dobbeln, Name 21.  
 Donnerbesen an sächsischen Häusern 125.  
 —dorf, Ortsnamen auf 25.  
 Dorfanlage, slavische 363.  
 Dorfanlagen 104; unregelmäßige 104; regelmäßige 105.  
 Dorfneereien 334.  
 Dössel 113.  
 Doß 276.  
 —, Heilmittel 311.  
 Drake 281.  
 Dreifelderwirtschaft 50, 372, 378.  
 Drei Könige, Heilige 234.  
 Dreißpiß (Hut) 201.  
 Dreischregel 180.  
 Druße der Pferde 311.  
 Drütte, Name 30.  
 Duffern 324.  
 Durchfall 305.  
 Duttendorf, Name 24.  
 —, Wunderdoktor 301.

**E.**

Eddesse, Rottfeuer 314.  
 Ehekontrakt 216.  
 Ehe, Verlauf derselben 224.  
 Eichenholz beim Hausbau 116.  
 Eilum, Name 21.  
 Einpföden 278.  
 — der Krankheiten 306.  
 Eichgott, Name 36.  
 —, Rundling 366.  
 Eisenbahnen, Einfluß auf die Bevölkerung 99.  
 Eisenbüttel, Name 36.  
 Eisenzeit 4.  
 Eiyum 335.  
 —, Name 21.  
 Elle 186.

Emmerstedt, Blume 335.  
 —, Name 24.  
 Engelnstedt, Name 24.  
 Engern, Volksstamm 6.  
 Engerode, Name 29.  
 Ente 164.  
 Enen, Lossprechen der 237; Barbieren der 238.  
 Entwöhnen der Kinder 212.  
 Epilepsie 309.  
 Erbgander, Spiel 171.  
 Erbsbär 230, 238.  
 Erdsälle, Sagen 49.  
 Erlerode, Name 29.  
 Erlebniß 272.  
 Ernte, Erntekranz 260.  
 Erziehung der Kinder 213.  
 Esbeck, Name 33.  
 Eschhof, Name 22.  
 Esinghausen, Name 34.  
 —, Abgaben und Lasten 152.  
 Eulenspiegel 334.  
 Eweisen, Name 22.  
 —, Tumulus 284.

**F.**

Fahnenjagen 252.  
 Falah, Fale, Volksname 6.  
 Familiennamen, slavische 362.  
 Fastnacht 235.  
 —feld, Ortsnamen auf 36.  
 Fell verkaufen 227.  
 Feuer, wildes 312.  
 Feuergewinnung durch Reiben 315.  
 Feuerzeuge 189.  
 Fieber 305, 306.  
 Flachs als Lohn 163; Aberglauben 167; Käffel 168.  
 Flachsbaum, ehemaliger 166; Ertrag 167; Ausdrücke bei der Flachsbereitung 173.  
 Flachsrotten 173.  
 Flechten, besprochen 305; geheilt 305.  
 Flechtorf, Name 26.  
 Fleißmühle, Name 39.  
 Flurnamen 41.  
 —, wendische 368, 370.  
 Flurumgänge 259.  
 Flüsse, Einwirkung auf die Bevölkerung 97.

Förbet oder Ahnwenne des Aders 51.  
 Forke, Heugabel 180.  
 Forstorte 41.  
 Fosen, Volksflam 4.  
 Frau Gode 261.  
 —, unrein 291.  
 Freien 214.  
 Freimaurer 286.  
 Fresssteb, Name 24.  
 Frostbeulen, vertreiben 307, 308.  
 Fruchtzehnten 154.  
 Fuen 236.  
 Füerfke 188.  
 Fümmele, Namen 34.  
 Fürstenu, Namen 37.  
 Fußwäschen zu Fastnacht 238.

## G.

Galgenstellen 51.  
 Gandersheim, Roffeuer 314.  
 Gänsepiel 324.  
 Gardessen, Name 22.  
 Gartenflora der Dörfer 111.  
 Gebärmutter 208.  
 Gebärstuhl 208.  
 Gebhardsbagen, Name 37.  
 Geburt 208.  
 Gegengift 305.  
 Geistersehen 270.  
 Geisterwelt 265.  
 Geistlicher, Taufzahlug des-  
 selben 211; Hochzeitsjah-  
 lung 223.  
 Geitelde, Hegen 275.  
 Geitelde, Name 30.  
 Geräte 176.  
 Gerifen am Flug 177.  
 Germanisierung der Wenden  
 362.  
 Gesinde 162.  
 Gespenster 271.  
 Gewatterbrief 210.  
 Gewattern 210.  
 Gewensleben, Name 32.  
 Gilzum, Name 22.  
 Gleidingen, Groß- u. Klein-,  
 Name 27.  
 —, Klein-, altes Haus 138.  
 Glentorf, altes Haus 123.  
 —, alte Häuser 139.

Glentorf, Name 26.  
 Gliesmarode, Name 29.  
 Glinde, Wüstung 52.  
 Gloden, rückwärts geläutet  
 293.  
 Glodenjagen 52.  
 Glück und Unglück 290.  
 Glufert 281.  
 Gniedelsteine 187.  
 Grab 226.  
 Gddbrunnen 208.  
 Grabau, Wüstung 53.  
 Grabhorst, Name 37.  
 Graslleben, Name 32.  
 Grenze des sächsischen Hauses  
 134.  
 Grepe, Mistgabel 180.  
 Großknecht 163.  
 Grufformeln 344.

## H.

Haartracht der Frauen 195.  
 Hachum, Name 22.  
 Hadelberg 283.  
 Hagelfeier 258.  
 —hagen, Ortsnamen auf 37.  
 Hägersdorf, Wüstung 54.  
 Hafemann 281.  
 Hafsche, die alte 232.  
 Halbspänner 158.  
 Halchter, Name 40.  
 Hallendorf, Name 26.  
 Halskrause 200.  
 Hammellaufen 255.  
 Handmühle, steinerne 188.  
 Handschuhe der Frauen 196,  
 200.  
 Harvesse, Name 22.  
 Hasenwinkel, sächsische Häuser  
 im 140.  
 Haspel 174.  
 Hauben der Frauen 198.  
 —haus, —hausen, Orts-  
 namen auf 34.  
 Haus. Oberdeutsche Haus-  
 formen 142.  
 —, sächsisches 109; älteste  
 Formen desselben 110;  
 Grundriß 112.  
 Hausprüche 147.  
 Hausurnen, Zeitbestimmung  
 und Diebel 130.

Hebamme 208, 211.  
 Hehlingen, Pfingstreien 250.  
 Hedeper, Name 34.  
 Hedwigsburg, Name 34.  
 Heerte, Name 30.  
 Hees, der Name 54.  
 Heiledahl bei Elper 49.  
 Heiligendorf, sächsische Häuser  
 140.  
 —heim, Ortsnamen auf 20.  
 Heitweggen, Gebäc 235.  
 Helmsedt, Name 24.  
 Hemkenrode, Name 29.  
 Herzspann 308.  
 Hessen, Name 22.  
 Hegen 274.  
 Hegenpiel 325.  
 Hillebille 185.  
 Hirsjepumpe 188.  
 Hirten 158.  
 Hochzeitsbitter 217.  
 Hochzeitsmahl 222.  
 —hof, Ortsnamen auf 39.  
 Hoffknecht 163.  
 Hohnsleben, Name 32.  
 Hoitlingen, Name 26.  
 —, Kundling, 366.  
 Holster oder Ranzen der  
 Schäfer 161.  
 Hötjke, Holzapel 56.  
 Hondelage, Name 33.  
 Hopfenbau 56.  
 Hordorf, Name 26.  
 Hörigkeit der Bauern 151.  
 —horst, Ortsnamen auf 37.  
 Högum, Name 22.  
 —, die Pastoren 335.  
 Hoyerdorf, Name 26.  
 Huchtelpott 188.  
 Hufeisen 290.  
 Hufeisenform der wendischen  
 Dörfer 364.  
 Huhn 336.  
 Hühnergeld 153.  
 Hünen 283.  
 Hünenberge 57.

## I.

Jäger, wilder 283.  
 Jermheim, Name 22.  
 Jernendorf, Name 26.  
 Industrie, Einfluß auf die  
 Bevölkerung 101.

Ingeleben, Name 32.  
 —ingen, Ortsnamen auf 27.  
 Irrlichter 272.  
 —ithi (—te, —de), Ortsnamen auf 29.

**N.**

Nabelsooje 58.  
 Nalandswiejen 58.  
 Nalme, Name 22.  
 Nannerfack des Sachsenhauses 116.  
 —lamp, Ortsnamen auf 38.  
 Kartenspiel 345.  
 Rüstewagen 218.  
 Rästorf, Name 26.  
 Rehbölzer 183.  
 Resselhaken 120.  
 Riebig 338.  
 Rinder 212.  
 Kinderlieder 317.  
 Rissenbrüd, Name 37.  
 Rittel, weißer 201.  
 Klageweib 273.  
 Klapper 185.  
 Kleiderordnung von 1740 193.  
 Kleidung 191.  
 Knechte, Fastnachtsbräuche der 236.  
 Kneitlingen 334.  
 —, Hausbau 146.  
 —, Name 28.  
 Kniejense 179.  
 Knüppel 180.  
 Köchingen, Name 28.  
 —, altes Haus 137.  
 Kolic, Köhlerkätte 60.  
 Könige, Heilige drei 234.  
 Königsutter, Name 39.  
 Kopfloje Geißter 271.  
 Kornweib 281.  
 Kost auf dem Lande 164.  
 —tot, Ortsnamen auf 36.  
 Köter, Feld und Stellung derselben 60.  
 Kotsaffen 158.  
 Kragenmantel 200.  
 Krämpfe 308.  
 Kremlingen s. Gremlingen.  
 —krug, Ortsnamen auf 38.  
 Krusdullen 325.  
 Krüsel 186.

Rüblingen, Name 28.  
 Ruckuck 336.  
 Ruh 336.

**Q.**

—lä, läge, Ortsnamen auf 33.  
 Lagmühle, Name 39.  
 Lamme, Name 40.  
 Landesvermessung unter Karl I. 41.  
 Landgemeinden, Größe der 98.  
 Lange Dör des Sachsenhauses 113.  
 Langeleben, Name 32.  
 Langobarden 4.  
 Langschwanz, ein Spinnrad 166.  
 Lasten der Bauern 152.  
 Lauingen, Name 28.  
 —leben, Ortsnamen auf 30.  
 Lebensstedt, Name 25.  
 Leber, weiße 293.  
 Lehnort, Name 26.  
 —, altes Haus 138.  
 Lehre, Name 39.  
 —, alte Häuser 121, 139.  
 Leichenschmaß 226.  
 Leichenzüge, vorausgeschien 269.  
 Leiserde, Name 38.  
 Leinde, Name 30.  
 Leinweber, Stellung der 167.  
 Lelm, Name 22.  
 Lesse, Name 39.  
 Lessing, vom Teufel geholt 286.  
 Lichtenberg, Name 33.  
 Lichtneß 235.  
 Liebe auf dem Lande 214.  
 Liebeszauber 215.  
 Liedingen, Name 28.  
 Linde, Oster- und Westfer, Name 30.  
 Linden, Name 22.  
 —, alte 63, 284.  
 Lockrufe für Tiere 341.  
 Lohn des Gefindes 162.  
 Looje 58.  
 Ludlum, Name 22.

**M.**

Machterjen, Bruch- und Lob-, Name 22.

Madenorf, Name 26.  
 Mägdle 164.  
 Mai, der erste 246.  
 Maibaum 247.  
 Maibraut 248.  
 Märkäfer 339!  
 Männertracht 201.  
 —mar, Ortsnamen auf 36.  
 Marienkäfer 339.  
 Marienthal, Name 37.  
 Marte 273.  
 Martini 261.  
 Martinsgans 263.  
 Mascherode, Name 29.  
 Mast des Viehes 64.  
 Mathafe 180.  
 Matthiastag 239.  
 Maus 336.  
 Medardus 258.  
 Meerdorf, Name 26.  
 —, Dorfplan 106.  
 Meinkoth, Name 36.  
 Melverode, Name 29.  
 Mesenheide, Name 38.  
 Mieder 198.  
 Migenkifer 301.  
 Mischgauer 275.  
 Militärsignal 344.  
 Modderkuten 202.  
 Müdenburg 34.  
 —mühle, Ortsnamen auf 39.  
 Müller 190.

**N.**

Nabelschnur 208.  
 Nachthirten 65.  
 Nachjuchen durch Verstorbene 228.  
 Nägeleinshlagen 307.  
 Näshafen 189.  
 Namenerteilung 210.  
 Nasenbluten 307.  
 Nedreime 332.  
 Regenstärke 244.  
 Neindorf, Name 27.  
 Neubrüd, Name 37.  
 —, altes Haus 118.  
 Neuhaus, Name 34.  
 Neujahr 233.  
 Neunkräuterjegen 245.  
 Nider 281.  
 Nidshuhn, Spiel 171.

Niederdeutsche Sprache siehe Sprache.

Nikolaus, St. 290.

Riffen am Wagen 179.

Robistrug, Sagen 65.

Nordsteinfle, Name 33.

—, Rundling 366.

Noten Hof, Name 22.

Notfeuer 312.

## D.

Oberlutter, Name 39.

Obstbäume mit Strohseilen umwunden 234.

Ochsendorf, sächsische Häuser 140.

Oßleben, Name 32.

Ohegärten 159.

Ohrmalen der Schafe 162.

Ohrringe 206.

Ölber, Name 34.

Ölper, Name 34.

Ölsburg, Name 34.

Oppermann 67.

Ortsnamen 18.

—, wendisch 363.

Orißschaften, Verteilung der 90.

Ostara, Göttin 240.

Ostereier 243.

Osterfeuer 241.

—, Verbot 241.

Ostern 240.

Osterspaziergang 243.

Osterrwasser 242.

Osterrwoche 240.

Ostfale 6.

Ovelgönne 78.

## P.

Palmen = Weidenkästchen 246.

Papenrode, Name 29.

Papstorf, Name 27.

Parfau, Name 37.

—, Ansicht 365; Rundling 366.

Paschen = Ostern 240.

Pasquille 353.

Pastors Ruh, Lied 347.

Pfänderspiele 324.

Pferd im braunschweigischen Wappen 128.

Pferdeköpfe der sächs. Häuser

125; Formen derselben

127; Bedeutung 127.

Pfingsten 247.

Pfingstochse 257.

Pflug, Alter derselben 176;

Benennung der Teile 177.

Plaggenwicke 180.

Plumpfad 323.

Polterabend 220.

Postlagen 325.

Prillefen 235.

Prophezeiungen 267.

Purigmühle, Name 39.

—, wendisch 374.

## Q.

Quacksalber 301.

Querenhorst, Name 37.

—, sächsische Häuser 141.

Querum, Name 22.

## R.

Rabe, Begleiter des Teufels 286.

Räbte, Name 33.

—, Spottvers 334.

Raffturn, Name 38.

Räffel 354.

Rauchhühner 153.

Rautheim, Name 22.

Rechtsverhältnisse, in Flurnamen erhalten 85.

Regen 297.

Reinsdorf, Name 27.

Reiskingen, Name 28.

Renlingen, Name 28.

Reuslau, sächsische Häuser 140.

Reppner, Name 40.

Rheumatismus 307.

Rickensdorf, Name 27.

—, sächsische Häuser 141.

Riddagshausen, Name 34.

Ringeltänze 322.

Rieseberg, Name 33.

Riesen 283.

Rod der Weiber 200.

—rode, Ortsnamen auf 28.

Rotenkamp, Name 38.

—, Rundling 366.

Rottorf, Name 27.

Rüben, Vortfeldische 70.

Rückwärtsläuten 293.

Rüel, Pflughäufel 177.

Rühen, Name 28.

—, Rundling 366.

Rühne, Name 22.

Rümmen, Name 34.

Rundlinge, wendische 364.

Rungen am Wagen 178.

Rünigen, Name 28.

Runstedt, Name 25.

## S.

Saalsdorf, Name 27.

Sachsen, Volksstamm 5.

—, Einteilung 6.

—, Ausbreitung 6.

Sächsisches Haus 109.

—, Größe 123.

—, Untergang desselben 130;

Unreinlichkeit 131; Zurück-

weichen der Hausgrenze

132, 137; Umbauten des-

selben 132; Älteste und

jüngste 141.

Salber, Name 40.

Sambleben, Name 32.

Sarg 225.

Säugen der Kinder 211.

Sauringen, Name 28.

Schlafalen am Wagen 179.

Schäfer 160.

Schäferhaken 161.

Schandelah, Name 33.

Schapen, Name 40.

Schepkau, alte Häuser 139.

—, Name 37.

—, Rundling 366.

Scherr am Pflug 177.

Schickelmann am Pflug 177.

Schickelsheim, Name 33.

Schimmelreiter 171, 220.

Schintel am Wagen 179.

Schlafen, Notfeuer 314.

Schliestedt, Name 25.

Schmetterling 339.

Schmuck 204.

Schnecken 306, 339.

Schönningen, Name 28.

Schöppenstedt, Groß- und

Klein-, Name 25.

—, Klein-, altes Haus 143.

Schöppenstedter Streiche 334.

Ehornsteine, Einführung der-  
selben 118.  
Schulenrode, Name 29.  
—, alte Häuser 144.  
Schürze 200.  
Schürzenstieben 215.  
Schüsselkranz 189.  
Schutzbriefe 292.  
Schwalbe 337.  
Schwangerschaft 207.  
Schweineschlachten 263.  
Schwindjucht 305, 309.  
Sechstenknecht 164.  
Seele, entflieht 266.  
Seelenglauben 265.  
Seesen, Notfeuer 314.  
Seinstedt, Name 25.  
Semmenstedt, Name 25.  
Tempmühle 188.  
Senje 179.  
Separation 155.  
Sichte, Nähwerkzeug 180.  
Sichte, Name 30.  
Sie, die Knieleuse 179.  
Siedelungen 86 ff.  
Sierke, Name 23.  
Signalgeräte 184.  
Sisbed, Groß- und Klein-,  
Name 33.  
—, Groß-, Rundling 366.  
Slepenchau, Spiel 171.  
Sleten, Unglücksfälle durch  
dieselben 114.  
Söllingen, Name 28.  
Sonne, tanzt Stern 243.  
Sonnenberg, Name 34.  
Sophsienthal, Name 37.  
Sottmar, Name 23.  
Speichel 291.  
Sperlingsköpfe, Lieferung  
153.  
Spiele 321.  
Spieellieder 327.  
Spindel, Spinnen mit der  
165.  
Spinnstuben 165; Verbot  
168; Regeln 169; Erz-  
ählungen 169; Lieder 170;  
Spiele 171.  
Spinnräder, Erfindung 165;  
Teile 174.  
Spinnowirtel 165.

Spitznamen 237.  
Spottreime 332.  
Sprache, niederdeutsche 9;  
deren Mundarten in  
Braunschweig 10; Ver-  
drängung durch die hoch-  
deutsche 12; Verfall 16.  
Sprachgrenze, niederdeutsche  
135.  
Sprechübungen 344.  
Sprichwörter 359.  
Städte, Einfluß auf die Be-  
völkerungszunahme 87.  
Ställe des Sachsenhauses 114.  
—stedt, Ortsnamen auf 24.  
Stellwanne 177.  
Steinum, Groß-, Name 23.  
Steinum, Groß-, Rundling  
366.  
Steinzeit 3.  
Sterben, Ausdrücke dafür 225.  
Steterburg, Name 34.  
Stiddien, Name 23.  
Stückheim, Groß- und Klein-,  
Name 23.  
Storch 338.  
—, bringt Kinder 208.  
Straßen, Einfluß auf die  
Bevölkerung 98.  
Straßendörfer 367.  
Strohblätter 117.  
Strümpfe 200.  
Süll 113.  
Sunstedt, Name 25.  
Süplingen, Name 28.  
—, Spott 335.  
Süplingenburg, Name 34.  
Swew am Butterfaß 182.  
Sylvester 232.  
Sympathetische Heilmittel  
305.

## T.

Tagemählerei 289.  
Tänze bei der Hochzeit 223.  
Tanzlieder 346.  
Tarnlappe 282.  
Tatarn (Zigeuner) 76.  
Taufe 210.  
Taufanzüge 211.  
Tempelanneke 311.  
Terneizname 237.

Teufel 284; Hochzeit des-  
selben 286.  
—thal, Ortsnamen auf 37.  
Thie 76.  
Thiede, Name 30.  
Thüne, Name 39.  
Thüringer 7.  
Thüringische Häuser 142.  
Tiddische, Name 23.  
—, Rundling 366.  
Tiere in den Volksreimen  
336.  
—, spulende 272.  
Tierstimmen 340.  
Timmerlah, Name 33.  
Timmern, Name 34.  
Todesvorzeichen 224.  
Totenfrau 225.  
Totengestell auf dem Grabe  
226.  
Tracht 191; Alter 192;  
Abbildungen 194; Ände-  
rung 193.  
Trappen upnemen 307.  
Trauerkleidung 225.  
Trauertuch 199.  
Trauung 222.  
Tudeboten, Irlichter 272.  
Tweisingen, Name 28.  
Twälpfstedt, Groß- u. Klein-,  
Name 25.  
—, Groß-, Tanz 223.  
Übele Gönne, Ovelgönne 78.  
Überbein 307.  
Üfingen, Name 28.  
Ührde, Name 30.  
Ulenlock am Dache 129.  
Umgehen Verstorbenen 228.  
Umjchlageuch 199.  
Unreinheit der Frau 291.

## U.

Uahlberg, Name 33.  
Uahlthöffe bei Lesse 49.  
Uallstedt, Name 25.  
Uampyriskmus 228.  
Uechelade, Name 33.  
Uechelde, Name 30.  
Uelpfe, altes Haus 116.  
—, Name 33.  
—, Rundling 366.  
Uelstode, Name 40.

Beltenhof, Name 23.  
 Beltsheim a. d. Ohe, Klein-,  
 Name 23.  
 Bergodendel 261.  
 Verlobung 216.  
 Viehkrankheiten 310.  
 Völlenrode, Name 29.  
 Volkmarode, Name 29.  
 Volkmarzdorf, Name 27.  
 Volksdichtung 317.  
 Volkslieder 345.  
 Volksmedizin 300.  
 Volksreime 341.  
 Volzum, Name 23.  
 Vorgehichtliche Kunde 3.  
 Vorlat 266.  
 Vorsfelde 361.  
 —, Name 36.  
 Vortüg am Pflug 177.

### W.

Waggum, Name 23.  
 —, Maibraut 249.  
 —, Tracht 198.  
 Wähle, Name 30.  
 Wahrstedt, Name 25.  
 —, Maibraut 249.  
 Wald, ehemalige Ausdehnung  
 63; Einfluß auf die Be-  
 völkerung 96.  
 Walpurgis 246.  
 Walpurgisnacht 275.  
 Wams 202.  
 Wandertthaler 323.  
 Wappen, braunschweigisches  
 128.  
 Warke, Name 33.  
 Warmenau, Name 37.  
 —, Rundling 366.  
 Warzen 306.  
 Watenbüttel, Name 36.  
 —, Spinnrad 166.  
 Watenstedt, Name 25.  
 —, Hünenburg 284.  
 Waghum, Name 23.  
 Waugarme am Wagen 178.

Weberei 167.  
 Weddel, Name 39.  
 —, Dorfplan 108.  
 —, Spottvers 334.  
 Wedtenstedt, Name 25.  
 We'e am Pflug 178.  
 Wefelingen, Name 28.  
 —, Dorfplan 107.  
 Weiberock 200.  
 Weide, gemeinsame 159.  
 Weihnachten 231; Weiß-  
 nachtsbaum 231; Weiß-  
 nachtsingen 231.  
 Weinbau, Weinberge 79.  
 Wendeburg, Name 34.  
 Wenden, Dorf, Name 23.  
 — 361; Germanisierung 362.  
 —, Dorf 376.  
 —, zehntfrei 372.  
 —, Stellung im Mittelalter  
 374.  
 Wendenstraße 377.  
 Wendenthor 377.  
 Wendenzen, Name 23.  
 Wendezeile, Name 38.  
 Wendshausen, Name 34.  
 Wendische Ausdrücke 369.  
 — Plurnamen 370.  
 — Dörfer 361.  
 Wendland, hannoversches  
 369.  
 Wendshott, Name 36.  
 —, Rundling 366; Plan  
 367.  
 Wenneßchemel am Wagen  
 178.  
 Wenje 376.  
 Wentfeld 376.  
 Werber, der, bei Vorsfelde  
 361.  
 Wertwolff 273.  
 Wetterregeln 296.  
 Wegleben, Name 32.  
 Wickenthies 266.  
 Wickerrau 293.  
 Wierthe, Name 30.

—wieße, Ortsnamen auf 38.  
 —wif, Ortsnamen auf 37.  
 Wilder Jäger 283.  
 Windmühlen 190.  
 Winnigstedt, Groß- u. Klein-,  
 Name 25.  
 Wippermühle, Name 39.  
 Wittmar, Name 36.  
 Wobed, Name 33.  
 Wöchnerin 209.  
 Wodenblattinschriften 172.  
 Wodenpflöde 173.  
 Wohlenberg, Auszug der  
 Zwerge 282.  
 Wolf, Vorkommen 81.  
 Wolfenbüttel, Name 36.  
 Wolfstorf, Name 27.  
 Woltwieße, alte Häuser 143.  
 —, Namen 38.  
 Wörter, wendische 363.  
 Wortverjüngung 344.  
 Wunderdoktoren 301.  
 Wünschelrute 294.  
 Würmer vertreiben 305.  
 Wurmkrantheit der Pferde  
 312.

### Z.

Zähne 212, 213.  
 Zahnhemerzen 307, 308.  
 Zäpfschen, geschwollenes 308.  
 Zaubersprüche 303.  
 Zehnten 153.  
 Zehntfreiheit der Wenden 372.  
 Zehntmalter 154.  
 Zehntordnungen 76.  
 Zehrpennig für Tote 228.  
 Zillendei 81.  
 Zuckerrübenbau, Einfluß auf  
 die Bevölkerung 94.  
 Zutrinken 344.  
 Zwickdorf 378.  
 —, Name 27.  
 Zwerge 281.  
 Zwölfsten, die 232.









DUE OCT 10 1931



